EUGENIE.

Phantasiegemälde

BIBL.
UNIVER
LIPS

1835

Verlag von Joh. Dav. Sauerländer.

Das tönende Bild.

P

Welch eine üppige Zaubernacht! Die Sterne flammten wie unſterbliche Küſſe. Blüthen und Blätter nickten einander zu in ſeligem Liebesgeheimniß. Schwellend brauſ'ten die Brünnlein und Bäche, das ſammtweiche Moos, die bräutlich träumeriſch koſenden Vergißmeinnichte und Violen umſchmiegend; aus den weißen Kelchen der Nachtſchatten ſäuſelten Düfte wie Liebesſeufzer.

Iſidor lag in einer lieblichen kleinen Schlucht, unter einem blühenden Lindenbaume. Lange hatte er im Vorgefühle der Seligkeit das heimliche Liebesleben, die tauſend flüſternden Stimmen, die wie Elfengeſchwätz aus den Baumwipfeln, aus dem Schooße der Felſen, ſehnſüchtig, freudig ſchmerzlich, üppig, wonnetrunken drangen und klangen, belauſcht. Es war ihm, als rankten und wüchſen über ſeinem Haupte die bunten, geflügelten Arabesken der Töne, und trieben Keime, Blüthen und Früchte zugleich; er kam ſich ſo klein vor, daß die Halme des Graſes, worein er lag, ſich über ihm

wie Banianen wölbten. „Meiner Treu'!“ rief er endlich aus, „das Große in mir muß sich wohl heimlich aus dem Muttergestein entwunden haben. Mein innerer Edelstein, der kalte Cristall hat durch die Farben, die sich in ihm brachen, unwillkührlich organische Lichtkraft und Lebensfülle gewonnen; — hahaha! Ist es nicht zum Todtschießen, sein eig'ner Hanswurst zu seyn, die schlechte Copie seines eig'nen meisterhaften Originals?! Höchst poetischer Weise alle Farben spielen — und höchst prosaischer Weise ein Mühlrad im Kopfe zu tragen, weil man vor lauter Himmelsseligkeit nicht einmal einen miserablen Correspondenzartikel aushecken kann für die göttliche Vieruhrbrods-Zeitung? Nein! Es ist wahrhaftig zum Schlagtreffen! Aber das ist der verfluchte Zauber meines Namens, das heillose Schwänzchen an demselben, dies dor hinter dem Isidor, im ununterbrochenen dreißigjährigen Krieg gegen alle dorgeschwänzten Louis, Friedrich's und Napoleon's. Aber wart' nur 'mal, Natur! Wenn du mich bloß mit frikassirten Nachtigallenkonzerten zu sättigen gedenkst, mit ambrosischem Duft von Tag- und Nachtschatten, während bei Tag und Nacht das höchste Ideal des hochedlen und wohlgebornen Herrn Magens der solide, klassische Duft

einer reellen Schöpſenkeule iſt und bleibt, wenn du mich mit idylliſchem Quellengemurmel für den hocherlauchten Münchner-Bock — an Champagner will ich gar nicht denken! — zu tröſten, das heißt: zu höhnen gedenkſt, — warte nur, Natur! ich will dich doch dran kriegen, du ewiges Capital, unerſchöpflicher Gemeinſchatz von Millionen gemeinen Tagedieben, ich will dich als Correſpondenzler und Recenſent à la Midas behandeln, deine Idyllen, deine Arabesken, ſogar deine ſchnöden Gewäſſer ſollen mir zu Gold werden. Ich will dich im piquanten Styl' behandeln, im Hoftheatergenre, auf eine recht ſublime Intendanzraths-Art, das heißt: etwas Hanswurſtmäßig." — Und jetzt floſſen Thränen aus ſeinen Augen, er drückte ſeine glühende Stirne an die Erde und küßte ſie ſo inbrünſtig, wie ein Sohn die geliebte Mutter. „Vergib, vergib!" rief er mit tiefem Schmerz; „aber ſieh'! ich kann nicht anders; ich bin nun 'mal buntſcheckig, geſtempelt wie eine Geckenmütze, und glaubſt du denn, du arme Millionairin, arme Närrin! es ginge uns Menſchen beſſer?! Ich verſichere dich, treue Natur! jeder von uns, die wir uns doch als Herren der Schöpfung, als thönerne Bilder anbeten laſſen, von der ewigen Sonne, von den

ewigen Sternen, — und iſt nicht jeder Grashalm auch ſein eig'ner ewiger Stammbaum, jeder Käfer von ſo altem Adel, als ein Baron? — alſo, wir Menſchen, wir unausſprechlichen Zahlen, könnten die Nullen eben ſo gut vorne tragen, und die Eine Einheit, die Sehnſucht, bliebe doch unausſprechlich. Merkſt du, wo ich hinaus will, Natur? Da hinaus, wo uns der Friede ausgeht, und der Neid beginnt, daß wir nicht ſind wie du, und da hinaus, daß wir hunderttauſend Scherben ein Ganzes ſeyn möchten, wie du, ſelbſtkräftige Bilder an einem einzigen großen Kunſtwerk, eine klaſſiſche Compoſition, Einer um des Andern willen. Einer durch den Andern gehoben, und doch Jeder ganz vorhanden; das iſt's! Und darum möchten wir auch dich gar zu gerne im Corſet ſehen, im Schleppkleid, mit falſchen Locken, weil wir nicht ächt und frei ſein können wie du! Vergib, vergib! Und ſo werde ich, — ich avertire dich früher davon, damit du mich nicht für heimtückiſch und hinterliſtig hältſt, — meine Frühlingskorreſpondenz für die Normaltafel alles guten Geſchmack's in Deutſchland, für die göttliche Vieruhrbrods-Zeitung ungefährlich dermaßen und mit folgenden komißmäßigen Redensarten abfertigen, als wäre ich irgend ein unpartheiiſcher

fürſtlicher geheimer Oberhofkritikus mit vierhundert Thalern Courant — in Expektanz — alſo beinahe ſo:

Unſer gefeierter Componiſt, der Ritter des Nachtigallenordens, **Maestro Primavera**, deſſen neueſtes geniales Werk, die Waldburgisnacht, mit obligaten Hexenwalzern und dem unübertrefflichen Maiglöckchenterzett im verfloſſ'nen Monat beim hieſigen Publikum Furore machte, hat für die diesjährige Saiſon eine neue Oper geſetzt, zum Text eines ſichern **Signore Arcangelo** betitelt: **Ave maris stella.** Beſonders entzückt darinnen eine Bravourarie unſerer vergötterten Sängerin, Demoiſelle Nachtigall; ach wie ſie aus G dur in E mol hinüberfliegend flötete:

Aus jedem Sternlein ein tönender Pfeil
Drang mir in's tiefe, tiefe Herz hinein;

wie ſie dabei ihr Herz in Klang verſtrömte, daß jede leiſe, ſäuſelnde Schwingung zum Halleluja ward, und wie nun der Klang, ein ſchimmernder ſilberheller Pfeil, durch die dunklen Räume emporflog, einen leuchtenden Streifen wie eine ſich're Bahn im Grenzenloſen zeichnend; — das hätteſt du hören und ſehen müſſen zugleich, göttliche Vieruhrbrods-Zeitung! Überhaupt muß man geſtehen, daß unſere Oper ganz vortrefflich beſetzt iſt. Madame

Schwalbe ſingt erſte Mütter, wäre nur der väterliche Baß beſſer mit Waden beſtellt, (Herr Storch hat dies Fach.) Aber erſt unſere Tenore! Gegen Herrn Stieglitz iſt David, ſo zu ſagen, bloß ein Sägeſchleifer, vom Herrn Fink will ich gar nicht ſprechen, denn man kann ihn mit nichts vergleichen, ſeine Triller ſind, ſo zu ſagen, bloß durchſichtige belebte Smaragde; ſo einen Triller ſieht man, wenn man ihn hört, er pfeilt ſich zitternd wie erſte Liebesantwort in's Herz hinein, und wird drinnen zur Flamme, daß die ganze winterliche Kriſtallrinde zuſammenſchmilzt, und die alte gefangene Säuglings-Seele wieder frei wird, welche beim erſten Blick in die Welt die Sonne für eine Roſe anſah und den Mond für eine Lilie. — Was das Orcheſter betrifft, ſo ließen ſämmtliche Mitglieder durchaus nichts zu wünſchen übrig, ſogar an jedem Sekond ſaß ein Virtuoſe; — es würde zu weit führen, jeden Einzelnen anzugeben, auch habe ich des berühmten Großkritikers Wendehals treffliches Recenſentenlexicon zum Privatunterricht für angehende Lobhudler nicht bei der Hand, (es iſt nämlich im Pfandhauſe bei ſeinem Verfaſſer) und kann mich daher auch nicht auf mehr Synonyma beſinnen, als: recht brav, recht wacker, genügend, vollkommen

befriedigend, ausgezeichnet, wie wir es gewohnt ſind, meiſterhaft, mehr als unübertrefflich, ſich ſelbſt überbietend, himmliſcher als himmliſch und ſo weiter; kurz! jedes paßte. Herr Maikäfer dirigirte, ſeine Thätigkeit und raſche Umſicht iſt anerkannt. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß ſeine Methode, den Takt zu ſchlagen und Ordnung zu halten, allgemeine Nachahmung fände, denn er ſchlägt den Takt mit den Flügeln und hält ſich durchaus nicht pedantiſch in der Mitte vor der Partitur, ſondern ſieht in jedes Stimmenblatt (die ſäuſeln aber alle ſelbſt mit, denn Fliederbuſchſtengel ſind die Pulte, und die Blätter — Fliederblätter) da fliegt nun unſer Muſikdirektor, wie geſagt, von einem Blatt' zum andern, und ehe man ſich's verſieht, ſchlägt er einem dritten Muſikus den Takt auf die Schultern. Doch ein paar Herrn vom Orcheſter muß ich Ihnen, meinem früheren Vorhaben zum Trotz, nennen und anführen, hochgeehrteſter Herr, verantwortlicher Vieruhrbrods-Zeitungs-Redakteur! namentlich für's erſte Herrn Froſch ſenior. Den hätten Sie ſehen müſſen, wie er den Kopf in die Höhe warf, daß die Geige am Reſonanzboden ſeines grünen Trommelſchlundes ſchütterte, und wie er mit der Linken bei jedem Ton' ſo delikat griff,

als zählte er Louisd'ors, und mit der Rechten den Bogen anſetzte, als wollte er die Saiten magnetiſiren. Der Bruder dieſes göttlichen Froſch-Paganini, Signore Fagotto, blieb nicht zurück, da war alles an ihm Fagott. Heimchen und Bienen harften, ſie fingen das eigen an: Sie flochten alle ihre Stimmen wie wunderfeine Golddräthe ineinander und ließen ſie dann vom Takte ſchwingen. Der Todtengräber, der mit ſeinen vier Geſellen Tag's zuvor noch das letzte Körnchen Eis eingeſcharrt hatte, blies die Poſaune und ſtand bei der Ouvertüre Schildwacht. Johanniswürmchen blies Piccolo, und wenn es das viermalgeſtrichene A nicht herausbringen konnte, ſo leuchtete es, und das war auch gut. Sogar Herr Sturm, mit dem gar Niemand in der ganzen Geſellſchaft auskommen kann, that diesmal ſeine Schuldigkeit beim Grundbaß, aber der Componiſt hatte ihn auch mores beigebracht, ſeitdem er ihm bei der letzten Oper, deren ganze Introduction der alte bärbeißige Sturm über'n Haufen warf, mit obrigkeitlicher Bewilligung eingeſteckt hatte in die alte Felſenhöhle, darin ſaß er auch diesmal, wußte aber kräftig ein- und auszufallen nach den langen Pauſen.

O Natur! Natur! Was für ein niederträchtiger,

elender Kerl bin ich, dich ſo preiszugeben, dich ſo zu verrathen an löſchpapier'ne Tröpfe, Vieruhrbrods-Redakteure, Theemamſellen, Ladenſchwengel und Modeblättergucker! — Mode und Moder ſind Geſchwiſter-Kinder. Wie wirſt du in deiner friſchen wundervollen Lebenskraft dich neben Modeblättern ausnehmen?! Aber im Ernſt! Warum läßt du denn nicht auch das liebe tägliche Brod an den Bäumen wachſen? Ich kenne Jemand, dem du dadurch einen großen Gefallen erweiſen würdeſt, Mutter Natur!"

Die gold'ne Pforte that ſich auf, an der Schwelle ſtand der jugendliche Gott, ſchimmernde Pfeile herausſendend, Pfeile der Wonne, Freiheitsgedanken, Oſterlieder. Sie fuhren die Kreuz und die Quer durch den Wald, durch das dichte engverſchlung'ne Laub, triumphirend in die geſtaltloſen Schatten hinein, und trafen zu Schanden die buntjackigen Fratzen und Phantome, die ſich ſo wichtig anſtellen, als läge das Heil der Welt auf den Schultern eines Katzenbucklers, als müßte das All-Leben aufhören zu pulſen, wenn die löbliche Sitte der kühngeſchweiften Fracks aufhöre, und ein Menſch, der nicht für ein Halseiſen geboren iſt, auch keine Cravatte mehr trage. Alle die Albernheiten der Nacht löſchte der junge Tag in Feuer und mit Purpur

vom beſudelten Kleid der Erde. Und die Lerche, wonnetrunken vom Nektar des Licht's, fühlte ſich als Paradiesvogel, und des Himmels Freudethränen, daß das Licht nicht verſchachert, nicht verfälſcht, nicht verroſtet, nicht vernichtet werden könne, perlten in den Herzen der Blumen.

„Iſidor!“ —

Iſidor raffte ſich aus ſeinem ſeligen Hinbrüten empor, guckte die Bäume der Reihe nach an und ſprach, etwas mißſtimmt durch den rauhen Anruf: „Iſt es nicht fatal, daß ſogar die Eulen ſchon meinen Namen kennen? Denn das iſt gewiß ein Käuzchen geweſen.“

„Ein Kauz, Iſidor! wenn auch kein toller, aber was nicht iſt, kann noch werden. Der Teufel ſchlag' in dieſe verdrießliche Wirthſchaft. Ich für meinen Theil bin viel zu albern, um einzuſehen, warum denn eigentlich der Himmel ſich ſo entſetzlich viel Mühe gibt, einen armen Schlucker auf die Erde zu ſetzen. Weßhalb denn nur, das ſage mir nur 'mal Einer, weßhalb denn hungern und kümmern, und ſich mit zwei Beinen ärger plagen als unſere Kameraden mit vier? Ach! Um Gottes Willen, daß mir nicht ſchlimm wird! Damit wir eſſen und trinken; pfui Teufel! Und warum eſſen und trinken?

Damit wir leben, das heißt alſo: Damit wir eſſen und trinken?! Hahaha! Darüber könnte Einer ein Buch ſchreiben, damit er von dem Honorar — eſſen und trinken könne. O wie ſchaal, leer und nichtig! So hängen wir arme Zweibeinler zwiſchen der Krebsſcheere eines ewigen Dilemm's, wie zwiſchen Himmel und Erde. Und darum Räuber und Mörder? Das heißt: Darum ſo viele Gimpel auf Erden? Nein! Es iſt nicht zum Aushalten. Ich ärgere mich, ſo oft ein neuer Tag uns die alte Erbärmlichkeit in ihrer Blöße enthüllt; ich möchte mich in einen Schacht flüchten, wo ich von der Sonne nie mehr reden hörte; im Goldſchacht liegt ja doch des Menſchen eigentliche Sonne. Ich möchte wahrhaftig Bekanntſchaften bei den Quadrupeden anfangen und einer Wolfsdame die Cour machen, um zu einem Souper geladen zu werden, wo man zwar nichts genießt, aber doch ſelbſt geſpeiſt wird. O Hamlet, Hamlet, königliche Hoheit von Dänemark!"

„Nein!" erwiederte Iſidor, welcher den Freund lachend anſtarrte; „ſag' ſelbſt, aber aufrichtig, iſt es möglich, vernünftiger zu ſein, als wir Beide? Ich renne des Abends fort aus der Stube, um einen berühmten Correſpondenzartikel auszuſinnen,

und halte ohne viel Umstände mein Nachtquartier zu ebener Erde, während im oberen Stock die Nachtigall Hochzeit hält und glänzenden Ball gibt. Und du rennst am hellen Morgen hierher, um der Natur und deinen Freunden Grobheiten zu sagen?! Oder ist es vielleicht ein Kompliment für mich, wenn du mir deine Sehnsucht nach der Gesellschaft von Quadrupeden zu erkennen gibst, und mich mit einem Ton begrüßest, als hättest du gefunden, was du suchtest? Oder willst du der Natur vielleicht damit eine Artigkeit sagen, wenn du dir eine Lichtputze wünschest, um die Sonne auszuputzen, und ein Sacktuch, um den Blumen ihre Thränen abzutrocknen? O Cäsario! Ich bitte dich, geh', und lasse dir einen Schlafrock von Löschpapier machen, um die Kleckse des Lebens rein zu machen; aber ich glaube: du wirst nicht Lumpen genug für Papier, und nicht Schneider genug finden, obgleich es viele Recensenten in Deutschland und Schneidergenie's zu Tausenden gibt. Ich will dir einen guten Rath geben. Werde Tagelöhner, arbeite an einem Conversationslexikon mit; du mußt dir nämlich durchaus etwas mehr Raum im Kopfe verschaffen, denn du hast ihn überladen wie and're den Magen, und d'rum drückt dich's auch auf dem Herzen. Oder

wenn du meinſt, daß dein Übel vom Herzen kommt, ſo weiß ich dir auch noch ein Mittel; — werde Spion!“

„Es iſt wahr,“ erwiederte Cäſario finſter; „du haſt Recht; du meinſt doch, — nicht wahr? Es gibt keinen ehrenvolleren Poſten auf Erden, als den eines Schurken?! Ach, mein Freund! man kommt nur leider nicht an, das Fach iſt ſchon über und über beſetzt. O pfui, pfui! was für ein ſchlechter Staatshaushalt im Großen; nicht einmal Schurke kann man mehr werden.“

„Nun, du biſt inkurabel,“ entgegnete Iſidor lachend. „Und überdem weiß ich gar nicht, warum denn juſt ich dein Publikum ſein ſoll, wenn du den Jeremias parodirſt?! Liege denn ich auf Roſen? Im Gegentheil, auf Stroh. Kommandire ich ein ungariſches Regiment von Kremnitzern? O Gott! Ich bin froh, wenn mir zuweilen nur eine Compagnie aus dem kupfernen Zeitalter die Honneurs macht, oder ein ſilberner Bataillonschef mich von Weiten grüßt. Reißt man ſich um meine Correspondenzartikel? Im Gegentheil man zerreißt ſie öfter.“

„Abertwitz!“ unterbrach ihn Cäſario; „ſo weit, als ich, haſt du's noch lang nicht gebracht. Ich

bin höchſtens noch auf einem lecken Schiff zu gebrauchen, welches zu viel Waſſer einläßt; denn im Pumpen, Freund! da bin ich ein Virtuoſe. Aber mein eig'nes Lebensſchiff liegt im Sande, die Segel ſind zerriſſen, der Maſt zerſplittert, die reiche Fracht meiner Kindheitsträume längſt über Bord geworfen."

„Huhu! — Nun, Freundchen!" erwiederte Iſidor nach einer kleinen Pauſe, während welcher er ſich eine Lindenblüthe vom Baume brach und vor die Bruſt ſteckte; „was meinſt du, was für ein Geſicht du machen wirſt, wenn du über kurz oder lang in einem der zahlreichen Prytanäen Deutſchlands — ich meine die Irrenhäuſer — ein hübſches Stübchen bewohnſt, mit prächtigen Gittern von der ſchönſten Schloſſerarbeit, und ich zu dir komme, um Kollegien über Philoſophie bei dir zu hören?"

„Es iſt Vernunft in ſeiner Narrheit!" entgegnete Cäſario mit gerunzelter Stirne; „ach, ich wollte lieber, daß die ganze Herrlichkeit mit einem Male ein Ende hätte, ſo mit einem rechten Knalleffekt, das wäre am einfachſten und macht nicht ſo viele Umſtände, als ſich wie ein Cato langweilig hinzuſtellen und einen Monolog an's Schwert zu halten, bevor man —"

„Um Gottes Willen, hör' auf!“ fiel ihm Iſidor in's Wort. „Freund! Nur nicht tragiſch! Wenn du dich ſchon um's Leben bringen willſt, ſo thue mir den einzigen Gefallen und ſinge vorher noch eine zärtliche Arie, welche man leicht in einen Walzer verwandeln kann; du weißt: das iſt jetzt Mode, — und Mode und Moder — ach! da komm' ich auf meinen Spleen; alſo, wir laſſen's lieber beim Prytanäum, gelt?! Höre einmal! Mir kommt ein genialer Gedanke, ein göttlicher Novellenſtoff. Wir müßten zwei Freunde auftreten laſſen, ein Paar Leute, allenfalls gerade ſo verrückt, wie wir Beide. — Und die Beiden, die müßten nun ſich einmal genau in einer ſolchen Situation befinden, wie wir Beide jetzt, und müßten einen Contrakt ſchließen, wodurch ſie ſich verpflichten, daß Einer durch den Andern — aber halt, das geht doch nicht, daß wir das als Novelle ſchreiben, wir können uns die Mühe erſparen, denn es lieſ't ſie ja doch Niemand, denn es druckt ſie doch Niemand. Ergo, ergo, ergo — — weißt du was? Laß uns das Thema lieber erleben als ſchreiben.“

„Eine Champagner-Novelle? Eine Trüffel-Erzählung, frei nach Clauren?“ erwiederte Cäſario verdrießlich, „meinethalb! Es iſt mir angenehmer,

eine ſolche zu erleben, als zu leſen, geſchweige erſt zu ſchreiben.“

„Nichts von alle dem, mein göttlicher Cäſario,“ unterbrach ihn Iſidor luſtig; „nein, ein recht komödiantiſches Thema, unſerm jetzigen Stande angemeſſen; denn ſo weit haben wir's doch endlich gebracht, daß wir, um im Sinne deiner ſtomachaliſch-gutturalen Lebensphiloſophie leben zu können — ich, Reſpekt vor mir! als Regiſſeur, du als Gemeiner beim Fuhrweſen des Thespis ausrufen können: Ernſt iſt das Leben, hungrig iſt die Kunſt! Anch' io sono pittore! — Und das iſt was ſauberes. — Alſo, da wir, ſo zu ſagen, mit Gift, Mord, Wahnſinn und aller Niederträchtigkeit recht familiär geworden ſind, laß uns den Contrakt ſchließen, daß Einer von uns Beiden verrückt werde, und zwar vermittelſt des Andern — nicht wahr? ein prächtiger Novellenſtoff! Alſo einen Pakt laß uns ſchlieſſen, wie Doktor Fauſt mit dem Teufel, denn das ſag' ich dir, Einer von uns Beiden muß an dem Andern zum Teufel werden.“

„Berufe nicht die wohlbekannte Schaar,
Die, ſtrömend ſich im Dunſtkreis überbreitet,
Dem Menſchen tauſendfältige Gefahr
Von allen Enden her bereitet.

Von Norden dringt der ſcharfe Geiſterzahn
Auf dich herbei, mit pfeilgeſpitzten Zungen,
Von Morgen ziehn vertrocknend ſie heran,
Und nähren ſich von deinen Lungen;
Wenn ſie der Mittag aus der Wüſte ſchickt,
Die Glut auf Glut um deinen Scheitel häufen,
So bringt der Weſt den Schwarm, der erſt erquickt,
Um dich und Feld und Aue zu erſäufen.
Sie hören gern, zum Schaden froh gewandt,
Gehorchen gern, weil ſie uns gern betrügen,
Sie ſtellen wie vom Himmel ſich geſandt,
Und liſpeln engliſch, wenn ſie lügen."

Cäſario recitirte dieſe Stelle aus Göthe's Fauſt zur Antwort auf Iſidors Vorſchlag mit mehr Ernſt als Pathos, ſo daß Iſidor ſich nicht enthalten konnte, lachend auszurufen: „Ein Komödiant, und ſo viel Wahrheit?! Um's Himmels Willen! Warum zerſägeſt du dabei nicht die Luft, warum läſſeſt du deine Arme nicht wie eines Pongo Arme, oder nach dem Muſter des berühmten braſilianiſchen Künſtlers Joko pendulartig als Taktmeſſer hin und wieder ſchlingeln? Aber darüber kommen wir ganz vom Texte ab."

„Du biſt ja entſetzlich verſeſſen auf deine Originalität," erwiederte Cäſario, deſſen Geſicht ſich noch nicht aufgeheitert hatte; „nun wenn du's nicht

anders willſt, als daß durchaus Einer von uns Beiden zum Mephiſtopheles werde, ſo laß' doch hören, wie dies allenfalls anzuſtellen wäre!"

„Ja," entgegnete ihm nach einer kleinen Pauſe Iſidor, „das weiß ich eigentlich, aufrichtig zu geſtehen, nicht, aber das iſt ja der Humor bei der Sache, daß wir den Humor wie einen widerſpenſtigen entlaufenen Sklaven bei den Haaren herbeiſchleppen wollen. In Summa! Einer von uns Beiden, — dies ſei der Inhalt unſeres Paktes — muß noch verrückt werden, und zwar —"

„Halt ein!" unterbrach ihn Cäſario, indem er den Freund bedenklich anſah; — „hör' einmal, Iſidor! Wie wäre es, wenn wir den Contrakt nicht ſchlöſſen?! Sieh nur, für's Erſte iſt der Teufel auf die Portraitmaler nicht gut zu ſprechen, das heißt: man ſoll ihn nicht an die Wand klecksen, und für's Zweite — man möchte des Teufels werden, daß man in dieſer Welt des Unſinn's über irgend einen Unſinn noch lachen kann — hahaha! Unter uns geſprochen, ich glaube: der Contrakt iſt unnöthig, denn das wirſt du mir doch einräumen, daß du ihn eben jetzt ſchon erfüllſt, indem du ihn vorſchlägſt."

„Um Gottes Willen nur keine Nüchternheit!"

eiferte Iſidor, „nur keine Anatomie der Vernunft; du haſt gar keinen Begriff davon, wie ungelegen Einem der Verſtand kömmt, wenn man gerade ſo recht con amore ſich der Verrücktheit ergeben. Und iſt, wie geſagt, mein Vorſchlag nicht der prächtigſte Novellenſtoff, den man ſich nur denken kann in dieſer grasgrünen Zeit des Wiederkäuens? O fände ihn Nebukadnezar, was gäbe die originelle Majeſtät nicht darum! — Kurz und gut alſo, nicht wahr? — es bleibt dabei?!“

„Wenn du nun einmal durchaus drauf verſeſſen biſt, beſeſſen zu werden —“

„Ach, wer ſpricht gerade ſchon von mir? Das wird ſich finden. Im Übrigen wollen wir's uns bequem machen und, damit uns kein Kritiker Inkonſequenz bei Durchführung des Planes vorwerfen könne, lieber gar keinen Plan aufſetzen.“

„Aber Einer von uns Beiden muß doch etwas davon haben, weßhalb ſchlöſſen wir ſonſt eigens einen Contrakt?“

„Pah! Narrenspoſſen! Wer verrückt wird, hat ſeinen Theil ohnehin.“

„Aber der Andere? Was thut der mit ſeiner miſerablen Vernunft?“

„Ja, halt! Das iſt die Frage, ob's beſſer, ſich

dann in einem Schlafrock hinzupflanzen, Faßbier zu trinken und mit Berliner-Pfannkuchen Bekanntschaft anzufangen? Ob's beſſer, Pfarrers Töchter von Meinau anzuſingen? Ob's beſſer, in das Regiment von Tauſend und einer Nacht einzutreten? Ob's beſſer, die Welt zum Beſten zu halten? Das iſt der gordiſche Knoten. Nein. Wer noch ſein bißchen Verſtand behält, hop heißa bei Regen und Wind, der thue Filzſchuhe an, verwahre ſein Haupt mit einer Zipfelmütze vor Freiheitsgedanken, ſeinen Magen vor Erkältung, ſeine Dinte und ſeine Naſe vor Bläſſe, ſeine Sinne und ſeine Feder vor Stumpfheit, und ſchreibe, was wir durchlebt. Aber alljährlich ein Beſuch im Prytanäum! Das bleibe ausgemacht und feſt. Biſt du's zufrieden?"

„Ich bin's, ſchwarz auf weiß, Bruder Mephiſtopheles!"

„Auch was Geſchriebenes, Pedant?! Das findet ſich am Ende. Nun bin ich wahrhaftig neugierig, wer von uns Beiden zum Teufel wird."

„Ich für meinen Theil wollte, daß mich der Teufel holte. Oder iſt es nicht zum Teufel holen, daß ich heute Abend in dem ſaubern Klingemann'ſchen Machwerk einen Fremden ſpielen muß, dem man ſchon beim erſten Auftreten an ſeinen rothen

Hosen anmerkt, was für ein Landsmann er ist? Und warum? Um zu leben. Und warum leben? Um zu essen. Und warum essen? Um zu leben. Das ist die alte Schlange, der Wurm, den man Hunger nennt, der Prometheus-Geier. O Isidor, Isidor! Ich werde dich in meinem Prytanäum bald willkommen heißen. Ich sehe mich schon mit einer goldpapiernen Krone und einen Fuchsschwanz statt des Scepters in der Hand, im Pfennigsholzschnitt auf dem Titelblatt deiner zukünftigen Novelle. Laß uns gehen, mein Geist beginnt zu schwärmen; laß uns gehen, ehe man ihn auf die Hauptwache bringt."

„Nun so komm, du kundiger Thebaner; ich bin der Faust, bin deinesgleichen; wir sind ja Feuerbrüder: Führe uns nicht in Versuchung, Klingemann! sondern bewahre uns vor allem Übel, Vater Göthe!"

„Gib uns unser tägliches Brod, Theaterprinzipal!
„Auf, nach Valencia, zur Probe!"

Arm in Arm wandelten nunmehr die beiden Freunde aus der Paradiesischen Waldeseinsamkeit fort, durch die wunderschönen Gartenanlagen der Badestadt bis zu dem kleinen bescheid'nen Kunsttempel, in dessen fahrende Priesterschaft sie eines

Abends ſich hatten aufnehmen laſſen, weil alle Stricke riſſen, und das bunte phantaſtiſche Mährchenleben, dem ſie angehörten, ihnen, wie aus einem, freilich matten Spiegel, aus den pappendeckelnen Couliſſen und Flugwerken einen ſchwachen Hoffnungsſchimmer zuſandte (nach Cäſario's ſpleeniſtiſchem Lebensprinzip), für die Menſchheit, das heißt: für ſich zu wirken. Ach, und die Bühne iſt doch nur eine Winkelſpeiſeanſtalt, man müßte denn im Heißhunger über irgend einen angehenden Künſtler herfallen wollen, welcher im geiſtreichen Tiſchheraustragen ſeinen künftigen Aufſchwung zum boeuf à la mode ahnungsvoll erkennen läßt. Führe uns nicht in Verſuchung, Klingemann!

„Table d'hôte à deux heures!“ — Dieſe Inſchrift prangte in gold'nen Lettern auf laſurnem Grunde über der Thüre des Speiſeſaales, welcher ſich als Nebenbau an das geſchmackvolle, mit einem Säulengang geſchmückte Converſationshaus ſchloß. Auf der andern Seite des Converſationshauſes zeigte ſich die Fronte des ſehr beſcheidenen Muſentempels. In den Zwiſchenhallen hatten Buch- und Kunſthändler das Neueſte und Intereſſanteſte ausgeſtellt.

Auf dem freien Platze vor dem ganzen Gebäude ſtanden unter dem Schatten wundervoll duftender Südbäume eine Menge Tiſche, zu welchen man in der Blüthe der Saiſon die Stühle ſtets gleichſam erobern mußte. Dann ſaß aber auch die eleganteſte und bunteſte und intereſſanteſte Geſellſchaft von der Welt nach Tiſch unter den Orangenbäumen oder in der ſäulengetragenen Vorhalle des prachtvollen Spielſaales, ſaß, Kaffe trinkend, Eis eſſend, Cigarren dampfend; aber neben den höchſten Herrſchaften konnte man am nächſten Tiſche auch wieder Gäſte von entſchiedenſt entgegengeſetztem Schlage finden, wie es eben die Badefreiheit vollkommen geſtattete; — neben irgend einem Miniſter oder Landoberjägermeiſter einen Roturier, eine ſehr zweideutige Douairiere, einen Banquier von verſchiedenen Glaubensſorten, einen Commis voyageur, der auf Koſten ſeines Handlungshauſes in Buxtehude jetzt hier bei einem Paar Taſſen ſchwarzen Kaffe's den Gentleman ſpielte, Maler, welche noch eher zuweilen durch Treff-Aß etwas gewonnen, als durch Treffen, Virtuoſen mit bedeutender Virtuoſität im Schuldenmachen, Kleinſtädter, welche ſich hier ganz großſtädtiſch gaben, und Großſtädter aus der benachbarten Reſidenz, welche in dem Ba-

dort ländliche Freuden ſuchten und das großſtädtiſche Leben ohne Mißvergnügen wieder fanden. Die verſchiedenſten Völker hatten originelle Exemplare ihrer Nationalität für die große Muſterkarte eingeſendet; ſo daß man in der That den lieblichen Platz vor dem Converſationshauſe wie ein Bilderbuch betrachten konnte, in welchem Hausbackenes und Abentheuerliches bunt durcheinander gemengt war. Die zahlreichen Buden in der herrlichen alten Kaſtanienallee trugen das ihrige dazu bei, die Promenade intereſſant zu machen; denn vor jeder verſammelte ſich, durch den Reiz der Neuheit angezogen und feſtgehalten, eine Menge Fremder und Einheimiſcher, hier die geſchmackvollen Arbeiten des Juwelenhändlers, daneben die neueſten Moden im Gebiete der Meerſchaumköpfe bewundernd, weiter hinab die Unmaſſe allerliebſter witziger franzöſiſcher Steindrücke beſchauend, jene geiſtreichen leichten Skizzen und Croquis, jene phantaſtiſchen reveries diaboliques, jene tauſendfältigen luſtigen Metamorphoſen des Schelmes Mayeux, des Proteus von Paris. Dort lockten die modernſten und elegenteſten Quincaillerien, welche der ſublimſte Erfindungsgeiſt für alle nur möglichen Anforderungen des Luxus ausſann; dort die herrliche Auswahl blen-

dender Stoffe, ſo eben von Metz oder Straßburg angelangt. Und hinter den Buden die zierlichſten franzöſiſchen Geſichtchen, Putzmacherinnen wie die Engel, und originelle Prellgeſichter frei nach Höllenbreughel, und alle, gerade wie alte Bekannte, und doch zugleich die unterthänigſten Diener, die man nur auf Gottes Welt finden kann, lauter ehrliche Leute, wenn man bedenkt, daß ſie jeden Artikel mit ihrem eigenen Schaden verkauften, gewiß ehrliche Leute, denn wie konnten ſie ohne den Segen Gottes bei ſo viel Gefälligkeit exiſtiren?! In der Mitte der Allee wogte die ewige Ebbe und Fluth; im Spielſaal eine ähnliche. — Außen im Freien des Laubes friſches ſaftiges Grün, darüber der üppige dunkelblaue Himmel; drinnen im hochgewölbten Saale ein noch ſchärferer Farbencontraſt, — rouge et noir. Und erſt in der trefflichen Reſtauration, welch ein begeiſternd Leben?! ein wahres Pelotonfeuer von Champagner-Freuden: Toaſt an Toaſt, Glas an Glas; das Menſchengeſchlecht hätte nie einen jüngſten Tag zu befürchten, wenn alle die Tropfen, zur Geſundheit ausgebracht, wirklich zur Lebensverſicherungsanſtalt würden. Wahrhaftig, man ſollte, wenn der Lebensgenuß, wenn die Freude Tauſende und Tauſende ſo epidemiſch

ergreift, an die Möglichkeit gar nicht denken, daß ein armer Teufel an einem und demſelben Orte ganz getroſt verhungern könne, ohne daß auch nur Eine Seele davon Notiz bekäme oder nähme.

Der Brennpunkt aller Geſelligkeit war alſo auf dem freien Platze vor dem Converſationshauſe. Da genoß man, wenn man auch ſonſt weder Kaffe, noch Eis, noch Bourgogne monsseux genoß, ſelbſt bei leerem Beutel, das Vergnügen, tauſend vergnügte Geſichter zu ſehen, und das iſt für einen armen Schelm auch ſchon etwas, vorausgeſetzt, daß er ſich bereits auf jene Stufe ſeines Unglücks erhoben hat, von welcher aus er ſich eigentlich ungeheuer komiſch vorkömmt; denn dann iſt die ganze übrige Welt blos ſeinethalber da, um ihm Spaß zu machen. Von einer ſolchen Lebens- und Leidensanſicht, zu welcher ſich Cäſario durchaus nicht bekennen wollte und konnte, ging Iſidor aus. „Komm Freund!“ ſprach er, nachdem ſie ſich in den „drei Königen“ mit einem äußerſt frugalen Mittagsmahl gelabt hatten; „wir haben gerade noch den Reſt unſerer halben Monatsgage in der Taſche, und ich für meinen Theil muß geſteh'n, daß ſie mich drückt. Ich habe eine Antipathie, ein, ſo zu ſagen, antimagnetiſches Prinzip in mir, eine abſtoßende Kraft

gegen alles Silber, von Sr. Majeſtät dem Kronenthaler an bis zu dem kupfrigen Vagabunden herab, dem ſogenannten Kreutzer, dieſer Parodie alles Silbers. Komm, laß uns einmal fröhlich ſein, und die wenigen Weißfiſche in den Rachen dieſes Haifiſches — des Reſtaurateurs — werfen. Komm und ſträube dich nicht länger, Freund Cäſario; die Welt tanzt ja doch auf einem Stecknadelknopf. Ach, was machſt du wieder für ein Jammergeſicht! Halt noch ein Bißchen! Geſchwind Bleiſtift und Papier! — So, ſo will ich deine Züge der Ewigkeit anvertrauen, auf dem Holzſchnitte vor unſerer bewußten himmliſchen Novelle. —"

„Laß mich zufrieden," brummte Cäſario; „willſt du mich ſchon wieder in dieſen tollen Wirbel hineinzerren, wo es nichts als verdammt fröhliche Geſichter gibt. Der Teufel hole alle Fröhlichkeit! Was habe ich denn davon, wenn die ganze Welt luſtig iſt, und ich mit unendlicher Virtuoſität ein Konzert im Trübſalblaſen gebe?"

„O Cäſario!" erwiederte Iſidor; „jetzt iſt es bald Zeit, unſere Novelle zu leben. Bleibt denn ein Pudel nicht immer ein Pudel? Hat denn ein ſchwarzer Frack wirklich die Eigenſchaft, Windſpiele in Geheimeräthe zu verwandeln? O Cäſario! du

biſt wirklich in der Civiliſation noch ſehr weit zurück. Bete ein Vaterunſer! ſage ich dir, laſſe ein Tedeum ſingen, daß uns der Herrgott in ſeiner Humanität arme Teufel werden ließ und die Welt zum Guckkaſten. Gibt es denn ein köſtlicheres Luſtſpiel als ein ſchlechtes Trauerſpiel? Und ſind denn wir, aufrichtig geſprochen, nicht die allermiſerabelſten Trauerſpielfiguren, ich meine nicht auf der Bühne, denn das weiß das Publikum doch ſchon längſt, ſondern im Leben? Iſt es nicht ein Hauptſpaß, daß wir weder jetzt Schätze haben, noch die Ausſicht auf eine Million, noch jemals?"

„Nun, das finde ich eben nicht ſo komiſch," meinte Cäſario.

„Es iſt zum Todtlachen," fuhr Iſidor fort; „ich für meinen Theil bin jetzt einmal ein Publikum, ſpüre alle ſeine Launen in mir und freue mich ungeheuer über die ganze Komödienwirthſchaft, welche wir hier Revue paſſiren laſſen. Sieh doch nur einmal dieſe gekrönte Preisſchrift der Hornthierveredlung an, dieſe wandelnde Öltonne; ſpaziert er nicht auf unſer heimliches unwillkührliches Kommando jetzt vor uns auf und ab? Schau! jetzt zeigt er uns ſeine Rippenſtücke, jetzt zieht er den Hut, — meinſt du etwa vor jener Spinne von Kammerherrn dort?

— Fehlgeſchoſſen! Er muß uns zeigen, wo ſich ſein Vollmond am beſten als letztes Viertel qualifiziren wird. Pah, Freund! ich ſage dir: Es verdient wirklich Dank, wie viel Mühe ſich die Welt gibt, uns ihre Albernheiten zu zeigen; weil ich bin, darum iſt die Welt; ergo; merkſt du was? O ſchüttle nicht den Kopf, um des Himmels Willen, wozu Einem überhaupt weiß machen, daß man genial ſein wolle?! Ich möchte Thränen vergieſſen, wenn ich denke, daß du einſt noch in voller Begeiſterung ein Gedicht darauf machſt, wenn dir ein Baron zuerſt einen guten Morgen wünſcht; aber die Welt iſt, leider Gottes! nun einmal nichts als eine große Philiſterfabrik, in der alles Schwarze weiß gebrannt wird, und, ach! — du biſt auch von keiner eig'nen Porzellainſorte. Soll ich dir dein künftiges Schickſal prophezeien?"

„Nun, das wäre ich doch begierig zu hören. Vermuthlich willſt du meinen Leichenſtein beſchreiben, für welchen ich mir aber bereits folgende Grabſchrift ausgeſonnen habe: Meine Herrn Wanderer! Haben Sie die Güte, für mich kein andächtiges Vaterunſer zu beten, denn ich habe den Teufel davon. Hätten Sie die Güte gehabt, mich bei Lebzeiten zu äſtimiren, ſo hätten Sie mir einen

großen Gefallen erwiesen. Da Sie aber dieß bleiben ließen, so hole Sie der Teufel. Guten Morgen!"

„Nein, ich prophezeie dir etwas ganz anders; ja, du wirst sterben, das heißt: Du wirst hübsch am Leben bleiben, das heißt: Genie, gute Nacht! das heißt: Du wirst noch heilig ein Philister, das heißt: Du arbeitest an der Literaturzeitung mit O all ihr infalliblen Päbste der Kritik! vergebt ihm im voraus seine Sünden am heiligen Geist des Vaterlandes; stellt ihm eine Ablaßquittung aus für alles, was er noch an der Vernunft sündigt, an der bessern schönern Zeit, die da kommen wird, wenn wir Alle nichts mehr davon haben. Um's Himmels Willen, laß uns Kaffe trinken mit fleur d'oranges."

„Du könntest einen ehrlichen Christen wahrhaftig in den Grund bohren mit deiner entsetzlichen Modernität. Nun gut, ich will dir zu Liebe Luxus treiben und eine Tasse Kaffe unter den Orangen trinken, so haben wir dann die fleur d'oranges dazu umsonst, nicht im Kaffe, sondern über demselben. Und so ein Opfer bringe ich wahrhaftig nicht alle Tage, nicht blos des Geldes halber, nein, bewahre! die vielen Menschen sind mir fatal. Und kommt dort nicht auch unser hinkender Barribal, unser

Oklmsthier der Nüchternheit, unſer Mammuths-Megatherium, die wandelnde Unvernunft, der verdrießliche Trochäus, unſer Muſikdirektor? Laß uns ihm, um des Heilands Willen, aus dem Wege gehen, obgleich ihm zu einem Heuwagen noch zwei Räder fehlen. Ach, du glaubſt nicht, Iſidor, wie entſetzlich langweilig und widerwärtig mir das geſammte zoologiſche Muſeum iſt, bei welchem du jetzt als Menagerieinſpektor, das heißt, als Reſſigeur angeſtellt biſt. Ach! wer doch lieber Handlanger in einer Überſetzungsfabrik wäre! Puh! an Eine Galeere geſchmiedet zu ſein mit Weſen, welche als Marqueure, Kleidermacher oder Kammerdiener gewiß glänzendere Rollen ſpielen würden, als ihre Romeo's, Othello's und Egmont's. Von den Frauenzimmern mag ich gar nicht ſprechen; darüber kennſt du meine Anſichten; ſie ſind alle falſch, ihre einzige Wahrheit iſt ihre oktroyrte Koketterie; für das Vergnügen, daß ſich ein paar rechtſchaffene Hänſe aus Verzweiflung um ſie etwas todtſchießen, — opfern ſie vielleicht höchſtens die Hoffnung, ein neues Collier zu erhalten; das iſt aber auch alles. O Anakonden!“

Da bog aus einem Seiten-Laubgang die reizende Narziſſa in die Hauptallee. Ein grünes Seidenkleid

umſchloß die üppigen Formen; ein blendendweißes Spitzenhäubchen kleidete das ſchwarzlockige ſchelmiſche Köpfchen ganz allerliebſt. Die beiden Freunde ſchienen ihre Rollen von heute Abend plötzlich zu wechſeln; Iſidor-Fauſt zog ſich ironiſch lächelnd, als wahrer Mephiſto zurück, während Cäſario-Mephiſtopheles gegen die reizende Narziſſa, welche heute Abend die Helena zu ſpielen hatte, ganz und gar zum bezauberten Fauſt wurde. Ein ſchlechter Beweis für die Probehältigkeit ſeiner Anſichten und Grundſätze!

Cäſario both der verführeriſchen Zauberin ſeinen Arm; die ſtarren Züge ſeines blaſſen Geſichtes belebten ſich freundlich, faſt anmuthig, und doch lauerte ein feindſeliger Schatten auf ſeiner Stirne, und um ſein gutmüthiges Lächeln ſchwebte eine leiſe ungläubige Ironie; ſo mußte man ſich den Fauſt denken, freilich nicht jenen lendenlahmen, lächerlichen Klingemann'ſchen Patron, der ſich eigentlich bloß dem Teufel verſchreibt, weil er kein Geld hat. „Sie müſſen," ſprach er leidenſchaftlich zu Narziſſa, „Sie müſſen als Königin der Frauen mit uns in die Mitte der eleganten Welt, um Alles zu überſtrahlen, was ſich an Herrlichem dort zuſammengefunden; — nicht wahr, meine holde Muſe?"

„O Cäſario!“ erwiederte Narziſſa, indem ſie mit den großen ſchwarzen Augen majeſtätiſch um ſich blickte; „womit habe ich dieſen Spott verdient? Sie verſichern mich ſo oft, lieber Cäſario, daß ich Ihnen werth ſei, und necken mich doch immer mit Redensarten, deren Übertreibung mich ſo tief verwunden muß.“

Der Schalk erwachte in Cäſario's Herzen. „Narziſſa!“ ſprach er mit ſcheinbar geſteigerter Leidenſchaftlichkeit, „Sie machen mich unglücklich. Sagen Sie ſelbſt: Wäre es denn nicht prächtig, wenn morgen im Badeblatte die Anzeige ſtünde: Unſer gefeierter Künſtler, Herr Cäſario, — ißt nicht mehr. Unglückliche Liebe hat, ſichern Nachrichten zu Folge, ſeinem edlen Daſein den Reſt gegeben; als Gegenſtand derſelben nennt man eine in der Kunſt wie im Leben gleichgeachtete Dame, deren Namen mitzutheilen uns die Zartheit verbietet. (N.....a.) Er ißt nicht mehr, das heißt: Er lebt nicht mehr, das heißt: Er ißt nicht mehr. Wollen Sie einſt dieſe Schuld mit ſich hinüber nehmen, Narziſſa?“

„Mein Freund!“ erwiederte Narziſſa — Thränen erſtickten ihre Stimme: wenigſtens hielt ſie das köſtlich geſtickte Sacktuch vor die Augen.

„Nun, ſehen Sie, Geliebte!“ begann Cäſario ſeufzend; „das wird die Folge ſein, wenn ſie jetzt meine Bitte abſchlagen, die geſammte elegante Welt nicht überſtrahlen und unter den Orangen nicht mit uns Kaffe trinken wollen!“

„Abſcheulicher Sophiſt!“ erwiederte Narziſſa, halb ſchmollend, halb lachend; blickte ihm dann mit ihren ſchönen ſchwarzen Augen freundlich gewährend in's Geſicht und wandelte an ſeinem Arme den Orangen zu. Iſidor folgte ihnen in einiger Entfernung.

„O Welt, Welt!“ dachte er; „da gibt ſich nun mein armer melancholiſcher Freund die größte Mühe, ſich ſelbſt weiß zu machen, daß er die reizende Narziſſa eigentlich zum Beſten halte; und doch wette ich meinen Correſpondenzartikel gegen tauſend Thaler jährlicher Revenüen, daß er wirklich verliebt und ſo feſt gefangen iſt, daß die Angel ſtatt des Pfeil's in ſeinem Herzen ſitzt. Er hat etwas, was allenfalls der Melancholie ähnlich ſieht, wie ein Ei — dem Kalbe; er iſt viel zu praktiſch für die Melancholie, er kokettirt zu viel damit. Der rechte, tödtliche Schmerz gibt ſich nicht durch Thränen kund, und nicht durch Grimaſſen, den hält man unterm Lächeln verborgen, das iſt ja

der einzige Schatz, den uns das Leben nicht rauben kann, der rothwangige Apfel der Erkenntniß, daß das ganze weite Leben viel zu zerſtückt, viel zu klein iſt für das Herz."

Narziſſa und Cäſario hatten an einem bis jetzt unbeſetzten Tiſche Platz genommen; Iſidor kam ein Paar Minuten ſpäter, und rückte mit den Worten: „Ich ſei, vergönnt mir die Bitte, in eurem Bunde der Dritte," ſeinen Stuhl an Narziſſa's Seite.

„Garçon!" rief Cäſario. Der flinke, elegante Garçon erſchien, raſch wie Ariel, und fragte nach dem Befehl. „Beſtelle du!" ſprach Cäſario zu Iſidor, und wendete ſich dann mit zärtlicher Miene zu ſeiner theuren Narziſſa.

„Nun denn," begann Iſidor zu dem Garçon mit Pathos: —

„Was der Kameelhirt fand im glüh'nden Sand
Arab'ſcher Steppe, Mokka's Mährchenfrucht,
In Flamm' geläutert, und zermalmt alsdann
Gleich Liebesſehnſucht, und in heißer Fluth
Gebraut, daß würz'ger Duft gen Himmel ſtieg, —
In blanker Amphora ſchlepp' es herbei; —
Drei Schaalen auch zum heil'gen Opferdienſt!
Und Lebenstrank, getauft vom Mund der Welt:

Sahnvolle Milch, und auch des Prachteriſtall's
Bring, Burſche, uns, — ſüßſchmeckenden Criſtall's,
Aus Rohr gewonnen, unglückſel'ger Sklaven
Fluchſchweres Machwerk."

Der Garçon neigte ſich höflich, und da er ohnehin nicht viel deutſch verſtand, ſtotterte er in höchſter Verlegenheit: „Monsieur! ich nicht gut verſtehen ſpaniſch. Si vous plait —"

„Ha! Welſcher Rundkopf!" unterbrach ihn Iſidor, „ſchnödes Schlingkraut ſchweig! — Und ich habe auch in meinem Leben nicht gehört, daß ein Schlingkraut ſprechen könne. — Mein Schwert, Connetable! Was geht mich Spanien an? Arabien will ich, und Arabien's Trank. — Trois demi-tasses, Garçon!"

„A vos ordres, Monsieur! — Tout à l'heure!"

„Halt, Neufranke! Noch eins:

„Für dieſe Dame nenn' ich mich als Ritter,
D'rum fliege, Ariel! an des Hekla Rand,
Und ſchaffe Eis, dies glühend Herz zu kühlen, —

Nämlich: Glace à la vanille, Garçon!"

„Tout à l'heure, Monsieur!" erwiederte ungeduldig der Garçon, und wedelte, auf dem Sprung

ſtehend, mit der Serviette. Aber Iſidor hielt ihn feſt und kommandirte:

„Ha, willſt du meinem Zorn entrinnen, Feigling?!
Steh', Memme, ſteh! — Vom moſ'gen Felsgeſtein
Bring Waſſer, Waſſer, Waſſer! — Flehe zur
Najade, holder Knabe, flehe, Hylas;
Sie gibt dir gern; doch hüte dich, Narziſſ,
Daß ſie nicht unauflöslich dich umfängt;

denn wir haben Durſt, Burſche! Drei Gläſer Eiswaſſer! Aber daß dir das Eis nicht ſelbſt zu Waſſer wird." Der Garçon verſchwand.

„Hier iſt noch ein Platz für uns Drei;" ſprach eine derbe Stimme hinter den Rücken der drei Mimen; „wollen wir uns nicht an dieſen Tiſch ſetzen, Herr von Waldſtörchel? Komm, Eugenie! Es iſt wahrhaftig ein prächtiger Platz hier, dieſer Letzte, der noch zu finden war. Ich glaube in der That, man hat ihn aus Galanterie gegen uns bis jetzt nicht beſetzt, denn von hier aus genießt man die ſchönſte Doppelausſicht auf die Promenade und auf das alte Schloß —"

„und die ſchändliche Muſik, welche uns dieſe Fuldaer als Ouverture des Don Juan auftiſchen, gleichfalls von der erſten Hand," fügte der Herr

von Waldſtörchel unmuthig hinzu. „Geh'n wir lieber wieder nach Hauſe, da iſt man doch ungenirt.“

Es verlohnt ſich wohl der Mühe, ein Paar Blicke auf die neu angekommene Geſellſchaft zu werfen. Der Herr von Waldſtörchel war ein geborner Süddeutſcher, welcher ſich aber bereits ſeit einer Reihe von Jahren in Hamburg aufhielt, wo er ein unermeßliches Vermögen, das er ſich im Handel erworben, von Jahr zu Jahr vermehrte; deßhalb hieß er bei der jüngern Welt blos ſchlechtweg der Cröſus. Aber wenn jener unglückliche König von Lydien ſeinem hamburgiſchen Namensvetter, dem Herrn von Waldſtörchel, auch nur im Entfernten glich, ſo iſt es gar wohl begreiflich, daß Solon ihn nicht eher glücklich prieß, als bis er das Zeitliche geſegnet haben würde. Denn der Cröſus von Hamburg war trotz ſeines ungeheuern Reichthum's nichts weniger als glücklich. Er ſtammte aus einer Familie Geizhälſen; ſein Großvater, den man zwar nicht reich, aber doch ſehr wohlhabend nannte, hatte eine Stiftungsurkunde hinterlaſſen, welcher zu Folge ein gewiſſer Stamm des Vermögens unter keinen Umſtänden angegriffen werden dürfte. Deſſen Sohn und Enkel, unſer Cröſus, hielten den letzten Willen des alten Großvaters

Waldstörchel so heilig, als irgend eines von den zehn Geboten. Unser Crösus hatte sich in der Jugend in Süddeutschland verheirathet und eine glückliche, aber sehr kurze Ehe genossen; denn schon nach dem ersten Jahre starb seine Gattin und hinterließ ihm ein holdes Schmerzenskind, welches der Vater Benjamin taufen ließ. Der Gram über den Tod der geliebten Frau wirkte durch den Wittwer, welcher eine zweite Heirath auf ewig verschwor, auch starr und feindselig in die farblose Kinderzeit seines Sohnes hinein, in welcher sich recht die traurige, freudenleere Jugend des Vaters wieder abspiegelte. Aber auch der letzte Rest irdischer Seligkeit sollte dem armen Waldstörchel schwinden. Als er sein Geschäft aus Süddeutschland nach Hamburg übersiedelte und deßhalb genöthigt war, mehrere Reisen hin und her zu unternehmen, traf ihn der härteste Schlag. Von Hamburg, wo endlich alles zum neuen Haushalt geordnet war, zurückkehrend, um seinen Sohn, damals ein Kind von ungefähr fünf Jahren, welchen er bisher unter der Aufsicht einer alten Magd noch zu Hause in Süddeutschland gelassen hatte, mitzunehmen und einzuführen in die neue Vaterstadt, fand er, statt des ersehnten Anblickes seines Schmerzenskindes —

die zermalmende Hiobspost, daß sein Sohn bei Gelegenheit einer von der französischen Invasionen verschwunden sei. Die alte Magd wußte durchaus keine Spur anzugeben. Was Waldstörchel von ihr herausbringen konnte, beschränkte sich blos darauf, daß der Knabe bei dem Anblick der vielen schönen Soldaten, welche durch die Straßen zogen, vor Freuden außer sich gewesen, durchaus auf die Straße gewollt und leider in einem Augenblick, da sie ihn unbewacht ließ, entwischt sei. Der Herr von Waldstörchel beweinte seinen Sohn als todt; seit jenem unglücklichen Ereigniß war Waldstörchel's Leben ganz umnachtet. Er warf sich mit unermüdlichem Eifer in seine Geschäfte; sein Vermögen wuchs von Jahr zu Jahr, sein Privatleben trug nicht wenig dazu bei, daß die Welt, gegen jeden Glücklichen neidisch, ihn gar bald mit dem Titel eines Geizhalses, daß einzelne Freunde, solche nämlich, die sich so nennen, ihn noch überdieß mit dem Beinamen eines Narren beehrten; denn sie hatten, freilich sehr selten, (weil Waldstörchel sich äußerst zurückhaltend benahm,) etwas an ihm herausgewittert, was ihnen sehr lächerlich vorkam und dem Herrn von Waldstörchel, nach ihrer beschei'd'nen Meinung, unmaßgeblichst noch mit der Zeit eine Stelle in irgend einem Irrenhause

verſchaffen mußte. Sie erfuhren nämlich von Waldſtörchels altem Buchhalter, welcher ſonſt wie mit einem Schloß vor dem Munde umherging, dem aber einſt bei einer Bowle Punſch in ihrer Geſellſchaft die Zunge geläufig wurde, — daß der alte Waldſtörchel, nunmehr ein Mann nahe an die ſechzig, alljährlich an dem Tage, an welchem er einſt ſeinen Sohn verloren, in aller Stille, bei verriegelten Thüren ein Todten- und Gedächtnißmahl zu halten pflege, daß er an einem ſolchen Abende ſtets einen Becher Capwein zum Andenken ſeines Sohnes leere, (obgleich er ſonſt ſtets nur Waſſer zu trinken pflege,) daß er dann unter dem Beiſtand des alten Buchhalters einen Hauptkaſſenſchluß mache, die Kapitale revidire und ſeinem längſt todtbeweinten Sohne Rechnung ablege, wie er für ihn geſammelt. „Eine närriſche Grille!“ — meinten Waldſtörchel's ſogenannte Freunde; „man weiß nicht, ſoll man über die Verrücktheit des alten Geizhalſes lachen, oder über die Sentimentalität deſſelben.“ Aber dieſe Verrücktheit unſers Cröſus war doch nicht ſo lächerlich, als die Herrn meinten. Es war ein Strahl von oben in ſeine tiefe, freudenloſe Nächt, der ſüße Wahn, an dem der ſtarre, für alles Schöne des Lebens ſonſt ganz abgeſtumpfte,

verſteinerte Mann mit einer Treue beharrte, welche er vor dem Auge der Welt, wie ſeinen beſten Schatz, ängſtlich verborgen hielt, der ſüße, frommgläubige Wahn, ſein Sohn ſei nicht geſtorben, könne nicht ſterben, er müſſe ihn wieder ſehen, wieder umarmen. — Ja freilich, dort oben gewiß! — Das begreifen ſie aber eben nicht, die Herrn von Heute auf Morgen, daß man auf ein Morgen hoffen könne, welches unſre Hoffnung, unſre Liebe, unſer inniges Vertrauen nicht im Stiche laſſen wird. Warum iſt man ſo engherzig, ſo ſpießbürgerlich, das Leben blos von der Wiege bis zum Grabe zu meſſen? — Man iſt gegen das arme Lotto höchſt ungerecht, wenn man es als einen privilegirten Betrug ausmerzen will. Laßt uns um Gottes Willen das Lotto, es hält die Hoffnung noch einzig im Leben, freilich auf eine erklecklich theure Weiſe; — ſtreicht ihr dieſe ſogenannte Null, die Hoffnung, aus, ſo fallirt das Leben, und die Liebe macht Banquerot. Und unſer Cröſus war ein tüchtiger Geſchäftsmann; der Keim des Schatzes lag in ihm, die Hoffnung, der heilige Lichtpunkt, den die Nachteulen und Fledermäuſe Wahnſinn nennen; das war auch der Grund, warum er leben konnte und lebte. Freilich auf ſeinem ſtarren, tief gefurchten,

mumienähnlichen Geſichte, in ſeinem ſteifen, mürriſchen, aller Welt abgekehrten Weſen, aus ſeinen unfreundlichen, rechthaberiſchen Reden, welche an Allem etwas zu tadeln fanden, ſelbſt an der Mittagsſonne, daß ſie heute nicht hell, morgen nicht verſchleiert genug da ſtünde, — aus alle dem konnte man es nicht finden, nicht ahnen, daß der vernünftige, ſo überaus praktiſche Mann ſeinen Tag im Jahr habe, an welchem er „überſchnappe.“ Was für Mühe hatte es nicht ſeinem einzigen Freunde, der es mit ihm wohl meinte, dem Doktor Brixius aus Hamburg, gekoſtet, Waldſtörchel zu bewegen, mit ihm und der reizenden Eugenie wieder einmal nach Süddeutſchland in ein Bad zu reiſen. Wie ſorgfältig hatte er ſeinen Kaſſenſtand, namentlich die Rubrik „für Privatausgaben“ deßhalb revidirt! Erſt als der Doktor Brixius, ſein Hausarzt, ihm vorgeſtellt, daß die Erhaltung ſeines Lebens ſelbſt auf dem Spiele ſtünde, wenn er ſeine, durch langjährige Sorgen und Arbeiten, faſt ganz zerrüttete Geſundheit nicht in einem Bade wieder herzuſtellen ſuche, erſt dann blickte er ſtill nach oben und ſprach, kaum vernehmlich: „Nein! ich darf nicht ſterben, ich bin's meinem Sohne ſchuldig, mein Leben zu erhalten.“ Da hatte freilich der ehrliche Brixius

etwas abseit von ihm bedenklich den Kopf geschüttelt und mit den Achseln gezuckt.

Der Doktor Brixius war ein prächtiger Mensch; — wer ihn hätte kugelrund heißen wollen, hätte gewiß nicht recht gemessen; aber daß er rund war, konnte niemand abstreiten. Die Gutmüthigkeit sah ihm, so zu sagen, zu den Augen heraus; er liebte die Welt, seine Tochter Eugenie, seine Patienten und sich selbst, das heißt, er liebte einen guten Tisch und einige Flaschen guten Wein's darauf; ob es gerade eine Sorte vom Vorgebirge der guten Hoffnung sei, wovon Waldstörchel alljährlich am Gedächtnißtage einen Becher leerte, oder ehrlicher deutscher Rüdesheimer, oder Johannisberger, oder sogar Champagner, oder irgend ein anderer französischer Rebentrank, — das galt ihm einerlei, vorausgesetzt nämlich, daß die Sorte, welche er einmal wählte, ächt und gediegen sei; dabei hielt er, der sich sonst um keinen Zwang kümmerte, auf die strengste Etikette. Sonst genirte er sich zum Beispiel gar nicht, den ganzen Tag in einem Überrock von grauem Sommerzeug herum zu gehen, bei welchem es wirklich einer Preisaufgabe verlohnt hätte, aus alten Chroniken die Zeit zu bestimmen, wann dessen Schnitt einst Mode gewesen; den

Hemdkragen trug er ſtets umgeſchlagen, weniger deßhalb, weil, wie die Leute ſagten, ſein doppeltes Kinn keine Halsbinde vertragen konnte, als vielmehr, um den Vollmond ſeines Geſichtes nicht hinter vatermörderiſchen Wolken verbergen zu müſſen; — der Schneider, welcher ihm ſeine Weſten beſorgte, war ſeiner antiquariſchen Kenntniſſe halber berühmt; auf dem Kopfe trug der gute Herr Brixius einen grauen Fiſchbeinhut, deſſen Krempe nach vorne zu ein wahres Schutzdach gegen einen Wolkenbruch bildete.

Wer Eugenie nicht reizend finden konnte, mußte wenigſtens ein Kannibale ſein. Wie himmliſch ſtand ihr nicht der blendend weiße Morgenanzug, wenn ſie, mit dem Criſtallbecher in der Hand, den Brunnen beſuchte! In ihren Augen lag ein ſeliger Zauber, auf ihrer ſanftgewölbten Stirne ruhte der höchſte Adel der Weiblichkeit; um die fein geformten Lippen ſchwebte, wie ein Engel des Friedens — holdſelige Heiterkeit; beglückt, weſſen Leben einſt dieſer Engel verſchönt und zum Paradieſe wandelt! Von allen Edelſteinen, welche die Krone der Weiblichkeit ſchmücken, iſt Anmuth der reinſte Talisman, denn er will nirgends ſtrahlen, als wo die Schönheit ein treuer Spiegel der edlen Seele iſt.

Iſidor, deſſen Weſen nichts weniger als Blödigkeit war, wendete ſich nach den erſten herkömmlichen Begrüßungen an den Doktor, deſſen faſt burleskes Äußere ſeine ganze gute Laune wieder hergeſtellt hatte. „Iſt es nicht ein herrlicher Ort, dieß unendlich romantiſch gelegene Badeſtädtchen?“ begann er dann, wie mit erſter Begeiſterung ein Thema vornehmend, welches ihm durch die hundert und hundert Variationen, die er tagtäglich und noch obendrein als „geiſtreiches“ Geſpräch von Fremden hören mußte; — „namentlich die Berge, ach, mein Herr! ich ſage Ihnen: Berge, wie von Marzipan, daß man ſie auf jeder Tafel als kühnes Deſſert aufſetzen könnte. Ein ſehr geiſtreicher junger Mann, der neulich aus der Schweiz zurückkam, wußte ſeine Begeiſterung über die Gletſcher nicht beſſer darzulegen, als durch das Bekenntniß: „„Sie ſeien ihm in der Natur beinahe ſo hübſch vorgekommen, als die Dekorationen zum Wilhelm Tell im Berliner Opernhauſe.““ Nicht wahr, eine ſehr treffende Bemerkung, welche ſich auch auf unſre Berge hier anwenden läßt?“ —

„Treffend zum Schlagtreffen,“ ſchaltete der Cröſus ärgerlich ein, indem er ſich mit halbem Leibe von der Geſellſchaft abwandte. Der Doktor

Brixius lachte aus vollem Halſe; Eugenie neigte ſich zu dem Cröſus und ergriff ſanft und traulich ſeine dürre geballte Fauſt. „Die Natur iſt doch lieb und gut,“ ſprach Eugenie zu dem finſteren Gaſte; „freundlich redet ſie zu uns aus jeder Blume; ihr wollen wir uns hier ganz überlaſſen; warum ſollten und wollen wir denn ihre Stimme nicht verſtehen?“

Der Cröſus neigte das Haupt, drückte Eugenien's Hand und erwiederte nach einer langen Pauſe faſt tonlos: „Ach ja! Freilich, die Natur meint es gut; ſie läßt Quellen aus den Bergen ſprudeln und Gold in den Bergen wachſen, das iſt aber auch Alles, und — man braucht eigentlich auch nicht mehr.“

Cäſario wurde aufmerkſam auf das Geſpräch; aber eben als er ſich in daſſelbe miſchen wollte, ſchnitten ihm die unerbittlichen Fuldaer Künſtler durch eine fürchterliche Exekution, zu welcher ſie den ſo wenig bekannten Jungfernchor ausführten, Worte und Gedanken, wie durch zwei kreuzweis gekehrte ſtumpfe Raſiermeſſer mitten entzwei. Der Doktor Brixius hatte eine beſſere Conſtitution; den brachte ein Miſiton mehr oder weniger nicht ſo leicht aus ſeinem Phlegma, und mit ſtolſcher Würde

ſprach er, während der Jungfernchor dazwiſchen raſ'te, zu Iſidor: „Ganz ein charmantes Ding, die Berge — „„von veilchenblauer Seide““ — ich hätte nur Einen Wunſch, daß man nämlich die Berge, das heißt: ihren Effekt von oben, hübſch unten auf der Ebene genießen könnte, denn, wenn eben ein — „„ſchöner, grüner““ — Meerſchaumkopf luſtig dampft, und man ſoll nun der Berge halber im Rauchen ausſetzen, wobei er ſich unmöglich anſetzen kann, und muß nun klettern, als ob oben eine verwünſchte Prinzeſſin ſäße, die Einem neckiſch zuriefe: — „„Wann kommt doch nur der Freiersmann,““ — aber das will kein Ende nehmen — „„ich kann ihn kaum erwarten.““ — Ich wette, die alten Haudegen auf ihren Burgen hatten gewiß nicht die löbliche Gewohnheit, ſo dick zu ſein, wie ich; ſonſt hätte ich jeden Tag das Ächzen hören mögen.“

Die Fuldaer ſchwiegen und erwählten eben im großen Ausſchuß einen Deputirten, welcher mit dem Notenblatt in der Hand ihre Intereſſen auf der Premenade vertreten ſollte. Cäſario hatte ſeine Blicke ſtarr auf Eugenie gerichtet, daß dieſe, welche es flüchtig bemerkte, ſich erröthend an den Cröſus wendete, welcher mit ſeinem Bambus im Sande

rechnete. Die armen Fuldaer hatten unſerm Cäſario alſo doch einen Dienſt geleiſtet; wer weiß, ob die reizende Narziſſa ſonſt ihren Triumph, den ſogenannten Weiberfeind zu feſſeln, nicht länger allein behauptet hätte?! — — —.

„Ach, bleiben Sie mir mit allen Komödien aus dem Wege, liebe Eugenie!“ erwiederte der Cröſus ärgerlich; „Sie wiſſen, daß mir der bunte Schnickſchnack albern genug vorkömmt, daß ich ſonſt nie in's Theater gehe; freilich hier, wo ich doch in meine verkehrte Welt gerathen bin, da iſt's nun einmal ein Anderes; doch es hätte mich auch hier wahrhaftig niemand And'rer in die langweilige Oper gebracht, als Ihr Vater!“

„So, alſo mir zu Liebe wären Sie nicht hineingegangen? Nun, da ſehe mir Einer meinen Herrn Pathen an! Mir zu Liebe beſucht er nicht einmal den Don Juan, bei welchem man ſich doch vortrefflich amüſirt; denken Sie nur einmal an den köſtlichen Leporello.“

„Was, köſtlich? Auch ſo Einer von den Betrügern, die der ganzen Welt eine Naſe drehen! Speiſ't der Kerl nicht ſeinem Herrn die Lieblingsgerichte weg? Trinkt er ihm nicht ſeinen Champagner aus? Glauben Sie, einem Don Juan lie-

ſere man ſeiner ſpaniſchen Lordſchaft halber Faſane und Champagner umſonſt in's Haus? Nein, Eugenie! das muß der arme Schelm bezahlen, und das Geld findet man nicht auf der Straße; und überdem, wie kann man ſo ein gewiſſenloſer Verſchwender ſein, als dieſer Don Juan!"

„Aber, lieber Herr Pathe, bedenken Sie doch nur, wie allerliebſt die Beiden ſangen."

Cäſario und Iſidor warfen ſich ſtolz in die Bruſt.

„Ich habe den Teufel vom Singen. Was thu' ich mit dem Singen? Trägt es Geld?"

„Ne, mein Herr!" erwiederte Iſidor, und Cäſario fügte hinzu: „O ja, Zinſen genug, um von ſeinen Revenüen betteln zu geh'n."

Der Cröſus maß Cäſario anfangs mit einem wohlgefälligen, dann, als er den Sprecher nicht ſchwer muthmaßte, mit einem ziemlich vornehmen Blick. „Kurz, Sie bringen mich nie wieder in's Theater, weder Sie, liebe Eugenie, noch Ihr Herr Vater, den ich übrigens ganz wohl äſtimire, obwohl er viel Geld ausgibt. Aber künftig ſoll er mir mit dem Theaterbeſuche vom Leibe bleiben, denn man hat keine andere Wirkung davon, als —"

„ſchwitzen, lieber Herr von Waldſtörchel!" fiel

ihm der Doktor in's Wort, mit den Daumen Rädchen drehend; — „im Sommer, weil es denn dann überhaupt eingeführt iſt, daß man von der Hitze erklecklich moleſtirt wird, und im Winter, weil man dann noch obendrein die Unvorſichtigkeit begeht, ſogar die Theater zu heizen, als ob ein ehrlicher Mann von nur einigem Umfang nicht ohnehin ſein eigner Ofen wäre."

„Summa summarum;" — ich habe wider Sie gar nichts, wir ſind die dickſten Freunde, aber — Einmal haben Sie mich in's Theater gebracht, und nie wieder. Es iſt ja ſchändlich, wenn man für ſein eigenes Geld gezwungen wird, zu lachen oder zu weinen, je nachdem es irgend einem hungrigen Patron auf den Brettern oben einfällt, einen vernünftigen Mann zum Beſten zu haben. Und was ſind das überhaupt für Leute, die zum Theater gehen! Leute, die ſonſt zu nichts zu gebrauchen ſind, Leute, die in Einem Tag mehr Thaler borgen, als ein ehrlicher Mann ſein ganzes Leben hindurch an Pfennigen zuſammenſpart; ich habe eine wahre Antipathie gegen Alles, was Schauſpieler heißt; ich glaube, ich könnte des blaſſen Todes werden, wenn ich mit ſo einem Subjekt nur an Einem Tiſche ſitzen müßte; — ſolche Tagediebe, ſolche Verſchwen-

der, ſolche Schuldenmacher, ſolche Überallaus, — und ich, ein honetter Kaufmann! — Gott bewahre mich davor.“

Indeſſen war ein zierlich gekleideter Jokei zu Iſidor getreten, welcher, des Lachens kaum mehr Meiſter, bereits einige Minuten lang ſtarr in die Kaffetaſſe blickte, welche er an die Lippen geſetzt hatte. Der Jokei überbrachte ihm ein Billet. Iſidor erbrach es, las und gab es dann an Narziſſa und Cäſario, welche er fragend anblickte. Als Narziſſa fröhlich, Cäſario mißmuthig den Inhalt zu bejahen ſchienen, wendete ſich Iſidor an den Jokei und verſicherte, er werde es ſich zur Ehre ſchätzen, von der Güte des Lord Gebrauch zu machen.

„Biſt du toll?“ flüſterte Cäſario zu Iſidor. „Biſt du denn ganz von Sinnen; einen Paraſit abgeben zu wollen, oder einen Hanswurſt, eine Fliegenklappe gegen Langweile, ein wandelndes Rattenpulver gegen altengliſchen Spleen?“

„Und warum denn nicht? Das ſehe ich wahrhaftig doch nicht ein,“ entgegnete Iſidor lachend; „es kommt doch alles nur auf meine alte Theorie zurück, daß das Publikum eigentlich unſer Hanswurſt iſt, und ein Lord, der die Grille hat, unſere

ganze Gesellschaft zur Tafel zu laden, muß doch wenigstens das wohlgepuderte Haarschwänzchen dieses kolossalen Hanswurstes sein. Ist es nicht das schönste Lustspiel von Shakespear, an Einem Tische mit dem verdrüßlichsten Nabob von der Welt zu sitzen, der sich alle erdenkliche Mühe gibt, in seinem Leben mit keinem Komödianten auf hundert Schritte zusammen zu kommen?! Und doch gefällt mir dieser Crösus, doch fühle ich mich von ihm angezogen. Es ist zum Todtlachen. Aber, um Gottes Willen, Cäsario! was muß ich von dir erleben? Du wirst ja zum wahren, steinernen Bild; nur die Stimme fehlt dir noch zum Orakel. O Prytanäum! o Fuchsschwanz! o unsere göttliche Novelle! Ja, wahrhaftig! es ist zwar ungewiß, ob das berühmte tönende Bild ein Portrait des Memnon sei, oder des Amenophis, oder ob Amenophis mit dem egyptischen Vorhauchlaute Phamenophis heiße; — darüber will ich dir nächstens ein Privatissimum lesen, — aber das steht fest, daß deine werthe Physiognomie gegen Osten gerichtet ist, und ich hoffe, du wirst bald beginnen, in unaussprechlicher Wehmuth zu tönen."

„Narrenspossen!" erwiederte Cäsario mißmuthig; „ich und Wehmuth! Unaussprechlich und — Tönen!"

„Du biſt eben noch gar nicht fähig, alle tief-myſtiſchen Geheimniſſe, die großen Eleuſinien unſerer Poeſie zu verſtehen. — Übrigens ſehe ich aber wahrhaftig nicht ein, wie und warum wir eigentlich von dem Hauptthema abkommen, nämlich von dem Eſſen; denn dieß ſchlägt ja doch in dein philoſophiſches Syſtem. Und noch viel weniger ſehe ich ein, warum wir überhaupt darüber reden. — Garçon! Eine Flaſche Champagner!“

„Biſt du raſend?“

„Nein! Leider Gottes nicht. Iſt Fauſt weniger ein Don Juan, weil er (nach Klingemann) die Bibel gedruckt? Pah! Fauſt und Don Juan ſind eins. Und mußte ich nicht jüngſt als Don Juan in der wundervollen welthiſtoriſchen Scene ſtatt Champagner — ſchnödes mouſſirendes Bier trinken? Nicht? Ei, das mußt du als mein treuer Leporello hinter meinem Rücken doch auch gewußt haben und mir's jetzt bezeugen. Alſo, heute Revange für Don Juan und das Bier!“

„Pſt! Pſt!“ raunte ihm Cäſario verlegen in's Ohr; „kannſt du denn nicht ein andermal, und — an einem andern Orte von unſern Theatertriumphen ſprechen? Papageno, ſchweige ſtill, oder rede

wenigſtens ſo leiſe, daß unſere reizende Geſellſchaft nichts davon hört.“

„Reizende Geſellſchaft? Ach ja, dein kugelrundes vis à vis, und der lederne Nachdruck des Timon von Athen! — Ich bitte dich, dreſſire deine Augen, oder umpanzere wenigſtens deine Bruſt gegen großes und kleines Geſchütz, als da heißt: Weibliche Othellerei, denn Narziſſa wird bleich, was dem Mohren von Venedig nicht paſſirte; — oder ſchaffe dir mehrere Exemplare deines Herzens an, eine kleine Taſchenbibliothek, damit du dich einigemale, ſauber eingebunden, mit einem Rücken von roſenrother Zärtlichkeit, an mehrere Damen verſchenken kannſt. Nun, Fräulein Narziſſa! wie kömmt Ihnen unſer Leporello vor?“

„So liebenswürdig,“ entgegnete die reizende Schauſpielerin, empfindlich gekränkt, — „daß ſogar Ihre Artigkeiten, mein Herr Iſidor, mit ſeiner Delikateſſe in die Schranken treten könnten. Ich bin gezwungen, mich aus einer Geſellſchaft zu entfernen, welche ein eigenes Vergnügen daran zu finden ſcheint, mich zu beleidigen. Abſcheulich! — Leben Sie wohl, meine Herren! Nie hören Sie mehr ein Wort aus meinem Munde.“

„Der gräßlichſte Schwur, der je über Mädchen-

lippen kam, ein neugeborner Meineid!“ ſpottete Iſidor der Beleidigten nach, welche hoch erröthend aufgeſtanden war und die Promenade mit haſtigen Schritten verließ. „Aber, tröſte dich, mein Cäſario! Wir haben eher zu erwarten, daß der Veſuv eines Morgens ſich auf die Beine mache und ſeinem Vetter in Island einen Beſuch abſtatte, als daß Narziſſa ihren Schwur halte. Und glaubſt du denn, daß ſie umſonſt Narziſſa heiße? O Freund! eigentlich ſollte jedes Weib Narziſſa heißen. Es war eine himmelſchreiende Ungerechtigkeit, daß Narziſſus urſprünglich ein Jüngling war. Aber ich ſchwöre dir bei allen Großwürdenträgern unſeres Reiches, bei Cotta und Brockhaus, bei Holtey und Angely, bei Poißl und Spontini, daß du eher ein Kohlhaupt in einen Porten verwandelſt, oder eine Paſtete in einen Pfaffen, oder einen Fiedelbogen in einen Paganini, als den Wetterhahn, welchen du dein Herz nennſt, in jenes goldene Kalb, welches von Stockphiliſtern als Treue angebetet wird, (denn entweder ſind wir treu vom Anfang' her oder Schmetterlinge in alle Ewigkeit). Nimm dir am Champagner ein Exempel! — Eh viva! da fliege der Pfropf; und ſo fliege das Leben, und der Verſtand, und der Unſinn, und die armſelige Skla-

verei; Geiſt bleibt Geiſt, ſei er auch in dieſem wandelnden Sarg, in dieſem köſtlichen Automat, — dem Menſchenleib, durch tauſend Seelenwanderungen verpuppt, — und bleibt frei, wenn ihr auch tauſend Siegel auf's Pech drückt. Das bringt dir dein Don Juan, Leporello! — Es bringt dir's dein Fauſt, mein melancholiſcher Teufel!" —

Er hob das zierliche Glas, Cäſario ſtieß, noch immer die Stirn runzelnd, mit dem ſeinigen an. Der Cröſus, welcher ſich früher mit dem Doktor und Eugenie unterhalten, wurde bei Iſidor's Toaſt aufmerkſam, drückte den Hut tief auf die Stirne, ſandte noch ein Paar ärgerliche Blicke auf die beiden Freunde, ſtand dann auf, und ſprach zu dem verwunderten Doktor: „Kommen Sie, Herr Bririus, wir wollen noch einen Spaziergang nach dem Kloſter machen."

„Wie? Was?" ſprach der Doktor. „Einen Spaziergang? Ich dächte, eine Spazierfahrt wäre eben ſo angenehm und bei weitem bequemer, und ein Spazierenſitzen oder vielmehr, ſo zu ſagen, ein Spazierenſehen wäre das allerangenehmſte, zumal hier. Was haben Sie denn plötzlich, mein beſter Herr von Waldſtörchel? Sie gebehrden ſich ja,

als ob Sie an Blauſäure gerochen hätten; und wir ſitzen doch hier in unſerm ſchönſten Comfort.“

„Ja, ein ſchöner Comfort! Ein prächtiger Comfort! Ich wollte, ich wäre wieder in Hamburg bei meinen Geſchäften, oder gewiſſe Leute wären da, wo der Pfeffer wächſt. Ein ſuperfeiner Colonial-Comfort, — der hier! Ich ein vernünftiger Mann, Sie ein vernünftiger Mann, — und uns vis a vis — —! ein Paar Komödianten?! — Ein vortrefflicher Comfort hier zu Lande!“ —

„Auf Ihr Wohlſeyn, mein Herr!“ ſprach Iſidor, ſich vor dem Cröſus neigend, und das Glas hoch emporhebend.

„Danke ergebenſt; überflüſſige Höflichkeit, ganz überflüſſig, mein Herr! — Ich wollte — kommen Sie, Doktor, Ihren Arm, Eugenie! Ergebenſter Diener, meine Herren!“ —

„O nicht doch!“ rief Iſidor fröhlich, das klingt ja faſt, als ob Sie, uns irgendwohin wünſchten, wo man nach dem Tode nicht zu erfrieren gedenkt. Nicht doch! Bleiben Sie mein Herr, und halten Sie meinen Toaſt nicht für Spott! Nein, aus grundſeligem Herzen iſt er Ihnen ausgebracht. Sie haben nun einmal eine Antipathie gegen alle Schauſpieler und gegen das Schauſpiel ſelbſt; aber iſt

denn das Leben nicht die allerbitterſte Tragödie mit einer Menge unnützer Redensarten, und eben ſo unnützer Handlungen, — eine Tragödie, ſelbſt wenn es ein Luſtſpiel ſcheint, mit einer Heirath aufgeſtutzt iſt, und den Himmel voll Baßgeigen zum Orcheſter hat? Oder iſt eine Hochzeit nichts tragiſches? Eine Heirath wenigſtens gewiß. Alſo, laſſen Sie den Groll fahren, das heißt: das Verurtheil; aller Groll iſt ja ein Vorurtheil, und aller Haß iſt auch ein's, und alle Trübſeligkeit desgleichen. Was Sie lieben, ſoll leben! Und die ganze Welt daneben, denn die iſt bis jetzt mein Schatz."

„Was ich liebe, ſoll leben?" erwiederte mit einem ſchweren Seufzer der Cröſus; er war ſeinem eigenen Vorhaben zum Trotz doch nicht fortgeeilt aus der plebejiſchen Geſellſchaft; ſinnend, das erdfahle ſtarrgefurchte Antlitz geſenkt, ſtand er, über den Stuhl ſich neigend. „Was ich liebe, ſoll leben? — Ach! was ich liebte, iſt ja todt. Nein! Was red' ich? Was ich liebe, kann nicht ſterben, kann nicht, darf nicht!"

„Das verſteht ſich, mein Herr," fiel ihm Iſidor in's Wort; „denn es kann ja am Himmel nur eine Sonne geben, im Himmel nur einen Gott,

und in der Bruſt nur ein Herz. Und ein Herz kann nur eins lieben, und wenn man doch ganz iſt, kann man nur ganz lieben, und ganz lieben kann man nur, was nie zu Grunde geht, nie verſtäubt, alſo nicht einmal eine Schöpſenkeule, geſchweige erſt einen Berliner Pfannenkuchen. — Dürfte ich Sie wohl um Ihre Hand bitten? Wohl verſtanden: Nicht wie ein Verliebter drum bittet, aber doch als ein Liebender, obgleich man davon nicht ſo reden ſoll; und ich rede wahrhaftig auch nicht davon, wie man vom ſchönen Wetter oder vom gut geſchlafen haben ſchwätzt; aber, wenn der Pfropf los iſt, ſprudelt das Herz auch zuweilen über, je nachdem eben die Sorte ächt iſt; ich will mir ſelbſt keine Schmeichelei ſagen; aber das iſt wahr: Man braucht mich nicht lange am Halſe zu ſtreicheln. — Noch nicht bekehrt? Nun, vielleicht erlöſt mich Gott bald von der Galeere, vielleicht ſprechen wir doch noch zuſammen, und länger als heute, wenn Ihr Kern einmal Luſt bekömmt, die Schaale zu ſprengen, und friſche Wurzel zu faſſen! — Alſo, auf Wiederſeh'n, mein Herr!“

Der Cröſus hatte ſich ſchweigend entfernt, es war ihm wunderlich zu Muthe. An der Seite des Doktors, am Arme der holden Eugenie wandelte

er die herrliche Eichenallee entlang, welche zu dem Kloſter führt und ein Lieblingsſpaziergang aller Badegäſte war. Aber auch Eugenie war nicht ſo ruhig, als ſie ſchien. Iſidor's Rede hatte einen tiefen Eindruck auf ihr Herz hervorgebracht. „Es liegt mehr in ihm, als er zur Schau trägt," geſtand ſie ſich heimlich, und das weibliche Auge iſt ſcharf genug, um auch Schriften zu leſen, die mit ſimpathetiſcher Dinte geſchrieben ſind. Daß ein fremdartiger Geiſt aus ihm geſprochen, hatte ſie gleich bei ſeinem erſten Worte wie ein Zauber angeweht. Aber das dunkle Räthſel zu löſen, welches faſt wie Prophezeihung klang, freudig und ſchaurig zugleich, — das vermochte ſie nicht. Ob er wohl liebe? — Ach, und wenn er liebe, — wen? Daß er liebe, — der Gedanke beängſtigte und erhob ſie zugleich. Daß er lieben könne, und wie? — Das hatte ſie klar geſehen; die Ueberzeugung davon haftete tief in ihrem Herzen wie ein Pfeil, wie eine Wunde; und doch war es Wonne, dieſen Gedanken zu denken, dieſe Wunde zu fühlen. —

„Sind wir nicht wahre Todtenvögel, um, wo wir hinkommen, das Schöne zu verſcheuchen?" ſprach Cäſario bei ſich, der Geſellſchaft lange nach-

ſtarrend, welche den Tiſch und die Promenade verlaſſen hatte.

„Nein, um Gottes Willen! Iſt es die Möglichkeit? Laſſe dich doch geſchwind in Abendthau erſäufen, vom letzten Sonnenſtrahl dir die Augen zudrücken, von melancholiſchen Heimchen begraben, o Cäſario! Ein Minotaurus wäre darüber zum weinen zu bringen, daß du wieder einmal ſentimental biſt und noch dazu melancholiſch ſentimental, denn das iſt, ſo zu ſagen, das letzte Stadium der Krankheit, wenn die Unausſprechlichkeit zur Grobheit wird, die Sehnſucht nach andern unbekannten Größen zur Sottiſe gegen die eigene Winzigkeit. Aber eben darum dankt dir mein Zwerchfell.“

„Du haſt ſie nicht geſehen,“ erwiederte Cäſario; „vielleicht mit den Augen haſt du ſie geſehen; aber die Augen, dieſelben Augen, mit denen man jeden Morgen den Kohl auf dem Felde ſieht, ſind viel zu matt, viel zu ſchwach für das Vollmaß des Lichtes, welches aus himmliſchen Augen uns hereinſtrömt in's mächtige Herz.“

„Gnade, Gnade! du erwürgſt mich mit Floskeln. Ich bitte dich, verſchone mich mit dem Theaterfeuer, mit dem gemalten Morgen, mit den trans-

parenten Sternen. Werde ein Koch und salze mit Thränen. Wie kommst du nicht darauf, den dicken Doktor anzubeten?“

„Das kann sich noch finden, das heißt: Wenn ich einmal verrückt werde. Wie kommst du nur auf solche Gedanken?“

„Auf die ganz einfachste Weise von der Welt; ihr sprecht immer, daß der Grund eurer platonischen Liebe durchaus nicht die Schönheit sei. Nun also, wenn man von der Schönheit abstrahirt, warum soll dann der Doktor nicht eben so liebenswürdig sein als seine Tochter, und ein Pavian nicht eben so reizend als die mediceische Venus? O bleibe mir vom Leibe! „„Des Lebens Unbestand mit Demuth zu genießen, ist Tugend und Verdruß; —““ so schwärmte einmal irgend ein poetischer Schneider, der zu jener Zeit, wann die Dächer-Saison der Katzenrendezvous beginnt, sentimental wurde, und der Mann hatte trotz seiner ungeheuren Dummheit doch Recht. Doch, um vom Kohl auf den Stechapfel zu kommen, weißt du, daß mein Herz auch nicht gleichgültig geblieben?!“

„Wie? Was? Und gegen wen, wenn man fragen darf? Etwa Narzissa?“

„Wo denkſt du hin? Meinſt du, ich würde zu dir ſagen, wie jener brave Soldat zu Napoleon: Après vous, Sire?! Ne, Herzensfreund! Rund herausgeſprochen, — wenn ich in Jemand verliebt bin, ſo iſt das Niemand anderer als der Cröſus von Hamburg, der Herr von Waldſtörchel.“

„Ha, ha! — der? Nun das muß ich geſtehen; eine gute Parthie wäre er wenigſtens; eine recht prächtige finanzielle Parthie, wobei dein Beutel ein Tedeum anſtimmen ſollte.“

„Ja, lache immerhin! Ich habe eine wahre Sympathie zu ſeinen diverſen Antipathien, eine Inclination zu dem Mann voll Declinationen. Küſſen möchte ich ihn, wenn es ſich mit Anſtand thun ließe; er iſt voll Tugend, ſage ich dir, obwohl er voll Abnormitäten ſcheint, und eben deshalb; denn die Tugend iſt ja doch faſt zur Abnormität geworden. Ihr haltet ihn vielleicht für ein Petrefakt? — Verflucht! Wer verſteinert uns denn aber, als eben ihr durch und durch Wäſſerigte und Gewäſſerte, und verdammt ihr, ſelbſt herzlos ſteinern, die armen Steingebilde zu ewiger Hoffnungsloſigkeit, nie wieder zu athmen? O über eure Maulwurfsnatur, ihr Schneider von Propheten! Von der Niobe bis zum Mönch und

der Nonne bei Eisenach, von der Jungfrau, der eisgekrönten, bis zum starren Corallenbaum im tiefen Meeresgrund herrscht kein Gestorbensein, nur ein Verstarrtsein, das Vollmaß des Lebens hat sie verstarrt; der Satan möchte wohl aus Steinen Brod machen, oder das geistige Manna zu Stein; aber Gott, das heißt: die Liebe hat noch eine Genesis vor, und dann werden die Steine wieder zu Menschen, werden leben, tönen als Orakelbilder der Gottheit auf Erden!"

Der Lord Pattern hatte wirklich eine ganz brillante Tafel veranstaltet, und es war keine Frage, daß die Mehrzahl der Schauspieler seine Einladung mit Leib und Seele annahm. Aber auch sonst hatte er eine ausgesuchte Gesellschaft um sich versammelt, nicht etwa blos Herren und Damen, deren Stand dem seinigen nahe kam, sondern Alles, was auf Bildung und Liebenswürdigkeit Anspruch machte. Daß der Doktor mit seiner Tochter und der Crösus nicht fehlten, verstand sich von selbst; wie sollten sie auch? Sie waren nicht blos Badebekannte des Lord's; sondern auch schon von früherher stets in seinem Hause wohl aufgenommen,

denn der Crösus war öfter nach London gekommen, und ſtand in Geſchäftsverbindungen mit Sr. Herrlichkeit; einmal hatte er auch ſein hübſches Pathchen Eugenie mitgenommen, um ihr die Wunder der Weltſtadt zu zeigen; da Eugenie, welche fertig engliſch ſprach, und der Lord, der in ſeiner Jugend lange in Deutſchland geweſen, ſo wie ſeine Familie des Deutſchen ziemlich mächtig war, hatte ſich Eugenie gar bald an die älteſte Tochter des Lord's, Miß Anna, welche der Lord diesmal auf ſeiner Reiſe mitnahm, angeſchloſſen.

Die Tafel war im Freien arrangirt wrrden; unter den Gäſten bemerkte man einen reichen Kaufmann, Herrn Engelhard, der mit ſeiner Frau Joſephine und ſeiner Pflegetochter Antonie die Saiſon mitmachte; das Factotum der Badeſtadt, jener unvergleichliche franzöſiſche Capitän, der unter allen Regierungen mit gleicher Treue gefochten, und den Reſt ſeines thatenvollen Lebens nunmehr durch die Bäder und das Spiel zu conſerviren ſuchte, fehlte auch nicht, — es war ein Mann mit einer ſo vielſagenden Phyſiognomie, daß man aus derſelben leſen konnte, was man wollte; er ſchimpfte zwar in einem fort auf das Juste milieu, aber ein Paar Straßburger wollten wiſſen, daß er

dies weniger aus liberaler Opposition thue, als aus alter Chevalerie gegen Madame in der Vendée, und obwohl er behauptete, Mitglied des Clubs der amis du peuple zu sein, und daß er wegen Theilnahme an dem republikanischen Versuch beim Thurm von notre-Dame auf's Neue aus Frankreich habe flüchten müssen, — so meinten doch diese und jene, welche ihn heimlich mit dem Abbé Levaussier verkehren sahen, — er sey mindestens eben so wenig antikarlistisch gesinnt, als Chateaubriand, wenn auch nicht so redlich. Aber das mußte man ihm einräumen, daß er wie seinem Fach ein ächter Chateaubriand war, das heißt: Ein Held aus der guten alten Zeit, treu seinem einmal gefaßten Lebensplan, ein wahrer Ritter für die Legitimität des leider jetzt exilirten Königs Pharo, dem er in seiner Stube ein heimliches Asyl geöffnet; freilich mußte er nach gut jesuitischen Grundsätzen auch dem äußeren Scheine sein Recht einräumen, um gegen die Welt nicht gar zu arg zu verstoßen, und nur deshalb, gewiß nur deshalb sah man den guten Capitän de la Valery regelmäßig von zehn Uhr Morgens bis Glockenschlag eins und von drei Uhr Nachmittags bis Mitternacht an den grünen Tafeln der Roulette und des Trente et un, diesen

wahren eliſäiſchen Feldern, man ſah ihn mit ächtem militäriſchen Eifer die Louis- und Napoleon's, die Fünffrankenthaler, ſogar die ſchnöden deutſchen Käſperle Revue paſſiren laſſen; nur die Vierundzwanziger würdigte er keines Blick's. Er war in dem Badeſtädtchen ſchon wie eingebürgert, jedes Kind auf der Straße kannte ihn; als Maitre de plaisir ſuchte er ſeines gleichen; war irgend etwas zu arrangiren, zu haranguiren, ſelbſt manchmal zu ſekundiren, — Capitän de la Valery war der Mann dazu.

Man ſetzte ſich zu Tiſche. Der Lord Pattern hob nach dem erſten Gang ſein Glas Madeira, und brachte der deutſchen Oper ein Lebehoch. Iſidor ſchlug wie ein reumüthiger Sünder an ſein Herz, der Theater-Direktor Flauſius zupfte ſich bald am Jabot, bald an den Manſchetten. Die erſte Sängerin, eine liebenswürdige kleine Frau mit ſchwarzen Schelmen-Augen, deren allerliebſte Stimme gewiß allenthalben gern gehört werden mußte, nickte mit ſchalkhaftem Triumph ihrem Manne zu, welcher die Garderobinſpektion führte. Gäſario ſaß wie zwiſchen zwei Feuern und ſuchte bald den Blicken der ſchönen Narziſſa zu entrinnen, welche heute noch herrlicher, verführeriſcher ſtrahlte,

als geſtern Abend in der Rolle der Helena, — bald ſah er wieder unwillkührlich auf Eugenie, und mußte hinſehen, und konnte nicht anders.

„God damn!“ ſprach der Lord, „es geht doch nichts über Altengland und mir lacht das Herz, wenn ich an die ſchönen Kreidefelſen denke, aber ich wette meinen beſten Renner gegen eine Katze, daß in Drurylane und Coventgarden, und im Kingstheater und Adelphi keine ſo feine Lady jemals ihre Stimme erhob, als Miß Elvira; und — hony soit qu'il mal y pense, — Braham ſingt ſchöner, als irgend ein Erzengel, Reſpekt davor; aber take care of your ears! — ich habe den John of Paris in London gehört und kann mir davon einen Begriff machen, wie ihn die Hottentotten aufführen würden, — Zehn gegen Eins! Ein engliſcher John of Paris iſt ein veritabler genuiner John punch gegen den ſchlechteſten Johann von Paris in Deutſchland.“

„Ew. Herrlichkeit ſind zu gütig,“ erwiederte der Direktor Flauſius mit einem koloſſalen Stück Roſtbeaf im Munde.

„God damn!“ erwiederte der Lord fröhlich: „Man geht ja doch eigentlich in die Oper, um ſingen zu hören, denn Dekorationen, prächtige Gar-

derobe und Maſchinen, die an die Hexerei gränzen, hat man ja in der Weihnachtspantomime genug vor ſich; wenn ich aber nun in eine Oper komme, und meine zehn bis zwanzig Schillinge hinlegen ſoll, um nichts zu hören, da möchte ich doch wiſſen, warum ich mich nicht in Deutſchland für einen halben Schilling beſſer unterhalten ſoll; denn das mache mir Niemand weiß, daß es nicht bei weitem angenehmer iſt, den Maſaniello von einem leidlichen Tenoriſten gut geſungen zu hören und lieber den feuerſpeienden Berg zu entbehren, als den Maſter Toms Aniello von der Madame Veſtris falſch gequickt zu hören, oder von Jemand, der blos einen Tenor für Proſa hat, oder gar keinen, als ein genuiner Bruder ſeiner armen Schweſter, als ein zweiter muto of Portici.“

„Erlauben Ew. Herrlichkeit,“ erwiederte in den einzelnen Pauſen, welche ihm die wichtige Pflicht der Selbſterhaltung zum Sprechen übrig ließ, der eßbefliſſene Direktor Flauſius, „es gibt, namentlich für einen armen Schauſpieldirektor, im Menſchenleben Augenblicke und Umſtände, wo man, ſo zu ſagen, in die Pechhütte gelangt, womit ich freilich nicht ſagen will, daß man in einer Pechhütte die ſchönſten Wohnungen umſonſt bekomme. Und ſe-

hen Ew. Gnaden: darauf muß man ſich gefaßt halten, aber ſei auch alles verloren, den Schein muß man behaupten und — den Anſtand, Ew. Herrlichkeit, den Anſtand!“

„Ein triftiger Grund, eine erhabene Anſicht, klar und unumſtößlich, beſonders in Beziehung auf die engliſche Oper,“ bemerkte Iſidor; „wer zweifelt daran?“

„Wollten Sie uns das nicht näher auseinander ſetzen, Herr Direktor?“ fügte der Doktor Brixius hinzu; „denn eigentlich weiß ich, aufrichtig geſprochen, doch nicht, was Sie eigentlich ſagen wollten.“

„Das will ich Ihnen gleich zeigen. Den wilden Schweinskopf, wenn ich bitten dürfte! Damit wollte ich ſagen, daß ein armer Theaterdirektor oft zu allerlei ſeltſamen Mitteln ſeine Zuflucht nehmen muß, um ſich in der Welt durchzubringen; man muß lieber eine Oper ohne Muſik geben, als gar keine; denn der Schein, meine Herren! der Schein betrügt die Welt. Und warum ſollte ein Direktor in London andere Anſichten darüber hegen, als ich in Deutſchland? Alſo die Männer haben doch eigentlich Recht. Man muß dem Publikum wohl manchmal ſchmeicheln, aber nie vor ihm betteln; man kann ſich zuweilen ſogar blamiren, aber Ball

mit ſich ſpielen laſſen, darf man nie, der Schein regiert die Welt, nicht das Geld, und der Anſtand bleibt die Hauptſache."

„O Scherzer, Scherzer!" rief bei dieſen Worten ein Bühnenveteran, der vor einer Verſchanzung von Schöpſenkeulen, wälſchem Sallat, Wiener Torten, Eſſigkurken, Haſenpfeffer und Blumenkohl am untern Ende der Tafel bivouaquirte. Er war ein kleiner hagerer Mann mit einer bedeutenden Naſe, in einem abentheuerlichen, hochrothbraunen Rock mit drohenden Vatermördern und eben ſo gefährlicher Eßluſt, ein geborner Wiener, der ſich aber bereits ſeit vierzig Jahren die, freilich vergebliche, Mühe gab, ſein angebornes poſſierliches Patois in ein noch poſſierlicheres Hochdeutſch umzumodeln, ein wahrer Nero gegen die arme deutſche Sprache.

„Was ſeufzt unſer Herr Rochus?" fragte der Lizentiat Kranich; „was iſt's mit dieſem Herrn Scherzer? Man erzähle von dieſem Scherzer, Papa Rochus."

„Erlauben Sie," verſetzte der Veteran Thalien's, indem er ein Faſanenflügelchen mit ſeinen Eßwerkzeugen in Verbindung ſetzte; „ſo! — Weil wir eben vom Theater reden, ſo iſt mir halt der Herr Scherzer eingefallen. Erlauben Sie," — er be-

mächtigte ſich des wilden Schweinskopfes; „dieſer war alſo ſeiner Zeit ein beriemter Theaterdirektor gewöſen, der aber ein ſehr klägliches Ende genohmen hat. —“

„Iſt er vielleicht auch frikaſſirt worden?“ unterbrach ihn der Lizentiat.

„Was ſchaffen S’?“ erwiederte Herr Rochus; „ich verſüchere Ihnen: alle ſeine Pfiffigkeit half ihm nicht vor dem Fall, und er war gewiß pfiffig, der Herr Scherzer. Um Ihnen ein Exempel von ſeiner Eckonomie zu geben, will ich Ihnen eine Geſchüchte von ihm erzöhlen. Na! denken Sie ſich nur: wir hatten einmal eine neue Oper, wo in der Ouverture unmenſchlich viel Pauſen vorkohmen. Da ſteht mein Herr Scherzer, ich weiß nicht mehr, was für eine Rolle er gehabt, aber kurzum, er war ſuperb angezogen. — Ja! Was? — Na, alſo! Er ſieht, wie geſagt, hinter dem Vorhang, und guckt auf das Orchöſter herunter, und ſieht, daß halt eine Mänge von den Muhſikern nicht ſpülen. Es dauert nicht lange, ſo kommt mein Herr Scherzer hinter dem Vorhang hervor, roth im ganzen Geſicht, wie ein wälſcher Hahn, und ſchreit ganz wüthend zu den Muhſikern hinab: „„Warum ſpülen S’ nicht?““ — Natürlich, die armen Muhſiker glau-

ben, es käme ein Geſpänſt hinter'm Vorhang hervor, und halten ihre Pauſen fort. — „„Warum ſpülen S' nicht?““ — ſchreit der Herr Scherzer ganz wie beſeſſen; denn weil die Muhſiker ſich nicht haben irre machen laſſen, ſo glaubt mein Herr Scherzer, ſie thäten ihm's zu Floiß, und wollten ihn für'n Narr'n halten. Endlich brüllt er zum drittenmale, wie ein ung'riſcher Ochs: „„Kreuzmüllionen! warum ſpülen S' denn nicht?““ — Nun entſchuldigen ſich die Muhſiker, und ſagen: ſie dürften jetzt nicht, ſie hätten halt Pauſen. — „„Was? Pauſen? Das ging mir auch noch ab! Bezahl' ich Ihnen für die Pauſen? Ich bezahl' Ihnen für's Spülen. Spülen S'! Gleich ſpülen S'! Sonſt kriegen S' keinen Kreuzer.““ — Und die Muhſiker müßen ſpülen, **nolens volens**. Na! Sagen Sie 'nmal: War der nicht pfiffig? — Aber wäre er noch hundertmal pfiffiger geweſen, er hätte doch müßen zu Grunde gehen. — Was ich Ihnen, Herr Direktor, freilich nicht wünſche, Gott bewahre! Ich wollte, Sie wären ewig Direktor!“ — —

„Aber, Cäſario, wie reime ich mir das Morgenroth auf deinen Wangen mit der Nacht in deinem Herzen zuſammen, von der du doch ſo häufig ſprichſt? Biſt du denn endlich ein Apoſtat gewor-

den? Hält'ſt du endlich die Hoffnung für wirklich mehr, als für eine geſchminkte Balletfigurantin mit Schmetterlingsflügeln von Gaze? Reſpektirſt du die Sehnſucht noch immer blos als Pelzersfrau im Winter, die den erfrornen Kunden Schlafröcke von Bärenfellen zum Verkauf anbietet und Handſchuhe von Mondkalbsbälgen, und widerhaarige landſtändiſche Muffe und glattgegerbte Claſſizitäten? Höre! ich glaube beinahe, du geheſt dem Frühlingsſolſtitium deines Lebens zu, wenn's ein ſolches gibt!" —

Aber Cäſario hörte den Freund nicht und aß ein Vielliebchen mit Eugenie.

Der Cröſus ſaß ſtumm und ſtarr vor ſeinem Glaſe und zählte die Perlen d'rin. Die ſahen ihn an wie Thränen. „Pfui!" ſprach er leiſe vor ſich, während Toaſt an Toaſt klang, und jedes Herz auf den Lippen ſaß; „ihr dummen Tröpfe von Tropfen, warum ſeid ihr nicht lieber Dukaten?! — Pfui! ihr habt eure Beſtimmung verfehlt. So allerliebſt goldig und doch nicht Gold! Wie wollt' ich euch hegen und pflegen, vor jeder Zugluft bewahren, hätſcheln und ſtreicheln, jeden, wie ein ſüßes holdes Kind, — für mein Kind! Prr! — Es iſt ja merkwürdig, puh! — niederträchtig, was die Leute ſo vergnügt ſind. Aber nur Geduld; es

kommt ein Tag, und gewiß kommt er, wann auch ich luſtig ſein werde, und ſollte die ganze Welt ſich blind weinen; ich werde doch ſehen, wieder ſehen; darin liegt der Himmel.“

Und gewiß muß die höchſte Seligkeit des Himmels in Blicken liegen; nicht, wie die Pietiſten ſagen, in jener Anſchau Gottes von Angeſicht zu Angeſicht, nein! im erſten und ewigen Wiederſehen unſerer Lieben; und dann, (wenn anders der Himmel kein Invalidenhaus iſt und keine Verſorgungsanſtalt für Leutchen, welche auf Erden die Zeit auf Intereſſen legten und nun durch dummſeligen Müſſiggang die liebe Ewigkeit beſtehlen, Ewigkeitsdiebe, ſtatt Tagdiebe; wenn anders im Himmel für Ringen, Streben, Beſſerwerden mehr Raum iſt, als auf Erden,) dann gibt ein Blick, der erſte Wiederblick aus dem Auge der Mutter, der Geliebten Weihe für die Ewigkeit und durchſtrömt mit der Urkraft Gottes. — Und der Zauber des irdiſchen Blickes läßt uns ahnen, ob und wie der erſte Blick des Wiederſehens nach dem Tode beſeligen könne!

Das fühlte Iſidor; er blickte in Eugenien's Auge, ſie in das ſeine; ſie verſtanden ſich, ſie wußten es jetzt klar und unumſtößlich, daß ſie zuſammen gehörten, daß ſie nicht geſchieden werden könn-

ten, was ſie auch trennen möge. Begeiſtert hob Iſidor ſein Glas. „Lieben bis drüben!“ ſprach er leiſe; Niemand hörte den Trinkſpruch, als Eugenie; ſie neigte ihr Glas gegen das ſeine; freundlich klangen beide an einander. Iſidor war ſeiner Sinne kaum mehr mächtig, er faßte Eugeniens Hand, ein zarter leiſer Gegendruck gab ihm die beſeligende Gewißheit, die er kaum zu ahnen gewagt, deren erſte Blüthenträume er bis jetzt gefliſſentlich verſcheucht hatte durch Muthwillen, Laune und tolle Einfälle. Trunken von begeiſtertem Bewußtſein und im Vorgefühl neuerwachter Lebensluſt und Strebkraft, von tauſend Bildern einer glücklichen Zukunft umſchwebt, eilte er von der Tafel fort, an welcher nur noch der Lord und einige ältere Herren bei vollen Gläſern ſaßen.

Unter dieſen Getreuen befand ſich unſer guter runder Doktor, ſein Freund Waldſtörchel und der Capitain de la Valery. Man kam auf die alten Zeiten zu ſprechen; ein Wort gab das andere, eine Erinnerung weckte die andere; man vergaß gänzlich die Verſchiedenheit des Ranges und Standes, fühlte im Augenblick nur die Vergangenheit und ſo ward die letztere, mochte ſie einem oder dem an-

dern noch ſo bitter gekommen ſein, nur zur fröhlichen Gegenwart.

„Weil wir aber gerade von den Feldzügen in Deutſchland ſprechen," ſprach unter andern, im Laufe der Rede, der Capitain, „ſo muß ich Ihnen doch eine intereſſante Geſchichte mittheilen, welche ſich damals in unſerem Regimente ereignete. Wir hatten in demſelben zwei Compagniechirurgen, welche ſeit Jahren die beſten Freunde waren; es ſchien, als ob einer ohne den andern geradezu nicht leben könnte; überall traf man ſie beiſammen; man hieß ſie nur ſcherzweiſe die Inſeparabeln. Sollten Sie denken, meine Herren, daß dieſe für die Dauer der Ewigkeit ausſehende Freundſchaft eine Wendung nahm, von welcher niemand vorher träumen konnte?! — Romain war ein vortrefflicher Kamerad, luſtig, zu allen tollen Streichen aufgelegt, während ſein Freund, Martin, mehr die Zurückgezogenheit liebte und manchmal ſogar Anfälle von Melancholie hatte. Doch die Verſchiedenheit der Temperamente ſchien, ſtatt die Freunde von einander zu entfernen, ſie noch näher und inniger an einander zu bringen. Wir rückten damals (ich ſtand noch als Sergeant beim Regimente) in eine Stadt Süddeutſchland's, welche ſich unſeres improviſirten Beſuches nicht ver-

ſehen hatte. Das Impromptü, accompagnirt von einigen Bomben, gelang à merveille. Wir rückten ein. Die Bewohner, theils der Nothwendigkeit ſich fügend, theils frappirt über den neuen glänzenden Anblick einer auserwählten Kernmaſſe von Truppen, ſtrömte uns auf allen Straßen und öffentlichen Plätzen entgegen. Unter der Maſſe des Volkes befand ſich auch ein ganz allerliebſtes Kind, welches ſich vor Freuden, ſo viele glänzende Uniformen und blanke Waffen zu ſehen, kaum zu faſſen wußte, von Einem zum Andern lief, endlich an den Chirurgen Martin kam, und ihn mit kindiſcher Argloſigkeit bat, ihn mitzunehmen, denn er wollte auch Soldat werden, und einen hübſchen blanken Säbel tragen, und was dergleichen Äußerungen mehrere waren. Martin's finſtere Züge belebten ſich freundlich, als der kleine Knabe, den er auf den Arm nahm und an's Herz drückte, ihm kindiſch neugierig Kinn und Bart betaſtete und mit den hellen Knöpfen der Uniform und den bunten Schnüren ſpielte. Martin hatte in ſeiner Heimath kurz vor ſeinem Abmarſch durch den Tod ein Söhnchen verloren, welches ihm über Alles lieb und werth geweſen, deßhalb hätſchelte er jetzt den Kleinen, der ſich ſo freundlich an ihn drängte, und faßte im Ernſte

den etwas romanhaften Entſchluß, das Kind, welches ihm der Himmel ſo augenſcheinlich zum Erſatz dargeboten, zu behalten; denn mit dem Glück, meine Herrn, muß man, wenn es ſich uns einmal bietet, überhaupt nicht prüde thun, und es ſo lange benützen, als es uns günſtig iſt. Jedermann hat ſeine Glücksepoche, in welcher ihm jeder Coup einſchlägt; und im Kriege hat man bekanntlich ein ziemlich weites Gewiſſen. Martin, der nun einmal das Kind für ſein Glück anſah, nahm den Knaben und brachte ihn mit ſich nach Hauſe, wo er einquartirt war. Wie immer, wohnte auch dießmal Romain bei ihm. Martin zeigte ſeinem Freunde den theuren Fund; aber in eben dem Grade, als durch den Beſitz des Kindes Martin's Trübſinn abnahm, verminderte ſich auch Romain's Fröhlichkeit. Der Anblick des Knaben, der ſich bei den Soldaten ſehr wohl gefiel, weckte in der Bruſt des luſtigen Romain ernſte Erinnerungen; Romain hatte in ſeiner Heimath ein nahes Verhältniß mit einem Mädchen gehabt, welches auch Martin innig geliebt, ohne daß dieſer Romain's Verhältniß zu ſeiner Braut ahnte. Als Martin das Mädchen endlich geheirathet, zog ſich Romain geraume Zeit von ihm zurück, machte eine Reiſe, und kam erſt wieder,

als die Frau Martin ihrem Gatten ein Söhnlein geſchenkt, in deſſen Zügen Romain — ob mit Recht, ob mit Unrecht? — zu leſen wähnte, daß es ihm angehöre. Kurze Zeit darauf ſtarb das Kind; und ein geheimer Gram, der an Martin's Frau ſeit ihrer Verheirathung zu nagen ſchien, raffte auch ſie hinweg. Nach jenem doppelten Trauerfall war Romain in ſeinem Benehmen gegen Freund Martin wieder ganz der Alte, ſeine Herzlichkeit ſchien im Gegentheil von Tag zu Tag zuzunehmen; er folgte ihm überall und wich nie mehr von ſeiner Seite. Das Detachement, bei welchem beide ſtanden, entfernte ſich am nächſten Tage nach jenem Vorfalle mit dem gefundenen Knaben wieder aus der Stadt, und Martin nahm, unbekümmert um alle Folgen, den Kleinen mit ſich."

„Er lebt? Nicht wahr, er lebt? Er muß leben!" rief der Cröſus; „dieß bringe ich dir, mein Sohn, mein geliebter Sohn!" Er hob das Glas mit zitternden Händen, ſein Auge war trübe, ſein Herz ſchlug mächtig. „Ja, es waltet kein Zweifel, er iſt's, gewiß, er iſt's."

„Allerdings ein ſeltſames Zuſammentreffen der Umſtände," meinte der Doktor, indem er einen bedenklichen Blick auf ſeinen Freund warf; „und

doch bin ich," sprach er leise vor sich hin, „überzeugt, daß es nicht so sein kann; — der arme Mann!"

„O, reden Sie, mein Herr!" fuhr der Crösus leidenschaftlich fort; „Sie wissen Alles; sagen Sie mir, was aus dem Knaben geworden, wo er hingekommen, wo er lebt, wo ich ihn aufsuchen soll. Mein ganzes Vermögen — — — Nein, nein! Entschuldigen Sie! — Mein Vermögen ist eigentlich nicht mein, aber von den Sparpfennigen, die meine alten Tage fristen sollen, will ich Ihnen gerne — — O, sprechen Sie, wo ist er, was ist aus ihm geworden?"

„Sie fragen mich zu viel, mein Herr," erwiederte de la Valery; „was ich von ihm noch weiter weiß, ist sehr wenig, ich will's Ihnen mittheilen. — Wir mochten uns vielleicht seit drei oder vier Tagen von jener Stadt entfernt haben, als Romain mit finsterer Miene eines Abends vor seinen Freund Martin hintrat und ihn bat, ihm den Knaben zu überlassen, er habe ein kleines Vermögen, er wolle den Kleinen adoptiren, er werde der glücklichste Mensch, wenn Martin seine Bitte erfülle. Martin war wie vom Donner gerührt. Romain ließ nicht ab, zu bitten und warf sich endlich vor seinem Freunde auf die Kniee. Umsonst, Martin blieb

unerschütterlich, ja, je dringender der Freund ihn bat, desto heftiger und leidenschaftlicher sprach Martin seinen Entschluß aus, den Knaben zu behalten. Romain schien sich endlich zu beruhigen; allein der Knabe verschwand bald nach jenem Vorfall; das alte freundschaftliche Verhältniß stellte sich allmählich in voller Herzlichkeit wieder her und man sah die Freunde wie vor stets beisammen und jede Gefahr brüderlich theilen. Als bei einem Gefechte Martin eine bedeutende Hiebwunde auf den Nacken erhielt, pflegte ihn Romain, ließ durchaus niemand Andern zur Wartung und stellte ihn endlich glücklich wieder her. — Romain und Martin wurden mit der Zeit wohlhabende Männer; ich traf beide zu Anfang der zweiten Restauration der Bourbon's in Paris. Doch schien die alte Freundschaft von beiden vergessen; der Eine wohnte in der Nähe der Porte St. Denys, der Andere in der Nähe der Kirche von St. Genevie. In den Zerstreuungen der Hauptstadt dachte ich geraume Zeit nicht mehr an die beiden Freunde, mit welchen ich in früheren Zeiten bei einem und demselben Regimente gestanden, als plötzlich ein ganz unerwarteter Vorfall das Tagsgespräch bildete. Der Doktor Martin war in Folge mehrfacher Beschuldigungen vor die Assisen

gefordert worden; man warf ihm vor, mehrere seiner Patienten durch Gift aus der Welt gefördert zu haben, namentlich einige Personen aus den höheren Ständen, welche ihrer gutlegitimen Gesinnungen halber bei Hofe bekannt und beliebt waren, — eine Beschuldigung, die vielleicht durch den Umstand Wahrscheinlichkeit gewann, daß Martin noch immer mit Begeisterung seines alten Kaisers gedachte, wenn von dem Mann des Jahrhunderts zufällig die Rede kam. Martin läugnete mit der Miene stolzen Selbstbewußtseins das ihm vorgeworfene Verbrechen und begehrte seinen Ankläger zu sehen. Dieser erschien. Martin traute kaum seinen Augen, als er — Romain erkannte. „„Nein, es ist unmöglich,““ rief er und stürzte an seines Freundes Herz; aber dieser wand sich aus seinen Armen und sprach kaltblütig zu den Geschwornen und Richtern: „„Glauben Sie mir, meine Herren, daß ich meine Pflicht mit blutendem Herzen erfülle, wenn ich gegen diesen Mann, welchen ich früher meinen Freund nannte, meine Anklage bestätigen muß. Wer von meiner Lage nicht genau unterrichtet ist, könnte mir im falschen Verdacht vielleicht als Motiv unterlegen, daß mich kleinlicher Kunstneid dazu bewegen. Aber unsere Wohnungen

liegen zu weit auseinander. Paris iſt zu groß und hat unſerer Collegen zu viele, als daß ich auf eine ſo niederträchtige Weiſe die Praxis eines andern an mich reißen wollte und könnte. Ich gebe Ihnen aber noch Einen Umſtand zu bedenken, meine Herren, den ich, bis jetzt noch immer von der Erinnerung alter Freundſchaft bethört, verſchwiegen habe; entblößen Sie Martin's Rücken und urtheilen Sie dann, was Sie in Beziehung auf Moralität von ihm allenfalls zu halten haben. Man war einen Augenblick unſchlüſſig, als aber der Doktor Romain ſeine Worte mit Ernſt und Nachdruck wiederholte, entblößte man Martin's Rücken und fand denſelben mit jenen fluchwürdigen zwei Buchſtaben: T. P. (travaux perpetuels) gebrandmarkt, welche den Auswurf der menſchlichen Geſellſchaft für ewig an die Galeere bannen. Martin ſank vernichtet zuſammen und erwiederte fernerhin kein Wort. Man nahm dieß Schweigen als Geſtändniß und ſandte ihn, da das Brandmal auf ſeinem Rücken ihn als entlaufenen Galeerenſklaven bezeichnete, nach Breſt, wo er jetzt wahrſcheinlich ſein elendes Leben ſchon geendet haben wird."

„Und der Knabe? mein Sohn? Was ward aus ihm?" fragte der alte Waldſtörchel, welcher

der Erzählung ungeduldig zugehört hatte; der Capitain zuckte die Achseln und erwiederte: „Leider kann ich Ihnen, mein Herr, über das Schicksal des Kindes keine weitere Auskunft geben.“ — Der Cröſus ſenkte, als hätte er die Todesbotſchaft zum erſtenmal vernommen, ganz troſtlos das Haupt und murmelte kaum hörbar, eintönig: „Todt, todt?!“ —

Der Doktor ergriff theilnehmend ſeine Hand und ſuchte ihn zu tröſten: „Was einmal geſchehen iſt, kann kein Gott ungeſchehen machen. Jahre ſind darüber hingeronnen, Jahre gleichen den Schmerz aus.“

„Jahrelang habe ich gearbeitet im Schweiße meines Angeſicht's,“ fiel ihm der alte Cröſus in's Wort —

„Um Vergebung,“ unterbrach ihn der Doktor, gute Laune erkünſtelnd, um ihn von ſeinen trüben Gedanken abzubringen: „was wollen denn Sie vom Schweiß des Angeſichtes reden?! Freund, das ſchlägt in mein Fach; das muß ich am beſten wiſſen. Alſo Punktum, Sand über dies Thema!“ —

„Oder Aſche!“ — erwiederte der Cröſus ernſt. „Ja, Aſche d'rüber!“ — Seine Züge wurden immer finſterer, ein bitteres Lächeln umzog ſeine Lippen, aber doch ſchien ein Schimmer innerer un-

verwüſtlicher Überzeugung die troſtloſe Dämmerung ſeiner Seele zu durchbrechen. „Ha! ich weiß,“ fuhr er mit feindſeligem Lächeln fort, „ich weiß, daß mich Alles zu überreden ſucht, mein Sohn ſei todt, ich würde, ich könne ihn nie wieder ſehen. Ich weiß auch, warum man mich ſo zu überreden gedenkt; man will mich vermuthlich verleiten, meinem Sohne treulos zu werden, mein Vermögen, das heißt das ſeine, irgend jemand Anderm anzuvertrauen, zu vermachen, zu verſtiften, — aber nein, nein, das werde ich nie, bis zu meinem letzten Hauche nicht; ich bin blos ſein Verwalter und will ihm nichts veruntreuen, keinen Pfennig. O, ich durchſchaue dieſe ſogenannten guten Abſichten der Menſchen, alle ihre Schliche, alle ihre Pläne, alle ihre Kunſtgriffe, Alles, Alles. Aber ich will doch ſehen, ob ſie mich wirklich überliſten können? Mich nicht! — Denn ich habe einen Talisman, der mich ſchützt, den ich Keinem zeige, der auch Keinem nützt, als mir.“ — Und den Blick nach oben gewendet, griff er ſich an's Herz; drinnen im Herzen glänzte ihm ein Stern: „Ich hoffe!“

Es war Abend geworden; der größte Theil der Geſellſchaft erging ſich in den wunderlieblichen Anlagen des Parkes, in welchem der lebensfrohe Lord

das Banquet arrangirt hatte. Hohe Taxus und Weymuthskiefern ragten in den labyrinthiſchen Gängen über Hollunder- und Jasminſträuchen empor; dort neigte ſich eine herrliche Trauerweide über den Weg, dort duftete in voller Blüthenpracht eine uralte Linde. Liebeszauber ſchien in ſtiller Nacht ringsum erwacht; Liebesfeier begingen viel hundert bräutliche Nachtigallen; wie Liebesſeufzer, wie Hochzeitahnung und Brautträume wehte es in den ſäuſelnden Zweigen. Da wandelten in den vielverſchlungenen Gängen manche Freunde Arm in Arm und Liebende Herz an Herz. Auch denen, welchen der Wein etwas im Oberſtübchen ſpuckte, war die Nacht freundlich und dienlich, ſie verbarg die unregelmäßigen Bewegungen des Unterhauſes.

Miß Anna und Eugenie wandelten Hand in Hand eine geraume Weile durch die dunkeln Laubgänge. „Du biſt ja ſo feierlich geſtimmt, liebe Eugenie," ſprach Miß Anna ſanft zur Freundin; „die Hand auf's Herz, Eugenie! Meinſt du, ich wüßte nicht, was in deinem Herzen vorgeht? O, das will ich dir auch noch erklären, ſo gut als die kundigſte Zigeunerin in irgend einem Scottiſchen Roman. Oder glaubſt du, wir Inſelmädchen verſtünden das artige Wörtchen: „„Love"" blos in

unſerer Mutterſprache? Oder du hätteſt ein Monopol auf euer ſüßes deutſches: „„Liebe,““ und dürfteſt es durchaus nicht in unſer armes Engliſch überſetzen? Bin ich dir auf den Grund des Herzens gekommen? Laß mich einmal fühlen.“ Sie legte ihre Hand auf Eugenien's Herz. — „Richtig, es ſchlägt noch, und, wenn ich nicht ſehr irre, ſo ſchlägt es ſogar ſtärker als ſonſt. Nun, was antwortest du darauf, Eugenie? — Gar nichts? Ei! das heiß' ich doch wahrhaft ſich ſchlecht vertheidigt; — geſchwiegen und eingeſtanden! Einverſtanden ſollte ich wohl ſagen, nicht wahr! Ja, ja, liebe Eugenie!“

„Ach, Anna, du folterſt mich wahrhaftig.“

„Nun? Daß ich doch nicht wüßte! Glaubſt du, ich hätte meine Augen umſonſt? Und das Vielliebchen? Was erwiederſt du darauf?“

Eugenie ſeufzte.

„Wieder eine Antwort, welche ſtatt einem Geſtändniß angenommen wird. Nun, es iſt richtig, und ich ertheile dir hiemit feierlichſt meinen Segen. Ach, wer doch ſo glücklich wäre, wie du, ſo glücklich ſeyn könnte! Aber ich — ach, ich! Sieh, es muß einmal heraus, es preßt mir das Herz ab. —“

„Nun?“ fragte Eugenie etwas zerſtreut.

„Ach, ich ſagte dir ja,“ erwiederte Anna; „ihr in Deutſchland habt kein Monopol auf das ſüße, einſchmeichelnde, und doch ſo verwundende Wort: I love. —“

„Wie?“ fragte Eugenie; „und du liebſt — —?“

„Nicht wie du,“ entgegnete Miß Anna; „nicht unter der freundlichen Sonne der Möglichkeit blüht meine Hoffnung; oder vielmehr, ſie verwelkt im erſten Augenblick, da ſie zur Blüthe kommt.“

„Dann liebſt du nicht,“ erwiederte Eugenie haſtig; „dann täuſcheſt du dich bloß mit einem holden Traum, daß du vielleicht einſt lieben würdeſt; denn das glaube ich nicht, daß die ächte Liebe ſchon im Keim verwelken könne; nein, ſie muß fortblühen, ob auch Stürme ſie zu knicken drohen, muß wachſen durch Stürme zum kräftigen Baum, der freilich vielleicht erſt über'm Grabe Früchte trägt, aber herrliche Früchte, ewiges Zuſammengehören, unſterbliche Vereinigung.“

„Ach, ich dächte, liebe Eugenie, es wäre ſüß genug, ſich hier auf Erden ganz anzugehören. Oder ſage mir nur einmal, meine theure Schweſter, biſt du ſchon drüben geweſen? Worin beſteht das häusliche Glück jenſeits des Grabes? Gibt es

drüben auch eine Oper? Thee? Soireen? Ach drüben iſt vielleicht nur ein Arkadien, und alle Schäferromane ſind mir entſetzlich langweilig. Nein, liebe Eugenie, hier haben wir unſere Sonne, hier unſere Sterne; und ich hoffe wohl, daß wir uns über den Sternen finden; aber denke nur: wenn wir eine Hochzeit bis nach dem jüngſten Tage aufſchieben müſſen, ſterben wir doch als alte Jungfrauen.“

„Anna! du kannſt ſo über die Liebe ſcherzen, und wähnſt doch, wirklich zu lieben? Nein, dann kannſt du nicht lieben, gewiß nicht.“

„Weil ich nicht ſo ſentimental bin, wie meine blaſſen Landsmänninnen, und — wie du? Doch, doch! Gewiß liebe ich, und ſo wahrhaft als du, und unglücklicher als du; denn du darfſt hoffen, und ich kann es nie.“ Bei dieſen Worten lehnte ſie ihr Haupt an Eugeniens Bruſt, heiße Thränen ſtrömten ihr von den Augen. Schweigend ließen die beiden Freundinnen ſich auf eine einſame Bank nieder.

Cäſario hatte ihr Geſpräch gehört. Er war zufällig denſelben Gang gekommen, war ihnen unwillkührlich gefolgt. Wer war ſeliger als er! Denn wem konnte Eugeniens ſchweigendes Geſtändniß

gegolten haben, als ihm? Er hatte ja mit dem holdſeligen Mädchen das Vielliebchen getheilt. Hunderterlei Pläne drängten ſich in ſeinem Kopfe chaotiſch durcheinander; wie es ihm gelingen werde, ſich aus der Bodenloſigkeit ſeiner jetzigen Verhältniſſe empor zu raffen, was er beginnen müſſe, um eine tüchtige, bürgerliche und häusliche Exiſtenz zu begründen, er überſann es hin und her; bald fühlte er ſich frei wie der Vogel in der Luft, wenn er an ein häusliches Glück dachte, was ihm vielleicht noch blühen könne, bald drückte ihn eben dieſer Gedanke, den er ſeit dem Beginn ſeiner Jugend als heißen Wunſch nicht aus der Seele gebracht hatte, und der ihm doch eben jetzt wie ganz neu und ungewohnt vorkam, mit der Voll-Laſt aller Pflichten nieder. Bald ſchwirrte ihm die alte Thorheit durch den Kopf: Was iſt ein Weib? — Ein Bild der Gottheit, im Hohlſpiegel verzerrt, eine freundliche Maske des Teufels, ein Geſchöpf, welches nur lebt, um zu lachen, und nur lacht, um zu tödten. Bald umgaukelte ihn wieder ein holdſeliges Bild, Eugeniens Bild, daß er wie toll ausrief: Wenn die kein Engel iſt, ſo gebe ich meine Anwartſchaft auf den Himmel für eine Pfeffernuß hin. Und die alte Ironie vom Leben, die

er ſo oft wie ein Schalksnarr auf den Markt gebracht hatte, die verrückte, katzenjammerhafte Identität von Eſſen und Leben, ſie kam ihm jetzt ganz ernſthaft vor, wie ein ſolider Geſchäftsmann, der ihm mit der Feder hinter'm Ohr, mit der Brille auf der Naſe, mit grauen Schreibärmeln über dem Rock „guten Morgen" wünſchte. Und vor ſeiner jezeitigen phantaſtiſchen Traum- und Mährchen-Bude ſtand er wie ein Mathematiker und fragte: Was iſt damit bewieſen? Und doch erſchien ihm ſeine Liebe wie ein holdes Mährchen, und ſeine Hoffnung wie ein Sommernachtstraum. In ſeine Gedanken verloren, über ſeinen Plänen brütend, in höchſter Seligkeit, und doch unzufrieden mit ſich ſelbſt, daß er bis jetzt noch ſogar keinen Anſpruch, keine Berechtigung dazu erworben, und in ſich trage, ſchritt er langſam dem Sammelplatz der Geſellſaft der Tafel zu, wo bereits die Lichter, in Glaskugeln vor der Zugluft geſchützt, auf den Tiſch geſetzt waren, und die älteren Herren noch immer im traulichen Geſpräch beiſammen ſaßen.

In einer Jasminlaube ſaß indeſſen träumeriſch Antonie, die ſchöne Pflegetochter des reichen Kaufmann's Engelhard. Da der Himmel Herrn Engelhard und ſeiner Gattin Joſephine keine leiblichen

Kinder geſchenkt, wie es ſtets der innigſte Wunſch von Beiden geweſen, ſo hatte Joſephine vor einigen Jahren in Einverſtändniß mit ihrem Gatten die arme Antonie, welche ſie bei einem Feſt im Waiſenhauſe zuerſt geſehen, zu ſich genommen, und erzog ſie mit aller Liebe und Treue, welche nur immer eine Mutter ihrem Kinde angedeihen laſſen kann. Von Jahr zu Jahr entfaltete ſich die Schönheit und Liebenswürdigkeit der Waiſe immer reicher. Heute an ihrem ſechzehnten Geburtstage feierte ſie das Krönungsfeſt ihrer Anmuth, trat ſie die Herrſchaft ihrer vollkommen erblühten Schönheit an. Sinnend, mit Wehmuth ihrer freudeloſen Kinderzeit gedenkend, lehnte ſie das Haupt auf weiches Moos zurück; ſog, noch betäubt von den vielen glänzenden Eindrücken, welche ſie zum erſtenmal in großer Geſellſchaft, im brauſenden Wechſel aller Freuden umgeben, in alle Pulſe die balſamiſchen Düfte, in alle Tiefen ihrer Seele hold gaukelnde Ahnungen von des Weibes höchſter Seligkeit. Ein leiſer Druck, den ſie an der Hand fühlte, weckte ſie aus ihren Träumen. Erſchreckt raffte ſie ſich auf und wollte entfliehen; da fühlte ſie ſich gefangen; der Abbe Levauſſier ſtand vor ihr.

„Herr Abbe?“ ſprach Antonie, erſtaunt, den

unentbehrlichen Hausfreund, den treuen Rathgeber ihrer Pflegemutter, deſſen Benehmen ihr ſeit einiger Zeit ſo ſonderbar vorkam, plötzlich jetzt vor ihr zu erblicken.

„Ich ſuchte Sie, liebes Kind,“ erwiederte der Abbe, Antoniens Hand auf's Neue erfaſſend.

„Mich?“ entgegnete ihm Antonie, in deren Seele plötzlich zarte Beſorgniß aufſtieg; „um Gottes Willen, ſprechen Sie, Herr Abbe; iſt vielleicht meiner guten Mutter etwas unangenehmes begegnet? Sie ängſtigen mich.“

„Die Sorge um Sie führt mich hieher,“ ſprach der Abbe, indem er ſich neben Antonie ſetzte, und ſeine Hand wie zum Schutz und Segen auf das allerliebſte Lokenköpfchen der Holden legte.

„Die Sorge um mich? Wie ſoll ich das verſtehen? Sie ſchweigen? Von woher ſollte mir Gefahr drohen?“

„Von daher, wo Sie dieſelbe am wenigſten erwarten ſollten, liebe Antonie. Aber verlieren Sie den Muth nicht, vertrauen Sie auf den treu'ſten Freund, den Sie auf Erden haben, auf mich, der keinen Abend die Augen ſchlieſſt, ohne früher für Sie gebetet zu haben.“

„Sie ſind ſo gut, lieber Herr Abbe,“ erwie-

derte herzlich und vertrauungsvoll das arglose Mädchen; „aber mein Gott, erklären Sie mir doch, was mich bedroht?“

Der Abbe ließ seine Hand von Antoniens Scheitel sanft und wie unwillkührlich niedergleiten, und umfaßte das holde Wesen, welches von der Schändlichkeit des frommen Abbe keine Ahnung hegte. Der Abbe hielt eine lange Pause ein, während welcher Antoniens Herz immer mächtiger pochte, dann sprach er mit einem Ton, der halb dem Beichtvater, halb dem besorgten Freunde anzugehören schien: „Gestehen Sie mir, liebe Antonie, hier, wo wir allein sind, und niemand uns hört, als der allwissende Gott, gestehen Sie mir aufrichtig, haben Sie noch nie geliebt?“

Antonie kannte bis jetzt die Liebe nicht, aber die schlau berechnete Frage des Abbe verfehlte ihre Wirkung nicht, und warf einen gefährlichen Funken in ihre Seele. „Was meinen Sie mit dieser Frage?“ entgegnete ihm Antonie, deren anfängliche Unbefangenheit allmählig einer unerklärlichen Bangigkeit Platz machte.

„Ich habe das Recht, liebe Antonie,“ fuhr der Abbe im Tone des besorgten Freundes fort, „Ihre arglose Seele treu vor jeder Gefahr zu bewahren,

Ihr Gewiſſen zu erforſchen. Ich habe nicht bloß das Recht dazu; es iſt ſogar meine Pflicht. Deshalb muß ich Sie jetzt, da Sie Ihr ſechzehntes Jahr erreicht haben, und in die große Welt eintreten, nicht bloß vor den unzähligen Gefahren, welche Ihrer harren, warnen, ſondern Sie auch mit denſelben bekannt machen, denn man muß vor Allem den Feind, gegen welchen man zu kämpfen hat, kennen zu lernen ſuchen. Noch einmal beſchwöre ich Sie: vertrauen Sie feſt auf mich, und ſonſt auf Niemand."

Aber Antonien ward trotz dieſer wiederholten Zuſicherung ſeines Schutzes immer beklommener n? Muthe. Der Abbe fuhr mit nicht weniger Feuer als Salbung fort: „Glauben Sie mir, liebe Antonie, daß es Niemand ſo aufrichtig und herzlich mit Ihnen meint, als ich. Alle andere, mit welchen Sie umgehen, alle, — ohne Ausnahme, täuſchen Sie — mehr oder weniger."

„Aber meine treue Mutter Joſephine?" entgegnete Antonie halb mit vertrauender Hoffnung, halb mit Aengſtlichkeit der Antwort des Abbe harrend.

„Glauben Sie mir," erwiederte der Abbe; „ſie meint es nicht aufrichtig mit Ihnen; ſie beobachtet

Sie ſcharf, während Sie vielleicht wähnen, bloß mütterliche Sorge mache ſie ſo geſchäftig um Sie; ſie lauert auf jeden Ihrer Schritte, und argwohnt ſchlimmeres von Ihnen, als Sie, liebes Weſen! in Ihrer Unſchuld je ahnen konnten. —"

„O mein Gott!" ſtammelte Antonie ſchwer aufſeufzend; „welches entſetzliche Labyrinth umfängt mich! — Aber mein Pflegevater, Herr Engelhard, welcher es ſo gut mit mir meint, welcher mir jeden Wunſch, den ich kaum zu äußern wage, ſo gern gewährt?"

„Unglückſelige, Verblendete!" entgegnete der Abbe, ſeinen Arm feſter um ſie ſchlingend; „eben er iſt es, vor welchem ich Sie am ernſteſten warnen muß. Gerade, was Sie ihm als Güte anrechnen, als uneigennützige, ächt väterliche Treue, ſpricht das Verdammungs-Urtheil über ihn aus. — Lieben Sie ihn?"

„Innig liebe und verehre ich ihn," erwiederte Antonie mit Herzlichkeit; „und warum ſollte ich ihn auch nicht lieben? Er ſorgt ja für mich arme Waiſe wie für ein leibliches Kind; ihm verdanke ich ja alles, was ich habe und hoffe."

„Halten Sie ein!" ſprach der Abbe mit Entrüſtung, wie vom heiligen Zorn übermannt. „Un-

ſelige Antonie, ſoll ich Sie, deren Wohl Niemand ſo am Herzen liegt, ſo an's Herz gelegt iſt, wie mir, dem Abgrunde zutaumeln laſſen? Nein, das kann ich unmöglich, meine heiligſte Pflicht fordert mich auf, Sie zu warnen, Sie zu retten. Denn wiſſen Sie: Herr Engelhard — —"

„Guten Abend, Herr Abbe, wie freue ich mich, Sie endlich zu treffen; meine Frau vermißt Sie ſchon ſeit einer halben Stunde; laſſen Sie die gute Joſephine doch nicht länger warten, Herr Abbe!" ſprach Engelhard, ſein Erſtaunen und ſeinen Unwillen in Höflichkeit verbergend, viel zu klug, als daß er den Mann, welcher das Gewiſſen ſeiner Frau unbeſchränkt beherrſchte, beleidigt hätte, als daß er in Gegenwart der unſchuldigen Antonie den Tartüffe entlarvte, und deſſen ganze Verworfenheit aufdeckte. Ein Glück für den Abbe, daß die Nacht ſeine Schande bedeckte, die Leichenbläſſe auf ſeinen Wangen verhüllte. Er bebte vor Schaam, Ohnmacht und Wuth. „Ich danke Ihnen, Herr Engelhard," ſtammelte er mit erkünſtelter Ruhe und Gleichgültigkeit; „daß Sie ſich ſelbſt um mich bemüht, und eile, die Wünſche Ihrer Frau Gemahlin, welche mir ſtets Befehle ſind, zu vernehmen."

Mit dieſen Worten empfahl er ſich und ſuchte Joſephine auf. Sein einziger Gedanke war, ſich an beiden zu rächen; die Jeſuiten-Moral nickte ihm Beifall, die Jeſuiten-Sophiſterei half ihm, ſeinen Vorſatz in's Werk zu ſetzen. Es fehlte ihm nicht an Scheingründen, die arme Joſephine, (in deren krankhaftem Weſen Eiferſüchtelei'n von jeher einen fruchtbaren Boden gefunden, welche ſich wohl bewußt war, daß ſie den Gatten durch blendende Schönheit nicht zu feſſeln vermochte, daß Engelhard ſie nicht aus Liebe, leider nur aus Familienrückſichten geehlicht,) feſt und unumſtößlich zu überzeugen, daß Engelhard Antonien mit mehr als väterlicher Zärtlichkeit zugethan ſey. Der Abbe hatte dabei ein leichtes Spiel; der Keim des Argwohn's, den er in das Herz der unglücklichen Frau gepflanzt hatte, faßte ſchnell Wurzel, trieb Sproſſen und Blüthen und brachte giftige Früchte.

Engelhard hatte den letzten Theil der Unterredung des Abbe mit Antonie belauſcht: gerade die falſche Beſchuldigung, welche ihm Levauſſier vor Antoniens Ohren andichten wollte, um dann das argloſe Weſen deſto ſicherer mit ſeinen eigenen Netzen zu umgarnen, gerade die falſche Beſchuldigung, welche der Abbe im jetzigen Augenblick Jo-

ſephinen wie ein Gift tropfenweiſe mittheilte, weckte in Engelhard's Herzen Gedanken und Gefühle, welche ihm bis jetzt fremd geblieben waren. Es war, als fielen ihm jetzt erſt, wie nach langer unbegreiflicher Verblendung, die Schuppen vom Auge, als fühle er es in jedem Atom ſeines Selbſt, daß er Joſephine nie geliebt, daß ſtets nur Antoniens Bild in ſeinem Herzen geherrſcht; es kam ihm unbegreiflich vor, wie er ſo lange für väterliche Zärtlichkeit habe halten können, was doch die heißeſte Liebe des Mannes zur Jungfrau war; — und, verglich er Antonie im Glanz ihrer Reize, an der Schwelle aller Anſprüche, im Morgenroth des Lebens — mit der blaſſen grämlichen Joſephine, deren Beſorgtheit um ihn ihm nur zudringlich, läſtig erſchien, dachte er an Joſephinen's Neigung zur Frömmelei, an ihre Empfindlichkeit, an ihre Kränklichkeit, die ihm ſo manche fröhliche Stunden vergällte, wer mußte bei dieſem Vergleich ſiegen, als Antonie! Er war empört übec die Ungerechtigkeit der Convenienz, welche ihm jene läſtigen Feſſeln geſchmiedet, er ſah ſich als übervortheilt an, und wähnte dadurch ſeiner Seits vollgültige Befugniß erlangt zu haben, den Bund zu brechen. Und jemehr ihm die Hinderniſſe als

unübersteiglich erschienen, desto gewaltsamer strebte die wachsende Liebe in seiner Brust, alle Schranken zu durchbrechen, welche sich derselben entgegenstellten.

Leidenschaftlich preßte er die besorgte Antonie an's stürmische Herz und sprach: „Antonie, wenn du an einen Gott glaubst, der uns Menschen auf Erden günstig ist, so vertraue Niemand, keiner Seele auf Erden, als mir. — Antonie, bei jenem Gott, der von den Sternen auf uns liebend niedersieht, schwöre ich dir's, daß dich Niemand, Niemand so treu, so innig liebt, als ich. Du bist mein, mein bis an's Grab, keine Macht des Himmels und der Erde soll dich von mir losreißen."

Antonie barg ihr fieb'risch erglühendes Haupt an seinem Herzen. Die Jasminblüthen der Laube säuselten wie treue Zeugen des stillen Glück's.

Die Gesellschaft hatte sich am Tische wieder allmählich zusammengefunden; eine treffliche Bowle bewahrte in duftenden Nektarwellen den geheimnißvollen Zauber, welcher die Bande der Geselligkeit enger verknüpfte, alle Zungen löste, alle Herzen auf die Zungen lockte. Cäsario hatte an der Seite

des dicken Doktors Platz genommen, welcher ihn äußerſt ſpaßhaft fand, Iſidor ſaß Eugenien gegenüber zwiſchen dem Lord und dem Crösus, welcher ſeinen Widerwillen gegen Schauſpiel und Schauſpieler noch immer nicht ganz nieder zu kämpfen vermochte, obgleich Iſidor's Eigenthümlichkeiten ihn zu intereſſiren begannen. Der Theaterdirektor Flauſius machte Narziſſen den Hof, welche über den Verluſt Cäſario's um ſo weniger Thränen vergoß, als ihr doch am Ende die Herrlichkeit einer Direktrice, wie die Morgenſonne aus dem Meere empor zu tauchen ſchien, und ſie ſich überdieß geſtand, daß Cäſario, welcher ſo häufig Gefallen fand, unverſtändlich und ſonderbar zu reden und zu handeln, eigentlich manchmal unausſtehlich, und bei weitem nicht ſo leicht zu dirigiren ſei, als ein Theaterdirektor, heiße er nun Herr Scherzer oder Nepomuk Flauſius. Der Abbe, ein herrlicher, würdiger Menſch, wendete alles an, um die arme Joſephine zu tröſten, und war ſelbſt ſo gütig, ihr zuweilen, wie durch ein Schlüſſelloch die Ausſicht auf den Himmel zu zeigen, wenn ſie allem Irdiſchen abſage und ihr nicht unbedeutendes eigenes Vermögen in den Opferſtock der Armen und der Kirche, das heißt: der armen Kirche zu ſpenden ſich entſchließen könne. Welche himm-

liſche Herablaſſung, welche liebevolle Gnade! — Der Herr Rochus mit ſeiner ſchiefen Naſe und dem nicht minder ſchiefen Blick, mit ſeinem breiten Pierrot-Munde und dem herrlichen Karfunkelſchmuck auf dem Veteranenantlitz und mit dem köſtlichen öſtreichiſchen Quetſchlaut in der Gurgel und mit der mageren Vorrathskammer von Grütze ſtatt des Kopfs, hatte eigentlich außer dem Studium der Bowle nichts Angelegentlicheres zu thun, als ſich von dem witzigſein-wollenden Lizentiat Kranich anſcheinlich hänſeln zu laſſen. Den Lizentiat Kranich muß man übrigens im Leben ſchon einmal geſehen haben, wenn man die Abgeſchmacktheit malen will. Und er iſt vielleicht auch irgendwo zu finden; man kann ihn an einer immer mehr um ſich greifenden Glatze, einem fürchterlichen huſarenmäßigen Schnauzbart und einem wo möglich noch martialiſcherem Backenbart erkennen, den er über ſein ganzes Geſicht aus keinem andern Grunde zuſammenwachſen läßt, als um ſeine langweiligen abgelebten Züge zu verſtecken; er gehört zum Geſchlecht der Tabaksraucher, Brillenträger und Polenrocksinhaber; man wird ſich jedoch ſehr irren, wenn man dächte, daß er in ſeinem Polenrock anders ausſähe, als ein Kleiderſtock, mit welchem er übrigens die Hölzern-

heit gemein hat; gemein ist eigentlich alles, was er hat, nämlich er selbst; man kann ihn auch an silbernen Sporen erkennen, wodurch er anzeigen will, daß er, seitdem sich seine Nichtigkeit auf eine bedeutende Erbschaft hinpflanzte, jetzt auch auf Pferden reite; er liebt es, geistreichen Leuten als eine Art unfreiwilliger Hanswurst zu folgen, sich von diesen wie ein Pudel behandeln zu lassen und ehrliche Leute wie eine Schmeißfliege so lange zu molestiren, bis sie die Fliegenklappe ergreifen, um den noblen Ritter dahin zu jagen, wo er hingehört; vor der Fliegenklappe hat er Respekt. — Der große Barribal war kraft der Bowle, (eigentlich schon kraft des Mittagsessens, nämlich: des Mittagstrinkens) in den Zustand der Schlaflosigkeit gerathen; dieser gute Trochäus stolperte nicht mehr, sondern schlief. — Der Kammervirtuose Przabrzbek unterhielt sich in einem musterhaften Deutsch von stockböhmischem Anklang mit dem Kunsthändler Bassorilievo, welchem er auf das bündigste und unverständlichste sonnenklar demonstrirte, daß Letzterer auf der Welt nichts Wichtigeres zu schaffen habe, als seine ungesattelten Variationen in Stich zu nehmen und stichblättlicher Weise zum unberechen-

baren Nutzen der muſikaliſchen Menſchheit herauszugeben.

„Glauben Sie mir, Herr Cäſario,“ ſprach im Verlauf der Rede Doktor Brixius zu ſeinem Tiſchnachbar, „Sie ſollten bei ſo vielen Anlagen, die in Ihnen ſtecken, Ihren jetzigen Stand verlaſſen; ſehen Sie: Es kommt doch nichts dabei heraus.“

„Doch, doch!“ erwiederte Cäſario; „'s kommt genug dabei heraus, mehr, als Einem lieb ſein kann; Schulden kommen heraus. Und iſt das nichts? Leider Gott iſt's nichts, und doch ſo viel, daß man an einem ſo ſchändlichen Nichts erſticken könnte. Ich bin eigentlich Schriftſteller; dabei iſt es erſt die rechte Qual, wenn nichts herauskommt.“

„Ach, bleiben Sie mir mit dem Spleen vom Leibe; Sie ſind weder Schauſpieler noch Schriftſteller, ſondern ein Melancholicus; und das iſt Jammerſchade für Ihre guten Einfälle. Wie? ein Magazin von guten Einfällen zu haben, und ſie verſchimmeln zu laſſen in purer Hypochondrie? Das iſt nicht recht von Ihnen, durchaus nicht Recht; wir haben jetzt ohnehin eine wahre Hungersnoth an guten Schriftſtellern; und da — —“

„da ſoll ich ein Kornjude werden? Ja, wenn

ich nur gewiß wüßte, ob meine Anſichten und Einfälle auch von gutem Schrot und Korn ſeien.“

„Ah, pah! das muß man dem Publikum hinauf disputiren.“

„Herr Doktor, ich bewundere Sie; ich hätte nicht gedacht, daß Sie mit dem Gang unſerer Literatur ſo innig vertraut wären Ja, Sie haben recht. Ich mag Niemand nennen von unſeren ſogenannten Heroen, denn wenn ich auf unſere Literatur zu ſprechen komme, bin ich ein Atheiſt, ein Republikaner, aber wenn man dem Publikum nicht etwas hinauf disputiren könnte, hätten wir jetzt und ſeit Jahren keinen Großmogul der Kritik, keinen Einzigen von jenen dreißig Tirannen, die ſich, wie mein geliebter Nebukadnezar anbeten laſſen, und ich will es Keinem rathen, nicht niederzuknieen, ſonſt ſtecken ſie einen armen Teufel in den Feuerofen, und es iſt doch gewiß nicht angenehm, gebraten zu werden. Der Teufel hole dieſe Wirthſchaft! Ach, du lieber Gott! iſt es zum Beiſpiel nicht himmliſch, unſern großen dramatiſchen Reſtaurateur, Herrn Doktor R . . . . . zu bewundern? Zergliedern darf man ihn freilich nicht, höchſtens zum Studium der vergleichenden Anatomie. Aber hat er denn nicht Witz? O ja! So gut als der herr-

liche Angely ausrufen laſſen kann: „„Gott, iſt die Rachel witzig!““ Er ſorgt für unſer Zwerchfell, das heißt: Er ſorgt, daß uns das Zwerchfell nicht berſte; und das iſt menſchenfreundlich genug. Er ſchont auch unſere Augen, und das iſt wieder menſchenfreundlich; denn es iſt doch entſetzlich, wenigſtens für ein gefühlvolles Herz, rothgeweinte Augen zu ſehen. Ich möchte wohl einmal dabei ſein, wenn R. eben wieder einen großen hiſtoriſchen Charakter zur Schlachtbank führen will, und alle ſeine gemordeten Helden und Heldinnen kämen zu ihm auf die Stube und wollten plötzlich von ihm Rechenſchaft verlangen, warum er ſie alle blos wie Elfen in die Welt geſchickt, innen hohl, — und wieſen ihm alle ihre Wunden, wo er ſie verſtümmelt, und nähmen ihre Köpfe ab, und zeigten ihm, wie er ihnen das Gehirn ſo ſauber ausgenommen! Puh! über dieſe Niederträchtigkeit, über dieſe Tempelſchänderei! Er ſollte ſich lieber bei irgend einer Dampfmaſchinengeſellſchaft anſtellen laſſen; da gehört er hin, denn blauer Dunſt, das iſt ſein Metier. Aber er hat doch recht, vollkommen recht hat er; denn wenn das deutſche Publikum ihn duldet, ſo verdient es keinen Beſſeren. Laſſen Sie uns weiter ſehen; da iſt eine ſichere Madame Birch-

Pfeifer, die irgend ein Strohkopf auf Löſchpapier den deutſchen Roſſini nannte; — ich wollte, der Barbier von Sevilla ſchnitte ihm dafür den Hals ab, oder der Chor aus Moſes ſänge ihm die Preghiera ſo lange vor, bis der Kerl taub würde, und ſtürzte ihn dann in's rothe Meer oder in die Dinte, damit der Dintenſchimmel doch einmal in die Dinte käme, — ja, von der Birch-Pfeifer zu ſprechen, von dieſer Flora ihres Gemahls, — die Fauna, welche ſie ihre Muſe nennt, bitte ich gleich neben R. in's Schuldbuch einzutragen. Ich freue mich wie ein Kind auf den jüngſten Tag, wenn R. und die Birch Arm in Arm endlich einmal die Poſaune zu hören bekommen, aber nicht die hanöv'riſche; was werden die für Augen machen, wenn ſie Apollo ſehen, auf dem Regenbogen ſitzend, mit dem flammenden Schwert in der Hand und den Scythen hinter ihrem Rücken, welcher ſeit Marſyas (ſeligen Andenkens) ſein Amt gewiß nicht verlernt hat. Die Novelliſten darf ich nicht vergeſſen; eine ſchöne Race! man könnte ſo einen Patron nach einem Recept fabriziren, wie jenen homunculus in der Retorte, der ſo unglücklich iſt, keine Geſtalt zu beſitzen. Recipe ossa Scotti, wohl pulveriſirt; dazu ein Paar Meſſerſpitzen Harniſchroſt, item extrait

Bohemien, und eine Dosis vom spiritus vini rectificatissimus Spindlerianus, drei Haare aus der Perücke Zodik's, eine edle Räuberseele in Pillenform, etwas Niederschlag vom seligen Spieß und Lafontain'sches Hausjämmerlichkeitsoxyd, mit Clauren'schen cremor tartari, ein halb Maas Thränenextract aus Tromlitz, nota bene, die Thränen müssen aber erst noch gewässert werden, denn das deutsche Publikum verträgt nichts Lauteres, et caetera. Das Elixir wird gar zu langweilig. Pfui, pfui, pfui! Laßt ihnen einen Immermann entgegen treten, Einen von den Wenigen, die Mark genug in den Knochen haben, um nicht auf Krücken oder Stelzen zu gehen, und die Schwachbeinigen werden grasse Augen machen und an dem herrlichen Marmorbild auszusetzen finden, daß es nicht mit Tüncherfarbe überkleckst ist. Sie haben's so weit gebracht, daß sie in Ohnmacht fallen, wenn ein ächter Mann nießt; sie werden einem Verres, der ihre Tempel plündert, Bürgerkronen aufsetzen; sie rümpfen die Nasen, wenn man ihnen einmal statt dünnem Pumpernickel eine Schüssel voll Trauben hinsetzt, an welchen sie freilich das auszusetzen haben, daß man sie nicht mit Butter bestreichen kann; sie sind nie glücklicher, als wenn man ihnen etwas sagt,

was ſie um kein Haar breit weiter bringt, und nie elender, als wenn man einmal die entſetzliche Forderung an ſie machte, über das, was ſie leſen, auch gefälligſt ein bischen denken zu wollen. Ich wollte, ich wäre ein Schuhflicker; dann würde ich mir doch ſchmeicheln können, den Nagel auf den Kopf zu treffen und meine Werke zum Abſatz zu bringen; dann würde man doch das Verdienſt an mir anerkennen, daß ich der Menſchheit weiter helfe, denn ohne Stiefel kann man nicht weiter kommen, aber ohne Kopf reiſ't man jetzt am ſchnellſten und billigſten." — — —

„Aber, lieber Herr Rochus," näſelte Kranich dem bowlenfreundlichen Bühnenveteranen zu, „widerſprechen Sie mir doch nicht, Sie wiſſen ja, ich kann das nicht vertragen. Kurz, ich habe es einmal erklärt und Sie werden es wohl nicht beſſer wiſſen wollen, als ich: Das Käthchen von Heilbronn iſt vom Holbein."

„Erlauben Sie, Herr von Lizentiat," erwiederte Rochus, „das Kötchen von Hoilbron iſt von einem gewiſſen Herrn von Kleiſt, der zuerſt ſich und dann ſeine Geliebte erſchoſſen hat."

Kranich machte einen Witz und ouvertürte ihn mit ſelbſtgefälligem Lachen: „Wir ſchießen uns

nicht todt, nicht wahr? Wir haben ſchon den Schuß!“

„Erlauben Sie, Herr von Lizentiat; haben Sie den Tauffchein von dieſem Witz bei ſich? Ich glaube, er iſt älter, als Sie. Und das Kötchen von Hoilbron,“ — fügte er, vom Weine erhitzt, etwas laut hinzu, — „das Kötchen von Hoilbron iſt halt doch vom Kleiſt und nicht von dem Herrn von Hohlbein.“

„Hohlbein?“ rief Cäſario, der die letzten Worte gehört; — „Hohlkopf, wollten Sie vermuthlich ſagen. O Gott, der du deine Sonne aufgehen läßt über Gerechte und Ungerechte, über Weiſe und Hohlköpfe, gehe nicht mit ihm in's Gericht; denke dir, du hätteſt nie ein Hoftheater erſchaffen. Es iſt zum Schlagtreffen, — einem Paradiesvogel Courierſtiefeln anmeſſen zu wollen. Unglücklicher Schiller! den Holbein haſt du auf deinem Gewiſſen. Warum ſchriebſt du den Fridolin? — Überhaupt ſollte jeder gute Schriftſteller eigentlich gar nicht mehr ſchreiben; denn es iſt doch bei weitem beſſer, ſeine Werke blos in ſich zu tragen, als zuſehen zu müſſen, wenn ein Stümper, ein Winkelſchneider aus herrlichen Purpurmänteln Schlafröcke macht.“

„Meine Meinung,“ fiel ihm Iſidor jetzt lachend

in's Wort, „wäre, das deutſche Volk, wie damals anno dreizehn zum heiligen Kriege, nochmals zu einem Befreiungskampf aufzubieten, um alle die Jämmerlichkeitshelden, die ſich als Repräſentanten des deutſchen Volkes aufwerfen, zum Lande hinaus zu werfen; aber freilich mit Kanonen geht das nicht an, denn die Kerls ſind ja doch keinen Schuß Pulver werth; hinausſtäupen müßte man ſie; das wäre billig. O Natur, göttliche Mutter, wie konnteſt du nur, da du Löwen und Adler zeugſt, auch Kröten und Kellereſel gebähren? Wie konnteſt du das? Du mußt dich an einer Literaturzeitung verſehen haben. Sollen wir Viereſſig trinken, ſo lange am Rhein noch Reben wachſen? Ach! Deutſchland war wohl eine ſchöne Eiche; aber ich möchte doch lieber einen Ableger von ihr haben; denn was thue ich mit dem faulen Holz? Es brennt nicht einmal mehr, es dampft blos, — ſo weit hätten wir es alſo doch endlich gebracht. Pah! Narrenspoſſen; ich möchte nur erleben, daß ein friſcher Zweig in die Erde geſenkt würde, dann wollte ich mich gern hinlegen und unter der Hoffnung ſterben, daß unſere Enkel einſt unter'm Schatten des neuen Baumes friſchkräftig leben werden. Denn das Schöne und Gute ſtirbt ja doch nicht, es macht blos die Runde;

und wir müssen deßhalb auch von ihm zuweilen Nacht dulden, damit unsre Gegenfüßler Tag haben, und wir den Tag mit frischer Lust empfangen können.“ Er hob sein volles Glas; „dieß Glas unsern Enkeln!“ er hob und leerte das Glas und blickte auf Eugenie und war selig. — —

„Wie ich Ihnen früher gesagt,“ nahm der Doktor Brixius das Wort, indem er seine Hand auf Cäsario's Schultern legte. „Sie müssen nach Hamburg gehen, nämlich fahren, denn das Gehen, — na! Sie kennen meine Philosophie, die beschränkt sich auf meine Peripherie. — Und wie gesagt: Fahren Sie mit uns! In Hamburg ist etwas für Sie zu machen. Sie finden dort die Bildung von allen fünf Welttheilen beisammen, Sie finden ein Volksleben, so reich, wie Sie sich kaum es träumen lassen können. Sie finden dort Buchhändler, mit denen sich umgehen läßt, die doch etwas unternehmen. Kurz, es kann Ihnen in Hamburg gar nicht fehlen. Versprechen Sie mir's, mit uns die Reise dahin zu machen. Sehen Sie: Ich bin so grade heraus und sage in meinem Leben nicht etwa aus Artigkeit, wenn ich irgendwo zu Tische gebeten bin: Madame, der Rostbeaf schmeckt wunderschön, — wenn er verbrannt ist; und so sage ich auch Ih-

nen: Mein Herr, Sie gefallen mir, Sie müſſen mit. Die Hand darauf.“

„Nun denn, hier meine Hand, lieber Herr Doktor. Topp! ich gehe mit.“

Iſidor hatte von Allem, was um ihn her vorging, nichts gehört, er ſaß, ſtill in ſich verſunken, vor ſeinem Glaſe und ſchwelgte in Gedanken.

„Silence, s'il vous plait, Messieurs et Mesdames,“ rief der Capitain de la Valery, „Se. Herrlichkeit, der Lord, kommt auf Egypten zu ſprechen. Messieurs, ich bin auch in Egypten geweſen, ich kann Sie verſichern: es gibt nichts Intereſſanteres, als eine Parthie zu den Pyramiden.“

„Pyramideln?“ unterbrach ihn der Herr Rochus, „ne! da iſt mir die ganz ordinäre welſche Parthie viel lieber.“

Der Capitain erhob ſich mittlerweile von ſeinem Stuhl und machte bei mehreren Herren die Runde, um ſie aufzufordern, in der Eile eine kleine Bank zu formiren und die Capricen des Glückes zu erforſchen.

„Das alſo war des Pudels Kern?“ recitirte Cäſario hochtragiſch, als er bemerkte, daß es dem Capitain und der Bowle gelungen war, einige unſchuldige arme Seelen zum Fegfeuer des Hazard

zu verführen; — „das ist also jenes so vielfach erforschte Geheimniß der Pyramiden? Nun, Gott sei Dank, daß wir's doch endlich wissen, daß sich jeder Neugierige die Flucht nach Egypten ersparen kann. Die Pyramiden umschloßen also keine Begräbnißhallen, sondern es befanden sich grüne Tafeln darin; sie erschließen sich durch die Zauberformel: Messieurs, faites votre jeu."

„Ja, Egypten ist ein Zauberland," sprach der Lord, als die Gesellschaft allmählich stiller wurde und seinen Worten zu horchen begann. „Was mir an Egypten so wohl gefällt, ist, was mir an London gar nicht gefällt; Egypten ist, God damn! nicht so übertüncht, wie London, man sieht ihm's gleich von weitem an, daß es ein Grab ist, an London muß man das erst aus der Gasschichte herausstudiren; kurz, es verhält sich, Gott verdamme mich, zu London wie Newgate-prison zu Newgatechurch; der Vergleich hinkt freilich wie unser unvergleichlicher Lord Byron; oder, um es ehrlich gerade herauszusagen: Ich wüßte gar nicht, warum und worin sich Egypten und London überhaupt gleichen sollen. Aber man muß diese trostlosen Flächen, diese gigantischen Trümmer, diese Tempelreste, in welchen man noch ziemliche Städte

anlegen könnte; man muß dieſe originellen Käuze von Einwohnern ſelbſt geſehen, den verdammten Küraſſieren des Nil's — den Krokodillen — ſelbſt in's Auge geblickt haben; man muß ſich am Fuß der Pyramiden klein wie eine Ameiſe vorgekommen, in den tiefgegrabenen Hieroglyphen des Memnon's-bildes wie in Hohlwegen gegangen ſein, um ſich einen rechten Begriff von dem Lande zu machen, wo ſich von jeher alle berühmten Magier ſo viel Weisheit holten, als Falſtaff aus dem Cranium des wilden Schweinskopfes zu Eaſtcheap; — oder mit kurzen Worten: Man muß in einem Lande geweſen ſein, wenn man es kennen und davon erzählen will."

„O, erzählen Sie!" riefen die artigen Gäſte einſtimmig; denn ſie hatten alle ſo viel Weltkenntniß, daß ſie der Meinung waren, man müſſe einen freigebigen Wirth, der in der Laune ſei, zu erzählen, — erſt noch darum bitten, namentlich, wenn er bereits angefangen habe, zu erzählen. Die Erwähnung des Memnon'sbildes weckte auch Iſidor aus ſeinen Träumen. „Ja!" rief er, „das Memnon'sbild muß einen unbeſchreiblich großartigen Eindruck hervorbringen, ich denke es mir ſeit meiner Kinderzeit, da ich die erſte Reiſebeſchreibung

über Egypten mit wahrem Heißhunger verschlang, als das erhabenste Symbol der ganzen Natur und des Menschen. Ist die Natur, ist der Mensch nicht leblos, nicht wie durch einen Zauberspruch versteinert, so lange die Nacht furchtbar, trostlos, dämonisch auf ihnen lastet, alle Kraft, alle organische Thätigkeit, allen Willen, alles Bewußtsein in unzerbrechlich scheinenden Fesseln hält?! Da schleicht der Fluch über die Erde, säet Kies statt Gesäm, verschließet den Born der Thräne, vereis't die Liebe, daß sie ohnmächtig daliegt, wie der Torso des Niobiden; die Nacht ist die gräßliche Meduse. Jetzt drängt sich's am fernen Rand der unabsehbaren Ebene langsam ahnungsvoll herauf. Noch immer kein Athem rings umher. Noch immer starr und regungslos die arme Menschheit, das ideal-schöne steinerne Bild, die Hände fest auf die Kniee gepreßt, als müßte es durch diese Stellung seine Sklaverei recht deutlich bezeugen; und doch sitzt es ja auf einem Throne, doch ist ja der Mensch nicht zum Knieen geboren. Und mitten in der Entwürdigung steht das steinerne Bild doch wie ein gewaltiges Zeichen, wie eine granit'ne Prophezeihung, wie sich ungefähr der Mensch einst nach der Apotheose ausnehmen mag. Da dringt — das Bild sieht nach Osten — da dringt von Osten her

der erſte Lichtſtrahl empor, begrüßt das Bild, trifft es wie ein Liebespfeil, wie Gottes Werde, an's ſtarre Herz, in's ſtarre Herz hinein; da fällt der Zauber, die Freiheit ſiegt, Ormuhzd hat ſein Spiel gewonnen, und aus der verſteinerten Bruſt ſpringt der Klang hervor, der Triumphgeſang des Lebens, der Freiheit und der Liebe. — Und ſo iſt Jeder ein Memnon, und Jeder trägt den Klang in ſich, aber leider hat er oft die ganze Spanne Zeit hindurch, die man: Leben heißt, — tiefe, verſteinernde Nacht auf dem Herzen liegen, und der Klang kann nicht durchbrechen durch die granit'ne Bruſt, bis endlich von Oſten her der Tag kommt, den die Andern als Nacht fürchten, — der Tod; der ſcheint ihm endlich warm auf's Herz, der ſprengt endlich die ſtarre Rinde, und der Klang wird frei; — aber es hört ihn niemand."

Iſidor ſchwieg. Eugenie blickte ihm ernſt ſinnend in's Auge; Cäſario ſtarrte zu Boden. Die Übrigen ſahen einander an, namentlich der Direktor Flauſius und die ſchöne Narziſſa, welche letztere darüber im Reinen war, daß Iſidor wieder einmal übergeſchnappt ſei. Rochus ſuchte die Löſung dieſes Räthſels in der Bowle, und vermuthlich fand er, was er nicht ſuchte, nämlich: ein Haarbeutel-

chen. Der Capitain, der Barribal, der Kunſthändler und noch einige Andere waren darüber gar nicht in Verlegenheit, denn ſie waren überhaupt nicht da. Antonie und Engelhard ſtanden hinter des Abbe Stuhl; ſie waren eben erſt zur Geſellſchaft wiedergekehrt; der Abbe dachte ſich: „Alberne Deutung! Wozu denn überhaupt eine Sonne in der Welt, wenn man Lampen in den Kirchen hat?“ Dann flüſterte er zu ſeiner Tiſchnachbarin Joſephine: „Eine herrliche Mythe; — der Sonnenſtrahl aus Oſten bedeutet in geheimnißvoller Symbolik — die Gnade.“

„Wollen Sie mit mir nach Theben reiſen?“ nahm nach einer kleinen Weile der gemüthliche Lord Pattern wieder das Wort, — „nun ſo laßt anſpannen, Queen Mab hat einen comfortablen Reiſewagen, worin wir Alle Platz finden. He! Coachman! Vergiß mir nicht den Strabo gut anzuſchirren, und den Pauſanias daneben, — iſt der Philoſtratus mit Tempelweihrauchsdunſt gehörig gefüttert? Gib doch dem Plinius noch ein Paar Muränen, er zieht dann beſſer; — ſo! Nun Coachman friſch drauf los! — Queen Mab, die feine Dame nimmt es nicht übel, wenn wir ihre Equipage benützen. Fort! Ich bitte nicht den Schwin-

del zu bekommen, meine Herren und Damen, denn die Reiſe geht durch die Luft, aber wir werden gleich die alte Rieſenſtadt erreichen. Bemerken Sie gefälligſt tief unter uns die lang geſtreckte Schlange? Um Vergebung! es iſt der Nil. Und dort, wir ſchweben jetzt gerade darüber hinweg, die unermeßliche Fläche? — Ich bitte dieſelbe nicht für die berühmte lüneburger Heide anzuſehen; — es iſt die thebaiſche Wüſte. Doch eine Kleinigkeit von ein Paar hundert Meilen, — nur ein Paar Sekunden Geduld! — ſo! Hier können wir unſere vier Claſſiker etwas verſchnaufen laſſen; führ' ſie ein bißchen herum, Coachman, damit ſie ſich etwas abkühlen, und dann reite ſie etwas in den Nil zur Tränke. — Sie müſſen bemerken, meine werthen Reiſegeſellſchafter, daß wir uns jetzt am weſtlichen Ufer des Nil's befinden, zwiſchen Medinet Abou und El Ebek gerade vor dem Memnonion. Ohne Zweifel fällt Ihnen die ungeheure rothgranitene Bildſäule auf, welche leider in der Mitte, in der Nähe des Gürtels zerbrochen iſt; die obere Hälfte liegt im Sande. Laſſen Sie uns einen Verſuch machen, dieſelbe zu meſſen, denn wir Engländer müſſen Alles genau haben, wenn wir einmal reiſen, und nicht eben im Galopp rei-

ſen. — Wir wollen den Torſo erklettern; es wird uns wohl gelingen, — ich für meinen Theil habe wenigſtens den Smiplon erſtiegen. Heda! Ihr Schlingel von Arabern, klimmt doch einmal in den Hieroglyphen ein bißchen herauf! God damm, es wird uns etwas ſauer. Nun jetzt wären wir endlich bis an's Kinn gelangt. Die Perſpektive heraus, die Mappen aufgeſchlagen! Hier gibt es etwas zu zeichnen, meine Damen. Es iſt wirklich ſchade, daß dieſer Koloß ſo ganz brach liegt; ſtünde er auf dem Continent, ſo wäre gewiß ein deutſcher Wirth ſchon auf den klugen Gedanken gekommen, auf dem Scheitel des guten alten Herrn Memnon eine Reſtauration zu erbauen, wie an den Waſſerfällchen der ſächſiſchen Schweiz, wo einem Gentleman bei jeder Naturſchönheit der ſchändlichſte Whisky feil geboten wird, mit größerem Recht ein Todtenwaſſer zu nennen, als ſelbſt der irländiſche, und Ale, dünner als ein rechtſchaff'ner Mann vertragen kann. — Ich finde aber gar nicht, meine werthen Reiſegeſellſchafter, daß die Ausſicht vom Scheitel des alten Maſter Memnon ſo ganz beſonders lohnend wäre. Wollen wir nicht lieber wieder herabſteigen? — Nun da wären wir unten. Halt! Laßt uns doch noch die Waden des guten

alten Memnon meſſen, für den Fall, daß man ihn nach England bringen, und mit dem Orden des Hoſenbandes dekoriren wollte. — God damm! Es wird viel Band für dieſe Waden nöthig ſeyn. Pah — eine Kleinigkeit! Er hat etwas größere Waden als ich, ſechs Fuß und ſechs Zoll im Umfang. Wollen wir nicht, meine theuren Reiſegeſellſchafter, einen kleinen Abſtecher zu den beiden andern ſogenannten Memnon's-Bildern machen, oder vielleicht uns früher noch der verſchiedenen Hieroglyphen als Schlafſtuben bedienen, um bei'm Sonnenaufgang den Ton zu hören? Ich wenigſtens freue mich wahrhaftig auf dies berühmte Conzert. — — — Nein, aber im Ernſt geſprochen, es ſtehen auf der Ebene nicht allzuweit von dem Memnon'sbild, welches ich eben beſchrieben, noch zwei Memnon's-Coloſſe, jeder ungefähr mehr als fünfzig Fuß hoch, etwas weniger als vier Meilen vom weſtlichen Ufer des Nil's; ſie ſind aus ſchwärzlicher Breccia gehauen, und dieſelben, welche von unſern Landsleuten Maſter Tommy und Dummy getauft worden; — der Tommy-Memnon erhebt ſich etwas nördlich, und das iſt der eigentliche Virtuoſe, — wenigſtens trägt er eine enorme Menge von Atteſten an den Beinen eingemeißelt,

meiſtens von guten Griechen, welche entweder den Klang des Memnon'sbildes hörten, oder doch überhaupt ſonſt etwas hörten; Gott ſchütze unſere Ohren, meine Herren!"

„Aber wie mag es nur möglich ſeyn," ſprach der Abbe, während der Lord eine kleine Pauſe machte; — „daß vernünftige Leute wirklich meinen konnten, der Stein töne, wenn der erſte Strahl der Morgenſonne ihn treffe?!"

„Wir konnten," erwiederte der Lord mit einem ſarkaſtiſchen Seitenblick, „durchaus keine Gelegenheit finden die innere Beſchaffenheit des ſogenannten tönenden Bildes zu unterſuchen, — wenigſtens ich, God damm, vermochte dieß vorzugsweiſe nicht, das hat ſeinen eigenen Grund, den ich Ihnen ſpäter mittheilen will. Aber darüber ſind wir alle einverſtanden, daß der Ton des Memnon'sbildes gewiß nichts anders ſey, als die wohlberechnete Wirkung irgend eines Prieſterbetrugs, denn darüber waltet längſt kein Zweifel mehr, daß die Prieſter zu allen Zeiten ſich gerne damit abgaben, Mirakel zu fabriziren, und daß ſie auch ſtets ihre gute Rechnung dabei gefunden haben."

„Ja freilich, die heidniſchen Teufelspfaffen," ſchaltete der Abbe verlegen ein.

„Wie man's eben nimmt," erwiederte der Lord; „genug, ich kann mich einmal der Meinung nicht erwehren, daß der Coloß innen hohl geweſen, und irgend ein unterirdiſcher Eingang dazu gedient habe, einem gutmuſikaliſchen Prieſter Gelegenheit zu verſchaffen, ſein Talent zu entwickeln."

„Ew. Herrlichkeit würden die ganze Geſellſchaft ſehr verbinden, wenn Sie die Güte haben wollten, uns auch das Äußere des Memnon'sbildes etwas genauer zu beſchreiben," — ſprach, einem Wunſche Eugeniens ſeine Zunge leihend, Cäſario; — „denn Egypten intereſſirt Jeden und wird noch nach einem Jahrtauſend intereſſiren; das ganze Land iſt uns ja eigentlich eine Hieroglyphe, für welche ſich noch kein Champollion, eine einzige ungeheure Sphynx, für welche ſich noch immer kein rechter Oedipus gefunden hat."

„Meine Tochter Anna," entgegnete der Lord freundlich lächelnd, „wird ſich ein Vergnügen daraus machen, meinen verehrten Gäſten eine kurze Skizze davon zu entwerfen; denn ſie ſah an meiner Seite das Memnon'sbild, welches ich meine, und hat deſſen Geſtalt vielleicht noch lebhafter in der Erinnerung behalten als ich. Es war im

Jahre achtzehnhundert neunzehn, als ich meine Tochter zu dem Memnon'sbilde führte."

„Wie?" unterbrachen mehrere den Lord voll Verwunderung; — „Miß Anna hätte damals noch in einem so zarten Alter, Ew. Herrlichkeit auf einer gefahrvollen Reise nach Egypten begleitet?"

„Keine Sorge, meine Herren," erwiederte Miß Anna lächelnd statt des Vaters; „es war durchaus keine Gefahr dabei, und die Reise nicht so ungeheuer, als man sich etwa denken möchte. Doch um von dem Memnon'sbilde zu sprechen, — es ist von halb röthlichem, halb schwärzlichem, fein körnigem Granit, man soll seine ganze Höhe an vier und zwanzig Fuß schätzen. Es stellt das Ideal jugendlicher Männerschönheit vor, einen sitzenden Heros, überstrahlt von vollkomm'ner Ruhe und Heiterkeit, von Majestät und Anmuth."

„Doch bitte ich meine verehrten Gäste," fügte der Lord hinzu, „diese Worte nicht nach europäischen Schönheitsbegriffen aufzufassen; bei uns in Altengland wenigstens würde sich jede für die Kunst auch noch so begeisterte Lady meines Erachtens sehr bedenken, wenn sie einen Mann nach dem Muster des jungen Memnon zum Gemahl bekäme, denn seine Nase ist weder griechisch noch römisch, noch

wie irgend eine Naſe im Dienſt Sr. Großbrittaniſchen Majeſtät, ſondern etwas egyptiſch, das heißt rund, — der Schnitt ſeiner Lippen durchaus nicht dem Maßſtabe irgend eines mit Recht ſo beliebten Walter Scott'ſchen Helden, die Lippen ſind nähmlich dik und aufgeworfen, — die Augenbraunen nicht im geringſten circaſſiſch, man könnte eher meinen: der gute Memnon habe gar keine Augenbraunen; und — jetzt kömmt das ärgſte — denken Sie nur, meine verehrten Gäſte, unſer egyptiſcher Freund trägt ein Futteral um den Bart, und einen Kornſcheffel ſtatt der prieſterlichen Mütze auf dem Kopfe."

„Nun, wenn man dabei nicht confuſe werden ſoll," meinte Cäſario; „ſo will ich Sprachmeiſter in Babylon geweſen ſeyn. Beliebten Ew. Herrlichkeit nicht früher zu bemerken, daß das Bild fünfzig Fuß hoch ſey?"

„Ganz recht, Sir!

„Aber Miß Anna war doch ſo gütig, uns zu unterrichten, daß es nur vier und zwanzig Fuß hoch ſey?"

„Und das hat ſie auch Recht, Sir! — Kurz! Um ehrlicher zu ſeyn als Sir John Fallſtaff betreffs der ſteifleinernen Räuber, will ich Ihnen geſtehen, daß das Memnon'sbild, welches wir eben

beſchrieben, wieder ein anderes ſey, als die früher genannten."

„Aber um's Himmels Willen," entgegnete der Doktor Brixius nachſinnend; „Anno achtzehnhundert neunzehn? — Wenn mir recht iſt, war ich achtzehnhundert neunzehn in London und hatte die Ehre, Ew. Herrlichkeit daſelbſt zu ſehen. — Wann wären Ew. Herrlichkeit in Egypten geweſen?"

„In Egypten?" erwiederte der Lord; „die Wahrheit zu geſtehen, — muß ich bekennen, daß ich gar nicht in Egypten geweſen bin."

„Wie?" riefen alle erſtaunt; „aber Ew. Herrlichkeit haben doch das Memnon'sbild geſehen, und uns das ganze Terrain beſchrieben!"

„Ich kann nicht leugnen," verſetzte der Lord, „daß ich das Memnon'sbild wirklich geſehen, aber nicht das tönende, ſondern den Torſo des jungen Memnon im brittiſchen Muſeum zu London. Und entſchuldigen Sie, meine werthen Gäſte, wenn ich Sie mit eben derſelben Equipage nach Egypten brachte, in welcher ich dahin reiſte, nähmlich in der der Phantaſie; aber Sie drangen ſo in mich, Ihnen das Wunderbild zu beſchreiben, und God damm, wer kann ſo vielen reizenden Geſichtern gegenüber eine Bitte abſchlagen? Hony soit, qui mal y pense!

Ueberdieß glaube ich mich gleich zu Anfang gerechtfertigt zu haben, indem ich bemerkte, man müsse selbst in einem Lande gewesen seyn, wenn man davon erzählen solle."

Die Gesellschaft war durch diese Wendung des Lord's befriedigt und erheitert, als plötzlich ein unerwarteter Vorfall die gute Stimmung verscheuchte, und namentlich die Damen mit Schrecken erfüllte.

„Mord! Mord!" stöhnte ein bleicher hagerer alter Mann in einem grauen Röcklein, ohne Hut auf dem Kopfe, das Halstuch gelüftet, welcher wie ein Gespenst plötzlich mitten in der fröhlichen Gesellschaft stand.

„Um's Himmels Willen, wer schützt, wer rettet uns?" riefen die Damen entsetzt durcheinander, und die Männer fügten hinzu: „Wer ist ermordet? Wo ist der Mörder?"

„Hier!" schrie der bleiche ungebet'ne Gast, sich mit der Faust vor die Brust schlagend. „Ja, zielt nur nach mir mit Euren Blicken, ich verberge mich nicht, ich verschweige Euch's nicht; Ihr könnt mich finden, Ihr sollt mich finden; ich hab's gethan, ich, ich!"

„Haltet ihn; fesselt ihn;" kommandirte der Abbe, welcher sich hinter dem dicken Doktor ver-

ſchanzt hatte. Cäſario und Iſidor waren raſch aufgeſprungen, und packten den Alten. Iſidor hatte ihn hart an der Bruſt gefaßt, und blickte ihm jetzt in's Geſicht. „Heiliger Gott! — Mein Vater!“ ſchrie er entſetzt, ließ den Alten los und ſank zu ſeinen Füßen „Nein,“ ſtammelte er dann, die Kniee des Alten umfaſſend; „es iſt nicht möglich! Und wenn Sie ſich zehnmal ſelbſt anklagten, ſo ſag' ich: Es iſt nicht möglich; meine Ohren haben Unrecht oder Ihre Worte. Nein, mein Vater, Sie ſind kein Verbrecher, Sie können keiner ſeyn.“

Lautlos ſtarrte die ganze Geſellſchaft die Gruppe an. Der Alte nickte mit dem Kopfe und murmelte leiſe: „Mein Sohn? — Wie iſt mir denn! — Ich hatte ja doch nur eine Tochter, — keinen Sohn; ach, eine Tochter, die ich — — wie iſt mir denn? — Ach ja, darin liegt's eben; — richten Sie, meine Herren, ich leugne meine Schuld nicht; ich habe es gethan. Verurtheilen Sie mich, damit die irdiſche Strafe mich von der ewigen rette.“

„Nein, nein! Es iſt unmöglich,“ rief Iſidor; „Sie können kein Verbrecher ſeyn. Sie, — der mich wie ſein eigenes Kind gepflegt, treu aufgezogen, deſſen edles frommes Weſen mein Leitſtern

war, — Sie jetzt ein Verbrecher? O ſo müßte auch der Tag ſein Weſen in Nacht verwandeln können, die Taube zum Geier werden, der Himmel zur Hölle! Nein, der ganzen Welt biete ich Troß; Ihre Worte ſind leicht wie der Wind gegen das Vollmaas Ihres Lebens. — Erkennen Sie mich denn nicht mehr, mein Vater? Weh mir! Hat meine Flucht Ihr Herz ganz von mir abgewandt? Konnten meine Briefe mir nicht Verzeihung bei Ihnen erwirken? O hören Sie mich an, vergeben Sie mir! Ich konnte die Feſſeln nicht länger tragen, welche in dem Lande, wo wir lebten, alles geiſtige Leben, alle geiſtige Freiheit tödtlich einſchnürten; ich konnte meine Selbſtſtändigkeit, meine Zukunft nicht anders retten, als durch eine heimliche Flucht aus dem Lande, in welchem die Vernunft bei Todesſtrafe verpönt iſt. Ich wähnte vom Ertrag' meiner Geiſtesarbeiten leben zu können, ſelbſtſtändig, frei ohne Herrendienſt. O mein Vater, wenn Sie mir fluchten, ſo traf Ihr Fluch gewiß ſein Ziel. Das Unglück verfolgte mich wie eine Megäre, bei jedem Schritt, den ich that; je eiliger ich demſelben entrinnen wollte, deſto näher war es ſtets an meinen Ferſen. Ich wußte, nachdem ich Jahrelang alles umſonſt verſucht, kein anderes

Mittel mehr, um im deutſchen Lande als Schriftſteller nicht Hungers zu ſterben, als — Schauſpieler zu werden. Als ſolchen ſehen Sie mich, verloren, aufgegeben, aber doch nicht ohne Hoffnung, glücklich im Elend', denn ich habe Sie gefunden und ſie. Sie ſehen mich zu Ihren Füßen, mein Vater, und ſehen mich mit dem feſten Vorſatz, etwas zu werden, obgleich ich, Gott ſey Dank, auch in der bitterſten Noth nie aufhörte, etwas zu ſein. Die Sonne hat mich ja erhalten, der Frühling mich ſtets verjüngt, der alte Gott lebt ja noch. Ich ſchwör' es Ihnen zu: Sie ſollen den Klang noch hören; die Sonne wird ja doch des Jammers Rinde ſprengen, das Bild tönen. Sie ſollen mich noch als Cröſus ſehen, mein Vater, und müßte ich auch auf der Heerſtraße Steine klopfen, vielleicht finde ich im Kerne von Kieſeln Gold. Dann will ich Sie aufſuchen, wo Sie auch ſeyen, will vor Sie hintreten, will zu Ihnen ſprechen: Jetzt kann ich Ihnen endlich vergelten, was Sie an mir gethan, freilich nur vergelten wie die Blume — der Erde, welche ihren Keim aufnahm, durch Blüthen. Ich will's; bis dahin leben Sie wohl; nicht eher ſehe ich Sie wieder, als bis ich halten kann, was ich verſprach."

Nach dieſen Worten ſprang er vom Boden auf und verließ raſch die Geſellſchaft.

„Halt!“ rief ihm der Theaterdirektor Flauſius ängſtlich nach, „halt, Herr Iſidor, das geht nicht ſo. Haben wir nicht Kontrakt noch auf ſechs Wochen? Wo ſoll ich denn ſo geſchwind einen Helden und Bariton her bekommen? Glauben Sie, die Fäuſte, und die Don Juan, und die lombardiſchen Falkenhändler, und die Karl Moore, und die Dunoise wachſen Einem ſo geſchwind wie Hanf? Kann ich Ben David's aus der Erde ſtampfen? Wächſt mir eine flache Hand auf'm Kornfeld? O Gott! wie ſoll ich dabei meine Entreprise mit Anſtand fortführen?“ —

„Haben Sie keine Sorge,“ erwiederte Herr Rochus ſehr gutmüthig; „Ihnen zu lieb will ich alle möglichen Mohren von der Welt ſpülen, und alle Fäuſte auseinander bringen, und alle Falkenhändler zerrupfen, und halt alles miteinander zuſammentragediren; ja, Herr Diröktor, das iſt ohnehin mein eigentliches genre.“

Der Cröſus war, von der Scene zwiſchen dem Alten und Iſidor heftig ergriffen, aufgeſtanden, und ging mit haſtigen Schritten auf und ab.

Der Vorfall mit dem Alten war indeſſen auch

dem Geheimenrathe zu Ohren gekommen, welcher in dem Badeſtädtchen zugleich als Polizeidirektor funkticnirte, und dieſer hatte bereits ein Paar von ſeinen Engeln, den Polizeiagenten, ausgeſandt, um das verdächtige Subjekt, welches ſich des Verbrechens der Badegeſellſchaftserſchreckung im höchſten Grade ſchuldig gemacht, zu arretiren; denn dem Geheimenrathe ging nichts über die Ruhe, nicht blos über ſeine eigene, ſondern auch über die der Gäſte; dies Prinzip, die ungeſtörteſte Ruhe, war die Triebfeder aller ſeiner polizeilichen Bewegungen, der Gegenſtand ſeiner kühnſten Ideen und ſublimſten Berechnungen. Für die Aufrechthaltung dieſes Prinzips bezog der bewegungsfeindliche Mann jährliche vier tauſend Gulden als geheimer Rath, zwei tauſend als öffentlicher Badepolizeidirektor und tauſend für Schreibmaterialien; ach Gott, wie glücklich, wer trotz ſieben tauſend Gulden kein Badepolizeidirektor zu ſein braucht, wer auf ſeine eigene Fauſt langweilig ſein darf! Gott bewahre uns vor jährlichen ſieben tauſend Gulden — (Schulden nämlich).

Die Polizeiagenten hatten mit ſo viel Humanität, als in der Bruſt eines Polizeiweſens Platz finden kann, den Alten gepackt, als auch bereits

nach einigen Minuten ein Paar Grenzjäger aus dem benachbarten Fürſtenthum in vollem Gallop durch die Hauptſtraße des Städtchens geſprengt kamen und allenthalben ſich nach dem Alten erkundigten. Man wies ſie in den Garten, wo die Geſellſchaft verſammelt war. Die Grenzjäger entſchuldigten ſich, daß ſie durch Erfüllung ihrer Pflicht die Freuden der Geſelligkeit ſtörten, wieſen ſich vor den Polizeiagenten durch ihre Papiere gehörig aus und belehrten dadurch zugleich die Geſellſchaft über die Perſon des Flüchtlings, welcher durchaus kein Mörder, ſondern wahnſinnig war, ſich deßhalb im Irrenhauſe befand und in demſelben nach einiger Zeit, als ſcheinbar hergeſtellt, Wärter wurde. Erſt vor einigen Tagen ſchien ſeine fixe Idee, daß er einſt einen Mord begangen und ſich öffentlich angeben müſſe, wieder erwacht zu ſein; in einem ganz ungewöhnlichen Paroxismus war er entſprungen; aber natürlich fiel es, ſobald man ſeine Entfernung gewahr wurde, nicht ſchwer, ſeine Spur zu finden und zu verfolgen.

„Alſo wahnſinnig war der alte Herr?!“ murmelte der Cröſus neidiſch vor ſich hin; „ha, und fand doch ein Glück, welches er nicht zu faſſen vermag; — ſchändlich, ſchändlich! Fand umſonſt,

wofür ich all mein Gold und Gut mit tausend Freuden hingeben möchte! O Gott! vergiften möchte ich jeden Glücklichen. Wenn der Wahnsinn der einzige Weg ist, auf dem ein Vater sein Kind wieder findet, dann ist mir mein Verstand für einen falschen Heller feil, dann laß mich nicht mit gesunden Sinnen sterben, barmherziger Gott, dann umnachte meine Seele, daß ich als Blinder den Schatz finde, den ich mit offnen Augen, ach! nirgends gewahren kann. Aber nur eins nimm mir dann nicht in meiner tiefen Nacht, nur eins nicht, nur die Hoffnung nicht!"

Isidor war von der Tafel fortgeeilt, um sich wegen seines Pflegevaters an den Geheimenrath zu wenden. Bald erhielt er die traurige Nachricht von dessen Wahnsinn. Er ging sinnend nach Hause. Lange stand er in seiner engen Stube und versuchte, das Wenige, was er sein Eigenthum nennen konnte, zu ordnen, denn es litt ihn nicht länger in seinen jetzigen Verhältnissen. Ein unerklärlicher unwiderstehlicher Drang jagte ihn fort in die Welt. „Pfui über mich armseligen Thoren!" rief er, der geringen Arbeit bald satt, einige theatralische Kinkerlitz-

chen in der Hand haltend, „in ſolchen Geckenlappen konnte ich mich wirklich brüſten wie ein Truthahn, und habe wirklich nie Opium gegeſſen? Daran konnte ich jezuweilen ein Paar Pfennige verwenden und nicht ſparen, um — —? Hahaha! Sparen? Spart denn die Natur? Nein, ſie verſchwendet Millionen in jedem Augenblick! Aber daß ich mein inneres Kapital ſo verroſten laſſe! — Ha! wie ſollte man denn das an Mann bringen? Es will es ja Niemand. Ich muß nicht viel von der Diſtel an mir haben, ſonſt hätten manche gute Leute vermuthlich ſchon Geſchmack an mir gefunden — bravo, Iſidor! bravo Charlatan! bravo, ſelbſtgefälliger Geck! — Aber, Geck oder nicht, ich bin, ich bin! Und was will das heißen? Sein ohne zu ſcheinen, Sein ohne es darzuthun, Sein in Ketten, nicht in eiſernen, in den demantenen des Lebens! Hinweg von dieſem Gedanken des Sein's, er ſteht als ein Meilenzeiger und Wegweiſer zur Narrheit da. Aber ich will nicht wahnſinnig werden, und hätte ich zehn tauſend Kontrakte deßhalb geſchloſſen; jeder Nerv in mir ſträubt ſich jetzt grimmig wider dieſen Gedanken. Ha! Sein? Sein?! Was iſt's denn damit? Leben will ich, leben allein, ich habe auch mein Recht dazu ſo

gut; als ein Gimpel, ſo gut, als ein Profeſſor, ſo gut, als ein Wurm, ſo gut, als ein Hofrath. Warum ſoll ich nicht leben? Warum ſoll ich blos *ſein*? Der Spaß hat Anſprüche auf das Feld, ſo gut, als der Bauer, warum ſoll ich blos Vogelſcheuche ſein, blos mein eignes Kreuz, mit ein Paar Lappen drüber? Iſt es nicht luſtiger, der Blitz zu ſein, als die Wetterſtange? Da ſtehe ich wieder am Wegweiſer. Nieder mit ihm! Ich will nicht wahnſinnig werden; welcher Teufel gab mir ein, den Teufel zu beſchwören? Ungeheurer Unſinn, daß ich jetzt noch an meinen Unſinn denke! Und Eugenie? Und mein Pflegevater?! Pfui über mich Buben, daß ich hier ſtehen kann und meine Garderobe reviſiren, und nicht ſchon fort bin über alle Berge. Aber wohin? — Ihn muß ich pflegen. Aber womit? — Sie muß ich haben! Aber wodurch? — Armer Pflegevater! jetzt haben ſie dich in deine entſetzliche Klauſe zurückgeſchleppt, und dein Sohn ſteht hier und macht Gloſſen, wie er vernünftig werden will. O hätt' ich Gold, dann hätt' ich Vernunft, nicht wahr, Dame Welt? O, dann würden die Schafsköpfe vor mir auf den Knieen liegen und mich als goldenes Kalb anbeten, — eine ſaubere Vergötterung! — Entſetzlich, ent-

ſetzlich! wahnſinnig zu ſein, wie du, armer Pflegevater; entſetzliche Möglichkeit, wahnſinnig zu werden. Und biſt du's denn auch wirklich? Biſt du nicht vielleicht klüger, als deine Kerkermeiſter? Ha! wer ſo würde, wie du! — ſein Bewußtſein verlieren! Furchtbar! Doch, wer ſagt denn, ob du dein Bewußtſein wirklich verloren? Nein, nein! das kann uns ja nie verloren gehen! Hinweg, betäubender Gedanke! du ſollſt nicht aufkommen in mir. Ich will dich nicht denken; zerſtröme in deine Atome, geträumtes Bild! Und muß ich's nicht ſehen? Gehör ich nicht ihm an? — Wem gehör' ich? — Mir, mir, mir — O Teufel in uns, hölliſches Ich! was mich ſtets denken läßt, ſtatt zu handeln, und von Gedanken zu Gedanken das Netz enger webt, welches die Thatkraft verfängt! Puh! hinweg mit dir, Theaterkrödel, hinweg mit euch, Rollen und Stimmen! Ich will jetzt meine eigene Rolle ſpielen, meine eigene Stimme haben im Ausſchuß, meine ganze, kein Sechzehntel, wie irgend ein Fürſtlein im Sechzehntelformat."

Er ſchleuderte den ganzen Plunder von Stimmen und Rollen zu Boden; da klirrte es. Iſidor wurde aufmerkſam und brummte: „Ei, beim Himmel! das klang ja ſolider, als ſonſt Theaterblech;

das klang wie Gold. Magnetiſch zieht's mich an. Laß ſehen, Heros, ob dich der Teufel am Ende wirklich ein goldnes Vließ finden ließ. Pah! Aberwitz! Wie käme denn ich zu Gold, oder vielmehr: Wie käme denn Gold zu mir?"

Er bückte ſich aber doch und ſuchte auf dem Boden. Ein Louisd'or blinkte ihm entgegen. „Ja ſo," ſprach er, indem er ihn aufhob, „Bildniſſe von gekrönten Häuptern darf man nicht reſpektwidrig im Staube liegen laſſen, zumal deines, unglücklicher Louis seize! Ach, jetzt erkenne ich dich wieder, du guter alter Louisd'or, den ſie mir einſt als Pathengeſchenk eingehändigt, der treu bei mir ausgehalten, den ich nie von mir laſſen wollte." Er betrachtete ihn mit Wehmuth eine geraume Weile, dann belebten ſich alle ſeine Züge, wie in neuem Morgenroth, ſeine Augen flammten, ſein ganzes Weſen war wild aufgeregt. „Du kommſt mir zur guten Stunde vor die Augen," rief er. „Jetzt oder nie! Ich will einmal den Himmel verſuchen, ob er es ehrlich mit mir meint, oder ob er mich zur Hölle verdammt hat, denn der Himmel iſt mit Gold gepflaſtert, nicht wahr, Dame Welt? Alſo Leben in Gold, durch Gold zum Leben, im Leben nur Eine, — Eugenie!" Mit dieſen Worten rannte er wie

beſeſſen, den Louisd'or in der Taſche, zum Spielſaal. „Was für eine Zahl," dachte er, „mag in der Welt wohl das meiſte Glück machen? Ich will ein bißchen myſtiſch zu Werke gehn bei meinem Spiel. Eins? Einfältigkeit. Zwei? Zweihändigkeit. Puh! Drei? Trinitätsräthſel; darauf will ich mich nicht einlaſſen, das ſchlägt in die Theologie. Vier? Vierſchrötigkeit. Fünf? Soweit reicht meine Rechenkunſt. Ach, was ſinne ich denn auch, und habe doch das herrlichſte Symbol der Welt vor mir, die Null?! Mit der Welt will ich anbinden, auf die Null will ich's wagen."

Er ſetzte den Louisd'or auf zero rouge; der Croupier drehte die Spindel, die Kugel flog im Wirbel.

„Ach, ich Narr," brummte Iſidor, ärgerlich über ſich ſelbſt; „vom Glück will ich etwas hoffen? Narrethei! Der Louisd'or wird doch zum Teufel gehn, — nun gut, es war mein Letztes. Ich will ihn lieber gleich der Bank ſchenken, will lieber das Spiel gar nicht abwarten und aus dem dumpfen Saal in's Freie gehen."

Er verließ den Saal und wandelte wie ein Träumer in den wunderherrlichen Parkanlagen, welche das Converſationhaus umgaben. Es war

einſam in den ſchattigen Anlagen, denn die Uhr war nah' an Zwölf. Die Lampen im Spielſaale flimmerten geſpenſtig in die dunkle Nacht heraus. Aber es litt ihn nicht in der freien Natur; es drückte ihn, als ob er einen Frevel an derſelben begangen hätte, eine unerklärliche Haſt jagte ihn auf's Neue in den Spielſaal. Unter den Leuten, welche die grüne Tafel umgaben, herrſchte eine ungewöhnliche Bewegung. Zero rouge hatte ſeit dem Augenblick, als Iſidor ſie mit dem Louisd'or beſetzt, immer gewonnen; niemand zog den Gewinnſt zurück, dieſer galt daher als neuer Einſatz, und trug jedesmal das Doppelte des vorigen. Iſidor traute ſeinen Augen kaum, als er den mächtigen Haufen Goldſtücke gewahrte, er mußte ſich ſelbſt überreden, daß Alles ſein ſei. Noch einmal rollte die Kugel, der Croupier blickte fragend rings umher; Iſidor trat dicht hinzu und ſprach, indem ſeine Augen flammten: „Alles oder Nichts! Mein Einſatz bleibt.“ Die Kugel fiel wieder auf zero rouge. Unmuthig zählte der Croupier ihm die Goldrollen hin. Iſidor wankte, ſeine Hände zitterten, als er die Paar erſten Goldſtücke einſchob; aber jemehr er ergriff, deſtomehr ſchien ſein ganzes Weſen elektriſch erkräftigt; und wie ein Fürſt, der

gewöhnt iſt, mit Tauſenden zu ſpielen, ſteckte er die ganze Summe zu ſich. Da ſchlug die Uhr Zwölf.

Cäſario ſchlief. Iſidor konnte ſich nicht enthalten, vor ſeiner Abreiſe ſeinen langjährigen Leidensgenoſſen auf der Bahn der Kunſt noch einmal zu ſehen. Die Wohnſtuben der beiden Freunde lagen neben einander, und waren nur durch eine Bretterwand geſchieden. Iſidor öffnete leiſe die Thüre von Cäſario's Stube. Vom Antlitz des ſonſt ſo hypochondriſchen Freundes ſchien jetzt während des Schlafes jeder Schatten von Trübſeligkeit verſchwunden; ein herrlicher, freundlichtröſtender Traum erquickte jetzt ganz gewiß die Seele des ernſten Freundes. Die Bruſt des Schlafenden hob ſich höher, er ſtreckte unwillkührlich den Arm aus, als wollte er einem geliebten Weſen zuſtreben, über ſeine Lippen flohen, vom Traum entlockt, die Worte: „Dir, der Sonne, gehöre ich an, du lichteſt die Nacht, nichts ſoll uns ſcheiden. Dein bis an's Grab!“ — „Er liebt,“ ſprach Iſidor, indem er den Schläfer betrachtete, „aber wie kurzſichtig iſt ſeine Liebe; nur bis an's Grab? Die meine ſtrebt weiter, bis über's Grab,

bis in's eigentliche Leben hinein. — Mir ſcheint, ich träume jetzt ſelbſt; ſpreche von dieſem Leben ſo geringfügig und will mich doch eben dieſem Leben jetzt erſt recht in die Arme werfen. Nun, leb' wohl, Freund, und finde das Glück, von welchem du träumeſt, auch im Leben, wie ich bis jetzt vom Glück des Lebens noch träume. Ich will mir den Abſchied von dir und von Eugenie nicht allzuſchwer machen und von hinnen gehen, ehe der Tag graut. Aber Eines mußt du mir doch zu lieb thun, und wirſt mir's auch gewiß." — Er begab ſich hierauf in ſeine Stube zurück, zündete Licht und ſchrieb folgendes Billet an ſeinen Freund:

„Mein guter Junge!

Du biſt gewiß nicht ſo verſtockt, daß die Überzeugung bei dir nicht Eingang fände: Fortuna iſt ein Weib, oder mit andern Worten: — ſie hat zuweilen ihre Anfälle von Verrücktheit. In einem ſolchen Stündlein war es, daß ſie mich, recht eigentlich, ſo zu ſagen, über Nacht zum reichen Manne machte, und es wird gewiß jetzt keinen Thoren auf Erden mehr geben, welcher mich nicht für ſchauderhaft vernünftig hielte. Was mich betrifft, ſo bin ich ſo frei, hierüber noch meiner eigenen Meinung zu ſein. „„Willem! Du wirſt mir begriffen haben."" Aber

das wirſt du doch nicht glauben, daß ich, ſeitdem ich das Glück habe, etwas zu haben, auch noch die Ehre haben will, etwas zu ſein. Was nun eigentlich, weiß ich freilich ſelbſt noch nicht. Und warum, — das will ich dir auch ſagen, mein guter Junge, — ich bin zwar nicht verliebt, aber ich liebe. Und was man liebt, das will man doch haben; nun habe ich zwar, worum ich mich nie beworben, aber was ich haben möchte, ſteht noch zu erwerben, und zwar nicht durch Metall, ſonſt würde ich Morgen ſchon den Freiwerber machen, wenn ich mich nicht ſtatt des ſchamloſen Goldes ſchämen müßte, daß das Gold eine Art von Rechtstitel auf Herzen geltend machen will. Alſo, das iſt's ungefähr, warum ich bei Nacht und Nebel in die weite Welt gehe. Aber ich möchte gerne, daß die guten Leute hier mich nicht für einen Komödianten hielten und meine Abreiſe für keine Flucht. Ich ſtand mich bei einigen Weſen, als da heißen: Wirth, Miethsleute und dergleichen Communitäten, bisher unter dem Gefrierpunkt. Thaue ſie auf durch die armſelige Sonne, welche ich dir in Geſtalt von zwanzig Louisd'or's hinterlaſſe; trockne ihre Thränen, und tröſte ſie, damit ſich niemand aus Verzweiflung, einen Theaterphönix verloren zu haben, eine Kugel

oder ſonſt etwas vor den Kopf gebe. Den beiliegenden Zettel beſorge, wenn du ſo gut ſein willſt, an Fräulein Eugenie. Über kurz oder lang ſollſt du von mir hören, vielleicht triffſt du mich in der Welt als Virtuoſen wieder, denn der innere Klang brauſt mir ſo unbändig, daß er faſt Anſtalt macht, das ganze Bild zu zerſprengen. Auch iſt mir ſo, als wolle es endlich Tag werden und Aurora den Memnon küſſen. Einen großen Gefallen würdeſt du mir thun, wenn du meine Abgeſchmacktheit betreffs des Kontraktes vergeſſen könnteſt. Wär' es denn nicht beſſer, wenn Einer von uns Beiden, zum Beiſpiel du — die projektirte Novelle ſchriebe, ſtatt daß der Andere, zum Beiſpiel ich — ſie wirklich erlebte? Vergiß den Aberwitz, aber nicht den Vater deſſelben, deinen treuen brüderlichen Freund

Iſidor."

Iſidor ſchrieb noch ein Paar Zeilen an Eugenie, welche er in den Brief an Cäſario einſchloß; zählte dann die zwanzig Louisd'or's und legte ſie bei, machte ein Couvert über das Ganze, ſiegelte es, und legte es dann in Cäſario's Stube auf deſſen Tiſch, wo es ihm bei'm Erwachen gleich in's

Auge fallen mußte. Dann verließ er das Haus und die Stadt.

Als Cäsario am Morgen erwachte, fand er zu seinem größten Erstaunen das Paket, erkannte in der Adresse die Handschrift seines Freundes. Mit ungeduldiger Neugier erbrach er das Siegel; die Goldstücke rollten ihm aus dem Packet entgegen. „Was ist das?“ rief er mit wachsender Verwunderung; kaum seinen Augen trauend überlas er den Inhalt des Briefes zum zweiten- und drittenmal. Immer klarer wurde ihm jetzt alles; das einzige, was Schmerz und Zorn über seine Lippen kommen ließen, war der Ausruf: „Isidor! Wehe mir! Das hätte ich mir von dir nicht erwartet.“

Er ging unmuthig in der Stube auf und nieder, blieb stehen, zählte das Gold nochmal, ging wieder auf und ab und rief endlich: „Ja, es leidet keinen Zweifel, mit Gold denkst du mich abzufinden! Deine Schulden betragen ja kaum drei oder vier Louisd'or's, das weiß ich, — o pfui, pfui! Und du willst mir den Rest schenken, — schenken ohne Zweifel, damit ich Eugenien entsage?! O Menschen, — Teufel wollt' ich sagen! — Ha! Also das ist der gepriesene Zauber der Freundschaft, daß man mit Gold Herzen abwiegen will? Ach ja,

was ist nicht alles feil auf Erden! Jeder ist feil, der Himmel selbst läßt sich an die Meistbietenden verschachern, für ein Paar Dutzend sogenannter guter Werke, als da zum Beispiel Eines ist, dem Freunde den Dolch in's Herz zu stoßen und Gold als Pflaster drauf zu legen. — Aber, wie kam er zu dem Golde? Räthsel an Räthsel! Zu so vielem Golde? Ich will nicht d'ran denken, sondern würde der Aberwitz wahr, welchen ich vergessen soll; hei, das ist wohl die Abfindungssumme für den Kontrakt? Ja, jetzt erkenne ich den Kern deiner erhabenen Prophezeihung, o pfui, pfui, pfui! — Ja, du hast die Hölle aufgerührt, Isidor! Ja, so eine Freundschaft gibt freilich einen Novellenstoff zum Rasendwerden! O, du hast den Plan recht gut angelegt, du hast Talent zum Mephistopheles; ich fühl's, wie mir deine Logik bereits zu Kopfe steigt. — Und wenn Eugenie ihn wirklich liebte? Der Gedanke hat schon etwas vom Wahnsinn an sich. — Und warum denn nicht? Hat er nicht Geld? Könnte er es wagen, mir einen solchen Antrag zu stellen, wenn er nicht die Gewißheit hätte, daß sie ihn liebt? Könnte er mir sonst meine Ansprüche an die Seligkeit abkaufen wollen? — Aber gemach, gemach, Herr Rechenmeister! wenn die Freundschaft

nur eine Aktie, nur eine Obligation ist, so brauch' ich sie nicht, so zerreiße ich sie. Hast du mir das Recht genommen, so nahmst du mir auch die Pflicht vom Herzen ab, denn es gibt keine Pflicht ohne Recht. Erklärst du auch unsern tollen Kontrakt für Null, so will ich doch als Teufel dem Teufel entgegen treten, dann stehen wir al pari, und können ruhig abwarten und mit gutem Gewissen zusehen, wer im Prytaneäum seine Hölle findet. — Ich erkenne kein Recht mehr an, keine Pflicht; — so brauche ich auch kein Geheimniß mehr zu respektiren. Ich will wissen, woran ich bin. Der Zettel an Eugenie ist nicht versiegelt, — und wär' er's auch! — Wohlan! ich lese ihn."

Er entfaltete Isidor's Billet an Eugenie und las darinnen folgende Worte:

„Wir haben uns nicht gekannt, aber doch erkannt, kaum gesprochen und doch verstanden. Du hast mich gesehen, und fandest nichts, du wirst mich noch sehen, und finden, was du nicht gesucht. Ich glaube nur an eine Gewalt über uns, an die Hoffnung; denn die Liebe ist ja in uns. Die Hoffnung ist dem armen Memnon'sbilde — Aurora, und Aurora bist du selbst. Ich habe dich bis jetzt nur geahnt; mein einziges Gebet ist, daß ich dich

einſt, wenn ich dich wirklich ſehe, mit vollem Klang begrüßen kann. Und, damit ich dir einſt vollendet erſcheine, nicht mehr als ein Stümperwerk, — deßhalb ſiehſt du mich jetzt nicht. Und ſo lebe wohl bis auf Klang und Wiederſeh'n!"

Cäſario legte mit verbiſſ'ner Wuth den Zettel auf den Tiſch und ſprach dann: „Ich will Ihren Wunſch erfüllen, mein Herr Iſidor, und das Billetchen noch heute an Eugenie übergeben, ich werde dann doch wenigſtens einen Gewinn davon haben, nämlich den, zu ſehen, ob er auf Eugenien jenen Eindruck hervorbringt, welcher doch vermuthlich in Ihrer Berechnung lag, mein vortrefflicher, treuer Freund! — Treue? Treue?" ſchrie er, mit dem Fuße ſtampfend; — „albernes non ens, weſenloſer Begriff, der ſich in Reih und Glied der Weſen einſchmuggeln will! Wir wollen doch ſehen, ob die Phantaſterei im bürgerlichen Leben zünftig werden kann."

Der Morgen graute; heitere Lebensfülle entwikkelte ſich allgemach aus dem Chaos der Schatten; wohin das Auge ſich kehrte, zeigte ſich Tüchtigkeit und Brauchbarkeit im poetiſchen Haushalt der Natur. Jeder Baum ſchien wie ein braver Hausvater da zu ſtehen, welchen kein Sturm ſo leicht zu

entwurzeln vermag, welcher mit frischer Lebensluſt für alle die kleinen, die unmündigen Vöglein, die bei ihm Schutz ſuchen, ſein grünes Quartier von Tag zu Tag bequemer und geräumiger einrichtet. Die Störche waren ſchon auf den Beinen, um ihren Familien das tägliche Brod zu erwerben; die Lerchen und Finken flogen eilig hin und wieder, als hätten ſie wichtige Depechen vom Himmel an die Erde zu beſtellen und Bittſchriften der Erde an den Himmel. Der Bach rannte gar geſchäftig und ſagte zu den Blumenmamſellen, welche ihm einen freundlichen guten Morgen wünſchten, in aller Haſt: Ich habe keine Zeit, ich muß noch heute an den Rhein; überhaupt that er ſo eilig, als wie ein Kanzleimann, der beinahe ſchon die Bureauſtunde verſchlafen.

Aber die federloſen zweibeinigen Geſchöpfe, die Menſchen, lagen noch alle in den Federn, als Cäſario mit Iſidor's Billet in der Taſche ſich auf den Weg zum Brunnen machte. Lange wandelte er auf der herrlichen Promenade, an dem Porticus auf und ab. Endlich zwiſchen fünf und ſechs ließen ſich einzelne eifrige Brunnengäſte erblicken, welche die vorgeſchriebene Anzahl von Bechern leerten und ihren Spaziergang mit Grandezza, Stoi-

cismus, oder Zerſtreutheit, oder Gleichgültigkeit, oder Enthuſiasmus abmachten, jeder ziemlich unbekümmert um den andern, oder höchſtens ein ſchwaches Kreuzfeuer von: „Wie befinden Sie ſich? — Danke ſchön, wie Sie ſehen, und Sie? — Ein ſchöner Morgen, heute Morgen. — O ja ein vortrefflicher Morgen," — und von andern dergleichen Novitäten unterhaltend. Kurz, — matt, ſehr matt, ſchach-matt, dieſe lieblichen Gewohnheitsthiere, dieſe ſüßen Menſchen; ach, was geben ſie ſich für Mühe, einander das Leben langweilig zu machen, und die Natur gibt ſich gar keine Mühe, amüſant zu ſein, und bleibt es doch ewig!

Allmählich mußte der ſchöne heilige Morgen ſein Licht wieder hergeben, um die Muſterkarte nach dem Strich zu beſcheinen; da kamen ſaubere Muſter zum Vorſchein. Ungeheure Ironie auf die Menſchheit, dieſe Leutheit! Ein ſicherer Lizentiat Kranich mit ſeiner Unendlichkeitsrechnung von Fadheit, und ein ſicherer Abbe Levauſſier mit ſeinem Heiligenſchein von Scheinheiligkeit, ein ſicherer Trochäus, genannt Muſikdirektor Barribal, ſichere Kammervirtuoſen und wälſche Kunſthändler, einige pomeranzengelbe Portugieſinnen mit afrikaniſchen Sommerſproſſen, einige Kammerherrn und Hofräthe

mit Podagra, dort Herr Rochus, welcher vermittelſt des Heiltrankes ſeine Stimme zum Behuf der „Mohren“ und „Fäuſte“ wieder herzuſtellen ſuchte; kurz, eine wandelnde Bildergallerie, Geſtalten aus der flamändiſchen und niederländiſchen Schule.

Aber aus einem einſamen Bosquet trat eine herrliche Geſtalt, würdig, eines Raphaels oder Tizian's Ideal zu ſein. Es war Eugenie. Cäſario's Falkenblick fand ſie alſogleich heraus. Das blendendweiße Negligee, ein allerliebſter Ueberrock vom feinſten Battiſt mit ſeidenen Schleifen, das eng anliegende Chemiſettchen mit einem weißen Atlas-Bändchen, der rothe Shawl, die zierlichen goldenen Braceletten mit Amethiſten, die Perlenſchnur in der Coiffure ſtanden dem reizenden Mädchen herrlich; Eugenie nahm ſich aus, wie eine fürſtliche Braut im erſten Negligee nach der Hochzeit. In der linken Hand trug ſie den Criſtallbecher. Die ſeelenvollen Blicke ganz dem Genuß der morgenhellen Natur hingebend und weihend, lehnte ſie ſich ſanft an das marmorne Piedeſtal einer Statue der Hygieia.

Cäſario nahte ihr. Sie bemerkte die Haſt ſeiner Schritte, und — indem ſie ſich gerade im jetzigen Augenblicke der Doppelmandel erinnerte,

welche ſie mit ihm getheilt, wähnte ſie, die Ungeduld, ihr den Sieg des Vielliebchens abzugewinnen, beflügele ſeinen Gang. Aber ſie konnte und wollte ihm nun einmal den kleinen Triumph durchaus nicht gönnen, ſondern rief ihm, als er ihr ohngefähr auf ſechs Schritte nahe gekommen war, ein ſanftes und freundliches: „Vielliebchen, guten Morgen" zu.

„Beſiegt!" erwiederte, achſelzuckend, das Haupt geſenkt, Cäſario; „nun, ſo will ich aber auch augenblicklichſt mein Löſungspfand darbringen;" — er reichte Eugenien Iſidor's Billet, und fügte die Worte hinzu: „Von meinem Freunde Iſidor, welcher uns heute Morgen verlaſſen hat." Er beobachtete ſie ſcharf; Eugenie wendete ſich, um ihre Beſtürzung zu verbergen, und blickte ſtarr auf das geöffnete Billet.

Miß Anna erſchien ihr gerade im rechten Augenblick wie ein Schutzengel. Was in Eugeniens Herzen vorging, errieth kein Auge; raſch beſonnen faßte ſie alle ihre Kraft zuſammen und ſprach zu Anna: „Ich habe ſo eben einen großen Sieg gewonnen, liebe Anna, — ein Vielliebchen nämlich. Ich danke Ihnen, Herr Cäſario, daß Sie ſo gütig waren, meiner weiblichen Eitelkeit den

kleinen Triumph einzuräumen; denn, — nicht wahr, liebe Anna? — wir Frauen haben es gar zu gerne, wenn man uns ſiegen läßt. Auch für die Ueberreichung des Billet's danke ich Ihnen."

„Mein Fräulein —" ſtammelte Cäſario; die Sicherheit, mit welcher Eugenie ihr Herz beherrſchte, und deſſen ſchmerzlichſte Gefühle niederkämpfte, der Anſchein vollkommener Ruhe, welchen ſie behauptete, entwaffneten, überzeugten, — täuſchten Cäſario. Dem Geſetz der Convenienz ſich fügend, verließ er mit erleichterterem Herzen nach einer höflichen Verbeugung die Damen.

Eugenie wandelte an Anna's Arm langſam, erbleichend der Brunnenhalle zu.

„Was iſt dir, liebe Freundin?" fragte Anna theilnehmend, als ſie in das trübe Antlitz der Freundin geblickt; „Du biſt ſo bleich, ſo gebeugt. Was iſt dir wiederfahren? Theile mir deinen Kummer mit, wenn dich ein ſolcher drückt; du weißt ja, wie ſchweſterlich innig ich dich liebe."

„Iſidor iſt dieſen Morgen plötzlich von hier abgereiſt," erwiederte Eugenie leiſe, faſt tonlos; „Cäſario brachte mir dieß Billet von ihm. Lies!"

Anna nahm das Billet und hatte es kaum zu Ende geleſen, als der Capitän de la Valery zu

ihnen trat, und ſie anſprach: „Bon jour, Mesdemoiselles! Haben Sie ſchon von dem enormen Spielerglück gehört? Die Bank verlor heute Nacht im letzten Viertelſtündchen vor zwölf an die zweihundert Louisd'or's, und zwar, was das merveilleuſeſte bei der ganzen Sache iſt, auf eine und dieſelbe Nummer; zero rouge ſchlug ſiebenmal hintereinander ein; jedesmal dachte man, jetzt müſſe ſie manquiren, Niemand wagte es mehr, trotz des auffallenden Glückes des zero, es zu beſetzen; und denken Sie nur: der Glückliche hatte zum erſten Einſatz zero nur mit einem Louisd'or beſetzt, aber den Gewinnſt jedesmal ſtehen gelaſſen; überhaupt ſchien ihn ſein Glück gar nicht zu touchiren; im Anfang war er ſogar aus dem Saale gegangen. Nom de dieu! Es iſt unverantwortlich, daß ein Menſch ſo viel Glück haben konnte, während ich unter guten Freunden an demſelben Abend zwanzig Louisd'or's verlor."

„Weiß man den Namen des Glücklichen nicht?" fragte Eugenie zerſtreut.

„Leider," erwiederte der Capitän verdrüßlich darüber, daß er den ſeinigen nicht nennen konnte; — „es iſt ein Schauſpieler, ein ganz unbedeutendes Subjekt, ein ſicherer Herr Iſidor."

„Iſidor?“ ſprach Eugenie in freudiger Bewegung, dankbar zum Himmel aufblickend, daß das Glück ſich endlich ihm zugewendet, während der Capitän mit den Worten: „A revoir, meine Damen, dort ſehe ich meinen Freund, den Abbe, welchem ich dieſe intereſſante Neuigkeit doch gleich mittheilen will, —“ ſich entfernte.

In Anna's Augen ſchimmerten Thränen. „Du weinſt?“ fragte Eugenie verwundert; „erfreut dich das plötzliche Glück des guten Iſidor nicht?“

„Gewiß von ganzer Seele,“ erwiederte Anna; „aber jetzt, da er bereits ferne von uns iſt, da ich den Beweis ſelbſt in der Hand halte, daß er dich liebt, jetzt darf ich dir's, will ich dir's geſtehen: auch ich liebe ihn; — doch bleibe mir auch ferner ſchweſterlich gut; ja! ich liebe ihn unausſprechlich, denn ich bin überzeugt: er iſt kein gewöhnlicher Menſch. Ich kann ihn nie beſitzen, aber ich freue mich ſchmerzlich, daß er dein ſein wird; Euch trennen ja keine Schranken des Standes; du wirſt ihn wieder ſehen, wirſt mit ihm ſelig ſein.“

„Meinſt du?“ erwiederte Eugenie; „glaubſt du wirklich, daß ich ihn wiederſehen werde? — Ich

glaube es nicht; ach, ich ahne, ich weiß gewiß: nie werden wir uns hier auf Erden angehören."

Sie verſtummte. Schweigend wandelten die beiden Freundinnen in die Brunnenhalle, ließen ſich die Becher vollſchenken und tranken. Da glitt Eugenien der ſchöne Criſtallbecher aus der Hand und zerſplitterte auf den Marmorplatten.

„Ach, dein ſchöner Becher," ſprach Anna zuſammenſchreckend. „Er iſt dir ſtets ſo lieb geweſen!"

Eugenie erwiederte kein Wort, ſondern blickte ernſt und bedeutungsvoll in's Auge der Freundin. —

„Nun, Herr Rochus," ſprach der Lizentiat Kranich, während er, eine vornehme Miene annehmend, mit dem ſeidenen Sacktuch die Gläſer ſeiner ſilbernen Brille putzte; — „Ihr Koffer, den Sie ſo ſehnlichſt erwarteten, iſt ja geſtern Abend endlich angekommen; ich war eben auf der Poſt und las zufällig Ihre Adreſſe. Nun werden Sie doch, — ich vergaß Sie geſtern bei der Bowle deshalb zu fragen, — einige Garderobe-Variationen vornehmen, um das Thema Ihres hochrothbraunen Ueberrocks, wie auch nicht minder die Ecoſſaiſe, deſſen Unterfutter, etwas zu ſchonen?"

„Ne, Herr von Lizentiat, ich werde mein Thema fortſpülen."

„Nun dann machen Sie sich auf ein Anathema von mir gefaßt; Sie wissen, — (ich sage es zwar nicht Jedem) — ich rezensire euer Theater im Badeblättchen. — Na, machen Sie sich nur gefaßt; ich werde Sie schauderhaft herunter arbeiten.“

„O, daß Ihre Rözönsionen schauderhaft sind, das ist mir gar nichts Neues.“

„Nicht wahr, ihr Theaterleutchen, infam merkwürdig?“

„O ja, mörkwürdig infam.“

„Na also, wenn Sie sich davor fürchten, so wechseln Sie Ihre Garderobe, damit sie nicht immer wie ein rother Indianer herumgehen. Donnerwetter! Sie müssen ja eine Garderobe haben, die in's unmenschliche geht, denn Ihr Koffer wog auf der Post zwei Centner.“

„Ja, das weiß ich. Wohlen Sie ihn vielloicht statt mir auslösen? Aber ich versüchere Ihnen: Sie sohlen doch koin neues Garderobestückchen an mir sehen.“

„Und warum denn nicht?“

„Weil ich koines habe.“

„Na was schleppen Sie denn aber in dem zwei Centner schweren Koffer mit sich?“

„Lauter Komödienzettel, seit ich zum erstenmal' auf die Bretter kam; und Sie müssen wissen, daß ich zum erstenmal als Lilli im Donauweibchen debütirte. Ach, ich sage Ihnen: meine Komödienzettel sind mir um kein Königreich fäul!" ——

Der Crösus, welcher heute ohne die Begleitung seines dicken Freundes zum Brunnen kam, schien, abgesehen von seiner gewöhnlichen Anlage zur üblen Laune, noch besonders schlimm disponirt. Zu viele Eindrücke und Erinnerungen hatten seine Seele am vorigen Abend gerade da schmerzhaft getroffen, wo sie einzig und allein zu verwunden war. Eugenie und Anna erschracken fast, als sie ihm begegneten; er wandelte wie ein Schatten, und vermied es, mit den beiden Mädchen zu sprechen. Auch dem Lord, welcher so ganz gutmüthig und lustig seiner Wege daherkam, wollte er ausweichen; dieser aber ging ihm gerade entgegen, faßte ihn derb am Arme, und sprach munter: „God damn! Was fehlt Ihnen denn? War etwa meine gestrige Bowle schlecht, oder die Gesellschaft, welche ich gebethen, Ihnen zuwider?"

„Die ganze Welt ist mir zuwider," erwiederte kurz angebunden der Herr von Waldstörchel.

„Nun, da weiß ich Ihnen ein veritables Mit-

tel, Sir Stork of the wood; geh'n Sie nach Amerika; dort soll es Wälder genug geben, in denen man Meilen weit keinem fashionablen Gesicht' begegnet, als etwa einem Tapir."

„Nach Amerika zu gehen," entgegnete Waldstörchel barsch, „habe ich keine Lust, aber nach Hamburg will ich zurück, und zwar noch heute."

„God damn! Wo denken Sie hin," erwiederte ihm der Lord gutmüthig, „mitten aus Ihrer Badekur heraus? Und weshalb so eilig? Was kann denn in Hamburg Ihre Anwesenheit so sehr in Anspruch nehmen?"

„Ich habe eine böse Ahnung," versetzte mit finsterer Stirne der Herr von Waldstörchel; ich halte es hier nicht aus, alles lastet auf mir; ich muß fort; gewiß geht mir dort nicht alles, wie es soll."

„Ach, machen Sie sich nicht selber schlimme Träume," meinte der Lord lachend; „wenn ich auf den Grund aller bösen Ahnungen im Leben hätte reisen wollen, God damn! so müßte ich schon fünfzigmal die Welt umsegelt haben. Was geht Ihnen denn im Geiste vor? Sprechen Sie doch, damit man es Ihnen ausreden kann."

Der Crösus antwortete sehr ernst: „Ich weiß es selber noch nicht, aber ich fürchte, es wird sich mir nur zu bald und zu klar zeigen.“

Der Crösus hielt Wort. Keine Vorstellung des guten Doktor Brixius vermochte ihn zu längerem Aufenthalt zu bewegen; mit jeder Stunde, welche er noch im Badestädtchen verlebte, wuchs sein Unmuth, seine Aengstlichkeit, sein Trübsinn, seine Menschenscheu ganz auffallend. Selbst mit dem dicken gemüthlichen Doktor wechselte er nur die nöthigsten Worte; der Lord nannte ihn von dieser Zeit an bloß den hyrkanischen Tiger, den Timon von Athen, den christlichen Shylock, und ließ ihm überhaupt zuweilen das volle Maaß Shakespearischer Launen angedeihen. Aber in der Seele des Crösus sah es nicht so humoristisch aus, obgleich eine bittere Ironie darin Wurzel schlug. Am andern Abend saß der Herr von Waldstörchel schon im Postwagen, welcher ihn und seine Sonderbarkeiten nach Hamburg bringen sollte.

Der Doktor Brixius verweilte mit seiner Tochter Eugenie noch ein Paar Wochen, und verdiente sich während dieser Zeit sogar, redlich im Schweiße

ſeines Angeſicht's, zwei der wunderſchönſten Rheinanſichten, welche er durchaus nirgends anders, als auf den leidigen Bergen acquiriren konnte; zur Ehre ſeiner Grundſätze müſſen wir jedoch bekennen, daß ſeine Beine bei dieſen Ausflügen durchaus kein Verdienſt hatten; zwei ſeit jenen Parthien wirklich invalide gewordene Eſel, welche die Ehre hatten, die ganze Laſt ſeines Fettgebäudes, wohlgemeſſen nach hamburgiſchem Gewicht, zu tragen, könnten davon erzählen. Dieſe beiden Bergpartheien blieben nun aber auch für ſein ganzes Leben ſeine recht eigentlichſten Sonnenpunkte, die höchſten Erinnerungen ſeines planiglobiſchen Wandels.

Cäſario war dem Doktor von Tag zu Tag lieber geworden, des Doktors Haus ſtand ihm zu jeder Stunde offen, und er verſäumte keineswegs, von dieſer gütigen Erlaubniß Gebrauch zu machen. Eugenie benahm ſich gegen den Freund ihres Vaters ſo artig und unbefangen, daß Niemand, am allerwenigſten Cäſario, ahnen konnte, welche Gefühle ſie in der ſtillen Bruſt verborgen hielt; — ſie war ein ſeltenes Weſen. Sie liebte Iſidor, ſie geſtand ſich's ſelbſt, und wachte doch ängſtlich, daß es Niemand ahnen ſolle; ſie hoffte, — und war doch ohne Hoffnung, dem Theuren einſt anzugehören. Ihr

Herz war eine Sinnpflanze, welche bei jeder Erinnerung an Isidor in süßer Wehmuth leise zusammenschreckte, während sie ihren höchsten Stolz dareinsetzte, vor jedem beobachtenden Blicke unbefangen zu scheinen. Wenn sie mit Cäsario sprach, lag ein solcher Zauber in der Anmuth ihrer Worte und Züge, daß Cäsario, hätte er auch nicht mit dem Ohre des Liebenden ihr Gespräch gehört, unwillkührlich zur Ueberzeugung kommen mußte, diese unbefangene Freundlichkeit sei ein Herold oder Bürge ihrer aufrichtigen Neigung für ihn. Und doch war es durchaus nicht Coquetterie, was ihn irre führte, oder zu Hoffnungen berechtigte. Und manchmal wieder, wenn er diese Hoffnungen in Worte kleidete, wehte ihn mitten aus der Frühlingspracht und Blüthenfülle ein unheimlicher Herbsthauch an. Wurde er dadurch mißstimmt und unfreundlich, so verscheuchte wieder ein sanftes, theilnehmendes Wort alle Phantome, welche ihm sein Spleen vor die Seele führte. Jeden Fall's, mochte ihm Eugenie auch zuweilen noch so räthselhaft vorkommen, darüber war er im Reinen, daß sie ein edles, herrliches Mädchen sei, dessen Besitz ihn glücklich machen werde; und er hielt seinen Entschluß, alles aufzubiethen, um im bürgerlichen Le-

ben feſte Exiſtenz und Anſprüche auf ſie zu gewinnen, unverbrüchlich in der Seele.

Endlich rückte der Tag der Abreiſe heran, der Doktor nahm es als eine ausgemachte Sache, daß Cäſario mit ihm nach Hamburg reiſe, wie er es ihm bereits zugeſagt, und Cäſario hielt es ſeiner Seits für ſeine Pflicht, ſein Wort, welches er dem Doktor einmal gegeben, nicht zu brechen; er that es mit um ſo leichterem Herzen, da er, nachdem er Iſidor's geringe Schulden getilgt, den Reſt der hinterlaſſenen zwanzig Louisd'or, etwa fünfzehn, für's erſte, um ſich in Hamburg nicht gleich von Vorne herein in Verlegenheit zu ſetzen, mitnahm. Freilich hatte er vollkommen Recht dazu; denn Iſidor hatte ſeine unbedeutenden Schulden bloß zum Vorwand genommen, um ſeinen Freund Cäſario auf eine zarte Weiſe zu unterſtützen; — aber wie reimte ſich Cäſario's jetzige Handlungsweiſe auf ſeinen erſten Ingrimm gegen Iſidor, auf ſeine Anſicht, Iſidor wolle ihm mit Gold ſeine Liebe abmäkeln? Es reimte ſich eben, wie ſich das liebe Ich mit einer Menge anderer Dinge zuſammenreimen läßt. Wenn das Ich in die Schranken tritt, wirft es Gottes Engel ſelbſt in den Sand.

Wollte ſich Cäſario vielleicht einmal aufrichtig

an's Herz greifen, so hätte er sich gestehen müssen, daß dieser schlimme Wurm im Kerne laure, daß alle gerühmte Consequenz des Menschen Spreu wird, wenn unerwartete Verhältnisse uns dicht vor die Stirne rücken. Und so war es namentlich, vorzugsweise mit Cäsario der Fall. Er prunkte gerne mit seiner Originalität, und sie kam ihm doch nicht aus dem Herzen, seine Unzufriedenheit war die bettelhafte Frucht seiner Engherzigkeit, seine Consequenz, welche er gerne zu Markte trug, nichts als musterhafte Durchführung der Inconsequenz. Diesem Schwanken, diesem Wechsel von Trotz und Knechtssinn, dieser Meuterei von Regenwürmern gegen den lieben Gott, dieser Farblosigkeit, diesem Baalsdienst vor dem Moment — verdanken wir alle unsere Jämmerlichkeiten, verdanken wir, daß die wenigen Edlen und Ganzen als Märtyrer dem Ueberdrang erliegen müssen, als Sühnopfer für die von Tausenden in den Staub gezog'ne Würde des Menschengeschlechts. —

Der gute Theaterdirektor Flausius glaubte seinen letzten Tag zu erleben, als auch sein Intriquant, sein Leporello, sein Franz Moor von ihm Abschied nahm. Und halten konnte er ihn doch nicht, denn es ging dem guten Flausius etwas

knapp, er befand ſich auf der wohlbekannten Chauſſee, welche zu der ſo wenig beliebten Pechhütte führt, und es iſt eine bekannte Sache, welche ſich mit Urkunden belegen ließe, daß, wenn die Gagen ſich in der Ebbe befinden, ein Viertelſtündchen ſpäter jene Fluth eintritt, welche die Schauſpieler plötzlich in off'ne See verſetzt, ohne daß zuvor gewiſſe Strandläufer: Wirthe, Hausherrn, kurz ſchnödeweg: Gläubiger, darüber in Kenntniß geſetzt würden. Es iſt bekannt, welchen Einfluß der Mond auf die See ausübt, und in des guten Direktors Kaſſe war eben damals totale Mondenfinſterniß.

„Wenn ich nicht geſchlagen bin," jammerte er, mit dem Kopf gegen die Wand rennend, „ſo ſind die Stockprügel in ganz Europa abgeſchafft, wenn ich jetzt nicht auf Latten ſitze, ſo klettert ein Leiendecker auf Matrazzen. Ich wollte mir gar nichts d'raus machen, wenn es mit dem bloſſen Stillſtand meiner Geſchäfte allein abgethan wäre; aber daß mir die ganze Menſchheit, allen Anſtand bei Seite ſetzend, auf und davon läuft, das iſt doch fatal; denn, wenn ich keine Schauſpieler habe, wie ſoll ich denn da ſpielen? Und ich begreife auch gar nicht, warum meine Herrſchaften ſo ungeduldig ſind, und nicht ein Paar Monate ohne

Gage leben wollen, denn, daß ſie jetzt keine bekommen, iſt gar nicht ſo unmenſchlich, dafür ſtehe ich ihnen, und, ob ſie, wenn die Geſchäfte ſpäter wieder beſſer gehen, Gage bekommen, dafür ſollen ſie auch nur mich — ſorgen laſſen. Aber es iſt heut zu Tage nicht mehr auszuhalten mit der Menſchheit; und ich fange an, confuſe zu werden, wie ich meinen Anſtand retten ſoll."

Während er ſich noch ſeinem Jammer um den verlornen Cäſario ganz hingab, pochte es ganz vornehm an der Thüre ſeiner beſcheidnen Stube und der Herr Rochus trat herein. „Guten Morgen, Herr Diröktor," ſprach er kurzweg; „ich empfehle mich Ihnen." Nach dieſen Worten begab er ſich wieder zur Thüre hinaus.

Der Direktor rannte ihm ganz verduzt nach, ohne den Zuſtand zu bedenken, in welchem er ſich eben befand, nämlich, daß er im größten Negligee war. Rochus ſchien wie von einem böſen Geiſte getrieben, keinen Augenblick Zeit zu verlieren zu haben, und wandelte bereits, wie ein Pierrot, mit ungeheuren Hahnenſchritten auf der Straße. „Aber ſo hören Sie doch, Herr Rochus," rief ihm der Direktor zu, während er ſich, bereits ganz außer Athem gekommen, von ſeinem langen Berliner

Schlafrock am Laufen gehindert, durch zwei Straſſen fruchtlos bemühte, den guten Veteran zu erreichen. Endlich gelang es ihm auf dem Markt; prophetiſche Gedanken wirbelten in ſeinem Kopfe. „Was haben Sie denn, Herr Rochus?“ fragte er, als er ihn endlich erwiſcht hatte.

„Das habe ich Ihnen ſchon geſagt, Herr Collega,“ erwiederte Rochus pathetiſch; „wohlen Sie's nochmal hören? Ich entpfähle mich Ihnen.“

„Gehorſamer Diener! Aber was wollen Sie denn?“

„Ich entpfähle mich Ihnen, das heißt: Wir ſind geſchiedne Leute; ich gehe ab, ich habe mich mit dem berühmten Souffleur, mit dem „ſchönen Engel“ alliirt, wir fangen Direktion an, wir halten unſere eigene „Barbierſtube,“ wir kommandiren zuerſt „Meerſchweinchen,“ dann rücken wir höher hinauf und bringen's bis zu einem Hoftheater. Es kann uns gar nicht fehlen; der ſchöne Engel hat die prächtigſte Guarderobe, Conzeſſion an allen Orten, die Partitur von der Stummen von Portici, und drei Lampen; ich bin in Allem einſtudirt und habe die Komödienzettel ſchon alle, darauf ſtehen die berühmteſten Namen gedruckt, welche die „Publikümer“ ganz unmenſchlich anziehen müßen; —“

„Aber ſo bedenken Sie doch mein jetziges Unglück,“ eiferte der Direktor; „wenn mir Alles davon läuft, ſo bin ich ja ein ruinirter Mann!“

„Routinirt oder nicht!“ erwiederte Herr Rochus; „ei was! Ich bin auch routinirt. Glauben Sie denn, daß ich von Ihnen fortgehen würde, wenn Sie jetzt kein „Malheur de Quetſch“ hätten? Ne, —“ fügte er gutmüthig hinzu, indem er dem Direktor recht ehrlich in's Auge blickte; — „ſöhen Sie: wenn Sie jetzt nicht im Pech ſtöckten, würde ich gewiß bei Ihnen bleiben; — auf Öhre! Aber, Sie ſind halt auch ſo ein kurioſer Mann und haben mich nie mein Fach ſpülen laſſen, immer blos Taddädeln ſtatt den Beſenwichtern und ſöhen Sie: ſo ein Beſenwicht, das iſt meine Leibforce. — Und überhaupt haben Sie gar nicht zu ſchätzen gewußt, was ich für ein Genie bin, Herr Collega!“

Nach dieſen Worten entfernte ſich der neue Diktator und Flauſius brummte ihm nach: „Ja wahrhaftig, es iſt der genialſte Dummkopf, der mir noch je vorgekommen, mein Collega.“ Er warf einen Blick auf ſeinen Anzug, und eine Gänſehaut überfuhr ihn; die Blumen und Palmen auf ſeinem Schlafrock glotzten ihn wie höhnende Fratzen an; mit tiefer Beſchämung rannte er über Hals und

Kopf nach Hauſe, wo er ein Billet auf dem Tiſche fand. Er erbrach es und erkannte die Hand der ſchönen Narziſſa, welche ihm in der barbariſcheſten Orthographie erklärte, daß ſie durch einen eigens wegen ihr in's Bädeſtädtchen geſendeten Kammerherrn einen Ruf zum .....n Hoftheater erhalten habe, und daß es daher unter ihrer Würde ſei, ſich auch nur noch einen Tag länger unter ſeiner Direktion zu befinden. „Gibt es noch Einen auf Erden," rief der arme verlaſſene Direktor, „der ſo unglücklich iſt, wie ich?" —

„Gibt es noch Jemand auf Erden, der ſo himmelſelig iſt, wie ich?" dachte Cäſario, als er der herrlichen Eugenie gegenüber in des Doktors Wagen ſaß, der ſie nach Hamburg bringen ſollte. —

Das Glück hat ſeine Launen; das empfand Iſidor, ſeitdem er in jener verhängnißvollen Nacht durch ſeinen letzten Louisd'or plötzlich zu einem ſo annehmbaren Sümmchen gekommen war. Es ſchien, als ob Dame Fortuna jetzt in der Laune wäre, durch unverbrüchliche Treue an Iſidor wett zu machen, was ſie ſich an ihm durch fortwährende Mißgunſt früher hatte zu Schulden kommen laſſen.

Aber verfolgte ihn jetzt das Glück, wie vorher das Mißgeſchick, ſo erbte er auch, wie früher vom

Mißgeſchick heitern Humor, jetzt vom Glück einen böſen Zauber, welchem er ſich ganz gefangen gab, während er ſich eben frei und über dem Glück dachte. Sein Prinzip war jetzt: Sich an dem Glück, welches ſich ihm wie ein raſendes Weib aufdringe, zu revangiren, es übermüthig zu beherrſchen, zu mißhandeln, um doch zu ſehen, wie weit deſſen Treue reiche. „Am Ende muß es doch dem gehorchen, der es zwingt, der es in Feſſeln ſchlägt," — dachte er; „ich bin ein Thor geweſen, daß ich dieß nicht längſt gedacht und gethan." Und ſo raſete er von Bad zu Bad, von Bank zu Bank; überall verſuchte er das Glück. „Ich will vor Lachen toll werden," meinte er, „wenn ich endlich doch wieder ſo weit komme, daß Fortuna, ihrer Liebe zu mir ſatt, mir ärgerlich den Rücken wendet und mich wie ein gutes Häuschen über die Achſeln wird anſehen wollen, als müßte ich vor Kummer zum Kibitz zuſammen ſchrumpfen. Dann will ich mich aber vor ſie hinſtellen, ihr in's Antlitz frechen und ausrufen: Betrogen, Betrügerin! Dann will ich, was ich errungen, zuſammen behalten, dem Glück keinen Heller mehr vertrauen, vor Eugenie hintreten und zu dem runden Doktor ſprechen: Bin ich jetzt ſchwer genug nach Hamburger Gewicht?"

Aber das Glück ließ ſich durch dieſen muthwilligen Trotz nicht irre machen; es folgte ihm, wo er ging und ſtand; kam er zum zweitenmal vor irgend eine Bank, ſo zitterten die Croupier's und Aktionäre; denn was er beſetzte, ſchlug ein; ſeit jenem erſten zero rouge mißlang ihm auch nicht ein einziger Satz. An einer bedeutenden Bank, die er bald geſprengt hätte, wollten ihm die Aktionäre eine Leibrente verſichern, unter der einzigen Bedingung, daß er auf ihrer Bank nie mehr ſpiele; der Aberglaube, daß Iſidor immer gewinnen müſſe, und auch künftig gewinnen werde, beſtimmte ſie zum Anerbieten dieſes bedeutenden Opfers; (und es iſt eine bekannte Thatſache, daß jeder Spieler von Profeſſion, und ſo namentlich Croupier's und Bankhalter, in Bezug auf Spielerglück, in der Regel abergläubiſch ſind.) Iſidor wies jedoch den Antrag mit Unwillen zurück; „meine Abſicht iſt es nicht," war ſeine Antwort, „bis an mein ſeliges Ende glücklich zu ſpielen und meine höchſte Wonne drein zu ſetzen, etwa achtzigjährig auf dem Todtenbette mit dürren zitternden Händen noch Gold einzuſcharren; aber mit dem Glück will ich ſpielen, ſo lang es angeht. Das Leben ſelbſt iſt nur ein großes Hazard, deßhalb freut mich das Hazard,

deßhalb treib' ich's." Und mit dieſer Geſinnung ſpielte er fort und gewann auf's Neue. Man ſchätzte ihn nahe an eine halbe Million.

Mit dem Cröſus von Hamburg war es anders gekommen. Als er in Hamburg angelangt war, verſchloß er ſich ein Paar Tage lang in ſeinem Hauſe, arbeitete an vielen Rechnungen und verließ dann nach einiger Zeit die Stadt, ohne daß irgend Jemand wußte, wohin er ſich gewendet habe. Man murmelte gar bald von einem großen Banquerot und das unbeſtimmte Gerücht wurde in kurzer Zeit nach der allgemeinen Meinung zur evidenten Gewißheit. Freilich zerbrach man ſich die Köpfe über die Möglichkeit dieſes bei einem ſo „ſchweren" Manne ganz unerwarteten Vorfalls. Einige wollten jedoch genau davon unterrichtet ſein, daß er in der letzten Zeit ſein ganzes Vermögen an enorme Schiffsſpekulationen in Geſchäften mit nordamerikaniſchen Häuſern gewendet habe, daß die Schiffe zu Grunde gegangen ſeien und mit ihnen das ganze Vermögen. Aus dem alten Buchhalter, welcher ſeit jenem Vorfall ein unbedeutendes Häuschen vor dem Dammthor bewohnte, war, wie gewöhnlich, nichts heraus zu bringen; ſelbſt das letzte Mittel, welches ihm ſchon einmal die Zunge gelöſt

hatte, die Punſchbowle, verfehlte bei dem Alten jetzt ſeine Wirkung; denn der Buchhalter war durchaus nicht zu bewegen, in irgend eine Geſellſchaft von ſogenannten „guten Freunden“ zu kommen, eben ſo wenig empfing er Beſuche in ſeinem eigenen Häuschen, in welches er ſich, wie in ein wohlverſchanztes Aſyl, wie eine Schnecke, verkrochen. Da munkelte man denn auch freilich, der Alte müſſe ſich nicht wenig erſpart und zurückgelegt haben, und munkelte ſogar, er möge dabei nicht allzuſehr nach ſeines Herrn Intereſſe, ſondern wahrſcheinlich mehr nach ſeinem eigenen zu Werke gegangen ſein. Eine harte Beſchuldigung, welche ihm denn auch durch die dritte oder vierte Hand bei'm ſonntäglichen Kirchgang menſchenfreundlichſt beigebracht wurde! Aber, wenn ſie wahr geweſen, ſo mußte der Alte gewiß ein recht verſtockter Sünder ſein, denn er erwiederte nie ein Wort darauf, lachte höchſtens oder zeigte den Perſonen, welche ihn weiter ausholen wollten, ein ſo ſchiefes, ſo brummiges Geſicht, daß ihnen die Luſt zu fernern Fragen alſobald verging. Und von Rechtswegen konnte man dem Buchhalter auch nichts anhaben.

Der Vorfall wurde in einer ſo bedeutenden Stadt wie Hamburg, wo jeder Tag intereſſante

Neuigkeiten ſchafft, bald vergeſſen, doch brachte zu Zeiten einer oder der andere Handlungsreiſende, der nach Hamburg zurückkam, ſpäterhin noch öfter das Geſpräch auf den weiland reichen Herrn von Waldſtörchel, welchen dieſer in Paris, jener in Breſt, wieder ein anderer in Toulon, noch ein anderer in Frankfurt am Main, Berlin und Leipzig geſehen haben wollte. Aber ſie mußten ſich doch getäuſcht und fremde Geſichter für das des Herrn von Waldſtörchel angeſehen haben, denn der weiland Crösus war und blieb verſchollen.

Der Kaufmann Engelhard beſaß in einer der bedeutenderen von den kleineren Reſidenzen Süddeutſchland's ein recht angenehm wohnliches Haus mit einem charmanten Garten, und lebte, ſeit er aus dem Bade zurück gekommen war, als der glücklichſte Menſch unter der Sonne. Der Abbe Levauſſier ſchien jenen unangenehmen Auftritt in der Laube ganz vergeſſen zu haben, Engelhard deßgleichen; Engelhard hatte auch an ganz andere Dinge zu denken, als ſich unangenehme Erinnerungen wieder in's Gedächtniß zu rufen. Denn was gäbe

es auch, was einen Glücklichen bestimmen könnte, seinen Geist mit etwas anderm zu beschäftigen, als mit dem Gedanken an sein Glück?! Und liebte er nicht Antonie? Und liebte Antonie ihn nicht wieder? Sie liebten sich mit der verzehrendsten Leidenschaft, liebten sich, wie ein zum Tode Verurtheilter die letzten Augenblicke seines Lebens. Engelhard hatte allen Grund, den Abbe mit Zutrauen und Freundschaft zu behandeln, denn er wußte wohl, wie manche Gefälligkeiten ihm derselbe gerade in Bezug auf das Verhältniß zu Antonie erwies. Freilich, ein unbefangener Beurtheiler würde diese Gefälligkeiten mit einem nicht sehr ehrenvollen Namen bezeichnet haben. Indessen der Liebende entschuldigt Alles, selbst das Unrecht zuweilen, und Engelhard entschuldigte letzteres um so williger, da seine heimliche Liebe vor dem Gesetz als Frevel gegolten hätte.

Engelhard war eines Abends etwas unwohl und hütete die Stube; Josephine, (welche seit ein Paar Monaten ihren Gatten kaum bei'm Mittagstische sah, immer kränkelte, und ihre Zeit blos zwischen Beten und Lesen ascetischer Schriften theilte, womit sie der Abbe versorgte,) war auch dießmal auf ihrem Zimmer und las. Antonie, welche das Haus-

weſen beſorgte, beſuchte den Kranken und brachte ihm Thee. Als ſie die Taſſe niedergeſetzt, zog Engelhard, welcher in ſeinem Sorgenſtuhl ſaß, ſie ſanft und ſchmeichelnd in ſeinen Arm. Antonie war ihrer Sinne kaum mächtig, heiße Thränen ſtrömten aus ihren Augen.

„Was iſt dir, meine gute Antonie?“ ſprach Engelhard, erſchreckt über die Todtenbläſſe ihres Geſichts. Antonie ſchwieg.

„Biſt du krank?“ fragte Engelhard auf's Neue, und umſchlang das arme Weſen mit glühender Leidenſchaft. „Antonie, ſprich, was iſt dir?“

Aber Antonie ſchwieg noch immer und heftete die Blicke ſtarr zu Boden. Ein Seufzer entwand ſich ihrer gepreßten Bruſt.

„Ich kann den Gedanken nicht ertragen,“ ſprach Engelhard auf's Neue, „daß du leideſt. Ich ſelber war krank, dein Anblick macht mich augenblicklich geneſen. Erheit're dich, ſei fröhlich; haben wir denn nicht allen Grund, fröhlich zu ſein, für ewig? — Und warum noch immer dieſe Thränen? O ſprich, ſprich liebe, gute, himmliſche, meine Antonie.“

Antonie verbarg ihr Haupt an Engelhard's Bruſt und flüſterte leiſe: „Engelhard — ich fühle mich — Mutter.“

In demſelben Augenblick ging die Thüre auf und Joſephine trat in Begleitung des Abbe in Engelhard's Stube.

„Unglückſeliger Verbrecher!“ rief ihm Joſephine zu; „o Gott! Es iſt wirklich wahr, wirklich, wirklich!“

„Sie haben ſich ſelbſt überzeugt, meine Gnädigſte,“ ſprach der Abbe mit eiſiger Kälte; „Sie dauern mich, aber da Sie meinem Prieſterworte nicht trauen wollten, ſo mußte Sie leider der Augenſchein überzeugen.“

Engelhard traute ſeinen Ohren kaum; Fieberglut durchzuckte alle ſeine Nerven; ſeine Blicke rollten wie die eines Wahnſinnigen. Überraſchung, Beſchämung, Wuth lähmten ſeine Zunge, mit genauer Noth vermochte er, dem Abbe mit geballter Fauſt dicht an den Leib rückend, die Worte hervorzuſtammeln: „Elender Doppelzüngler! — Wie, woher konnteſt du —?“

„Ich hatte es ihm im Beichtſtuhl —“, hauchte Antonie, und ſank dann ohnmächtig zu Boden.

„Dein Frevel ſchreit zu Gott empor und ruft ſeine Blitze auf dich herab,“ rief Joſephine; „du haſt die Unſchuld meuchleriſch geopfert, das Vaterrecht teufliſch mißbraucht —“

„Josephine!“ stammelte Engelhard, mit Mühe an sich haltend; „ich beschwöre dich, kein Wort weiter!“

„Du hast die Unglückselige mit Schande bedeckt, losgerissen von Gottes Himmel; — Schande und Fluch über dich und die Undankbare, Verworfene!“

„Josephine!“ schrie Engelhard wüthend, „kein Wort weiter, sonst weiß ich nicht mehr, was ich thue. — Antonie war mir vom Himmel zugesagt, ehe ich dich je gesehn; war mein, ist mein, bleibt mein für die Ewigkeit. Fluch über die Stunde, als ich, allzuschwach und verblendet, mich in die Fesseln der Convenienz schmieden ließ, mein Seelenheil, mein Lebensglück wahnsinnig hingab. Aber die Liebe erkennet eure mörderische Tyrannei nicht an; Lug und Gaukelwerk ist der Segen der Kirche, der an mir zum Fluch wurde; ich kenne kein anderes Wesen auf Erden und im Himmel als Antonie, — Antonie allein.“

„Halten Sie ein mit Ihren Lästerungen, Herr Engelhard,“ sprach der Abbe kaltblütig; „reizen sie den Zorn der beleidigten Kirche nicht noch ärger; oder dachten Sie vielleicht im Ernste, daß ich wirklich so unverschämt sein könnte, Ihr verbrecherisches Verhältniß zu begünstigen?“

„Verbrecherisch?“ schrie Engelhard; — „zum letztenmal, mein Herr Abbe! Ich will kein Wort mehr hören. Dort ist die Thüre; ich rathe Ihnen, machen Sie zeitig Gebrauch davon, ehe ich mich vielleicht ganz vergesse, weil ein niederträchtiger, verrätherischer Gleißner und Schurke vor mir steht. Antonie ist ein Engel, und wer sie mir auch nur mit einem Wort antastet, wahre sein Leben!“

„Sie sprechen etwas exaltirt,“ erwiderte in seinem vorigen Tone der Abbe, seine innere Wuth verbergend; „mäßigen Sie Ihre Ausdrücke! —“

„Dort ist die Thüre,“ schrie Engelhard mit dem Fuße stampfend, „gehen Sie, ich bitte Sie; gehen Sie, ich beschwöre Sie; — gehen Sie; in's Teufels Namen; — gehen Sie!“

„Ich werde gehen,“ entgegnete ihm der Abbe mit frecher Ruhe; „keine Sorge, mein Herr Engelhard! Ich werde gehen, und zwar — geradewegs zum Gericht. Ich habe lange genug auf diesen Augenblick gewartet. Ja, ich gehe jetzt und habe wohl das Vergnügen, Sie noch hier zu finden, wenn ich in Begleitung zurückkomme? Gewiß! denn es würde Ihnen doch sehr schwer fallen, sich von Ihrer engelreinen — Maitresse zu trennen, welche hier in Ohnmacht liegt. — Adieu, Herr Engelhard!“

Die Beſchimpfung Antonien's brachte Engelhard's Wuth zum Ausbruch. „Halt!“ rief er mit donnernder Stimme, indem er dem Abbe den Weg verrannte und die Thüre verriegelte. „Nimm den Schimpf zurück, Schurke! Augenblicklich! — Nieder auf die Kniee, du Teufel, nieder auf die Kniee vor dieſem Engel! Augenblicklich, ſage ich dir, — oder, bei Gott! es geht dir nicht gut.“

„Ich will ſehen,“ erwiderte der Abbe, ſeinen Trotz behauptend, obgleich Todtenbläſſe ſein Geſicht überzog, „ich will doch ſehen, wer mich zwingen kann, vor einer — Verworfenen zu knieen!“

„Ich!“ — ſchrie Engelhard; — „und ungefähr ſo!“ er riß eine ſeiner Reiſepiſtolen von der Wand, welche ſtets ſcharf geladen an ſeinem Bette hingen, und drang damit auf den Abbe ein.

„Engelhard!“ rief Joſephine mit Entſetzen. „Halt ein; frevle nicht an dem Diener des Himmels; ich ſchütze ihn mit meinem Leben; zurück von ihm, zurück!“

„Kein Gott!“ ſchrie Engelhard raſend, „ſoll dieſen verrätheriſchen Buben vor meinem Grimm retten, vor ſeiner Strafe;“ — und wie ein gereizter Löwe ſchritt er mit der Mordwaffe auf den Abbe los. Joſephine ſtellte ſich vor dieſen; der Abbe

warf sich zu Boden; Josephine umklammerte ihres Gemahls Kniee, raffte sich wieder auf, faßte seinen Arm, wollte ihm die Pistole aus der Hand ringen. —

Da ging das Mordgewehr los. Josephine sank, von der Kugel durchbohrt, lautlos in ihr Blut. Der Abbe sprang vom Boden auf und stotterte voll Entsetzen: „So weit wollte ich's nicht bringen; aber," fügte er etwas ruhiger hinzu, — „da es einmal geschehen ist, — — —"

Engelhard war ein Paar Augenblicke nach der That regungslos gestanden, dann verließ ihn alle seine Kraft, seine Kniee wankten, er sank, wie von der Hand Gottes getroffen, zu Boden. Der Abbe benützte den günstigen Augenblick, riegelte die Thüre auf und entsprang.

Es dauerte nicht lange, so erschien er wieder in Begleitung einer Menge Leute, welche der Schuß aufgeschreckt hatte, welche athemlos in das Gemach stürzten. Die Gerichtspersonen, welche der Abbe in der Eile herbeigerufen, ließen Antonie, welche noch immer ohnmächtig wie im Scheintod da lag, von dem Ort des Entsetzens hinwegbringen und Engelhard fesseln. Engelhard schlug die Augen auf, schien aber in völlige Apathie versunken; matt um sich blickend, sträubte er sich durchaus nicht,

als man ihm die Fesseln anlegte. Aber seine Kraft hatte ihn so verlassen, daß er keinen Schritt zu gehen vermochte, man mußte ihn hinaustragen und dann in den Wagen heben, welcher ihn zum Gefängniß bringen sollte.

Mit der größten Bestürzung erfüllte der Vorfall Engelhard's reiche Familie, eine der angesehensten in der Residenz, welche vor der Besorgniß zitterte, durch ein öffentlich entehrendes Verdammungsurtheil, welches ohne Zweifel über Engelhard ergehen mußte, gleichsam selbst befleckt zu werden. Man sann auf die verschiedenartigsten Pläne und Mittel, die drohende schmachvolle Strafe abzuwenden; aber leider konnte man in den Gang des Rechtes selbst nicht eingreifen, da die Thatsache, welche wider Engelhard sprach, zu einfach und klar vor Aller Augen lag. Engelhard selbst läugnete im ganzen Verlauf der Criminalunterſuchung, während welcher er, ganz zertrümmert und willenlos, ganz apathisch erschien, sein Verbrechen mit keiner Silbe. Antonie redete, seit sie nach jenem Vorfall wieder zu sich gekommen, irre; aus ihrem Munde konnte man also keinen Vertheidigungsgrund für Engelhard gewinnen. Das Schlimmste war, daß der Abbe, der einzige Zeuge, geradezu in der Art

gegen Engelhard ſprach, daß deſſen Verbrechen nicht als abſichtsloſer Todtſchlag, ſondern als vorbedachter Mord abgeurtheilt werden mußte; er behauptete nämlich, daß Engelhard während jener Scene ſchon zu Anfang die Abſicht geäußert, ſeine Gemahlin aus der Welt zu ſchaffen, daß keine Aufregung vorhanden geweſen, und mithin jede Milderung der Strafe hinwegfallen müſſe.

Engelhard's Verwandte ruhten indeſſen nicht, und es gelang ihren Bemühungen doch endlich wenigſtens der Erfolg, daß die Unterſuchung ſich von Monat zu Monat verlängerte; Zeit gewonnen, Alles gewonnen! — dachten ſie, und ſo dauerte der Prozeß durch beinahe volle ſieben Monate. Sie hatten ſich das feſte Wort gegeben, alles aufzubieten, und nicht zu ruhen, damit das Todesurtheil, deſſen Spruch in den nächſten Tagen erfolgen ſollte, nicht ausgeſprochen, die Familie nicht entehrt würde.

Seit neun Monaten hatte Iſidor beſtändig Glück im Spiel, er mochte auch noch ſo ſehr hazardiren. Nach Verlauf dieſer Zeit zeigte ihm das Glück in Paris zum erſtenmal eine unfreundliche Stirne. Er hätte wieder einmal zero rouge beſetzt, und

zwar mit einer bedeutenden Summe. Aber zero rouge ließ ihn im Stiche. Zwanzig Napoleond'or's weniger in der Tasche, — das kümmerte ihn noch nicht; denn was er sich seit neun Monaten zusammen gewonnen, konnte ihn wohl einen solchen Verlust durchaus nicht schmerzlich empfinden lassen. Aber die Thatsache selbst wirkte ganz eigens auf seine Gemüthsstimmung. „Hm," dachte er; „also ließe sich dieser Popanz doch nicht meistern? Also wäre er doch, wie die Thoren schwätzen, der eigentliche unbeschränkte Narrenkönig der Welt? Also hätte ich, der ich mich frei wähne, mich doch vom Unsinn beherrschen lassen, vom albernen Köhlerglauben: der Wille des Menschen, wenn er urkräftig ausströmt, vermöge sogar das Wesenlose zu beleben, eine Art von Affe des Demiurgen zu werden? O, wie tief bin ich gesunken! Ich wollte das Leben kennen lernen, um alle seine Schätze in meinem Herzen aufzuhäufen, alle Ideen, welche vereinzelt in das Schachtelsystem der menschlichen Gesellschaft hinein escamotirt sind, in dem Etuis meines armen Selbst aufzubewahren. Und was habe ich gewonnen? Gold! — Was habe ich kennen gelernt? Die Nacht, eine charmante Dame, nur ein bischen koquett, denn sie lockt die ganze Welt zu ihren Füs-

ſen. Meine naturhiſtoriſchen Kenntniſſe ſind freilich reicher geworden, denn ich habe unter den Menſchen einige ganz neue bisher unbekannte Gattungen von Beſtien gefunden, und in der Spezies der Vampyre eine Unterſpezies kennen gelernt, die Seelenſauger, — unter den Giftpflanzen einige Morcheln, deren linne'ſche Benennung etwas unäſthetiſch klänge, obwohl ſie Cryptogame ſind, z. B. die cryptogamia sacra, etwas ſternförmig mit weißen Plättchen auf dem Kopf, nach Umſtänden auch, ſo zu ſagen, omnipotens cabinetialis. — Puh! wie doch trotz allem Farbenprunk ſo ein Pilz nach Mäuſen riecht, nach Verweſung! Ich müßte mich ſehr irren, wenn ich aus dieſem Modergeruch, der mir allenthalben entgegenquoll, nicht auf eine neue Epoche des Humus ſchließen dürfte! Pfui, wenn man gerade in einem Jahrhundert der Eſſiggährung leben muß! — Und ich müßte mich nochmal ſehr irren, wenn ich in dem Unſinn, der jetzt auf jeder Chauſſee zu treffen iſt, nicht einen verkappten Vorläufer und Propheten der Vernunft wittern ſollte. — Der Simonismus zum Exempel! — Man möchte ſich beinahe ärgern, daß man darüber lachen muß, weil er als Mißgeburt zur Welt kam. Zum Teufel mit ihm! Aber ich glaube doch, daß man aus dem

Schaume der Oberfläche ungefähr darauf ſchließen könne, es bereite ſich im Grunde des Meeres eine gewaltige Revolution vor, welche am Ende die Erde mit einer neuen Sündfluth verſorgt, — das heißt keine politiſche, denn es kömmt mir ungeheuer lächerlich vor, an eine radikale politiſche Revolution zu denken, bevor eine religiöſe mit Feuer und Schwert die Welt umſegelt hat. Und da werden wieder Robespierre's und Marat's kommen, Gott ſei unſern Köpfen gnädig! — Aber dann glaube ich auch, daß unſere Ur-Urenkel, — der Himmel ſchenke ihnen Vernunft ſtatt des Wachsthums, — archäologiſche Forſchungen anſtellen werden, und die Symbolik des Chriſtenthums blos nach Denkmalen ſtudiren. Es gibt kein ſicheres Zeichen des Todes, als wenn Leib und Seele ſich ſcheiden (ein trivialer Gedanke, aber eben darum auch ſo wahr!). Und wahrhaftig: ſo ein trauriger Zuſtand iſt jetzt; — die zwei Elemente des Lebens, das Denken und das Handeln haben ſich geſchieden; das Handeln haben wir der Nachwelt aufzuheben gegeben, und begnügen uns mit der armſeligen Hälfte, mit dem Denken für das Ganze; denken uns blos, daß wir zum Handeln da ſind, und handeln doch nicht einmal in Gedanken. Und pfui über mich, wenn ich

recht in den Spiegel ſehe, daß ich auch keine Ausnahme von der Regel bin, ſtatt zu handeln bloß denke, oft nicht einmal an die Möglichkeit der Handlung, ſondern häufig nur über die Verkehrtheit der Gedanken! Verlohnt ſich das Leben wohl der langen Mühe, fünfzig bis achtzig Jährchen ſeine Vernunft zu conſerviren, wie einen welken Borſtorfer-Apfel? Das iſt das Tragiſche an unſerm Jahrhundert, daß es an Altersſchwäche ſtirbt. — Aber wie hängen alle dieſe meine unnützen Gedanken mit mir und dem Glück zuſammen? Darüber ſollte man doch eigentlich wieder beſonders nachdenken, Freund Iſidor? Hahaha! Es kommt eben Alles darauf hinaus, daß man eigentlich um Nichts auf die Erde geſetzt iſt, und das iſt arg, das iſt Tirannei, mit aller Kraft des Himmels ausgerüſtet, bloß leben zu müſſen, um wie eine Eintagsfliege Luft und Licht zu trinken oder Wein, oder Bier oder Liebe, — was man ſo Liebe heißt. Darauf kommt's hinaus, daß unſer ganzes irdiſches Leben thatlos, fruchtlos, bloß ein Zeitdiebſtahl an der Ewigkeit iſt."

Von dem Augenblicke an, als Iſidor zum erſtenmal' im Spiel verloren hatte, ſetzte er keinen Sou mehr auf die grüne Tafel. Das Leben in

Babylon widerte ihn an; er sehnte sich nach einem engen Kreise, um wenigstens diesem ganz anzugehören. Eugeniens Bild trat in voller Glorie wieder vor seine Seele; eigentlich war es in derselben nie erloschen; selbst wenn er nicht an sie dachte, wirkte es in ihm wie ein kräftiger Talisman. Er packte sein Vermögen zusammen und trat über Nancy und Straßburg den Rückweg nach Deutschland an, entschlossen, sobald es anginge, nach Hamburg zu reisen, um Eugenie aufzusuchen und ihr seine Hand anzubieten.

In einem süddeutschen Städtchen angelangt, erkundigte er sich, weil es noch früh am Tage war, bei dem Wirthe, einem kleinen wohlgenährten Manne, dessen Antlitz wie ein Tarif aller seiner Weinsorten aussah, nach Sehenswürdigkeiten und Unterhaltungsplätzen des Städtchens. Der Wirth hatte nichts eiligeres zu thun, als ihn auf die neue Kirche aufmerksam zu machen, welche erst vor ein Paar Wochen fertig geworden war. „Sie ist im kühnen Styl gebaut," meinte Isidor; „ich hatte sie im Vorüberfahren für eine Kaserne gehalten; sie ist in einem recht artigen Menschenmagazinstyl gebaut. O Deutschland! Dein Erwin von Steinbach muß sein Götterwerk jetzt von einem Amphibien-

geschlecht zweier Nationen begucken und umwimmeln lassen, aber er hat es doch gedacht, er hat es doch vollbracht. Nun bist du um ein Paar Jahrhunderte älter geworden, armes Deutschland, du hast es weiter gebracht, denn jetzt baut man — Tänzerinnen Tempel und dem lieben Herrgott Scheunen; es ist ein wahres Glück, daß er kein Wohnhaus braucht, — sie würden ihm sonst ein's von Papier aufbauen. Wenn das die einzige Sehenswürdigkeit eures Städtchens ist, so packt es getrost auf einen Karren und zeigt es in der Welt für Geld, ihr müßt damit in die Fremde, denn ich fürchte, daß sonst Niemand aus der Fremde zu euch kömmt."

„O, wir haben auch," erwiederte der Wirth treuherzig; „seit ein Paar Tagen Theater."

„Seit ein Paar Tagen erst? Nun, ich sage es ja: Ihr werdet in ein Paar Wochen auch noch ein Zuchthaus haben, und in ein Paar Monaten, wenn's hoch kommt, gar ein Irrenhaus dazu; euer Städtchen wird von Tag zu Tag berühmter."

„O, was das betrifft, wir brauchen im ganzen Lande nur Ein Irrenhaus —"

„Und reicht ihr damit aus?"

„Gewiß!"

„Nun dann steckt ihr gewiß nur eure klugen Köpfe in's Irrenhaus, — freilich! Ihr guten Leute wißt nicht, daß die ganze Erde mit Gittern umstellt ist. — Was für eine Sorte von Theater habt ihr, eine Scheune oder einen Stall? Und was für eine Sorte von Schauspielern, wenn ich fragen darf? Stumme Automate oder redende?"

„Wir haben gar keinen Autokraten," erwiederte der Wirth, indem er sich, etwas beleidigt, in die Brust warf; „wir sind freie Bürger, wir lassen bloß vor uns Komödie spielen, nicht mit uns."

„Gut ist Staberl, aber dumm'" dachte sich Isidor, ließ sich Wein bringen, und erkundigte sich dann nach den Mitgliedern der berühmten Schauspielergesellschaft, welche hier ein Musenasyl zu finden hoffte. Inzwischen trat die reizende Wirthin herein und Isidor wollte vor Lachen fast platzen, als er in ihr — die schöne Narzissa erkannte. „Ist es möglich?" rief er, als sich sein Zwerchfell etwas erholt hatte, „Helena! spielen Sie jetzt naive Mütter oder gar schon komische Alte?"

„Isidor!" erwiederte die Wirthin überrascht: „Ja, wahrhaftig! Sie sind's selbst! Hätte ich Sie auch in Ihrer Pracht und Herrlichkeit nicht wieder erkannt, Ihr Spott hat Sie doch verrathen. Das

können Sie einmal nicht laſſen, das Spotten; darin wetteiferten Sie ſtets mit Cäſario. Was macht Cäſario? Wo lebt er jetzt? Hat er auch ſein Glück gemacht, wie Sie?"

„Nun, nun," fuhr der Wirth dazwiſchen; „Weibchen, du erkundigſt ja ganz entſetzlich angelegentlich um dieſen Herrn Cäſario!"

„Ach ſei ſtill, Männle! davon verſtehſt du nichts. Das war der originellſte Kauz, den die Erde trägt, (unſern jetzigen werthen Herrn Gaſt ausgenommen) und eben des Herrn Iſidor beſter Freund. Wir waren zuſammen engagirt, bevor ich nach der Reſidenz kam."

„Hm, hm!" der Wirth räuſperte ſich; „wenn es nur nicht ſo viele Kammerherrn in der Reſidenz gäbe!" ſprach er mit einem ziemlich trübſeligen Geſichte; „das iſt das einzige, was mir den Gedanken an die Reſidenz etwas verbittert, obgleich ich dich in der Reſidenz kennen gelernt, mein ſüßes Weibchen."

„Aha!" dachte Iſidor. — „Ihre Wirthſchaft ſteht wohl im beſten Flor?" fragte er den Wirth.

„Ach ja," erwiederte dieſer: „Gott ſei Dank, der liebe Himmel hat mir, ſeit ich mein Weibchen da geheirathet, ſo ziemlich Alles beſcheert,

was man für's Haus brauchen kann, und noch Ueberfluß obendrein," — (Iſidor fuhr mit der Hand über die Stirne; es war ihm vermuthlich etwas heiß —) „ein ganz allerliebſtes Kindchen, und durch die Gnade eines unbekannten hohen Gönners — noch einen jährlichen Zuſchuß von 'm Paar hundert Gulden; ach, was bin ich ſo glücklich!" Er ſchob die grüne Samm'tmütze bedenklich hinter's Ohr.

„Aber ſagen Sie mir jetzt doch einmal, lieber Herr Iſidor," nahm Narziſſa eilig das Wort; „wie kommen Sie nur zu ſo noblem Weſen? Denn, ſo viel ich ſehe, haben Sie gewiß auch Ihr Glück gemacht. Sind Sie vielleicht Hofſchauſpieler geworden?"

„Höher hinauf, Narziſſa! Ich bin mehr als ein Hofſchauſpieler, — ich bin Nichts. Haben Sie denn nicht von meinem Glück in dem Badeorte gehört, wo wir zuletzt engagirt waren?"

„Gewiß; aber ich dachte damals, Sie hätten kein Temperament zum Sparen; übrigens, kaum war Ihr Glück bekannt, ſo rannte die ganze Geſellſchaft, den Direktor an der Spitze, zur Bank, mit keinem andern Gedanken, als, weil ein Schauſpieler gewonnen, müßten jetzt alle glücklich wer-

den, und — verſpielten ſammt und ſonders ihre letzten Pfennige," —

„Zum großen Vergnügen ihrer Gläubiger vermuthlich?"

„Ach ja, die hatten eine ſaubere Beſcheerung; Garderobe und Bibliothek wäre noch jetzt dort verpfändet, wenn Rochus und Engel ſie nicht ſpäter um einen wahren Spottpreis an ſich gekauft hätten. Unter andern, das wiſſen Sie doch, daß Rochus und der ſogenannte ſchöne Engel hier die Direktion führen?"

„Wie? das iſt das erſte, was ich höre; nun, die Beiden muß ich doch wahrhaftig gleich aufſuchen."

„Heute Abend wird geſpielt."

„Himmliſch! Und was für ein Stück? Gewiß Robert der Teufel, ohne Muſik und Nonnen?"

„Nein, die Räuber!"

„Und ſpielt nicht etwa Rochus den Franz Moor?"

„Ganz recht, und der ſchöne Engel den Karl."

„Hahaha! Da muß ich augenblicklich hin; das wird ein Göttervergnügen. Hört einmal, Herr Wirth, in eurer Stadt, da muß mir durchaus ein Irrenhaus gebaut werden, auf Aktien, wenn's nicht anders geht; ich nehme gleich eine; aber das ſage

ich euch, der Franz Moor muß mir hinein, in Spiritus meinethalben; der lockt euch Fremde aus Sibirien, Kamtschatka, Aethiopien und Australien her. Den schönen Engel zu kennen, hab' ich zwar noch nicht die Ehre, aber ich hoffe, er wird neben seinem Kollegen gewiß nicht aussehen wie ein Kirchthurm neben einem Ameisenhaufen."

„Immer noch der Alte!" sprach Narzissa lachend; „nun, Sie müssen in's Theater, oder noch besser: Besuchen Sie früher die Direktion!"

Isidor ließ sich diesen guten Rath nicht zweimal sagen, und von dem Aufwärter des Gasthauses den Weg zur Wohnung der beiden Schauspieldirektoren zeigen.

Einen Pallast konnte man das Haus, in welchem die löbliche Direktion ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatte, wohl eben nicht nennen; sie verschmähte es, durch unnützen Prunk die Augen der Welt früher auf sich zu ziehen als bei den Vorstellungen, und diese Bescheidenheit verdient nach unserer Ansicht keine geringe Anerkennung.

Isidor sah eine halsbrecherische Treppe vor sich, welche mit einer Taubenleiter eben so viel Aehnlichkeit hatte, als das ganze Hotel mit einer Hühnersteige. Er klopfte an und es ward ihm aufgethan.

Aber wen ſahen ſeine Augen, ſtatt der wohllöblichen Direktion? Nummer eins: einen fürchterlich zugerichteten Menſchen in einer rothen Perücke, mit entſetzlich roth geſchminkten Wangen und einer eben ſo rothen Naſe, deren Farbe jedoch natürlich war; in rothen Trikots, mit einer rothen Jacke, und gelben Halbſtiefeln, welche ebenfalls roth ausgeſchlagen waren; der Kerl ſah aus, als ob man ihn wie den Achilles bei der Ferſe gepackt, und in einen Keſſel voll Conchenille getaucht hätte; er beſaß auch den wohlfabrizirten ſtereotypen Böſewichts- und Niederträchtigkeits-Höcker, und trug deßhalb ſein ganzes Bett auf dem Rücken, — das war Franz Moor. Nummer zwei: einen kleinen marzialiſchen Patron mit einem Kopf voll widerſpenſtiger Stachelſchweinslocken, in gelben Trikots, (nähmlich in Trikots, welche vor undenklichen Zeiten weiß geweſen waren,) in hohen Kanonenſtiefeln, welche bis an den Unterleib reichten, in einem ſchwarzen Frack, deſſen beide Klappen auf den Rücken hinauf geſteckt und hinter einer gelben Schärpe verborgen waren, ſo daß der ehrliche Frack wie ein altdeutſches Wams ausſehen ſollte; in den Knopflöchern deſſelben prangten einige moderne Ordensbändchen, (welche der ſchöne Engel aus unerklärlicher Geckerei

auch auf der Straße trug,) an der rechten Seite ſchwappelte dem Manne, weil er ſonſt links war, ein ungeheurer Schleppſäbel, welcher beinahe eben ſo lang und eben ſo krumm war, als er ſelbſt; das wunderbarſte an dem ganzen Männchen, welches den Karl Moor vorſtellen ſollte, war jedoch eine unendlich feine Nuance des Charakters; — der Mann, welcher kein anderer war, als der ſogenannte ſchöne Engel, wollte nämlich wahrſcheinlich dem Publikum recht bemerkbar machen, daß er, Karl Moor, der Bruder des Franz Moor ſei, und gleiche Rechte auf alle Vorzüge deſſelben beſitze, und trug deshalb gleichfalls einen Höcker, aber keinen künſtlichen, denn er pflegte beſagten Höcker auch als Romeo, Fauſt, Ferdinand in Kabale und Liebe, Wilhelm Tell, und Don Carlos und im bürgerlichen Leben zu tragen.

Herr Rochus ging mit ſeinen gewöhnlichen Pierrot-Schritten, unabläſſig wie eine Hyäne, im Zimmer auf und ab; der edle Spitzbube Karl Moor ſaß recht banditenmäßig am Tiſche zuſammengeknäult, daß er wo möglich noch knirpſiger ausſah, als er wirklich war.

„Was ſteht Ihnen zu Dünſten?“ fragte Franz Moor, als er Iſidor's anſichtig wurde.

„Zu Dienſten wohl eben nichts,“ erwiederte dieſer; „es wäre denn, daß ich lebenslängliches Engagement bei Ihnen ſuchte; denn Sie werden doch wiſſen, daß man hier ein — Theater auf Aktien bauen, und Sie darinnen anſtellen will? — Nun, kennen Sie mich denn nicht mehr, Herr Direktor?“

Bei dem Wort: Direktor, ſchnellte der kleine Karl Moor plötzlich in die Höhe.

„Haben Sie mich denn ganz vergeſſen?“ fuhr Iſidor fort; „nein, es iſt die Möglichkeit? Kennen Sie Ihren alten Freund Iſidor nicht mehr?“

„O Gott!“ rief Franz Moor; „Iſidor?! An mein Hörz!“

„Erlauben Sie,“ entgegnete dieſer, der Umarmung bedenklich ausweichend, „nicht ſo ganz nahe, wenn ich bitten darf; Sie färben ab, und ich möchte bei unſerm Wiederſehen nicht gerne roth werden.“

Rochus drehte und ſchwang ſich vor Freuden wie ein kleines Kind, ſtellte ſich aber dann, nachdem ſeine erſte Wonne verbrauſt war, in Poſitur, und ſprach mit Würde zu dem ſchönen Engel: „Herr Diröktor, ich habe die Oehre, Ihnen hie-

mit Herrn Iſidor vorzuſtehlen, einen föhr wackeren Künſtler. — Lieber Iſidor! Herr Diröktor Engel.“.

Der ſchöne Engel erhob ſich nachläſſig von ſeinem Sitze, nickte vornehm mit dem Haupte, und zupfte wie abſichtslos an ſeinem Ordensbändchen im Knopfloch. Dann nahm er Herrn Rochus etwas bei Seite, und flüſterte ihm in's Ohr: „Was meinen Sie, Herr Direktor, wenn wir Herrn Iſidor für heute Abend zu gewinnen ſuchten?“

„Sie haben föhr Rächt, Herr Direktor,“ verſetzte Rochus.

„Sie kennen den Mann ja, Herr Direktor!“

„Ja, wönn Sie glauben, Herr Diröktor,“ entgegnete Rochus, „ſo wihl ich ühm den Vorſchlag machen.“ Nun wendete er ſich wieder vertraulich zu Iſidor, und ſprach: „Sie köhnten uns eine groſſe Gevölligkeit erwoiſen, lieber Iſidor.“

„Nun, womit?“

„Söhen Sie, wir ſpülen heute die Räuber; — ich, wie Sie ſöhen, den Franz Moor, ich! Nun ſpülen wir die Räuber zuweilen ohne den alten Moor. Uebernöhmen Sie ihn heute Abend, mein guter Junge.“

„Wer? ich?“

„Ja warum denn nicht?“

„Ne, Männchen, das geht wahrhaftig nicht. Und deshalb kam ich in der That nicht, Papa Rochus; ich wollte nur bei meiner Durchreiſe Sie ein bißchen heimſuchen. — Nun alſo, wie geht's? Wie ſteht's? Was iſt aus allen unſern alten Bekannten geworden? Was macht denn der ehrliche Flauſius? Und unſere hübſche ſchwarzäugige Sängerin mit ihren vielen Kindern?"

„Die wohnen nebenan, ihr Mann ſpült halt jetzt bei uns Taddädeln: der liebe Gott hat ihn wieder mit Zwillingen beſchoren. Und der alte Flauſius, — na, das iſt halt noch der Alte, er hat noch ſeinen alten Schlafrock; wir haben ihn aus Barmhörzigkeit bei unſerer Geſehlſchaft engagirt, er putzt die Lampen und ſingt zuweilen den Maſaniello; er iſt recht herabgekommen, aber es geſchieht ühm ſchon rächt, denn warum war er ſo dumm, einen künftigen Diröktor bei ſeiner Truppe zu haben? Man muß, wenn man ſelbſt Diröktor iſt, nie einen geweſenen oder zukünftigen Diröktor engagiren, ſonſt dreht ſich das Blatt um; die Leere haben wir ihm gegeben. Nu, und ich, Gott ſey Dank, ich befünde mich recht wohl, ich bin halt ein guter Kerl, wie immer."

Während ſeiner letzten Worte trat Flauſius de-

müthig in die Direktionsſtube. Gerechter Gott! Wie ſah der Mann aus! Er ging in den Reſten ſeines Berliner Schlafrocks, die Beinkleider mit Bindfaden zuſammengenäht; bei Nacht drehte er, ſo lange es noch anging, den Zwirn von ſeinen Strümpfen auf, um ſeine Weſte zu flicken, damit man ihm ſein Elend nicht ſo gar anmerken ſollte. Beſſer: Stiefel und keine Strümpfe, beſſer: ein zugeknöpfter Rock und kein Hemde darunter, war ſein Wahlſpruch; die Welt ſoll bis zum letzten Augenblick nicht wiſſen, daß man elend iſt; denn der Anſtand bleibt immer die Hauptſache und der Schein beſticht die Welt. — Aber der Jammer iſt ein Verräther, und ſpricht aus Furchen und grauen Haaren. Iſidor entſetzte ſich bei dem Anblick des Mannes, welchem er geraume Zeit hindurch ſeinen Lebensunterhalt verdankte; noch mehr entſetzte er ſich, als er hörte, wie Flauſius zu der wohllöblichen Direktion ſprach: „Meine Herrn —“ (den Titel „Direktoren“ vermochte er nie über ſeine Lippen zu bringen, obwohl es ihm die beiden Herrn oft durch Mißhandlungen genugſam entgelten ließen, daß er die eigene vorige Größe nicht vergeſſen konnte,) „meine Herrn —“.

„Wir ſind die Direktion, guter Freund, und

keine ſimplen Herrn," fielen ihm Rochus und Engel erbittert in's Wort; „was hat Er bei der Direktion vorzubringen?"

Flauſius kämpfte das bittere: Er, hinab und ſprach nach einer kleinen Weile: „Ich habe nichts für mich zu bitten, meine Herren, ſondern für die armen Schmidt'ſchen Eheleute."

„So?" unterbrach ihn der Direktor Engel „brauchen die noch Boten? Wenn man im Malheur de Quetſch iſt, und was haben will, ſo geht man ſelbſt zu ſeinem Herrn Direktor, und bedient ſich keines Kammerdieners. Pack' Er ſich fort, Monſieur Flauſius!"

„Ich will den „Er" mit ſammt dem „Monſieur" verſchlucken, meine Herren," erwiederte Flauſius; „hinab mit dir „Monſieur", hinunter „Er"! Aber jetzt haben Sie die Barmherzigkeit und ſchicken Sie der armen Schmidt und ihrem kranken Mann endlich einmal die rückſtändige Gage, meine Herrn!"

„Wir ſind keine Herrn, wir ſind die Direktion," belferten die Gebrüder Moor; „wenn Er den Reſpekt vergißt, Monſieur, ſo bekommt er keinen Pfennig. Warum kommt die Schmidt nicht

ſelber, oder ſchickt nicht eins ihrer Kinder mit einer Bittſchrift?“

„Mit einer Bittſchrift? Wenn ſie Geld hätte, um einen Bogen Papier dafür zu kaufen, würde ſie vermuthlich Brod kaufen für ihre armen Kinder. Aber, meine Herren! ſie ſind ſo abgehungert, die armen Schmidt's, daß ſie kaum mehr reden und ſich ſchleppen können.“

„Was? Das wäre mir eine ſaubere Beſcheerung! Hat die Schmidt nicht heute Abend die Amalie und den Koſinsky zu ſpielen? Und will nicht mehr reden können? Das wollen wir einmal ſehen! Capricen und nichts weiter! Marſchir' Er aus unſerm Bureau! Wir haben jetzt das Geld nicht zum Fenſter hinaus zu werfen. Pack' Er ſich fort und mach' Er keine Flauſen, Flauſius! — Apropos, Flauſius, hol' Er uns ein Paar Flaſchen Wein!“

„Meine Herren!“ ſtammelte Flauſius, ſich in die Lippen beißend, „ſchicken Sie der Schmidt Geld, laſſen Sie die armen Würmlein nicht verhungern.“

„Was erfrecht ſich der Kerl mit ſeinem verfluchten ewigen „meine Herren“? Nun; da iſt das Geld — für den Wein! — Was ſteht Er noch? Marſch, fort!“

Ein ſchwerer Seufzer entwand ſich aus des mißhandelten Flauſius Bruſt, er ſchien, als ob er einen großen Kampf überſtanden; „Meine Herren,“ — ſtammelte er; „meine Herren — meine Herren — Direktoren!“ Als er dies Wort herausgehatte, ſtrömten Thränen aus ſeinen Augen, er ſenkte das Haupt, als wollte er ſeine Schaam verbergen, er ſank zitternd in die Kniee. — „Meine Herren Direktoren, Barmherzigkeit! nicht für mich, — für die Schmidt mit ihrem kranken Mann und ihren hungrigen Würmlein; ſie müſſen wahrhaftig verhungern. Schicken Sie ihnen die Gage.“

„Larifari!“ brummte Rochus, mit ſeinen gewöhnlichen Hahnenſchritten im Zimmer auf und nieder gehend.

„Schicken Sie ihnen die Gage; Sie ſind es ihnen von Gott- und Rechtswegen ſchuldig,“ fuhr Flauſius immer hitziger fort.

„Will Er uns Geſetze vorſchreiben, Monſieur?“ rief Engel, dem der Kamm ſchwoll; „leiden wir das, Herr Direktor?“

„Nein, Herr Direktor, das leiden wir nicht,“ erwiderte Rochus; „wir jagen ihn fort, wenn er noch Einmal ſo ungeſchliffen iſt; nicht wahr, Herr Direktor?“

„Schicken Sie die Gage,“ flehte heimlich knirschend Flauſius; „morden Sie nicht; — Geld!“ ſchrie er endlich wüthend, „Geld, Geld, meine Herren! oder ich erdroßle Sie.“

„Räuber! Mörder!“ ſchrie die Direktion unisono, „Herr Iſidor! — Iſidor, mein guter Junge! ſchüzzen Sie uns, — hilf uns vor dieſem Banditen!“

„Meine Herren — Schurken!“ brach endlich Iſidor los; „zählt augenblicklich das Geld auf den Tiſch, oder, bei meiner armen Seele! ich liefere euch in's Zuchthaus.“

Zitternd vor dem kathegoriſchen Ton ſeiner Rede thaten die beiden ſauberen Herrn, wie er befahl. Iſidor hob indeſſen den armen Flauſius vom Boden auf und ſchloß ihn an ſein Herz. „Mein guter, lieber Herr Direktor!“ ſprach er mit inniger Theilnahme, „erholen Sie ſich, kennen Sie mich denn nicht mehr? Sie haben mich ja einſt aus der bitterſten Noth errettet, lieber Herr Direktor, und das vergeſſe ich Ihnen nicht, wenn Sie auch Ihren Iſidor vergaßen.“

Flauſius hob den matten Blick und erkannte Iſidor wieder; wie ein Himmelsbalſam drang in die Wunden ſeiner Seele, heilſamer ſelbſt, als der freundliche treue Troſt, — der Gruß: „Herr Di-

rektor!“ Er drückte Iſidor die Hand, er konnte vor Rührung und Thränen nicht ſprechen. Als er ſich endlich wieder geſammelt, ſprach er: „Sie ſind ein guter Menſch, der Himmel wird Ihnen's lohnen. Sie finden den ſchwachen Fleck an mir heraus, denn mein Grundſatz iſt noch immer: „Alles verloren, nur den Anſtand behauptet und die Würde.“

Die beiden ſauberen Herren Direktoren hatten die geringe Summe blank und baar, größtentheils in Kreuzern, auf den Tiſch gezählt, und Engel ſprach: „Da, nehm' Er das Geld.“ Rochus fügte hinzu: „Ich bin halt ein guter Kerl. Aber das ſag' ich Ihm, Moſje Flauſius! Er kann von jetzt an ſehen, wo er ein Unterkommen findet. Von uns iſt Er entlaſſen, nicht wahr, Herr Direktor?“ — „Ja wohl, Herr Direktor,“ erwiederte Engel mit vornehmer Herablaſſung; „wir können das Subjekt nicht mehr brauchen.“

„Nichts d'raus gemacht, Alterchen,“ rief Iſidor fröhlich dem Direktor zu; „wir ſtreichen das Geld ein und bringen es der Schmidt; das Weitere wird ſich ſchon finden. Adieu, meine Herren! — Ach Gott! Es ſind noch immer viel zu wenig Zuchthäuſer auf Erden!“ Er nahm Flauſius, welcher

die Schmidt'ſche Gage eingeſtrichen, unter den Arm und ging mit ihm zur Thüre hinaus. „Ich bin doch Direktor, und bleibe Direktor," murmelte mit freudigem Selbſtgefühl der gute Flauſius, „und wenn die Welt zuſammenſtürzt!"

Sie gingen in die Stube, welche die Schmidt'ſche Familie bewohnte. Welch ein Anblick! Der Mann lag an der Abſucht, ein entſetzliches Bild des Jammers, bei lebendigem Leibe gräßlicher anzuſehen, als vielleicht ſonſt eine Leiche. Die armen Kinder lagen auf ärmlicher Streu, blaß, abgemagert, und vermochten kaum mehr zu ſprechen; die ſonſt ſo blühende junge Frau war zum Schatten geworden. „Kinderchen!" rief Flauſius fröhlich, ſeine eigene Noth vergeſſend, „ich bringe euch zwei gute Dinge: Geld und einen alten Bekannten, der das Geld von den beiden Herren heraus tribulirt hat."

„Wirklich — Geld?" ſprach matt und heiſer die Madame Schmidt, ihre faſt todten Blicke belebten ſich wieder etwas; mit einem Schmerzensblick auf ihren Mann und ihre Kinder ſprach ſie, ſchwer aufſeufzend und leiſe: „Nun wollen wir aber auch gleich ein Bowlchen vom Conditor holen laſ-

ſen, liebe Kinder, damit wir alle doch etwas Warmes in den Magen bekommen.“

„Aber, Madame Schmidt?!“ — rief Flauſius entrüſtet; „warum denn nicht lieber Suppe und Fleiſch?“

„Ach, das Fleiſch iſt ja jetzt ſo theuer; wir ſind ſeit langer Zeit ganz davon entwöhnt.“

„Fürchterlicher Leichtſinn!“ murmelte Iſidor leiſe vor ſich hin; „du ſcheinſt wie ein Mährchen, und biſt doch ſo entſetzlich wahr! —“ Es wurde ihm unheimlich zu Muthe in der Kammer des Elends, er zupfte Flauſius am Rocke und flüſterte ihm in's Ohr: „Lieber Herr Direktor! Nicht wahr, Sie beſuchen mich doch heute noch im Schwan, wo ich abgeſtiegen bin?“

„Ja gewiß,“ verſetzte Flauſius, „lieber Herr Iſidor, das verſteht ſich von ſelbſt, — wenn Sie nämlich erlauben. Aber jetzt muß ich noch ein Paar Augenblicke hier bleiben und der Schmidt etwas zu eſſen verſchaffen; das mit der Bowle, das iſt wieder eine von den Marotten der armen Frau; man muß ſie in ihrem Unglück geradezu bevormunden, und ihr mit Gewalt aufdringen, was zu ihrem Nutzen iſt, denn in ihrem Leichtſinn würde ſie ihre armen Würmlein mit Marzipan füttern, ſtatt mit Brod.

Im Unglück verliert man eben auch leicht den Kopf! Und ſie thut's auch nur des Anſtan.. halber!"

Iſidor begab ſich in den Schwan zurück und erwartete ungeduldig den guten Flauſius. Ungefähr nach einer Viertelſtunde erſchien derſelbe, ſo gut geputzt, als es anging. Iſidor hatte ſich ein Zimmer aufſchließen und darin ein gutes Abendeſſen und Wein auftragen laſſen. „Nun, kommen Sie," ſprach er mit Herzlichkeit zu Flauſius, „kommen Sie, ſetzen wir uns, hier ſind wir ungeſtört, hier können wir plaudern. Langen Sie zu, und machen Sie keine Umſtände, wir ſind ja alte Bekannte, lieber Herr Direktor!"

Der Direktor, der eben ſo lange nichts genoſſen als die Schmidt'ſche Familie, ließ ſich nicht lange bitten und langte friſch zu, daß es für Iſidor eine Wonne war, ihn zu betrachten. „Das Eſſen iſt vortrefflich, der Wein iſt herrlich," rief Flauſius begeiſtert; „aber es ſchmeckt mir doch weder Eſſen noch Wein ſo gut, als Ihr erſtes Wort zu mir, als der Gruß: Lieber Herr Direktor! Ja, es gibt doch noch gute Menſchen auf der Welt. Die Welt ſoll leben, das heißt: alle gute Menſchen! Sehen Sie, lieber Iſidor, ich hatte Alles vergeſſen, ich dachte an Gott, Himmel und Erde nicht mehr,

an mich ſelbſt nicht; da, — ich kann's Ihnen nicht beſchreiben, wie mir wurde, im Anfang ſo dämlich, und dann ſo hell, ſo luſtig, daß ich hätte weinen mögen, wie ein kleines Kind, und am End hab' ich vielleicht auch geweint, wie Sie ſprachen: Lieber Herr Direktor!"

Iſidor blickte während dieſer Worte ſinnend in ſein Glas, dann legte er ſeine Hand auf des Direktors Schulter und ſprach: „Nicht wahr, Alterchen, Sie nehmen mir's auch nicht übel, wenn ich einmal gerade von der Leber heraus rede? (die meiſten Menſchen ſind freilich nur Bauchredner). Alſo, Sie ſind ein Direktor und müſſen einer bleiben."

„Und wenn ich verhungern ſollte, ſterbe ich doch als Direktor," unterbrach ihn Flauſius.

„Pſt, pſt!" fuhr Iſidor fort; „laſſen Sie mich nur ausreden. Ich las zu Straßburg in einer deutſchen Zeitung, daß die Direktion eines nicht unbedeutenden Theaters in einer der größeren Städte am Niederrhein vacant ſei. Wiſſen Sie was? Sie müſſen dieſe Entrepriſe übernehmen."

„Ach Gott, ja, mit tauſend Freuden; — aber, du lieber Himmel! man wird Caution fordern."

„Narrenspoſſen! Sehen Sie: eigentlich bin ich auch mit Schuld an Ihrem Unglück, denn weß-

halb mußte mich auch der Satan bei Nacht und Nebel auf und davon spornen? — Na, und mein Bariton et cetera, der ging Ihnen doch gewiß ab?! Prr! Gott bewahre Sie in Zukunft vor solchen Mitgliedern wie ich, denn nicht alle reisenden Engländer sind eingefleischte Mäcene. Doch zur Sache! Das Glück hat mich auf irgend eine Weise begünstigt, daß ich Sie als einen alten Bekannten, der mir meine Bitte gewiß nicht abschlagen wird, auffordern darf, eine kleine Summe, die wenigstens für die Vorauslage ausreichen wird, anzunehmen, als Schadenersatz für meine verrückte Spitzbüberei bei'm Davonlaufen, oder als Vorschuß, oder als — kurz und gut, thun Sie mir den Gefallen; — her mit der Hand, lieber Direktor! ein Wort — ein Mann!"

Der Direktor vermochte nicht zu sprechen, seine Hand lag fest in Isidor's Hand, er konnte sie daraus gar nicht loswinden. „Auf gut Glück!" rief Isidor, das Glas voll Rheinweins erhebend, um dem ehrlichen Flausius alle Einwendungen vom Munde abzuschneiden; „auf gut Glück, lieber Direktor! Sie reisen mit mir, das versteht sich von selbst, wir müssen ja noch viel plaudern, und, — ohne daß ich in Ihre Diktatur eingreifen wollte, — aber

gelt? — die Schmidt engagiren Sie? Da habe ich noch ein Röllchen mit Louis, was Sie ihr noch heute zuſtecken müſſen, damit ſie ſich von den Räubern losmachen kann, nicht blos von Karl und Franz, ſondern von Rochus und Engel; ſie muß bald nachkommen; wir reiſen morgen, wenn Sie damit einverſtanden ſind."

„Nochmal Direktor, und immer Direktor?" ſtotterte Flauſius; es war ihm, als träume er, oder habe blos geträumt, daß er jemals Direktor geweſen, jemals aufgehört habe, es zu ſein. Wohl verſuchte er, als ſich die erſte kindiſche Freude etwas gedämpft, noch mehrere Einwendungen beizubringen, aber Iſidor widerlegte jede bald durch Gründe, bald durch burleske Einfälle. „Und zudem habe ich ja Ihr Wort, Herr Direktor," ſprach Iſidor zuletzt; — „Ja freilich," erwiderte Flauſius ſchwer aufſeufzend, „ſein Wort muß man leider nun einmal halten, als Direktor."

Flauſius hatte keine Ruh und Raſt. Sein erſter Gang war zur Madame Schmidt, welcher er von Iſidor die Unterſtützung brachte, und von demſelben die Bitte ausrichtete, weder an dem heutigen Abende die Amalie, noch je überhaupt bei der Rochus-Engel'ſchen Geſellſchaft zu ſpielen, — eine

Bitte, welcher Madame Schmidt ſich um ſo eher fügte, da ſie ſich in Folge ſo langen Elends kaum aufrecht halten konnte. Die arme Frau wußte gar nicht, wie ihr geſchah, als mitten in ihren Jammer Hoffnung und Rettung zugleich hineintagten. Nachdem Flauſius ſeinen Auftrag bei Madame Schmidt ausgerichtet, war ſein zweiter Gang zur Wohnung der Gebrüder Moor. Er wollte ſich ihnen gar zu gerne in ſeiner wieder erworbenen Größe zeigen, doch hielt ihn der Gedanke noch zurück: es ſei unter ſeiner Würde eine gemeine ſogenannte „Barbierſtube" mit ſeinem Beſuche zu beehren. Endlich nach langen Zweifeln, nachdem er wenigſtens dreimal hin und zurück gegangen, begab er ſich wieder zu ſeinem Retter in der Noth.

„Es iſt die höchſte Zeit, daß Sie kommen," rief ihm Iſidor entgegen, „denn das Theater dürfen wir doch wahrlich heute nicht verſäumen. Die Räuber ohne den alten Moor und Amalie! Hahaha! Ich denke mir, ſie werden die Amalie blos hinter den Couliſſen ſprechen laſſen und den Alten aus dem Souffleurkaſten ſtatt aus dem Thurm. Ich freue mich königlich auf das Kameel, welches eigentlich keinen Höcker haben ſoll und auf dem andern Höcker mit dem Kameel. Ein Knote wird

wenigſtens gewiß unaufgelöſt bleiben. Die Leute könnten ſich's eigentlich viel bequemer machen; ſie brauchten dem Publikum blos das Buch zu geben, mit der Bitte, ſich die Aufführung dazu zu denken. O Menſchen, Menſchen, falſche heuchleriſche Krokodillenbrut, aus Eſelseiern ausgebrütet! Man möchte kohlrabenſchwarze Thränen weinen, wenn man an den Luxus denkt, den ſie mit der Conchenille und den Bettpolſtern treiben, und mit den Mulattengeſichtern und Handſchuhnaſen."

Als ſie in das Theater traten, hatte ſich ſchon ein ziemlich zahlreiches Publikum eingefunden, welches ſo ungeduldig den Anfang erwartete, als es billiger Weiſe den Schluß hätte erwarten ſollen. Endlich, als kein Beſchwichtigungsmittel mehr fruchten wollte, rauſchte der Vorhang auf und die Gebrüder Moor traten unter zahlloſen Bücklingen an die Lampen, um in größter Verlegenheit folgendes Standrededuett zu halten:

„Hochanſehnliches, — — —
„Hochgeöhrtes — — —
ſehr reſpektables — — —
Meine Hör'n! — — —
Publikum! — — —
Wir haben — — —

Wir müßen ———
um Entſchuldigung ———
wegen unſerm niederträchtigen ———
wir wohlen Sie nicht eigentlich
für'n Narren halten, ———
aber wir müßen ———
ja, ſchauen S', die Amalie ———
um Entſchuldigung bitten. ———
Daß ihn das Kreuzdonnerwet-
ter ———
Wir, als die löbliche ———
Schurken und Lumpen: ———
Direktion ———"
es thut's halt nimmermehr ———"

„Was? Direkteren? Ich bin der Herr Direktor!" ſchrie Flauſius im Parterre, vom Gefühl ſeiner Würde und der Kraft des ungewohnten Rebentranks etwas übermeiſtert.

„Na, na, kommen Sie nur, lieber Herr Direktor," flüſterte ihm Iſidor in's Ohr, indem er ihn mit ſich aus der Bude fortzog; „merken Sie denn nicht, daß die Tragödie ſchon zu Ende iſt? Kommen Sie zu Bette. Und Morgen mit dem Früheſten an den Rhein!" — Was wollte Iſidor auch weiter? Er hatte ja ſeinen Zweck erreicht.

In der Chronik des Städtchens, aus welcher dieſe Begebenheit entlehnt iſt, fehlen einige Blätter, und es ſchwebt noch ein Zweifel darüber, ob dieſe wichtigen Blätter, welche den Verlauf der Begebenheit enthalten, als Fidibus den Martyrertod ſtarben, oder blos den Weg alles Käſes gingen.

Am andern Morgen ſaßen Iſidor und der Direktor Flauſius in einer ſchönen bequemen Reiſechaiſe und fuhren behaglich durch das herrliche Land, welches ſich ihren Blicken wie ein großer Garten darſtellte. Die Chauſſee war mit Fruchtbäumen zu beiden Seiten bepflanzt, und rechts und links ab breiteten ſich die Ebenen, auf welchen die junge Saat friſchkräftig empor wucherte; links gewahrte man den majeſtätiſch hinabwallenden Rhein, rechts die ſanften Ausläufe der Gebirge. Oſtern war nahe, (es fiel dießmal früh im Jahre,) allenthalben zeigte ſich mächtiger Lebenstrieb in der Natur. Das Herz mußte Einem aufgehen, ſah man die Hoffnung neuer Blüthen aus allen Furchen, aus allen Knospen ſich hervordrängen, ſah man rings die luſtige Ahnung neuer Geſtaltungen, Leben, und Freude, und Freiheit. Der Direktor war

ganz selig. In Isidor aber rangen Hoffnung, Freude und Ironie einen ungleichen Kampf, denn die letztere nahm es allenfalls gegen zehn auf; er hatte die Menschen kennen gelernt, darum beneidete er auf's Neue die Natur, und bitterer, als er es je gethan. Aber die Hoffnung, die freundliche Aurora, trug doch endlich den Sieg davon über die finsteren Dämone der Nacht, über das Polypengezücht seiner Sophismen, — er dachte, je weiter er nordwärts fuhr, je lebhafter an seine Aurora, da regte sich und brauste ungestüm, freiheitslustig der volle Klang in der Brust des Memnon, der die Herrschsucht nach der Krone des Lebens kaum zu bändigen vermochte.

Es war an einem schönen Sonntagsnachmittag, als die Beiden durch ein an der Chaussee gelegenes Dorf fuhren, und vor einem Wirthshause eine Menge Bauern versammelt sahen, welche Holz aufschichteten; andere schleppten sich mit Scheiten zu der Thüre, wo sie dieselben abgaben. Der Direktor, welcher der Scene zuerst ansichtig wurde, machte Isidor aufmerksam. Dieser ließ den Kutscher vor dem Gasthofe halten und stieg mit dem Direktor aus, um sich über das Ereigniß zu unterrichten.

„Was gibt es denn da, ihr lieben Leute?“ fragte

er einen von den Bauern; „wie zum Guckuck kommt ihr denn dazu, am Sonntag knechtiſche Arbeit zu verrichten? Habt ihr denn eine Frohne?“

Der Bauer lachte ihm in's Geſicht und erwiderte: „Frohnt ſich nichts mehr, Gott vergelt's unſerm Fürſten; der iſt ein Ehrenmann, der hat die Frohnen alle aufgehoben und Gott vergelt's auch tauſendmal unſern lieben Herren Ständen aus'm Ober- und Unterländle, denen verdanken wir's auch; vivat hoch, unſer Fürſt und unſere Stände! Aber daß wir jetzt das Holz hier abladen, hat ſeinen eignen Grund. Guckt, Herr! es iſt heute ein Mann zu uns gekommen, ein Schulherr, oder ein Cantor, oder ein Muſikant, oder ſo 'was; der will uns jetzt nach der Vesper da oben im Saal etwas vorſpielen auf der Guitarre; hat auch 'n Stück ſo 'n drei Büble bei ſich, die ſpielen auch und ſingen dazu, und der Alte ſingt auch, und er ſoll ſeine Profeſſion ſchon gar prächtig verſtehen; nu, und den wollen wir anhören, und dafür, daß wir ihn hören, hat er verlangt, daß wir ihm jeder ein Stück Holz bringen; na, und das iſt billig, wir thun's auch gern, denn das Muſiziren haben wir für unſer Leben lieb.“

Iſidor blickte den Direktor fragend an, dieſer

nickte lächelnd; Isidor legte eine halbe Krone auf den zinnernen Teller, welcher an der Kasse stand, und begab sich mit dem Direktor hinauf in den Saal, nicht sowohl um den Virtuosen zu hören, als um ihn zu sehen. Als sie hinauf kamen, wies man sie in ein kleines Zimmer, in welchem sich der Virtuose mit seinen drei Jungen befand. „Na, ihr Bengels!“ sprach der Virtuose eben zu seinen Söhnen; „es geht prächtig, die Bauern rennen wie besessen in unser Konzert; aber das sage ich euch: dafür müßt ihr mir auch tüchtig aufpassen, und nicht falsch greifen, sonst klopfe ich euch auf die Finger. — Was wird die Mutter für Augen machen, wenn wir das Holz im Triumph nach Hause bringen?! Juchhe! Holz für den ganzen Sommer in die Küche; und brauchen wir welches für den Winter in den Ofen, so wissen wir jetzt doch, wo unser Magazin ist. Hab' ich's euch nicht immer gesagt, ihr verfrornen Bengels, — der liebe Gott hilft schon, wenn man sich selber nur auch ein bißchen rührt?! Merkt euch's auch für künftig, ihr Schlingel! Na, was die Mutter für Augen machen wird, ich seh' sie schon ordentlich vor mir!“ Der alte Mann tanzte vor Freuden, hielt aber in seiner Pirouette plötzlich inne, als er die beiden

Fremden bemerkte. „Um Vergebung, meine Herrn,“ ſprach er beſchämt. —

„Ach, geniren Sie ſich doch nicht,“ erwiederte Iſidor, „und nehmen Sie unſern herzlichſten Glückwunſch zu dem Erfolge Ihres Konzertes.“

„Ich danke Ihnen,“ verſetzte der Virtuoſe, und ſprach dann in der Zerſtreuung: „Ach, wenn wir nur das Holz ſchon in der Stadt hätten! — Rührt euch doch, Ihr Bengels, und macht den Herrn Platz; marſch hinaus zum Tempel!“ Die Jungen gehorchten.

„O, was den Transport betrifft,“ nahm Iſidor das Wort, „da ließe ſich ſchon Rath ſchaffen, wenn Sie anders auf den Vorſchlag dieſes Herrn eingehen wollten;“ (er zeigte auf den Direktor,) „der Herr Graf hier, deſſen Haushofmeiſter zu ſein ich die Ehre habe, hat noch einen Fourgon unterwegs, der uns nachkommt; wir haben dazu Vorſpann genommen, aber die Wege ſind ſo gut, daß die Vorſpann eigentlich unnöthig iſt; jedoch die Vorſpann iſt einmal bezahlt, wir brauchen ſie nicht, alſo ſteht ſie Ihnen zu Dienſten.“

„Mein Herr —?“ entgegnete der Virtuoſe.

„Um Gottes Willen, nur keine Umſtände,“ fiel ihm Iſidor in's Wort; „alſo, es iſt richtig?!“

„Aber man ſollte Sie ja in Gold einfaſſen laſſen, Herr Graf, — und Herr Haushofmeiſter, Sie auch,“ rief der Virtuoſe; „nein, hätte ich mir das denken können!“

„Aber wie hätten Sie denn ſonſt das Holz in die Stadt gebracht?“ fragte der Direktor.

„O, ich hätte im Nothfall noch ein Konzert gegeben, erwiderte der Virtuoſe. „Nun ſchimpfe mir aber einmal Einer auf den lieben Gott, daß er's uns nicht recht mache, dem will ich dann das Läſtermaul verſperren. Sagen Sie, Herr Graf, kann man eigentlich ein ſchöneres Leben haben, als ich? Es iſt wahr, ich habe, Gott ſei Dank, ſieben lebendige Kinder, und in der Regel keinen Kreuzer Geld; — früher war ich freilich Kammerdiener bei Hof, und hatte mein ſchönes Einkommen, dreihundert Gulden jährlich, aber die Andern mochten mich nicht leiden und kabalirten mich endlich aus meinem Dienſtchen heraus. Was ſchadet's? Kömmt der Herbſt, ſo reiſ' ich mit meinen drei Jungens auf den Dörfern herum, und gebe ſo lange Konzerte, bis wir unſern ganzen Winterbedarf beiſammen haben, und im Frühjahr, gucken Sie, da mach' ich's halt auch ſo. Aber mein Konzert, das müſſen Sie

hören; ich will Ihnen für die Vorspann noch einen Tiroler Jodler drauf geben."

„Es thut mir leid," erwiederte Isidor; „aber wir müssen noch heute in der Stadt eintreffen. Nun, Gott befohlen!"

Der Virtuose wollte sie hinab bekomplimentiren; aber Isidor verbat es sich in seinem und des Pseudo-Grafen Namen durchaus. Unten bezahlte Isidor dem Wirth heimlich und in aller Eile Pferde und Karren zum Transport des Conzert-Holzes, stieg mit dem Direktor ein und fuhr weiter.

„Wer ist glücklich?" dachte er, in die Ecke des Wagens zurückgelehnt.

Sie langten gegen Abend in der Residenz an und stiegen in einem anständigen Hotel ab. In dem Speisesaale, wo mehrere Offiziere und angesehene Bürger sich unterhielten, kam das Gespräch bald auf die Tagesneuigkeit, auf den Ausgang des Engelhard'schen Prozesses. Man moquirte sich von mehreren Seiten darüber, daß, den eingreifendsten neueren Reformen zum Trotz, in der Engelhard'schen Sache doch der krumme Weg zum Ziele geführt habe. Isidor wurde aufmerksam, als er den Namen Engelhard's hörte, den er im vorigen Sommer kennen gelernt, und mischte sich in das

Gespräch. Da erfuhr er denn den ganzen Verlauf und endlich auch das Resultat der rastlosen Bemühungen von Engelhard's Familie. Der im Untersuchungs-Gefängniß angestellte Arzt, für ein bedeutendes Geldgeschenk nicht unempfindlich, hatte erklärt und dargethan, Engelhard habe während der ganzen Untersuchung deutliche Spuren eines stillen Wahnsinns von der gefährlichsten Art gegeben, welcher allmählig in Lethargie und Apathie übergegangen sei. Man zog von Seiten des Tribunals auch Engelhard's früheren Hausarzt zu Rathe und dieser entsann sich plötzlich, daß der Inquisit schon vor einiger Zeit, ehe man nur im geringsten an eine traurige Katastrophe denken konnte, Spuren von Geistesabwesenheit verrathen habe; das Medicinal-Collegium sollte endlich nach diesen Prämissen ein entscheidendes Gutachten abgeben, — und Bekanntschaften, Protektionen und der allgemeine Talisman, jener berühmte goldene Dietrich, bewogen die Sanitäts-Herren zu dem Ausspruch, die That Engelhard's sei im Irrsinn geschehen, und könne daher seiner Willenskraft nicht zugerechnet werden. Dies Gutachten gab der ganzen criminellen Verhandlung plötzlich eine andere Wendung; denn, fehlte dem Angeklagten die juridische

Zurechnungsfähigkeit, so konnte auch der Begriff eines Verbrechens nicht constatirt werden, so stellte sich der unglückselige Vorfall nicht einmal als complicirter Todtschlag, geschweige denn als Mord heraus; es fiel nicht blos der dolus weg, sondern auch die culpa. Das Gericht that den Ausspruch: „Der Kaufmann Engelhard habe im Wahnsinn seine Gattin vom Leben zum Tode gebracht, und solle, da er nicht als zurechnungsfähig betrachtet werden könne, bis zur jefallsigen Wiederherstellung seiner zerütteten Geisteskräfte unter strenger Aufsicht in das Irrenhaus abgeliefert werden.“ — Und dieß geschah denn auch. Eben heute war Engelhard in aller Stille nach dem Irrenhause abgeführt worden, welches zwei Tagereisen weit von der Residenz entfernt lag.

Die Erzählung aller dieser Umstände hatte auf Isidor einen lebhaften Eindruck hervorgebracht. Er wurde einsilbig und düster; der gute Direktor suchte vergebens Alles vorzubringen, was ihn erheitern sollte; aber jede Erinnerung an das tolle Theaterleben, wodurch der Direktor Isidor's gute Laune wieder hervorrufen wollte, weckte unangenehme Erinnerungen an den Aufenthalt in der Badestadt; er dachte an seinen Pflegevater Kilian, welcher

damals so urplötzlich die egyptischen Bouffonerien des freigebigen Lords gestört hatte; die Bedeutung jener Scene trat ihm jetzt erst klar vor die Seele, er verwünschte seinen phantastisch-sophistischen Leichtsinn, verwünschte seine ganze Amphibiennatur, die, wenn er die Ewigkeit im Herzen zu tragen wähnte, an den Triumphkarren des Augenblicks gefesselt war, — er dachte wieder an Eugenie, und raisonirte von Dilemm zu Dilemm über die Zwecklosigkeit des Lebens, er dachte an das tönende Bild, und kam sich vor, als stecke er in einer Nußschale, ohne Licht und Luft, und ein Wurm bohre sich in den Kern hinein.

Er ließ sich mit dem Direktor ein besonderes Zimmer geben, setzte sich zu ihm an den Tisch, schenkte ihm ein, trank aber selbst keinen Tropfen.

„Wer hätte sich das einbilden können," sprach der Direktor; „als wir alle so fröhlich an der Tafel des Lords saßen, der ziemlich viel konfuses Zeug schwätzte? — Nun freilich! — das war so ganz ächt englisch! Ich hätte mir auch nicht eingebildet, daß die schöne Narzissa, an deren Seite ich damals saß, mir noch einmal im Leben als Frau Gastwirthin begegnen würde, und der Herr Rochus als Prinzipal. Aber, — hm, hm! — Das mit dem

Herrn Engelhard und Fräulein Antonie, und Madame Josephine, — hm, hm! — Daß Engelhard nicht verrückt ist, so viel hab' ich schon weg; es muß schauderhaft sein, bei gesundem Verstande in ein Irrenhaus gesteckt zu werden, von lauter Wahnsinnigen umgeben, und keine Aussicht, als durch die eisernen Gitter! Hu! Mir schwindelt der Kopf, wenn ich d'ran denke."

„Ja, Sie haben Recht," erwiederte Isidor sehr ernst; „es ist gräßlich, geboren zu sein, auf der Erde sich herum zu tummeln. Der ewige Zweifel, ob man selbst bei gesunden Sinnen sei, und alle andern wahnsinnig, oder, ob nur der stolze Egoismus diesen Gedanken vorspiegle, ob alle andern nicht klug seien, und wir selbst wahnsinnig, der Zweifel könnte uns wahnsinnig machen. O, ich sehe die Linie, wo der Wahnsinn anfängt, so haarscharf vor mir liegen, daß mir die Augen voll Thränen werden vom bloßen D'raufhinblinzeln. Es muß gräßlich sein. — Ha, zum Teufel mit dir, du teuflischer vernichtender Gedanke, der mir wieder aufquillt! — Pah! Eine Seifenblase war's, nichts weiter, als ich den Handel schloß. Hahaha! Der Mensch hätte nicht einmal die Kraft, das armselige wesenlose Gespinnst seiner eigenen Phan-

taſie zu zerreißen? — Hm! Es gibt ja keinen Teufel! Aber wir denken uns einen, alſo iſt er. — Lächerlichkeit ohne Ende! Ich will's eben nicht denken. Und warum komme ich denn aber immer auf den Gedanken zurück, es nicht denken zu wollen? Alſo muß ich wohl? Alſo gäbe es keinen Willen? Alſo gäbe es kein Sein? Aber ich fühle doch, daß ich bin. Doch, warum bloß ein Fühlen? Warum kann kein Bewußtſein daraus werden? Warum kann jeder Augenblick an dieſem gekenhaften Proteus von Gefühl rütteln? — Und warum, wenn Alles bloß Einbildung iſt, warum macht ſich die Hoffnung doch geltend? Warum aber auch die nur als bloßes Gefühl, und doch feſter als alles And're? Denn mein Glaube iſt bloß die Hoffnung. — Ich will nicht wahnſinnig werden. — Hahaha! Wer ſagt mir denn, daß ich's werden ſoll?"

Der Theaterdirektor ſchüttelte bedenklich den Kopf und ſprach in ſeiner Gutmüthigkeit zu Iſidor: „Nehmen Sie mir's nicht übel, der Monolog kommt mir etwas konfuſe vor: ich verſichere Sie: im Theater würde ihn kein Menſch verſtehen."

„Es iſt wohl möglich," erwiederte Iſidor leichthin; „denn erſtens verſtehen ſie im Theater viel

einfachere Dinge nicht, weil ſich ihre Faſſungskraft höchſtens bis auf Robert den Teufel erſtreckt, und zweitens, das iſt eben mein Aerger, — gibt es Augenblicke, in denen ich mich ſelbſt nicht verſtehe; darüber möchte man ja eben des Teufels oder verrückt werden, daß man verrückt werden kann."

„Schlagen Sie ſich um Gotteswillen die Gedanken aus dem Kopfe," fiel ihm der Direktor in's Wort; „ſonſt werde ich ſelbſt noch konfuſe, und was würde aus meiner Direktion, wenn ich aus der Konfuſion nicht herauskäme?"

„Da erinnern Sie mich zur guten Stunde," entgegnete Iſidor, vom vorigen Geſpräch ablenkend, „daß ich Ihnen den bewußten Vorſchuß jetzt übergeben will, denn wir werden uns hier trennen; ich habe vor, mich direkt nordwärts zu wenden, um eine Angelegenheit, welche mir ſehr auf dem Herzen liegt, ſo ſchnell als möglich in's Reine zu bringen."

Er holte nach dieſen Worten die Staatspapiere aus ſeinem Koffer und übergab ſie dem Direktor. „Und nun," ſprach er; „laſſen Sie uns gleich jetzt Abſchied nehmen; leben Sie wohl, ſeien Sie immer glücklich, vergeſſen Sie nicht, die arme

Schmidt bald zu erlösen, und denken Sie zuweilen an mich.“

Der Direktor umarmte ihn mit Thränen in den Augen. „O mögen auch Sie,“ rief er gerührt, „das wahre Glück finden, dem Sie so lange nachjagen, mögen alle Wolken, welche Ihren Frieden trüben, vor dem Mittagsglanz einer freundlichen Sonne verschwinden; Sie sind ein guter, ein edler Mensch; bis zu meinem letzten Athemzug werde ich mit Thränen des Dankes Ihrer gedenken. Leben Sie wohl, leben Sie wohl!“

Noch einmal umarmte er seinen Retter in der Noth und verließ dann rasch die Stube.

Isidor befand sich in einer peinlichen Stimmung, er strebte aus allen Seelenkräften nach Ruhe, aber sie ward ihm nicht. Seine Stirne glühte. Er ging hastig in der Stube auf und ab. Endlich schellte er dem Marqueur, und fragte nach Zeitungen. Der Marqueur erschien nach einer kleinen Weile wieder, bepackt mit einer Unmasse von Journalen, welche er vor Isidor auf dem Tische ausbreitete.

Als Isidor wieder allein war, stöberte er unter den politischen Blättern, schob sie aber bald

wieder bei Seite, denn die Politik ekelte ihn ſeit einiger Zeit an, und er hatte ſich feſt vorgenommen, ſich von ihr nicht in den Harniſch jagen zu laſſen, wie es ihm ſonſt begegnet war, als ihn die ſturmbewegte Zeit verleitete, Freiheitslieder zu dichten, welche Niemand las, und Hoffnungsgebete für die Rettung eines edlen Volkes, welches ſchmählich unterging, als eben ſeine Gedichte im Druck erſchienen. Er nahm die belletriſtiſchen Zeitſchriften vor und ärgerte ſich wieder, daß die Thorheit unſterblich ſey, daß über die Unſterblichkeit unſerer edelſten Geiſter, wie über eine Thorheit, Schuljungen witzeln und kleinere Geiſter rhadamantiren. Da fiel ihm eine der geleſeneren norddeutſchen Zeitſchriften in die Hand, auf deren erſtem Blatte ihn der Titel der Erzählung und noch mehr der Name des Verfaſſers intereſſirten. Die Erzählung führte den Titel: Wahnſinn durch Contract, und der Verfaſſer war niemand anderer als: Cäſario.

Er fuhr ſich mit der Hand über die Stirne und über die Augen; er wähnte, entweder ſein Gehirn, oder ſeine Augen müßten ihn täuſchen. Er las den Titel und den Namen Cäſario nochmals, und abermals, und konnte, wie durch einen

Zauber gefeſſelt, von dem Blatte nicht aufblicken. Eine Anmerkung der Redaction lautete wörtlich: „Wir freuen uns, unſern geehrten Leſern wieder ein neues geniales Geiſtesprodukt des trefflichen, allgemein geſchätzten Herrn Cäſario in dieſen Blättern mittheilen zu können; die nachfolgende Erzählung dürfte das Intereſſe unſers geehrten Leſepublikums um ſo höher in Anſpruch nehmen, da die mitgetheilte Novelle (nach der beſonderen brieflichen Verſicherung des Herrn Verfaſſers) auf einer wirklichen Thatſache beruht und ſtreng aus dem Leben gegriffen iſt.“

„So wahr ich lebe,“ rief Iſidor endlich hell laut auflachend; „Cäſario hat die Novelle geſchrieben, und ich dachte, ſie ſei noch nicht erlebt. Er muß vermuthlich prophetiſch den Knoten und die Löſung gefunden haben, der arme Jeremias; ich bin begierig, in welcher Gattung von Temperament er ſich jetzt am behaglichſten fühlt, denn er bedient ſich ihrer in der Regel wie des Inhalt's einer Trödelbude.“

Er begann noch immer lachend die Novelle Cäſario's zu leſen, wurde aber, je länger er darinnen las, deſto ernſter und trübſinniger.

Die Novelle.

Da man ſchrieb das Jahr des Heil's 18 .. ſchrieb ich, obwohl in einem der reizend'ſten Badeörter lebend, eigentlich ein Jahr' des Unheils. Ich hatte mir dieſes Unheil gewiſſermaßen ſelbſt zuzuſchreiben, denn man hat ja doch im Grunde nur ſelbſt Schuld, wenn man Schulden hat. Aber ſteht denn deswegen im zweiten Buch Moſe, zwanzigſtem Capitel, 9 bis 10:

> Sechs Tage ſollt du arbeiten und alle deine Dinge beſchicken, aber am ſiebenten Tage ——— da ſollt du kein Werk thun u. ſ. w., —

bloß deswegen, daß ich mich ſechs Tage mit Faſten plagen müſſe, und am ſiebenten durch Nichteſſen ausruhen zu können? Und iſt ein gebackenes Huhn nicht bei weitem ſchöner, als die ſchönſte Ausſicht von meinem Dachſtübchen, und eine Fleiſchbrühe, das heißt: mit Kartoffelklöschen, nicht bei weitem heilſamer, als alle Mineralwaſſer? — Was mich damals im Thespisorden ziemlich zu tröſten vermochte, war weniger mein Gagerückſtand und die ſchöne Natur, als ein origineller Kauz von Freund, welcher, obwohl er ſelbſt nicht beſſer daran war als ich, oft die Marotte hatte, für mich

zu bezahlen oder zu borgen; man nennt das in der Regel Gutmüthigkeit, ſtreng genommen ſollte man es Geiſtesſchwäche nennen. Mein Freund hieß mit ſeinem Theaternamen Iſidor. Gott habe ihn ſelig, er hatte ſtets eine eigene Liebhaberei zum Todtſchießen.“ —

„Das iſt nicht wahr,“ brach Iſidor bei dieſer Stelle unwillig los. „So eine erbärmliche Feigheit kam mir nie in den Sinn, alberner Spaßmacher! Iſt es vielleicht blos eine fixe Idee von mir, daß ich noch lebe? Trage ich nicht das ganze Gewicht dieſer geiſtloſen Maſſe auf mir? Hei! heroiſches Jahrhundert! Packeſel ſind auch Helden.“

— „Um meine Leſer nicht zu ermüden, will ich ihnen meinen Freund Iſidor ganz kurz beſchreiben.“ —

„Nun, ich bin neugierig, ob er mich auch treffen wird?“

— „Mein Bühnencollege Iſidor war ein wohlgewachſener, kräftiger Mann, man konnte ihn ein Muſter männlicher Schönheit nennen; aber ſeine Bizarrerien verdarben ſtets gar bald den guten Eindruck, welchen ſein Äußeres hervorbrachte. Er war der lebendige Widerſpruch, und bildete ſich ein, die ganze Welt müſſe nach ſeiner Pfeife tanzen;

der Kopf wirbelte ihm ſtets von den tollſten Ideen, er befand ſich am liebſten in dem Labyrinth ſeiner Gedanken; unbegreiflicher Weiſe war er trotz ſeiner Brütſucht der leichtſinnigſte Menſch von der Welt, und tollte mit jedem Schritt gegen alles Herkommen; — eine ſeiner Lieblingsphantaſtereien war die Vorſtellung, daß jeder Menſch eine Art von Memnon ſei, oder wenigſtens bildete er ſich ein, ſelbſt Memnon zu ſein, ein ſteinernes Bild, aus deſſen Bruſt erſt Aurora den Klang hervorrufen werde.“ —

„Nicht übel! Ja, ſo ziemlich, wie er ſich räuſpert, und wie er ſpuckt, das haſt du mir halbwegs abgeguckt. Wie? nicht mehr? Eine Maus iſt nach Egypten geſchwommen. Hahaha! Ich möchte den Mäuſerich auf einem Katheder ſehen, im ſchwarzen Mäntlein, Collegien leſend über die Magie der Muſik; — ach Gott! ein Lakai ſollte Freiheitsprediger werden? Baumwolle herbei, Baumwolle — ohne Syrenen! Nun laß hören, Apis! laß hören!“

— „Es war ein ſchöner Morgen, als wir uns Beide in einer romantiſchen Waldſchlucht befanden, und über unſere trübſeligen Verhältniſſe gottſelige Betrachtungen anſtellten. Da kam meinem Freund Iſidor plötzlich ein toller Einfall. „Höre,“ ſprach

er zu mir, „mir geſtaltet ſich ein herrlicher Novellenſtoff im Kopfe. Wir wollen ihn zuſammen ausarbeiten und die Geſchichte dann in der Dämmerungszeitung abdrucken laſſen.“ —

„Das iſt nicht wahr, das hat er romantiſirt; ich dachte blos an das göttliche Vieruhrbrod und den verantwortlichen Garkoch.“

— „Wir wollen in der Novelle zwei geniale Freunde anbringen, ſo nach ungefähr unſerm Seelen- und Schuldenkaliber, welche den Kontrakt ſchließen wollen, daß einer den andern verrückt mache, einer am andern zum Mephiſtopheles werde. — Oder meinſt du nicht, daß es beſſer wäre, wenn wir ſelbſt die Helden unſerer Erzählung würden, und ſie, ſtatt zu ſchreiben, durchlebten? Das wäre doch origineller.“

„O pfui, Cäſario! mir dieſe Worte unterzulegen, ich habe in meinem Leben nicht mit Originalität kokettirt; denn warum mit etwas kokettiren, was jeder hat? Stellt nicht ein Schuſterjunge ſeine Werke ſo originell in den Glanz, als ein Hofmaler? Iſt ein Infuſorium weniger originell, weil es kein Elephant iſt? O pfui, mir mein Selbſt wegzuläugnen, dadurch, daß ich es für eine neue Sorte von goldnem Kalbe ausgäbe. Wenn ich

wirklich bin, warum ſollt' ich's erſt andern ſagen?"

— „Ich ging auf ſeine Tollheit ein; wir gaben uns wechſelſeitig die Hand, ſelbſt die Helden unſerer Lebensnovelle zu werden, und einer den andern verrückt zu machen. Man hat zuweilen ſein Phantaſieräuſchchen, wie man ſein Weinäffchen hat." —

„Zuckerſüß, mein Clauren der zweite! Jetzt kommen gewiß ein Paar Kommiſſionsräthchen, Perlenzähnchen und tauſend Stück Auſtern, ſie liegen mir ſchon bei dem bloßen Gedanken daran im Magen. O Cäſario, was hat dir meine arme Seele gethan, daß du ſie als Puppe tanzen läßt? Bin ich ein Memnon, warum willſt du mich überraſpeln? Weg mit der Feile, weg mit dem Stemmeiſen, plumper Steinmetz!"

— „Wir dachten Beide nicht mehr an unſern humoriſtiſchen Kontrakt, als wir einſt unvermuthet bei einem reiſenden Engländer zu Gaſt gebeten wurden; an jenem Tage ſchürzte ſich, uns Beiden damals unbewußt, der Knoten unſerer Novelle, deſſen Löſung meinem armen Freunde den Verſtand koſten ſollte." —

„Was leſe ich denn da? Werden die Lettern

rebelliſch? Hm! er wird tolles Zeug fingiren, er wird ſich wieder bis zur Phantaſie hinaufſchrauben wollen, und die Unendlichkeitsſchraube der Spießbürgerlichkeit erwiſchen. Er verlangt von Prometheus heiliger Lohe, und nimmt mit der — eines Lohgerbers vorlieb. Jetzt kömmt er allmählich in's Chamäleontiſche der Modenovellchen hinein. Gott ſei Dank! Er wird nach und nach natürlich; — und was er bis jetzt für Wahrheit ausgegeben, iſt am Ende doch erlogen geweſen. Ha! das möcht' ich ſo gerne! — Wahrheit! Wahrheit! Was iſt Wahrheit? Was man ſich denkt, oder was man thut? Läßt Wahrheit ſich denken? Puh! nur kein Chaos wieder! — Pah! matte, hohle Fiction; das wird kommen; ich weiß es im Voraus."

— „An jener Tafel ſah ich zum erſtenmal, nein, nicht zum erſtenmal, — ſah ich die reizende Tochter eines liebenswürdigen Doktors aus Hamburg wieder." —

„Alle Teufel! das iſt Eugenie, wie er auch immer ſie nennen möge; er heißt ſie: reizend, ich ſah kein anderes Weſen je auf Erden, dem dieß Wort wie eine Krone gebührte, als ſie. Ho! über die Liebenswürdigkeit des dicken Doktors! — Wenn Cäſario es wagte, Eugenie in die Geſchichte zu

verflechten, den Engel in Verbindung mit dem Teufelskontrakt zu bringen?! Hinweg, hinweg, du keimender ſataniſcher Gedanke, daß ein Menſch wirklich zum Satan werden könne! — Der Teufel iſt ja nichts; aber der Menſch, dacht' ich immer, iſt etwas, und ſollte ein Etwas wieder zum Nichts werden können? — Nein, nein! 's iſt unmöglich."

— „Ich liebte ſie vom erſten Augenblick an, als ich ſie geſehen, aber ob meine Leidenſchaft erwidert würde, war mir ein Räthſel. Ihr Vater gewann mich lieb und machte mir den Vorſchlag, meinen damaligen Stand zu verlaſſen, mit ihm zu reiſen und mich um eine Stelle zu bewerben. Mein Freund Iſidor war eines Morgens plötzlich verſchwunden, nachdem er zuvor im Spielhauſe einen bedeutenden Gewinnſt gemacht und mir einen Zettel hinterlaſſen, welchen ich meiner Geliebten übergeben ſollte; er enthielt in den exaltirteſten Floskeln und Hyperbeln das Geſtändniß, daß Er ſie liebe und wieder zu ſehen hoffe." —

„Hahaha! ja, das muß wahr ſein; denn eine ſolche Niederträchtigkeit läßt ſich nicht erdichten, oder, wer ſie erdichten kann, muß fähig ſein, ſie zu begehen. Meinen Brief an ſie geleſen?! Ein Freund, — ein Freund! — O ich Thor! Es iſt ja nur eine

Fiction. Oder iſt's Wahrheit, und träumte blos ich?! Weiter, weiter! ich will doch ſehen, wie weit man erfinden kann, — nein, wo ich aufhörte, zu träumen."

— „Ich übergab den Zettel dem holden Mädchen; ſie empfing und las ihn mit Gleichgültigkeit. Ich lebte wieder auf, als ich ihre Ruhe bemerkte. Der Tag der Abreiſe rückte heran, ich fuhr, — es waren Göttertage, — mit meiner Geliebten und ihrem Vater nach Hamburg." —

„Mehr Salz in deine Erzählungen, mein treuer Bettelſkribent! Warum warſt du blos im Anfang ſo witzig? Mehr Ironie hinein, denn die ganze Erzählung iſt doch nur eine Ironie auf die Freundſchaft, auf das Leben, auf meine geſunden Sinne. Nein, nein! Jetzt kommt die Wahrheit, ich fühl's am fieberiſchen Zucken aller meiner Pulſe; bis jetzt hab' ich geträumt; nun kommt's, nun werde ich ſehen, wie ich gelebt, gehandelt! Das Orakel geht rückwärts. Blick' in den Spiegel, Krebs!"

— „Der Vater meiner Geliebten hielt, als wir in Hamburg angekommen waren, treulich Wort an mir; ſeine Protektion, ſeine Bekanntſchaften verſchafften mir bald eine Stelle, bei welcher ich Anfangs freilich nur ein beſcheidenes Auskommen fand,

aber der Gedanke an meine Geliebte, der Wunſch ſie zu beſitzen, ſie ſelbſtſtändig zu ernähren, verdoppelten, verzehnfachten meine Leibes- und Seelenkraft, begeiſterten meine Feder in den Nebenſtunden, welche ich trefflich auf Prozente legte.“ —

„Ein Wucherer, ein Wucherer, mein zuckerſüßer Nebenſtundenhanns!“

— „Meine Bemühungen ſchlugen nicht fehl; der Vater meiner Geliebten gewann mich von Tag zu Tag lieber, und als ich ihn eines Abends bei'm freundſchaftlichen Mahl um die Hand ſeiner Tochter bat, gewährte ſie mir der treffliche Mann und Eugenie ward meine Braut.“ —

„Eugenie!“ ſchrie Iſidor wie raſend, und ſank auf den Stuhl zurück, beide Hände vor's Geſicht preſſend. So ſaß er wohl eine halbe Stunde lang; es war ihm wüſt zu Kopfe. Allmählich rang er ſich endlich aus ſeinem Hinbrüten los und ſprach leiſe: „Ja, jetzt weiß ich, daß ich blos geträumt habe; es iſt wahr, was er lügt; aber mein Leben war ein Mährchen. — Weiter, weiter, mein Freund, ich will ja nicht denken, daß ich je gedacht, nicht fühlen, daß ich je gefühlt. Weiter mit deiner Wahrheit, Prophet! Ich muß ſie zu Ende wiſſen, damit ich mich des Wahnſinns erwehren kann, denn ich

will nicht toll werden, ich will's nicht. Hahaha! ich kann's auch nicht, liegt denn nicht noch die Nacht auf mir, die mich von Anbeginn her verſteinert hat? Still da drinnen, in deinem granitnen Gehäuſe, ſtill Paganini, du ſollſt ja nicht tödten, nicht verknechten, ſelbſt frei werden. Wehe, wie mir's ſo eiſig wird! — Luft! Freiheit! Luft!" — Aber, wie er ſich auch immer wehren mochte, aus den Lettern zog es ihn magnetiſch an; er mußte weiter leſen, und las:

— „Von meinem närriſchen Freunde erfuhr ich geraume Zeit nichts. Ich dachte ſchon, er habe ſich im Lebensüberdruß mit einer Kugel abgefunden, und jedenfalls meine Eugenie ganz vergeſſen; denn nicht einmal ein Brief gab ihr Kunde, wo ſich ihr origineller Liebhaber befände. Und Eugenie ſchien zu meinem großen Vergnügen an den Verſchollenen auch nicht mehr zu denken. Unſer Hochzeitstag war feſtgeſetzt; wie ewig langſam ſchlichen mir die kurzen Wochen, Tage, und Stunden, in welchen ich die Herrliche noch nicht mein Weib nennen durfte! Endlich, endlich brach der Tag heran, welcher meinen heißeſten Wünſchen die Krone der Gewährung aufſetzen ſollte. Die Stunde ſchlug, der Paſtor harrte, wir ſtiegen eben in die Wagen, als

ein Fremder haſtig auf uns zuſchritt. Wir achteten deſſen nicht und fuhren in die Kirche. Der Paſtor hatte die Liturgie gebetet und unſere Hände ineinander gegeben, als plötzlich hinter uns der Fremde ſtand, und, nachdem meine Eugenie das Jawort ausgeſprochen, mit dem Ausruf: „Typhon, Typhon!“ zu unſern Füßen ſtürzte. Unſer Entſezzen war unbeſchreiblich. Ich hob den Fremden auf und erkannte — Iſidor.“ —

„War ich's? war ich's wirklich?“ ſprach bei dieſer Stelle Iſidor. „Lebt' ich? Fühlt' ich? Dacht' ich? — Doch, doch, es muß wahr ſein. Ja, gewiß, ich war's.“ Er fühlte ſich an die Stirne. „Das brennt,“ ſprach er leiſe ſchmerzlich; „wehe mir! Und es iſt doch nicht der Strahl aus Oſten, der an den Granit pocht. — Luft, Luft!“

— „Ich ließ meinen wiedergefundenen Freund, bei welchem ſich ein ſehr gefährliches hizziges Fieber eingeſtellt hatte, in mein Haus bringen und ſorgſam pflegen. Natürlich ging unſere Hochzeit ganz ſtill und ohne Gepränge vor ſich. Eugenie und ich wachten am Krankenlager des armen Iſidor. Er ſprach im Fieber merkwürdige Dinge. Seine alte Lieblingsidee vom Memnon'sbilde ſchien ſeine ganze Seele auszufüllen. Er ſprach, daß er in

Egypten geweſen, in ſeinem ſchönen Heimathlande, daß er lange, verzaubert auf ſeinem baſaltnen Throne geſeſſen, daß der böſe Typhon, der Fürſt der Finſterniß, ihm lange nachgeſtellt und auf ihn laure, um bei'm erſten Strahl der Morgenſonne, welcher ihn wieder entzaubern und beleben ſollte, ihn für immer zu tödten; bald betrachtete er ſich als Memnon, bald als Oſiris, und ſuchte ſich vor dem Typhon zu retten. Da glaubte ich, daß der Fluch ſich umwende, da fürchtete ich faſt ſchon, auf mich ſelber pralle zurück, was ich ihm unwillkührlich angethan. Ich entſetzte mich vor dem Gedanken, wahnſinnig zu werden, wenn ich ihn, das Bild des Entſetzens, des Wahnſinns, anſah; und doch konnte ich nicht von ihm weichen, doch war ich feſt an ihn gebannt. Fruchtlos waren alle Bemühungen meiner treuen Gattin, welche alles Mögliche that, um mich von dem gräßlichen Gedanken zu befreien, der, ſo oft ich den armen Iſidor anblickte, immer gewaltiger und gewaltiger in mir auftauchte. Denn ſo oft er von dem tönenden Bilde ſprach und von der brünſtigen Hoffnung, daß die Morgenröthe nach einem Jahrtauſend ihn befreien werde, und ſo oft manchmal Anklänge aus unſerm Zuſammenleben dazwiſchen ſchollen, nagte das furchtbare Bewußt-

ſein der Schuld in mir, obgleich ich für ſeinen Wahnſinn nichts konnte. Aber ſo ſehr ich mich auch dagegen ſträubte, um ſo furchtbarer kehrte immer und immer wieder der Gedanke in mir zurück: „Du haſt ihn ſo weit gebracht, du biſt zum Teufel an ihm geworden.“ Und dieſe ewige Selbſtanklage brachte mich endlich ſelbſt nahe an den Rand des Wahnſinns. Im Wachen und Träumen wandelte ich als Mephiſto herum, verfluchte mich ſelbſt und verlachte doch im bitteren Hohn alles Heilige auf Erden, und freute mich doch, daß ich Mephiſto geworden; war ſelbſt Typhon, und dachte an nichts anderes, als an den Augenblick, wann das Bild entzaubert würde, ich auf ihn losſtürzen, und mich rächen wolle, dafür, daß er, an dem ich zum Teufel geworden, mich zum Teufel gemacht. Darauf lauerte ich: wenn er entzaubert würde, wenn er neues Leben gewänne, ihn anzufallen, ihn auszutilgen für die Ewigkeit ———“

So weit las Iſidor. Man fand ihn am andern Morgen faſt regungslos, die Hände auf die Kniee gepreßt, auf dem Stuhle wie auf einem Throne ſitzend. Die Kerze war tief herabgebrannt. Er gab kein Zeichen des Bewußtſeins; man rief augenblicklich den Arzt und verſiegelte ſeine Ef-

fekten. Der Arzt verfügte, daß Iſidor in das Krankenhaus gebracht wurde, welches unter der beſonderen Obhut und Verwaltung der barmherzigen Brüder ſtand. — —

Der Schluß von Cäſario's Erzählung lautete alſo:

— „Mein Schwiegervater ſah meinen gefährlichen Zuſtand ein, und verfügte, in der Vorausſezzung, daß meine gefährliche Exaltation verſchwinden würde, wenn der Gegenſtand, der ſie verurſacht, aus meinen Augen käme, — die Entfernung meines kranken Freundes aus unſerem Hauſe. Iſidor wurde in die Irrenanſtalt gebracht. Eugenien's treuer Sorge und liebevollem Weſen gelang es allmählich, die gräßlichen Bilder aus meiner Seele zu verſcheuchen. Ach, mein armer Freund Iſidor! Er ſtarb nach kurzer Zeit im Irrenhauſe und endete alſo doch durch einen Selbſtmord, denn ich war unſchuldig an der mörderiſchen Verwirrung ſeiner Phantaſie. Aber unſer Kontrakt, der auf eine ſo gräßliche Weiſe erfüllt wurde, wird mir bis an mein Lebensende unvergeßlich ſein, und ich leiſte, indem ich die Geſchichte des armen Iſidor niederſchreibe, nur eine traurige Pflicht; denn, als wir den unſeligen Kontrakt ſchloſſen, ſetzten wir zugleich

die Bedingung feſt, daß derjenige von uns Beiden, welcher bei geſunden Sinnen bliebe, die Kataſtrophe als Novelle drucken laſſen ſollte."

In dem Hoſpital der barmherzigen Brüder lebte ſeit nicht gar langer Zeit ein ſeltſamer alter Mann, welcher ſeinen ärmlichen Lebensunterhalt blos durch die Milde der geiſtlichen Herren bezog. Er ſchien ſich früher in beſſeren Verhältniſſen befunden zu haben, obgleich er ſich mit ſeinen jetzigen äußerſt zufrieden bezeigte. Übrigens erkannte man in ihm ohne große Mühe den Sonderling; er trug ſich, obgleich vieles Reden durchaus nicht ſeine Sache war, ſtets mit einer fixen Idee, welche aus ſeinem ganzen Benehmen hervorſchimmerte, und doch gab er ſich Mühe, dieſelbe wie ein Kleinod zu verſtekken. Wenn er nämlich allein war, oder ſich wenigſtens allein wähnte, pflegte er Stundenlang mit einem Stückchen Kreide auf dem Tiſche zu rechnen, als ob er Millionen zu verwalten hätte, oder im Staatshaushalt von ganz Europa betheiligt wäre. Das war ſeine liebſte Beſchäftigung; ſah er ſich belauſcht oder überraſcht, ſo löſchte er eiligſt alle Zahlen.

Er brütete eines Nachmittags über dieſer Beſchäftigung, als, ehe er ſich's verſah, der Frater Romanus hinter ihm ſtand und ſein Treiben eine geraume Weile unbemerkt beobachtete. Der Frater Romanus war von allen ſeinen Ordensbrüdern der geſchickteſte Arzt im Hoſpital. Kranke, welche von jedem andern Arzt ſchon aufgegeben waren, brachten ſeine Recepte wieder auf den Weg der Beſſerung; die Arzneien, welche er verſchrieb, bereitete er in der Apotheke ſelbſt, wie er ſich denn überhaupt in der Apotheke gern viel zu ſchaffen machte, und kein Stündchen bei Tage und Nacht verlebte, in welchem er nicht beſchäftigt war. Es ſchien manchem unbegreiflich, wie dieſer Mann, für welchen freilich die Segenswünſche und Dankgebete vieler hundert Geneſener zum Himmel empor ſtiegen, ſein Leben friſten könne, denn er aß nur einmal im Tage (und zwar kaum fünf Minuten lang,) etwas Fleiſchbrühe mit ein Paar Rindchen Brod, er trank nichts als Waſſer und ſchlief faſt nie; ja, er ſchien den Schlaf, ſo wie jedes Viertelſtündchen Müßiggang, zu haſſen, beinahe zu fürchten; in ſolchen Augenblicken verzerrten ſich die Züge ſeines ohnehin nicht freundlichen Geſichtes auf's Entſetzlichſte. Auch ſeine Reden, kurz und abgebrochen, vermochten Nie-

manden Vertrauen einzuflößen; er ſchien überhaupt das Reden nicht zu lieben. Er war ein Mann ungefähr tief in den Sechzigern.

„Wieder gerechnet?“ ſprach er mit finſterer Miene zu dem Gaſt des Hoſpitals.

„Woher wiſſen Sie? — Was wiſſen Sie?“ erwiderte dieſer, indem er ſich ängſtlich mit halbem Leibe über den Tiſch beugte, und als wie unwillkührlich, in raſcher Pfiffigkeit mit beiden Ärmeln ſcheu und beſorgt die Kreidezahlen vom Tiſche wiſchte.

„Was gerechnet?“ ſprach der Frater Romanus auf's Neue; „gerechnet wie ein Geizhals!“

„Wer? Ich? Wer ſagt Ihnen das? Ich bin arm, arm wie eine Kirchenmaus, ich habe nichts, nichts, keinen Pfennig; — ach, wie käm' ich ſonſt dazu, von der Gnade der Menſchen zu leben? — Was ich berechnet habe? Ich — o! — ich, — ich — ich habe berechnet, — wieviel Stunden das Jahr hat, und wieviel Jahre man zur Ewigkeit verleben muß, —“

„Ewigkeit? Ewigkeit?“ rief der Frater in wilder Aufregung; „nichts davon! Das wär' entſetzlich.“

„O, ich hoffe feſt darauf, hoffe auf ein Wiederſehen; es wäre ja grauſig, wenn man ſich drüben

nicht wieder ſähe," ſprach der Alte halb wehmüthig, halb bangend, halb freudig, halb ſchmerzlich.

„Nein, nein!" ſchrie Romanus, ſein Geſicht verzerrte ſich gräßlich, wie das eines Mörders; „nein, nein! das wird nicht ſein; kein Wiederſehen, kein's! kein's!"

„Es muß ein's geben, ach, hoffte ich nicht darauf, was hätt' ich ſonſt auf Erden? — Und auch hier gibt's noch ein Wiederſehen! Gewiß muß es ſchon hier ein's geben."

„Was? — In der Hölle Namen, nein, ſag' ich, nein! Wär' Alles umſonſt? Können hundert gute Thaten nicht ein einziges Verbrechen aufwiegen? Müſſen's! Ich wills! — Keinen andern Lohn, als: Künftig nicht ſein, niemand, nichts wieder ſehen!" Die innere Aufregung riß den Frater fort, ſeine Seele ſchien von furchtbaren Erinnerungen gefoltert, ſeine Lippen ſtammelten, ohne daß er's ſelber wußte, leiſe: „Martin! Vertilgt! Nie geweſen ſein!" —

„Martin?" rief, von dieſem Namen wie elektriſirt, der alte Gaſt des Hoſpitals, während er mit Jugendkraft aufſprang und ungeſtüm den Frater Romanus anpackte. „Martin?" ſchrie er, „was iſt's mit ihm? Wo hat er mein Kind? Meinen

Sohn, meinen Sohn ſoll er mir wieder geben. Rechenſchaft, Rechenſchaft will ich haben; Rechenſchaft gebt mir von meinem geraubten Schatz! Ich habe gedarbt, ich habe geſpart, ich habe gehungert, ich habe betrogen, ich habe gewuchert, ich habe meinen ehrlichen Namen hingegeben, habe mich als einen Schurken, als einen Banqueroteur vom Gerede der Leute brandmarken laſſen, alles für ihn, — —"

„Gebrandmarkt?" ſchrie der Frater Romanus in Verzweiflung und Entſetzen, und preßte ihm, in unſäglicher Angſt am ganzen Leibe bebend, beide Fäuſte vor den Mund; „ſtill, ſtill!" ſtöhnte er heiſer. „Mann, nichts verrathen, nichts vor die Aſſiſen gebracht; — will beichten, beichten!"

Aber der Cröſus rang ſich aus den Fäuſten des barmherzigen Bruders los, und ſprach gebieteriſch, in fiebriſcher Aufregung: „Rechenſchaft, Rechenſchaft will ich haben!"

„Still, ſtill!" kreiſchte der barmherzige Bruder in Todesangſt, der kalte Schweiß ſtand ihm auf der Stirne, als ſollte er zum Schaffot geführt werden; — „will ja bekennen, aber nur Gnade, Gnade gegeben! Nein, keine Gnade! Nur Gewißheit, daß er endlich aufhöre, mich zu verfolgen. Nie wieder ſehen! Ja! will bekennen. — Als Martin

verwundet geworden, ich ihn pflegte, da that ich's. Drückte ihm heimlich die zwei Buchstaben auf den Rücken, die T. P. Er wußte es nicht, ahnte es nicht, in der Ohnmacht, im Schmerz der Wunde. Ja, gethan! gethan! Seither folgt er mir, verfolgt mich, mit den Ketten rasselnd; geflohen aus Paris, aus Frankreich, durch die weite Welt, bis hieher, — aber er hetzt und hetzt und zeigt mir ewig die Flammenschrift. Vernichtung, Vernichtung!" schrie Romanus rasend, mit den Fäusten sich vor die Stirne schlagend; „so splittere doch auseinander, alberner Schädel! willst du denn ewig halten? Vernichtung!" heulte er nochmals; „Fluch über mich; ich habe bekannt, und kann doch nicht vergehen. Ha! — Darin liegt's: Ich konnte nie vergessen, drum kann ichs noch nicht. O, mein Schlaf! — Wer doch schlafen könnte, ewig schlafen, nicht der Narr des Traumes sein! — Pah! Traum ist Wahnsinn; gebe nichts drauf; will ihn zwingen den Wahnsinn, den Traum. Will mir ein Schlafmittel machen. Opium! Süße Träume! Alte Liebesträume, herauf! Euer will ich sein. — Hinab du! du sollst mich nicht finden, du mit dem Brandmal und den Ketten. O Schlaf, schütze mich vor dem Traum! Opium, Opium! das hilft."

„Und mein Kind?“ ſchrie der Cröſus. „Gib mir mein Kind wieder, Räuber, Diebsgeſell!“ Er faßte den Frater Romanus, er hing ſich an ihn, wie ein Vampyr: „Mein Kind, mein Kind!“ ſchrie er immer fort. „Ich muß es haben; — habe geſpart, habe gehofft; habe gebettelt, habe gehofft; mein Leben iſt mürbe, es hält ſich nicht mehr lang; ich möchte ſterben, und kann's doch nicht. Mein Kind, mein Kind!“ Er ward bei den letzten Worten faſt ſelber kindiſch, und wimmerte kraftlos; der alte morſche Leib brach nach der furchtbaren Aufregung zuſammen.

Da riß ſich der Frater Romanus von ihm los und rannte fort, die Blicke ſtier, den Kopf ſo wüſt, das Herz gerüttelt von Todesangſt, gehetzt vom rächenden Schatten. Es lag ihm in den Ohren wie Kettengeklirr; es brannte ihm in die Augen wie Höllenglut, — das Brandmal, immer das Brandmal.

Er rannte in die Apotheke des Spital's. Niemand war dort zugegen, als der Stößer, ein junger Laienbruder. — Es flirrte dem Romanus vor den Augen, als hätte er in's Feuer geguckt. Es zuckte ihm in den Händen, als hätte er glühendes Eiſen angefaßt. Er wankte und trippelte geſchäf-

tig, verwirrt, von einem Repoſitor zum andern, griff von einer Büchſe zur andern, verſuchte die Signaturen zu leſen, — vermochte es nicht. „Opium, Opium!“ ſtöhnte er leiſe vor ſich hin; „ich muß mir einen Schlaftrunk miſchen. Wo ſteht das Opium? — Da, da! — Nein dort! — Auch nicht! — Hier, hier! — Ich hab's!“

Damit war er an den Giftſchrank gekommen. Er fingerte drinnen herum, und fand die Ingredienzen zum Schlaftrunk. Er miſchte ſie, lächelte ſelbſtgefällig und murmelte: „Endlich einmal ſchlafen ohne Träume! Opium wirkt gut. Sollſt mich nicht finden; zurück, auf die Galeere mit dir! Ha! Billiger Lohn, denn du haſt mein ganzes Leben vergiftet, Martin! — Pah! Lache dein, Phantom der Hölle! Bin ja klug, und ein Meiſter in meiner Kunſt; habe hier den Trank, das Opium! — Schlaf, Schlaf — nur keine Träume!“ Er leerte die Phiole. —

Und der Schlaftrunk half bald, half in völliger einſchläfernder Kraft. Es dauerte kaum eine halbe Viertelſtunde, ſo erwachte er nicht mehr. Sein Antlitz war entſetzlich anzuſehen. Das Gift, das er blind, unwillkührlich erfaßt und gemiſcht, that ſeine Wirkung, — die Schuld ihre Schul-

digkeit. Er hatte sich selbst unbewußt gerichtet. Jetzt waren also die beiden Freunde Romain und Martin quitt; aber ob Romain trotz des Schlaftrunks den armen Martin nicht doch wiedersehen werde? Es gibt keine Hölle; aber ein Fortleben gibt's.

Als man die Leiche des Frater Romanus besichtigte, fand man beim Entkleiden derselben ein Packet, mit der Addresse: An Herrn von Waldstörchel. Der Frater hatte ihm dasselbe übergeben wollen, als er ihn gerade beim Rechnen überraschte. Ueber die für Romain so furchtbare Entwicklung des Gespräches vergaß er, es abzugeben; der geizige Waldstörchel brauchte ihm also doch jetzt die bedeutende Portovorlage nicht zu vergüten, welche der Frater dem Briefträger einstweilen aus seiner Tasche bezahlt hatte.

Als man dem alten Waldstörchel das Packet einhändigte, schien sein Gesicht wie verklärt. Er zog sich in einen abgelegenen Winkel des Spital's zurück, erbrach, nachdem er sich nach allen Seiten umgesehen, ob ihn Niemand belausche, das Amtssiegel, welches dem Couvert aufgedrückt war, und murmelte: „Endlich, endlich komm' ich doch

an's Ziel meiner Wünsche. Endlich bin ich ja auf der Spur meines Kindes; ich will diesen Romain schon zwingen, mir völligen Aufschluß zu geben; er muß es wissen, wo Martin meinen Sohn hingeschafft. — O Gott! Ich danke dir, daß du mir meinen gesunden Verstand bewahrst, daß ich alles durchschauen kann; ich danke dir, daß du mir einst den Frevel Romain's zu Ohren kommen ließest; denn damit will ich ihn zwingen. O Gott! Wie unerforschlich sind deine Wege; den ganzen Continent habe ich durchreist, um die Spur zu finden, und hier endlich — — Ha!" (Er durchblätterte hastig mit zitternden Händen die Papiere des Packets — Staatsobligationen.) „Hier endlich, gerade zur rechten Zeit, habe ich mein ganzes Vermögen wieder, — ja, eins, zwei, fünf, dreißig, fünfzig, — alles, alles, es fehlt nichts; Capital und Prozente; der ganze Stamm des Vermögens und die tausendfältigen Früchte — alles für ihn, für ihn! Ich habe im Geist unserer Familie wacker gehandelt, ich habe die Stiftung treu bewahrt und vermehrt, — ich kann mit gutem Gewissen vor meinen Sohn hintreten, wenn ich ihn endlich, bald gefunden, kann ihm alles übergeben, alles, alles, und mir nichts von ihm dafür

zurück erbetteln, als ihn ſelbſt. Ja, dann bin ich reich, dann bin ich glücklich.“

Er ſteckte die Obligationen ängſtlich zu ſich, dicht auf die bloße Bruſt; „keine Seele darf es wiſſen,“ dachte er; „daß ich reich bin, ſonſt wäre ja meine ganze lange Verſtellung vergebens; ſonſt würden ſie mir ja auf's Neue den Aufenthalt meines Sohn's verbergen wollen, um mein Vermögen an ſich zu raffen; denn darum mußte ich ja mein ganzes Leben hindurch meinen Sohn entbehren. O ich bin klug, bin, Gott ſei Dank, bei geſunden Sinnen, und weiß, wie ſie von jeher Luſt hatten auf mein Geld. Aber, habe ich ſie damals getäuſcht, als ich den Banquerot fingirte, als ich, um obendrein noch zu ſparen, auf meinen Reiſen als Bettler lebte, habe ich ſie jetzt getäuſcht, daß ſie mir das Gnadenbrod umſonſt geben mußten, damit ich für meinen Lebensunterhalt nicht unſer Stamm-Capital, das Vermögen meines Sohnes angreifen durfte, — Geduld, nur Geduld! ſo will ich euch auch noch die kurze Friſt täuſchen, bis ich mein Schmerzenskind wieder gefunden. Dann fort mit dir, Maske, dann fort mit dir, du Klugheit, die mein Hirn faſt aufdörrt, dann brauche ich euch nicht mehr, dann bin ich ja reich, wie keiner auf Erden.“

Er ſchlich ſich nun zur Stube des Frater Romanus, um den Aufſchluß endlich zu erhalten. Er fand ihn natürlich nicht mehr. Er erkundigte ſich, ſcheinbar gleichgültig, um ihn; da erhielt er die Nachricht von dem räthſelhaften Tode des barmherzigen Bruders. Die Nachricht machte ihn faſt ſelbſt zur Leiche. „Alles in Händen!“ — ſtöhnte er; „Alles verloren! — Hm, hm, hm! — Hahaha! Mich betrügen ſie doch nicht! Bin meines Verſtandes zu ſehr Meiſter, als daß ſie mich verrückt machen könnten. Fehlgeſchoſſen, meine Herren. Ich gehe zu Gericht, ich gebe euch an; ihr habt den Frater Romain vergiftet, nicht er ſich ſelbſt, — ihr, ihr habt es gethan, um mir die Möglichkeit abzuſchneiden, meinen Sohn zu finden, um mein Vermögen für euer Hoſpiz — — hahaha! Glaubt ihr wirklich, ihr Herren, daß ich einen Pfennig in der Taſche habe, und mein ganzes Vermögen auf der —? Wer hat euch das geſagt? Es iſt eine Lüge, ſchändliche Lüge! Ich bin arm, ärmer als ſonſt ein Bettler; — ich bin reich; ja, mein Sohn, nimm hier, nimm alles, was ich dir ſeit deiner Wiege zuſammengeſpart; — gib mir nur dich dafür, mir dich! Gelt? Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden? Ach, an meinem Herzen

trage ich jetzt dich, meinen einzigen Schatz. — Komm, komm! Laß uns aus dieser Welt fortflüchten, wo sie mit tausend Augen auf uns lauern, mit tausend Armen nach uns haschen, mit tausend Leibern zwischen uns treten, um uns zu trennen, und dir zu rauben, was dein ist, dein Geld, — mein Herz. Fort, fort, über den Ocean, auf eine Insel, in einen festen sichern Thurm, wo niemand uns auswittert, wo wir alles in Gold haben, und Arm in Arm, Herz an Herz d'rüber brüten wollen, und zählen, — rechnen, — zählen —"

Es fiel niemand ein, den armen Crösus seiner Schätze zu berauben, denn man wußte ja auch gar nicht, daß er sein unermeßliches Vermögen in Papieren am Herzen trug. Dessen ungeachtet drückte er die Ellenbogen fest an die Rippen, die verkreuzten Hände fest an die Brust. In dieser Stellung mußte man ihn aus dem Hospital fortbringen, nach dem Irrenhause.

Den Staatsobligationen hatte ein Schreiben der hamburger Behörde beigelegen, worin dem Herrn von Waldstörchel die Nachricht gegeben wurde, daß sein alter Buchhalter gestorben sei, und daß man, als man nach diesem Todesfall dessen Haus von Amtswegen untersucht, das sämmtliche Vermögen

Waldstörchels und mehrere Briefe des Letzteren an den Buchhalter gefunden, deren jüngster der Behörde den jetzigen Aufenthaltsort desselben verrieth. Zu gleicher Zeit hatte sich auch die Urkunde vorgefunden, in welcher der Buchhalter bezeugte, daß er das Vermögen Waldstörchels bloß zur Aufbewahrung erhalten, und die Verpflichtung habe, vor seinem Tode dieß der Behörde zu wissen zu machen, damit das Vermögen an den Eigenthümer abgeliefert werde. Der alte treue Buchhalter hatte auch wirklich zu diesem Behufe ein versiegeltes Schreiben an die Behörde in seinem Pulte hinterlassen.

——Isidor lag im Fieber auf dem Siechenbette; seinen Freund Cäsario wähnte er vor sich zu sehen.

„Geh," sprach Isidor; „laß mich, ich beschwöre dich. Verwandle dich nicht in den schwarzen Pudel; ziehe nicht den Feuerkreis um mich. Der Kreis wird eng, schon wird er nah!"

„Du siehst, Fauste! ein Hund und kein Gespenst ist da," erwiederte Cäsario höhnisch; „ich knurre und zweifle, — alles Hundebrauch; — du sprichst mich an, ich strebe an dir hinauf; verliere

was, ich will dir's wiederbringen, nur den Verſtand nicht, nach dem will ich nicht in's Waſſer ſpringen!"

„Du haſt wohl recht," erwiederte Iſidor; „ich finde an dir nicht die Spur von einem Geiſt, und alles iſt Dreſſur. — Knurre nicht, Pudel; zu den heiligen Tönen, die in mir brauſen, will der thieriſche Laut nicht paſſen."

„Nun, laß uns davon abſehen, Iſidor-Fauſte; du weißt, ich bin ein gründlicher, braver, honetter Mann geworden; du kannſt dich nicht beklagen, daß ich nicht nach Pflicht und Gewiſſen alles aufgeboten hätte, dich verrückt zu machen."

„Ich bitte dich, Prahlhanns von Teufel, ſchweig' ſtill davon; und ſtelle dich nicht ſo gegen Oſten vor mich hin. Geh, du biſt ein Pfuſcher von Teufel. Laß dir von der Hölle das Schulgeld wieder geben, und meinen Verſtand dazu, denn du kannſt eine doppelte Portion Gehirn gut brauchen. Pfui, Teufel! Hältſt du mich für einen ſo dummen Teufel wie dich, daß ich wirklich um einer Schürze, um eines Strumpfband's willen närriſch ward? Geh, geh! du biſt ein langweiliger Teufel, mich auf eine ſo thonklößige Weiſe beſchimpfen zu wol-

len.“ Geh! Pudel! Du haſt den Zirkelſchlag in deinem Feuerkreiſe nicht getroffen. Da, ſchau mich an, wie felſenfeſt ich noch daſtehe, gelt? Recht von Granit! Und du glaubſt wirklich, ich ſey um einer Liebſchaft willen zum Häring geworden? Ach über die armen wahnſinnigen Häringe! Nein, ſchau mich an; da ſteh' ich, klug wie zuvor, und klüger als wie zuvor, und lache deiner, wie du dich ſtümperhaft abquälſt, an mir zum Teufel zu werden, und voll Reue miauſt, wie eine gezwickte Katze, und nun, da du es dahin gebracht zu haben wähnſt, dummer Teufel, ſelber verrückt wirſt, voll lauter hölliſcher Moralität! Brav ricochetirt, du bleierne Kugel des Wahnſinn's! An mir, am Granit prallt ſie ab, und platt gequetſcht, quetſcht ſie noch den Reſt deiner Menſchlichkeit zu Brei. Ich bin bei Sinnen, du ſelber verrückt, aus Luſt, mich verrückt zu machen. Gelt? Da iſt wieder die Schlange, die ſich in den Schwanz beißt?“

Aber Cäſario am Bette neigte ſich über das Haupt des Kranken höhniſch herab, und raunte ihm zu: „Soll ich Ihnen vielleicht die Novelle wieder vorleſen, um Sie in Ihrer trüben Stimmung etwas aufzuheitern, mein allercharmanteſter

Freund? Alles nach Contract! Alles um Geld! Alles um's Ich! Denn Seyn heißt Eſſen.“

„Da kommt der Pferdefuß, die Pudelpfote, der Eſelshuf zum Vorſchein. Ich gebe mich gefangen, Mephiſto, ich habe dir ja meine Seele verſchrieben. Du haſt den Achilles in der Ferſe getroffen, alte Schlange. Hinweg vom Philoktet! ringle dich auseinander, laß mir frei den Paß, o ich kenne dich, ich weiß, was du willſt; du lauerſt nur darauf, bis ich wieder lebendig werde, um mich dann für ewig zu tödten. Aber das kannſt du nicht, obwohl du ſo viel von teufliſchem Verſtand haſt, um in der Welt als ehrlicher Menſch zu gelten; kannſt's doch nicht, denn ich bin und werde ſeyn. Hinweg! ſage ich dir, ſonſt reiße ich dir den ſchwarzen Frack vom Leibe, daß man dich in deiner ganzen ſcheußlichen Typhonsgeſtalt erkenne. Hinweg! ſage ich dir, du haſt mich ja nur hier in dein Haus zu Hamburg gelockt, um mir unter'm Deckmantel des Mitleid's, unterm Schlafrock der Barmherzigkeit die Seele auszuſaugen, um mir immer nur von deiner hölliſchen Novelle zu erzählen, um mich durch den Gedanken wahnſinnig zu machen: meine Eugenie ſei dein. Hahaha! Als ob Aurora des lieben Auskommens halber den

Ihn aus der Wolfsschlucht heirathen müßte! Ich will nicht länger mehr bei dir bleiben, in der ewigen Angst, von deinem Wahnsinn angesteckt zu werden! Denn, würde auch ich wahnsinnig, es wär' zu gräßlich."

Er schwieg und sann, und lauerte, ob er keinen Augenblick erspähen könne, wann Cäsario ihn nicht bewache. Er zählte die Sekunden wie Jahre, wann er sich endlich befreien könne. Es lag ihm eine fürchterliche lange Nacht auf dem Herzen, und enge steinerne Bande wanden sich um seinen Leib. Er harrte und harrte, ach! die Nacht wollte kein Ende nehmen. Endlich tobte es wirr von innen her an seine Hörorgane. Es schwoll ihm, als müßte es die Brust zersprengen. Kommt Aurora endlich? dachte er. Und als er's dachte, war es ihm, als schösse ein flammender Pfeil in die Nacht und durchbohre den teuflischen Hüter an seinem Bette. Er fühlte sich frei. Neues Leben durchjagte sausend, elektrisch alle seine Pulse. Er sprang mit frischer Kraft vom Siechbett auf, zum Hause hinaus, durch die Straßen fort, fort in's Weite.

Nach langer Frist fand er sich in einer ganz fremden Welt wieder. Ueber ihm wölbte sich im unermeßlichen Bogen der Himmel, ganz wolkenlos

und heiter; vor ſeinen Blicken lag die endloſe, blendendweiße Wüſte, am fernen Rande hoben ſich die ſchroffen, hellröthlichen Granitberge. Nirgends eine Blume; nur Obelisken ſtanden da, wie hoch empor geſchoſſene Stengel. Von der Wüſte her wehte ein glühender Wind. Lechzend blickte der Flüchtling rings um nach Labung. Aber da war kein Thautropfen zu finden. Endlich zeigte ſich die Schlange des Nils. Langſam und zäh wie Lava zogen die Wellen dahin; in ihrer Mitte erhob ſich ein Lotos mit geſchloſſenem Kelch. Er wollte hinabſteigen in's Flußbeet; aber es eckelte ihm vor der entſetzlichen Fluth. Da ſtürzte er auf ſeine Kniee und rief: „Egypten! Geliebtes Land meiner Kindheitsträume! Nun habe ich dich endlich nach ſo langer Irrfahrt betreten, und du läßt mich verſchmachten? Wer gibt mir Rath, Troſt, Labung?“

Er ſchritt vorwärts. Da lag eine Sphinx im Sande; die begann zu ihm zu ſprechen: „Hüte dich vor Typhon! Das Leben iſt Typhon. Er wird dich verſteinern. Der Lotoskelch thut ſich nicht eher auf, als bis das Räthſel gelöſt iſt. Was iſt das: Frei — und doch geboren? Geſtorben — und doch lebendig? Der Herr und doch ſein eigener

Knecht? — Wenn das Räthſel gelöſt iſt, entfaltet ſich der Lotoskelch; darinnen liegt die Thräne.“

Iſidor ſetzte ſich auf einen Altar, der einſt ein Götterbild getragen, und ſann über das Räthſel. Aber je mehr er ſann, deſto mehr verfing er ſich in ſeinen eigenen Gedanken, und ſann über dieſe, und vergaß über dieſe, dem Räthſel nachzuſinnen.

Da kam es mit großen Schritten über die unabſehbare Fläche der Wüſte einher gegangen; er merkte es lange nicht; denn er ſann immer und immer noch. Es war der rieſengroße Typhon. Jetzt ſtand er dicht hinter des Sinnenden Rücken, und legte ſeine beiden Hände auf deſſen Haupt, und preßte und preßte. Da fühlte der Unglückſelige, im Augenblick, als er ſich endlich aufraffen und die Kraft ſeiner Fäuſte zur Nothwehr gebrauchen wollte, daß er ſtarr und regungslos geworden. Er konnte ſeine Hände, die auf den Schenkeln und Knieen lagen, nicht mehr heben, die Füße nicht bewegen zum Aufſtehen, das Haupt nicht mehr wenden, um zu ſehen, wo der Feind ihn angefallen, und obwohl er nach Oſten ſah, wußte er doch nicht mehr, wo Oſten liege, denn ringsum war tiefe Nacht. Er wollte die Lippen aufthun, um zu ſprechen, aber umſonſt; die Lippen waren ſtarr geſchloſſen, keinen

Ton vermochte er draus hervorzupreſſen. Und doch brauſte und wogte es in ihm ungeſtüm; er fühlte, der Klang war da, aber — eingekerkert. Er war verſteinert.

Und ſo ſaß er lang, furchtbar lang, auf dem Altar wie auf einem Throne, verknechtet von dem Typhon, der ihm die Hände noch immer auf's Haupt preßte, und doch ſaß er wie ein König, ſtolz und aufrecht; der Typhon vermochte die ſteinerne Form nicht zu beugen. Er ſaß, und ſann, und ſann noch lange, aber es war ihm, als hätte er das Räthſel ſelbſt vergeſſen, welches die Sphinx ausgeſprochen. Es war ihm mehr als einmal, als ſei er verdammt, die Ewigkeit hindurch verſteinert zu bleiben; aber da regte ſich wieder der Klang in ihm, und der Gedanke wurde wach: Kann der Typhon meine granitnen Schultern nicht beugen, und nicht mein ſteinernes Haupt, ſo ſehr er auch nieder zu malmen verſucht, ſo muß auch die Aurora kommen, Mutter und Geliebte zugleich, muß wecken, und neu zum Leben bringen den bräutlichen Sohn. Und ich bin; und Aurora, Hoffnung iſt auch. Der Klang lechzt nach Freiheit; meine glühenden Granitlippen nach Labung, nach der Thräne, dem Kuß.

Aber Aurora kam immer und immer noch nicht. So ſaß er wohl lange Jahre auf dem alten Altar, ſeinem Königsſtuhl, als ſtarres, ſteinernes Bild. Und die Lotosblüthe im heiligen Nil that auch ihren Kelch nicht auf. Aber im Memnon lebte der Klang. — — — —

Der arme Kilian hatte ſeit jenem Paroxismus, welcher die fröhliche Tiſchgeſellſchaft des Lords vor neun Monaten ſo unerwartet erſchreckt hatte, durchaus keine Spur vom Wiederkehren ſeiner früheren fixen Idee an den Tag gelegt. Er war ein gar friedlicher, ſtiller Mann, der gute alte Kilian, in ſeinem grauen Röckchen. Der Inſpektor des Irrenhauſes trug daher auch kein Bedenken, ihn auf's Neue als Wärter anzuſtellen in einem Dienſte, welchen Kilian mit aller Pünktlichkeit und Gemüthlichkeit verſah. Er allein konnte auch mit dem bösartigſten Narren gut auskommen. Und, ſo wie er jetzt ſich benahm bei ſeinem traurigen Brod, ſo war er auch früher im Leben geweſen. Freilich in ſeiner Jugend hatte er viel von einem lockeren Geſellen an ſich, aber ſpäter neigte er ſich allmäh-

lich zu einer ſtillen zurückgezogenen Lebensweiſe, verkehrte viel mit Bekehrern und gerieth endlich, ohne es zu wiſſen, ſo tief in das Labyrinth des Pietismus, daß er allmählich den Verſtand darüber verlor. Zwei Begebenheiten brachten die Krankheit ſeiner Seele, welche lange genug heimlich nagte, zum völligen Ausbruch. Er hatte ſich erſt in reiferen Jahren vermählt, mit einem lieben, guten, hausmütterlichen Weibe, welches bei weitem jünger war als er. Er lebte mehrere Jahre mit ihr in einer ſehr glücklichen Ehe, allein es gefiel dem Himmel, die heißeſten Wünſche der beiden Gatten, namentlich des Vaters, nicht zu erhören, und ihnen kein Kind zu ſchenken. Kilian wurde öfters dadurch trübſinnig, und ließ ſich endlich von den Bitten ſeiner Frau bewegen, die Geſellſchaft fröhlicher Freunde aufzuſuchen. Dieſe neckten ihn im luſtigen Kreiſe zu wiederholtenmalen ſeines Trübſinns halber. Man verſuchte verſchiedene Mittel, ihn aufzuheitern, und bewog ihn, mehrere Ausflüge mitzumachen. Auf einem ſolchen geſchah es, daß er ein reizendes Mädchen kennen lernte, die verwaiſte Tochter eines Pächters, welche bei ſtrengen Verwandten als Aufwärterin diente. Das arme Mädchen dauerte ihn; ſie beſaß viele Bildung,

welche er nicht erwartet hatte; das zog ihn an; er besuchte sie öfters; die Heimlichkeit hatte einen eigenen Reiz, und daraus erwuchs endlich sogar eine zärtliche Neignng. Er vergaß im Taumel des Glükkes erwiederter Liebe seine treue Gattin, bei welcher er kleine Geschäftsreisen vorschützte, vergaß sogar die mannichfachen Skrupeln, welche ihm vielleicht später sein Pietismus erwecken konnte. Kurz, er gab sich, von diesem heimlichen Verhältniß ganz umgewandelt, dem Glück des Augenblickes völlig hin. Das Pfand seiner Liebe war ein holdes Kind, welches die Mutter, Gott weiß, nach welchem Roman — Narzissa tausen ließ. Aber eben die Geburt des Kindes, und der bald darauf erfolgte Tod der Geliebten erschütterten seinen Leichtsinn gewaltig. Das Kind wurde später in ein Waisenhaus gegeben, dann entlassen und mußte endlich bei den Verwandten ihrer Mutter um einen Dienst nachsuchen. Sie hatte die traurigste Behandlung zu erfahren. Eine Seiltänzergesellschaft kam endlich in den Ort; Narzissa, der unbarmherzigen Behandlung müde, von den mancherlei Vorspiegelungen der Künstler verlockt, verließ mit diesen heimlich ihre Verwandten. In der Folge begab sie sich zum Theater.

Der Himmel hatte einige Zeit nach dem für

Kilian ſo traurigen Vorfall, als ſeine Geliebte geſtorben war, denſelben mit einem Sprößling ſeiner Ehe beſchenkt, einem holden Töchterchen, welches in der Taufe den Namen Antonie empfing. Aber ſeit Kilian ſeiner Gattin untreu geworden, ſchien ſich ein Fluch an ihn zu ketten. Kaum ein Paar Tage nach Antonien's Geburt ſtarb ſeine Gattin. Jetzt erſt lernte er einſehen, wie innig ſie ihn geliebt, wie bitter und tödtlich er ſie durch ſeinen Frevel gekränkt. Der Pietismus machte ſeine Rechte geltend. Furchtbare Reue nagte an ihm Tag und Nacht, und von Tag zu Tag wuchs immer kräftiger in ihm die fixe Idee, daß er des Himmels Strafgericht, dem er ſelber verfallen ſei, auch auf ſeine ſchuldloſe Gattin herabgezogen habe. Dieſe gräßliche troſtloſe Idee entwickelte ſich in ihm allmählich dahin, daß er ſich geradezu die Schuld beimaß, ſeine Gattin getödtet zu haben. Dieſe Idee brachte ihn endlich in's Irrenhaus, wo es langer Jahre bedurfte, ehe er fähig wurde, ſich in ſo weit zu beruhigen, daß er endlich als Wärter verwendet werden konnte. Die arme Antonie hatte man damals nach ſeinem Unfall in ein Waiſenhaus gebracht; die Ärzte gaben alle Hoffnung auf, daß Kilian je wieder den vollen Gebrauch ſeiner

Vernunft erlange, auch hatte er, während des langjährigen Aufenthalts endlich das Irrenhaus wie ein Asyl, wie eine traurige Heimath liebgewonnen.

Man kann an Irrsinnigen die Bemerkung bestätigt finden, daß Einzelne ungeachtet der Verwirrung aller übrigen Vorstellungen, wenn Eine fixe Idee sie tyrannisirt, stets noch einer merkwürdigen Selbstbeherrschung und Verstellung fähig sind, welche ganz den Anschein einer systematischen Klugheit hat; die Stärke und Consequenz dieser Verschmitztheit steht im gleichen Niveau mit der mehr oder minder gestiegenen Tyrannei ihrer fixen Idee; diese Verschmitztheit kann den unbefangensten Beobachter nicht selten verleiten, den Zustand des Kranken für bei weitem weniger gefährlich zu halten, als derselbe wirklich ist. Dieß war auch bei dem Herrn von Waldstörchel der Fall. Waldstörchel benahm sich gegen den Inspektor des Irrenhauses, einen würdigen alten Mann, gegen den Geistlichen und gegen die Wärter, namentlich gegen Kilian, welchem er sein ganz besonderes Vertrauen zu schenken schien, auf eine ungezwungene Weise, als wüßte er, daß er einst in bösen Träumen geschwärmt, daß er deßwegen hieher gebracht worden, und als habe er sich ruhig in sein Schicksal ergeben. Aber er dachte anders,

als er ſich benahm; er war der innerlichen feſten Überzeugung, daß der Ort, wo er ſich befände, ein Irrenhaus ſei, daß aber er ſelbſt alle getäuſcht und ſich freiwillig hieher begeben habe, um unter dem Schild des anſcheinenden Wahnſinns hier unentgeltlich verpflegt zu werden, und ruhig zuwarten zu können, bis er auf's Neue dem Aufenthalt ſeines Sohnes auf die Spur käme. Er hielt ſich für innig überzeugt, daß er bei geſunden Sinnen ſei, und lachte ſich heimlich in's Fäuſtchen, daß er die ganze Welt prelle, während ſie meine, ihn zu prellen. Und in jedem Augenblick, wähnte er, müſſe die hohe dicke Wand ſich aufthuen und ſein Sohn daraus hervortreten; und ſo oft er eine Klingel hörte, dachte er: „Es ſchellt ein Bettler am Thor, ich fliege hin, ſchließe auf, finde mich ſelbſt draußen, — meinen Sohn; küſſe die ärmlichen Lumpen, welche ſeine Blöße kümmerlich bedecken, drücke ihn an mein Herz, nenne ihn mein, mache ihn reich, wie keinen Menſchen auf Erden.“

Für Kilian nahete indeſſen eine traurige Stunde. Der bisherige Geiſtliche im Irrenhauſe ſollte einem höheren Auftrage zu Folge daſſelbe verlaſſen und ſeinen Platz einem jüngeren Manne einräumen, welchen man aus der Reſidenz erwartete. Kilian

hatte ſich an den würdigen alten Geiſtlichen längſt innig angeſchloſſen, ihm alle Tiefen ſeines Gewiſſens entdeckt, Troſt und Beruhigung von ihm empfangen. Aber ſeit der Herr von Waldſtörchel ſich im Irrenhauſe befand, und zuweilen im Anfall des Wahnſinns von ſeinem verlornen Sohne ſprach, wurden bittere Erinnerungen in ihm wach, und erſchütterten ſein Gewiſſen auf's Neue. Er beſchwor den Geiſtlichen, ſich nach ſeinem eigenen verlornen Pflegeſohne zu erkundigen, denn es ſchwebten ihm ganz dunkel deſſen Züge vor Augen; er wähnte ihn nach deſſen Flucht ſchon einmal geſehen zu haben, ohne daß er ihm damals verziehen hätte. Das wirrte und webte in ihm durcheinander. Der Geiſtliche verſprach ihm theilnehmend, nach dem jungen Manne zu forſchen, und wollte deßhalb Näheres von Kilian erfahren, um eine Spur zu haben, welche er verfolgen könne.

Es war im Garten des Irrenhauſes, wo ſich Kilian und der Geiſtliche deßhalb beſprachen. Die Sonne ſchien recht warm und freundlich auf die noch immer laubloſen Bäume herab; nur Primeln wanden ſich erſt aus der Erde empor, und Seidelbaſt begann Blüthen zu treiben. Sie ſaßen auf einer hölzernen Gartenbank. Kilian vermochte dem

Geiſtlichen über ſeinen verlornen Pflegeſohn nichts mitzutheilen, als Nachrichten aus deſſen Kindheit. Kilian hatte ſich früher in einem andern Staate Süddeutſchland's aufgehalten, als in dem, welchem er jetzt (— freilich im Irrenhauſe) angehörte; eigentlich gehörte der Staat, und die ganze Erde, und der Himmel, und die Hölle jetzt ihm. Darin war er König und Bürger zugleich. Kilian erzählte dem wackern Geiſtlichen von der Jugend ſeines Pfleglings ungefähr Folgendes: Als er noch nicht verheirathet geweſen, war einſt das Haus, in welchem er wohnte, mit franzöſiſcher Einquartirung belaſtet worden. Die Invaſion hatte kaum zwei Tage gedauert, und als die Truppen ſich wieder entfernt hatten, fand Kilian eines Abends in ſeinem Zimmer einen wunderhübſchen Knaben, welcher bitterlich weinte. Kilian ſuchte ihn zu tröſten und fragte ihn, was man ihm zu Leide gethan? Der Knabe ſtammelte unzuſammenhängende Worte, deren Sinn ſich Kilian folgendermaßen zuſammenſetzte: Der Knabe ſei aus einer ſüddeutſchen Stadt, mit den Franzoſen aus ſeinem Geburtsort fortgekommen, und habe Einen derſelben ſehr lieb gewonnen. Ein Anderer habe ihn heimlich immer zu ſich locken wollen, aber der Knabe habe ſich vor

dem Manne ſtets ſo gefürchtet, als wolle dieſer ihn ermorden. In der geſtrigen Nacht ſei der freundliche Mann nicht zu Hauſe geweſen. Da wäre der Böſe, vor dem er ſich immer ſo gefürchtet, zu ihm an's Bette gekommen, und habe ihn anfangs freundlich, dann aber grimmig drohend gefragt, ob er mit ihm gehen wolle, ſonſt thäte er ihm ein Leid an. Darauf, als der Knabe ſich geweigert, habe der finſtere Mann ihn hart angefaßt, aus dem Bette getragen, ihm den Mund verbunden und ihn in einen Keller geſteckt. Dort habe er die ganze Nacht zubringen müſſen. Am andern Tage ſei der böſe Soldat wieder gekommen, habe ihn aufgepackt, unter den Mantel geſteckt und in der Abenddämmerung in Kilian's Zimmer gebracht, mit dem Hauptſchlüſſel das Zimmer Kilians geöffnet, noch die Worte geſprochen: „Wenn ich dich nicht habe, ſoll auch er dich nicht mehr haben," — ihm einen böſen Schlag gegeben, das Zimmer verlaſſen, und von Außen wieder verſperrt.

„Wie hieß der Mann?" ſchrie bei dieſen Worten Kilian's plötzlich Waldſtörchel, welcher die Erlaubniß hatte, ſich im Garten zu ergehen, und unbemerkt die ganze Erzählung mit angehört hatte.

„Romain!" erwiederte unwillkührlich der alte

Kilian, zu dem Geiſtlichen gewendet; „Romain und Martin hießen die beiden Militärchirurgen, welche in unſerm Hauſe einquartirt waren. Ich nannte das Kind Iſidor, obwohl der Knabe öfters, wenn ich ihn ſo anredete, ſtammelte: Ich bin ja der kleine Benjamin. Aber der Name gefiel mir nicht. Der Junge vergaß ihn ſelbſt bald, und ſo blieb Iſidor in meinem Hauſe, bis ich mich ſpäter verheirathete. Da bemerkte ich, (der Knabe war zum Jüngling herangewachſen,) Trübſinn an ihm, ſeine Wißbegierde konnte nicht genug geſättigt werden; überall waren ihm die beſtehenden Verhältniſſe drückend, ſein Geiſt empörte ſich gegen die Feſſeln, welche allem geiſtigen Leben in jenem Lande drohten. Ich vermählte mich in meinen reiferen Jahren. Weh mir, nichts davon! Still, ſtill! dieſe Geiſter ſollen nicht wieder herauf, um mich zu foltern. — Iſidor ergriff heimlich die Flucht! — halt, halt, — meine Gedanken verwirren ſich. Es mag jetzt ungefähr an die ſechzehn Jahr ſein oder drüber. — Mein Sohn — mein Pflegſohn wollte ich ſagen — der Kopf wird mir etwas wirre — Iſidor kann jetzt etwa ein Mann von vier und dreißig Jahren ſein. — Wie iſt mir denn? — ich habe ihn, wenn mir recht iſt, doch im Leben noch einmal geſehen, ihm ge-

flucht, — nein, mein Fluch traf auch ihn! — Warum liebte er mich? — Warum hing er ſich auch an mich? — Es konnte nicht anders kommen! — Aber die Schuld iſt doch mein — war Er denn mein durch Natur und Recht? — Nein, ich habe ihn mir nur angemaßt, ach, ich dachte glücklich zu werden! — Aber das drückt, wie Schuld."

Waldſtörchel rannte und tanzte indeſſen im Garten auf und nieder.

„Tönt die Klingel noch nicht?" rief er in wilder Freude; „bin ich ein Narr? Nein! ich bin klug, und ärndte meine Ausſaat. Ich bin reich; ſtill, ſtill davon! — Noch ſoll es niemand wiſſen, ſonſt betrügt man mich noch im letzten Augenblick. — Hm! ich bin ein Bettler." Dabei ſchlug er ſich pfiffig lachend heimlich mit der Hand auf's Herz, an welchem er noch immer ſein Vermögen trug.

Der Inſpektor kam langſam in der großen Allee auf Kilian und den Geiſtlichen zu. Er reichte dem letzteren die Hand. „Wir werden uns bald trennen," ſprach er ernſt und wehmüthig, „mein verehrter Freund! Sie treten in's Leben wieder ein; ich muß das Grab der Menſchheit bis an mein Ende behüten. Nehmen Sie meinen herzlichen Dank für ſo manche ſchöne Stunden, die wir zu-

ſammen verlebt, Sie ſind ein edler Mann, und fühlen die ganze Wichtigkeit Ihres Standes, und handeln darnach; der Himmel ſegne auch fürder Ihr Walten. Ach, ich befürchte, daß ich mich mit dem Herrn Abbe, welcher Ihre Stelle hier erſetzen ſoll, wohl ſchwerlich befreunden werde, ja, ich wünſche es faſt, daß zwiſchen ihm und mir kein vertrauteres Verhältniß angeknüpft werden möge, denn ich höre, daß er ein Mann von ſehr zweideutigem Charakter ſein ſoll; man hat ihn mit Ihrem bisherigen Poſten beauftragt, in faſt keinem andern Sinne, als um ihn hier in einer Art von Exil zu halten, und manches vergeſſen zu machen, was ihn aus der beſſern Geſellſchaft für immer entfernen muß. Ein trauriges Loos für mich, mit einem ſolchen Menſchen täglich, faſt ſtündlich verkehren zu müſſen, ein noch traurigeres Loos für die Unglücklichen, welche er in ihren lichten Augenblicken mit dem Troſt der Religion erquicken ſoll! — Ich kann dieſe Anſicht des Gouvernements durchaus nicht billigen; man wollte ihn beſtrafen, ohne ſeinen Stand zu compromittiren, man ſendet ihn deßhalb hieher wie in einen Kerker, und ſtraft dadurch die unſchuldigen Unglücklichen. Doch ich will davon abbrechen; das Thema iſt zu unangenehm, und ſoll

wir die letzten Augenblicke, welche ich mit Ihnen zu verleben habe, nicht verbittern. Kommen Sie, mein verehrter Freund, wir wollen noch ein halb Viertelstündchen plaudern. — Kilian! wir bekommen Besuch. Seid bedacht, Alles in Ordnung zu bringen. Auch ist mir bereits angekündigt, daß wir noch heute zwei Kranke aufnehmen müssen. Richtet die Stuben ein."

„Ihren Segen!" sprach Kilian zum Geistlichen, indem er vor ihn hinkniete; „Ihren Segen, und versprechen Sie mir, zuweilen an meine Bitte zu denken. Erinnern Sie sich auch in der Ferne meiner; ach! schließen Sie mich manchmal ein in ihr Gebet; ich bedarf dessen!"

Der Inspektor entfernte sich mit dem Geistlichen; Kilian folgte ihnen langsam, er senkte traurig das Haupt; — die Abreise des Geistlichen erfüllte ihn mit Schmerz und erweckte in ihm die böse Ahnung, als müsse jetzt, da sein Schutzengel ihn verlasse, der alte Fluch, den jener hinweggebannt habe, wiederkehren, und ihn auf's Neue mit furchtbarer Gewalt erfassen.

Waldstörchel ging voll unruhiger Erwartung im Garten hastig auf und nieder. Der eine Gedanke, der sein Leben so lang gefristet, füllte auch

jetzt ſeine ganze Seele aus. Jeden Augenblick wähnte der Arme, den Ton der Glocke zu hören, — jetzt, jetzt müſſe er kommen, und an der Pforte die Glocke ziehen. Er müſſe ihn ſuchen, er müſſe ihn finden. Aber der Klang ließ ſich immer nicht hören. Er ging den ganzen Tag im Garten ſtets horchend, ſtets in freudiger Gewißheit. Sein Wahnſinn war Überzeugung.

Es war ſpät am Nachmittag; ermattet ſank der Alte auf eine Bank, pflückte eine Primel und ſtarrte ſie lange an. Er ſchien in völlige Lethargie verſunken.

Da klang die Glocke am Thor. Der Ton hallte ihm durch alle Pulſe. Mit jugendlicher Kraft ſprang er auf und rannte in das Gebäude. Der neue Geiſtliche war angekommen, — der Abbe Levauſſier. Überdieß hielten noch zwei andere Wagen im Hof; aus dem einen hob die weibliche Dienerſchaft des Hauſes eine dicht verſchleierte Dame. Aus dem andern trug Kilian mit ein Paar andern Wärtern — den armen Iſidor. Iſidor hatte die Augen geſchloſſen, ein furchtbarer Starrkrampf ſchien ſeinen ganzen Körper verſteinert zu haben.

„Numero ſieben für Herrn Iſidor!“ ſprach der Inſpektor zu Kilian.

„Mein Sohn!“ ſchrie der Cröſus, indem er auf Iſidor zuſtürzte und ſein Antlitz mit Küſſen bedeckte. „Du biſt mein, mein; keine Macht auf Erden ſoll uns trennen.“ Er ſprang vom Boden auf wie ein gereizter Löwe, und ſtellte ſich zum Schutz und Schild vor ſeinen Sohn. „Wagt es,“ ſchrie er, die Fäuſte ballend, „ihn von mir zu trennen! Mein iſt er, ich habe mir ihn bitter verdient. Komm, komm, mein liebes Schmerzenskind! komm;“ flüſterte er ihm heimlich in's Ohr; „du biſt reich, ich habe für dich geſpart, ich habe deinen Stammſchatz gewiſſenhaft bewahrt und vermehrt; — komm, komm; ich will dir Alles treulich berechnen. — Siehſt du, wie ſie nach uns ſpähen, nach deinen Schätzen geizen? — komm, wir wollen uns tief in die Erde einwühlen, daß ſie uns nicht finden; komm, — ſchau, wie ſie dich neidiſch von mir losreißen wollen! — O! du glaubſt nicht, was ich um dich gelitten, wie die ganze Welt im Bunde war, mir dein Vermögen abzulocken; — ſie ſagten mir tauſendmal, ich könne dich nicht wiederſehen, du feieſt für mich verloren auf ewig. — Hahaha! da biſt du ja — lebendig, lebendig! — O ſprich, — nenne mich nach faſt dreißig Jahren nur wieder ein einzigesmal: Vater, — das thäte mir wohl,

das ſollte der einzige Gewinnſt ſein, um den ich gewuchert habe! — Wehe, — warum ſprichſt du nicht? Warum deine Lippen — ſo ſtarr, — ſo kalt — wie von Stein? Wehe mir! — Wärſt du = todt? = Todt, todt, todt! — Nein, du kannſt nicht ſterben, — du mußt leben, — mußt mir leben, — ich habe ja für dich nur gelebt! — Wär's doch möglich? — Todt?! — O mein Gott! — Wär' ich denn wahnſinnig, daß ich dieſen Gedanken wirklich faſſen kann? — Nein, nein! ich fühle mich ja geſund im Kopfe, mit Rieſenkraft in jedem Nerv! — Komm! laß dich umſchlingen, laß dich umſpannen; mit glühenden Armen ſchließ' ich dich an's Herz, mit meinem glühenden Athem belebe ich dich wieder, denn du biſt ja mein, mußt mir leben, mußt! — Ha! ihr neidiſchen, habſüchtigen Betrüger, wähnt ihr, mich auch jetzt noch durch den Gedanken zu narren: Ich hätte ihn verloren, es gäbe kein Wiederſehen?! — Betrogen ihr ſelbſt! Da faſſe ich ihn — da habe ich ihn, da an meinem Herzen trage ich ihn, — meinen Sohn, meinen Schatz."

Die Wärter wollten den Cröſus von Iſidor trennen; aber er wehrte ſich mit Löwenkraft. „Ich bin reich," ſchrie er; „ja, jetzt kann ich's euch ſa-

gen, ich bin ein Cröſus. Aber den Schatz könnt ihr mir nicht nehmen, oder ihr reißt mir das Herz aus dem Leib. Kommt nur an, ihr goldhungrigen Greife; wir zwei ſtehen gegen euch Alle, und ſind Beide doch nur Eins. Heran, heran! — Ich bändige euch, ich drücke euch die Ferſe auf den Nacken, ihr Bettler all' auf der weiten Welt; denn ich bin König; — Triumph, Triumph!"

Da winkte der Inſpektor, die beiden nicht zu trennen.

Der Direktor Flauſius war, ſeit er das Theater in M . . . . übernommen, ein ganz anderer Menſch geworden; die Schule des Unglücks hatte ihn klug gemacht; auch ſchien es, daß auf Iſidor's Gelde ein eigener Segen geruht. Alle Spekulationen, welche Flauſius begann, gelangen; er konnte ſich allmählig ſogar etwas zurücklegen. Freilich ſah er noch immer die Welt fröhlich von der leichten Seite an, und brachte dem Leben gern ſeinen Tribut. Andererſeits ſehnte er ſich aber doch allmählig nach Ruhe, und wünſchte, obwohl er über die Jahre der Verliebtheit hinaus war, zu heirathen. Und wer weiß, ob er, wenn Narziſſa jetzt noch

frei geweſen wäre, ſich nicht vielleicht zu einem oder wohl gar mehreren dummen Streichen hätte verleiten laſſen?!

Die Madame Schmidt, welche ihren Gatten, den weiland Garderobe-Inſpektor und ſpäteren Komiker, erſt kürzlich durch den Tod verloren hatte, war nach Iſidor's Wunſch engagirt worden; Flauſius, der ſich in der Epoche ſeines tiefſten Elendes an die unglückliche Familie als der einzige Tröſter und Freund angeſchloſſen, nahm ſich auch jetzt der Wittwe und der unmündigen Kinder mit aufrichtiger Theilnahme an. Madame Schmidt erkannte dieß mit herzlichem Dank, und beſorgte dem guten Flauſius ſeinen kleinen einfachen Haushalt. Manchmal, wenn der Direktor ſie ſo beſchäftigt ſah, im Theaterbüreau aufzuräumen, ſchmunzelte er, und dachte, wohlgefällig auf ſie hinblinzelnd: „Es iſt unglaublich, wie außerordentlich bald und vortrefflich ſich die hübſche Frau wieder erholt hat. Wahrhaftig, ſie wird gar nicht älter!“ — Und wenn er ſie Abends an der Kaſſe ſitzen ſah, deren Beſorgung er ihr, wenn ſie nicht gerade beſchäftigt war, übertrug, ſo ſchmunzelte er wieder, und dachte dabei: „Da ſitzt die Frau an der Kaſſe mit einem Anſtand, der wirklich merkwürdig iſt. Man

ſollte gar nicht glauben, daß die Frau, welche in ihrem Elende ſo leichtſinnig ihre Paar Pfennige zum Conditor ſchicken wollte, jetzt, da es ihr beſſer geht, das Geld ſo zuſammen zu halten verſteht; — und der Anſtand! — Es iſt zum Küſſen. Wie würde ſich die Frau ſo prächtig zu ſchicken wiſſen, wenn ich ſie gar erſt zur Direktrice machte! Denn, daß ſie zu dieſer Würde wie geboren iſt, — darüber iſt doch kein Zweifel.“ Dann pflegte er in der Regel, wenn er ſich ſolchen Betrachtungen überließ, näher zur Kaſſe zu treten, und einige Anſpielungen fallen zu laſſen, als zum Beiſpiel: „Madame Schmidt, ich — ich — möchte Sie, wenn Sie nichts dawider hätten, — in's Fach der — Anſtands-Damen verſetzen.“ Kurz, er benahm ſich ganz fein wie ein Diplomat, und ließ keine Gelegenheit vorüber gehen, ohne mit der Madame Schmidt Präliminarien zu einer geheimen Allianz anzuſpinnen, oder fortzuführen. Alle möglichen Finten und Kniffe wandte er an; ſo trällerte er gar zu gerne die Melodie des Duettes: „Bei Männern, welche Liebe fühlen;“ u. ſ. w.

Er befand ſich an einem Abende während der Vorſtellung des Fidelio in der Garderobe, als man beſcheiden an der Thüre derſelben klopfte, und zu

seiner nicht geringen Verwunderung der gewesene Theater-Direktor Rochus in dem unsterblichen hochrothbraunen Ueberrock, mit dem schiefen Mailänder Hute und der noch immer eben so schiefen Nase hereintrat, den Hut vom Kopfe nahm, mit der einen Hand in den Haaren wühlte, und mit der andern das Sacktuch dreimal aus der Tasche zog, und wieder in die Tasche schob. „Guten Abend, Herr Diröktor," sprach er so ungenirt und freundlich, als ob zwischen ihm und Flausius nie etwas unangenehmes vorgefallen wäre. „Wie geht es Ihnen, Herr Diröktor? Wohlen Sie mich nicht engagiren? Sie wissen: Ich spüle Alles, am liebsten die schlechten Kerls."

„Ja, das weiß ich," erwiederte Flausius gutmüthig lachend; „die spielen Sie recht natürlich, aber freilich nicht auf der Bühne. Aber sehen Sie: Ich habe seit einiger Zeit die Caprice, meine Intriquants bloß für die Bühne zu engagiren; also, Herr Rochus, es thut mir leid, ich kann Sie nicht brauchen."

„Herr!" versetzte Rochus; „das thut mir noch viel mehr leid. Weil Sie mich nicht brauchen können, soll ich deswegen als Hungerlino sterben? Glauben Sie, daß ich döswegen hergekommen bin,

um mit leerem Magen wieder fortzugehen? Oder glauben Sie, ich hätte bloß Sie angeſchmiert? Und der ſchöne Engel nicht mich auch? O da ſind Sie föhr im Ihrdumm. Ich bin halt ein guter Kerl, und döswegen auch ſo in's Malheur de Quetſch gekommen."

„Na, was wollen Sie denn aber eigentlich jetzt?" fragte Flauſius, den der originelle Kauz zu dauern anfing. Wie ſchändlich Rochus an ihm gehandelt, hatte er in ſeiner Gutmüthigkeit längſt vergeſſen, und dachte er auch daran, ſo ſchob er auf den ſchönen Engel, als böſen Engel aller Theaterdirektoren, die meiſte Schuld. „Was wollen Sie denn aber? Engagiren kann ich Sie unmöglich; — wenn Sie aber eine Collecte machen wollen, nun, dann —"

„Was?" entgegnete Rochus etwas laut, als wie durch eine ſolche Zumuthung beleidigt; „ich eine Collecte machen? Wo denken Sie hin?" Bei dieſen Worten griff er in die Bruſttaſche ſeines Rocks und zog daraus mit vieler Würde, eine ſehr wichtige geheimnißvolle Miene annehmend, einen zuſammen gefalteten Foliobogen hervor. „Söhen Sie," ſprach er langſam und abgemeſſen; „darin," (er ſchlug mit der flachen Rechten auf das Papier,

welches er in der Linken hielt,) „darin stehen schon zehn Fürsten, zwei und zwanzig Grafen, neun und vierzig Barone, die Herrn Von gar nicht zu zählen; das ist mein Schatz. Hier sitzen die Dukaten," er klopfte bei diesen Worten auf die Brusttasche, ohne daß der Direktor dabei etwas klimpern hörte.

„Aber was haben Sie denn eigentlich?" fragte der Direktor erstaunt.

„Erlauben Sie," erwiederte Rochus pathetisch, ergriff ohne viele Umstände des Direktors Dose, und nahm, den Daumen und Zeigefinger zierlich spitzend, eine Prise, welche er an seine Nase applicirte. — „Ich habe," fuhr er dann fort; „eine Subscriptionsliste und ein noch ungedrucktes Manuscript von Göthe. Ich kannte den Göthe recht gut, ich war recht familiär mit ihm; ich war einmal in Weimar engagirt, freilich nur als Statistiker, aber — ich war halt noch jung, und der Göthe als ein großer Geist hat in mir gloich herausgefunden, daß aus mir etwas werden könnte. Na, große Geister — — Sie kennen das Sprüchwort. — Sag' ich einmal zu dem Göthe: „Göthe, Ihr könntet mir doch Euren Götz von Berlichingen ein bischen apart einrichten; ich will Euch auch dafür Euren Götz spülen, daß Ihr die Engel im Him-

miel ſingen hören ſollt. Sagt der Göthe d'rauf: Nun ja; warum denn nicht, Freund Rochus? — Da hab' ich nun das Manuſcript von ihm, da in der Taſche, ich laſſe es nicht Jedermann ſehen; ich habe es ſelbſt abgeſchrieben, und der Göthe hat mir mit Bleiſtift höchſteigenhändig die Scenerie und Akteintheilung darauf geſchrieben. Darauf ſammle ich nun jetzt Subſcribenten, und wenn ich genug habe, laſſe ich es ausſpülen. Wohlen Sie ein Loos darauf nehmen? Eigentlich müſſen Sie ſchon des Anſtands halber, als Theaterdirektor, und Ihre Geſellſchaft natürlich auch."

„Ja freilich, des Anſtands halber," entgegnete Flauſius; „ja, dann muß ich wohl, denn der Anſtand, der bleibt natürlich die Hauptſache."

Der Akt war zu Ende. Die Sänger kamen in die Garderobe, der Direktor Flauſius legte ihnen die berühmte Subſcriptionsliſte vor, und flüſterte Einem nach dem Andern in's Ohr: „'s iſt eigentlich nichts, als eine maskirte Collecte, Kinderchen! nichts als eine Prellerei, ſage ich Euch; aber der alte Schelm thut's mit Anſtand, und das freut mich; unterſchreibt nur, wir werden den Sprachverbeſſerer ſonſt gar nicht los."

„Was das Loos koſtet?" ſprach Rochus; —

„ohne der Großmuth Schranken ſetzen zu wollen, vier und zwanzig Kreuzer, meine Herren. Wer das Manuſcript gewinnt, iſt glücklich für Lebenszeit, und kann es nach Belieben für ein unmenſchliches Honorar drucken laſſen, oder unter Glas und Rahmen geben. Alles nach Belüben, meine Herrn. Sie brauchen ſich keine Mühe zu geben, mir das Geld nachzuſchicken; ich will Ihnen ſchon den Gefallen erwolſen, es ſelbſt einzukaſſiren, und wegzutragen; denn ich bin halt ein guter Kerl! Und wenn das Manuſcript einmal ausgeſpült iſt, ſo werden Sie ſchon ſehen, wie Sie dazu kommen; laſſen Sie ſich deswegen keine grauen Haare wachſen. So! — Haben Sie ſich nicht verzählt? — Ich entpfähle mich Uehnen, meine Hörn!“

Und er hatte Recht ſich zu empfehlen, denn er hatte ja das Geld.

Als er verſchwunden war, ſprach Flauſius lachend: „Nein; iſt es nicht die größte Impertinenz, eine Collecte zu machen, und eine eigene Taxe dafür feſtzuſetzen? Aber, — er hat die Sache doch mit Anſtand gemacht.“

Die Garderobe ſchien heute nun einmal geradezu ein Beſuch- und Empfangzimmer geworden zu ſein; denn bald nach dem Abgang des Herrn

Rochus pochte es abermals, und es trat ein eleganter Mann herein, ungefähr in den dreißigern, mit einer silbernen Brille vor den Augen und einem soliden Bambus in der Hand. „Kann ich vielleicht das Vergnügen haben, in dieser Gesellschaft den Herrn Direktor Flausius zu treffen?“ begann der Fremde nach einer höflichen Verbeugung.

„Das bin ich selbst,“ erwiederte Flausius; „wen habe ich die Ehre zu sprechen? — Was steht zu Ihren Diensten, mein Herr?“ — Er rieb sich die Augen. „Mein Gott!“ rief er nach ein Paar Sekunden; „was Teufel? Cäsario?! Sind Sie es wirklich? Nun, Gott sei Dank, daß ich Sie wieder sehe; Sie können mir gewiß den besten Aufschluß geben.“

„Ich denke wohl,“ entgegnete Cäsario mit vernehmem Lächeln; „ich muß eigentlich Alles wissen, denn ich bin jetzt Professor der Philosophie.“

„Ist es möglich? Das hätte ich mir nicht im Traume einfallen lassen; Sie — Professor der Philosophie? Sie, der tollste Kauz, der mir je vorgekommen ist, seitdem ich Theaterdirektor bin! Ich hätte zehnmal für einmal geschworen, Sie wüßten so viel von der Philosophie, als ich vom Mexikanischen. Sie, der immer aussah, als sei

ihm jedes rothe Geſicht zuwider, und ſind jetzt ſelbſt mit rothen Wangen verſehen, als ob ſie friſch vom Conditor kämen; und — Profeſſor der Philoſophie?! Ja freilich, was die Würde betrifft, — Sie beſitzen jetzt ſo ein gewiſſes air, ſo ein — ſo — kurz, — ſo einen Anſtand, der mir unendlich wohl gefällt. Nein, ſagen Sie mir aber nur um Gottes Willen, wie Sie ſich ſo ganz verwandeln, wie Sie ſo ganz ſolide werden konnten, wie das ſo Alles gekommen iſt?"

„Das will ich Ihnen erzählen, lieber Flauſius," ſprach Cäſario. Der Direktor nahm ihn unter den Arm, und führte ihn in die Gitterloge, zunächſt am Vorhang, wo er ihm einen Stuhl zurecht rückte, und ſich neben ihn ſetzte. „Hier können wir ungeſtört plaudern, mein lieber Cäſario; alſo erzählen Sie," ſprach er.

„Ich habe," begann Cäſario; „ſeit unſerer Trennung in Hamburg gelebt, mich ganz der Dichtkunſt und Wiſſenſchaft in die Arme geworfen, und ſo unerwartet die Gunſt des Glückes genoſſen, daß ich mich ſelbſt darüber wundern muß. Ich habe mich namentlich ganz auf den Roman gewendet, und eine neue Gattung, den pſychologiſchen Roman an die Tagesordnung gebracht; meine Schriften

werden um so gieriger gekauft und gelesen, je weniger man sie versteht; ich muß oft selbst darüber lachen, wie ich so ganz unschuldig Mode geworden bin. Freilich, was mir tüchtig zum Credit geholfen, war die Ungenirtheit, mit welcher ich, als ich wieder als Schriftsteller auftrat, vor allen Dingen alle Matadore unserer belletristischen Literatur mit vollem Selbstbewußtsein herabsetzte; dadurch wurde das Publikum aufmerksam auf mich, was mir durch alle meine früheren zum Theil recht wackeren Produkte nicht gelungen war; nun hatte ich aber, weil ich alle Andern in Mißcredit gebracht, meinen fertigen Credit beim Publikum, und ich setzte auch alles d'ran, um von demselben den möglichsten Nutzen zu ziehen. Tag und Nacht stand ich vor dem Pult; ein neues Werk jagte das andere; ich ließ meinen Lesern kaum Zeit zum Athemholen. Schlag auf Schlag, — das wirkte. Die Verleger, welche mich vor einigen Jahren, als mich der günstige Wind noch nicht angeweht, stets vornehm abgewiesen, wetteiferten jetzt, meine genialen Werke splendid zu honoriren. Meine Oekonomie wuchs mit jedem neuen Werk, — mein Renomee vergrößerte sich selbst durch den Tadel der Recensenten, größtentheils armseliger Schlucker von Autoren,

deren Werke ich früher tüchtig herabgemacht; man ſah, daß der Neid ihre Critiken über mich diktirt hatte, und, wer mich früher nicht las, dachte, es müſſe doch etwas hinter mir ſtecken, weil man ſich ſo viele Mühe gebe, mich dem Publikum verhaßt zu machen, und kaufte meine neueren Werke ſchon aus Curioſität. Was ſagen Sie dazu: Ich habe in Zeit von drei Vierteljahren drei große dreibändige Romane geſchrieben, id est: neun Bände, die kleinen Erzählungen und Aufſätze verſchiedenen Inhalts in Zeitſchriften will ich gar nicht in Anſchlag bringen. Und was für eine Maſſe von Contracten für neue zu ſchreibende Romane habe ich abgeſchloſſen! Kurz, mein Vermögen iſt geordnet, — mein Credit und der Ruf an eine ſüddeutſche Univerſität, welchem ich jetzt folge, verbürgen mir auch mein künftiges Loos. Kann man einen einfacheren und doch intereſſanteren Lebenslauf haben? Unmöglich. Rechnen Sie noch dazu, daß ich binnen Kurzem mich mit dem liebenswürdigſten Mädchen unter der Sonne vermählen werde. Sie kennen ſie ja, es iſt die reizende Eugenie, die Tochter des guten, dicken Doktor Brixius aus Hamburg; — dieſer Liebe verdanke ich einzig, daß ich mich mit Ernſt auf mein Geſchäft geworfen, daß ich

endlich zu fester Consequenz und Solidität gelangt bin. Seh'n Sie dort, uns gegenüber, in der dritten Loge des zweiten Ranges den herrlichen Doktor, dessen Korpulenz eher zugenommen, als sich vermindert hat? Eugenie sitzt neben ihm. Der ehrliche Brixius begleitet mich und Eugenien in meine neue Heimath, wo ich als Weltweiser meine erhabene Rolle spielen werde. Meine Eugenie hatte (warum? — das ist aus dem seltenen Wesen nicht herauszubringen,) den Eigenwillen, erst in unserer neuen Heimath unsere Verbindung zu begehen; überhaupt sucht sie ganz unbegreiflicher Weise dieselbe von Woche zu Woche hinauszuschieben. Ach, ich kann den Tag kaum mehr erwarten und ärgere mich zuweilen nicht wenig über meinen zukünftigen Schwiegerpapa, welcher unsere Reise nach Süddeutschland zugleich als eine Art von Kunstreise unternommen; auf der ganzen Route von Hamburg bis hieher war nämlich kein Spital, kein Klinikum, kein anatomisches Theater, welches er nicht mit ungeheurem Phlegma besucht hätte; und dabei hat er noch die unglückliche Laune, mich an alle diese Belustigungsorte mitzunehmen; als beliebter Novellist und als baldiger Professor müsse ich alle diese Anstalten zur Vermehrung meiner Menschenkenntniß besuchen, —

meint er. Mir ſchaudert die Haut, wenn ich mir ausrechne, wie viele ſolcher Inſtitute noch auf unſerm Wege liegen. Ach Gott, was muß man einem Schwiegervater nicht alles zu Gefallen thun! — Aber nicht wahr, ich habe mich, ſeit wir uns zum letztenmale ſahen, ſehr verändert?"

„Und ſehr zu Ihrem Vortheil," erwiederte der Direktor.

„Ich habe mich freilich," fuhr Cäſario fort, „unendlich plagen müſſen; aber dafür war ich auch immer friſch und geſund wie der Fiſch im Waſſer. Es iſt mit dem ſchriftſtellern eine eigene Sache; wenn man es als Kunſt treibt, kann man getroſt dabei verhungern; man muß es, — unter uns geſprochen, — geradezu als Handwerk anpacken, und jede Woche ſeine Bogenzahl abfertigen, dann geht es und ernährt ſeinen Mann auf eine recht anſtändige Weiſe. Als ich noch bei'm Theater war, das heißt: in recht kümmerlichen Verhältniſſen, konnte ich mich aus meinen Bizarrerien gar nicht loswickeln; was hatte ich damals von der ganzen Genialität? jetzt bin ich, Gott ſei Dank, vernünftiger geworden und opfere der Mode; dadurch ward ich, ſo zu ſagen, über Nacht berühmt."

„Und haben Sie von unſerm trefflichen Freunde

Iſidor in der jüngſten Zeit gar nichts gehört?“ entgegnete der Direktor. „Gewiß müſſen Sie wiſſen, wo ſich der brave Mann jetzt aufhält; Sie und Iſidor waren ja lange Zeit die Unzertrennlichen.“

„Ach, Iſidor war ein Phantaſt,“ erwiederte Cäſario; „als ich merkte, daß er ſich in ſeinem Leben nicht emporſchwingen würde, ließ ich ihn fallen, das heißt: die Erinnerung an ihn. Er hatte ſich ſogar einmal eingebildet, meine Braut Eugenie zu lieben. — Unter anderm: da muß ich Ihnen einen köſtlichen Spaß erzählen, den ich vor ungefähr ſechs Wochen ausführte. Wir hatten einmal in toller Laune eine Art von Teufelskontrakt unter einander geſchloſſen, einen ſo originellen Kontrakt, daß er den beſten Novellenſtoff gibt, der Einem nur beifallen kann. Ich habe den Stoff auch wirklich zu einer Novelle bearbeitet, und ſowohl meinen Freund Iſidor, als auch meine Wenigkeit darin als Helden auftreten laſſen. War das nicht ein ſublimer Einfall? Natürlich mußte ich die zweite Hälfte der Erzählung erfinden, um dem jetzigen Geſchmack etwas zu fröhnen und die Leſer durch einige Abentheuerlichkeiten und phantaſtiſche Beiſätze in Spannung zu erhalten. Das eigentlich Komiſche

bei der ganzen Erzählung aber ist, daß ich in derselben unsern Isidor verrückt werden lasse, und mich selbst als eine Art von wahnsinnigem Satan gebehrde. Die Novelle ist in einem der gelesensten norddeutschen Journale gedruckt und hat ungeheures Aufsehen gemacht, wozu namentlich eine von mir veranlaßte Bemerkung der Redaktion: „die ganze Novelle sei getreu nach dem Leben erzählt," nicht wenig beitrug. Ich muß noch lachen, wenn ich daran denke, wie ich mich, die beste Haut von der Welt, so recht dämonisch und noch obendrein verrückt dargestellt habe, während ich doch die ganze Zeit so vernünftig und lustig war, wie früher nie. Aber die Leute glauben es und amüsiren sich dabei, und halten mich ganz im Ernste für einen Psychologen; nun, **mundus vult decipi, ergo decipiatur.**"

Der Theaterdirektor schüttelte ernst und bedenklich den Kopf. „Und was wird Isidor dazu sagen," sprach er sehr mißstimmt, „wenn ihm Ihre Novelle zufällig zu Gesicht kommt? Ich fürchte beinahe, Sie haben da leichtsinnig ein böses Spiel begonnen, Herr Cäsario."

„Ah pah!" erwiederte Cäsario lachend; „wenn Isidor auch die Novelle liest, wird er sich dieselbe doch schwerlich zu Gemüthe nehmen. Überdieß,

wenn er auch öffentlich dagegen auftreten wollte, was ſchadet's? Ich bin ein berühmter Mann geworden, und er ſteckt noch ſo tief in ſeiner Obſcurität, daß ſeine Stimme gegen die meine gar nicht aufkommen kann. Ach Gott, wenn man immer ſolche kleinliche Rückſichten nehmen müßte! Als Novelliſt braucht man ſich gar nicht zu geniren; man greift die originellen Figuren, die man im Leben kennen gelernt, auf, und benützt ihre guten Masken; das iſt ſo mein Grundſatz; ob man ſie nun ein bißchen idealiſirt, oder verſchlechtert, oder mit ein Paar Unwahrheiten aufſtutzt, das müſſen die guten Leute nicht ſo genau nehmen. — Aber wahrhaftig, über dem Plaudern vergeſſe ich ja ganz meine reizende Braut und meinen Schwiegerpapa, den Doktor. Nun, lieber Direktor, ich freue mich, Sie wohl und munter wieder geſehen zu haben. Gott befohlen, bleiben Sie glücklich!"

„Adieu, Herr Cäſario!" erwiederte der Direktor mit kalter Höflichkeit. Cäſario verließ die Bühne. Der Direktor ging ärgerlich auf und ab, und brummte vor ſich hin: „Und dieſer Menſch will auch Anſtand haben? Schändlich, ſchändlich, den edlen Iſidor ſo zu mißbrauchen! Abſcheulich, wie ſich der Herr Cäſario im Glück übernimmt!

So eine Charakterlosigkeit, so eine leichtsinnige Herzlosigkeit! Nein, das ist zu arg.“ — —

In Eugeniens Herzen kämpften widerstrebende Gefühle. Je näher sie dem Süden kamen, je peinlicher wurde ihr zu Muth, wenn sie an ihre Vermählung mit Cäsario dachte. Sie machte sich die bittersten Vorwürfe, ihm ihre Hand zugesagt zu haben. Und doch konnte sie eigentlich keinen Grund finden, warum ihr Cäsario von Tag zu Tag unheimlicher wurde. Er benahm sich ja so zuvorkommend, mit solcher Herzlichkeit gegen sie, er las ihr ja jeden, auch den kleinsten Wunsch in den Augen; er that ja alles Mögliche, um sie bei jeder Gelegenheit auszuzeichnen. Sein schriftstellerischer Name war ja allgemein gekannt und geschätzt; es mußte ihr gewiß nur angenehm sein, in der höhern Gesellschaft als die Gattin eines geistreichen Mannes aufzutreten. Und wenn Isidor sie einst wirklich geliebt, warum hatte er ihr seit so langer Zeit auch mit keiner Zeile Nachricht gegeben, wo er sich aufhalte; — daß er sie noch liebe? Ach, das galt ihr als sicherster Beweis, daß er sie vergessen. Sie wollte vor dem Vater, der ihr auch die wohlbegründete bürgerliche Existenz Cäsario's auseinander setzte, nicht wie ein thörichtes

Kind erſcheinen, wenn ſie Cäſario's Anſprüchen bloß ihre ſchwache Hoffnung entgegen ſtellte, daß Iſidor ſie vielleicht noch liebe! Dieſe Hoffnung ſelbſt wollte ſie um keinen Preis vor profanen Augen enthüllen, und entſchloß ſich lieber, ihr Glück zu opfern, als vielleicht ihre heiligſten Ideen lächerlich gemacht zu hören, ihre Selbſtſtändigkeit und Würde bezweifelt zu wiſſen. Aber doch war ihr Herz ſo ſehr weiblich, daß ſie, was ſie nicht ändern konnte, wenigſtens ſo lange als möglich hinauszuſchieben wünſchte, als ob uns das Unangenehme erträglich würde, wenn wir uns davon ferne halten, obwohl wir ihm nahe kommen müſſen.

So tief hatte Profeſſor Cäſario freilich nicht in ihr Herz geblickt.

Engelhard war in der erſten Zeit ſeines Aufenthaltes im Irrenhauſe ſtill und nachdenkend. Er lag auf ſeinem Bette oder ſchritt in der kleinen Stube langſam auf und nieder, wie jemand, deſſen ganzes Denkvermögen durch einen plötzlichen Schreck gelähmt worden. Er ſchien für nichts in der Welt Sinn zu haben; der raſche Wechſel der unglückſeligen Begebenheiten, welche auf die furchtbare Auf-

regung ſeiner Seele gefolgt waren, hatten ſeine geiſtige Schnellkraft abgeſtumpft. Kilian beſorgte ſeinen Dienſt bei ihm Tag für Tag mit derſelben Genauigkeit. Engelhard, der ſich allmählig in ſein Schickſal fügen lernte, gewann den traurigen Wärter nach und nach lieb.

Eines Morgens kam Kilian etwas früher als gewöhnlich, um ſeinen Dienſt bei Engelhard zu verrichten. Aber dießmal war aus dem bleichen Geſicht des Alten alle Ruhe verſchwunden; Entſetzen glotzte aus ſeinen krampfig hoch aufgeriſſenen Augen, verzerrte die tief gefurchten Wangen.

„Was iſt Euch, Kilian?“ fragte Engelhard, von ſeinem Anblick erſchüttert.

„Herr!“ erwiederte Kilian, „glauben Sie an die Ewigkeit?“ Dieſe unerwartete Frage, empor gedrungen aus dem Grund der Seele, machte auf Engelhard, den Schuldbewußten, ſchweren Eindruck. Seine Zunge war wie gelähmt; er vermochte für den Augenblick keine Antwort hervorzubringen. Todtenſtille brütete ein Paar Sekunden lang in dem Gemache, durch deſſen Gitterfenſter die Morgenſonne ihre freundlichen Strahlen ſandte.

„Glauben Sie an die Ewigkeit?“ wiederholte Kilian mit heiſerer Stimme, indem er Engelhard's

Hand ergriff und feſthielt. Engelhard ſenkte das Haupt und ſtarrte zu Boden.

„Ja, es gibt eine Ewigkeit," fuhr Kilian fort; über ſein Antlitz zuckte die Dämmerung des wiederkehrenden Wahnſinns. „Sie ſind ein Philoſoph, ſind ein frommer Mann: ſeien Sie mein Beichtvater."

„Wehe über die Schuld in der Seele!" ſprach Engelhard, dumpf vor ſich hinbrütend; „geheime Strafe nagt im Herzen. Und ob kein irdiſcher Richter verdammen will, das Urtheil iſt doch geſprochen, — unwiderruflich."

„Keine Vergebung?" ſtöhnte Kilian. „Ach! ich wollte ja gerne büßen vor dem irdiſchen Gericht, wenn nur vom Himmel Erbarmung zu hoffen wäre. Sie müſſen mich hören, ich will mich an den Glauben anklammern, ich fürchte mich vor dem Verzweifeln. Die Beichte ſoll ja löſen. Die Todten ſtehen doch wieder auf, und erheben ihre Klage auf's Neue. Wehe, ich habe ſie wieder geſehen, ſie, die ich gemordet; deutlich, deutlich, mit dieſen Augen; — es war mein Weib!"

„Mein Weib?!" ſchrie Engelhard. Die eigene Schuld trat, durch Kilian's Wort geweckt, in Rieſengröße vor ihn hin; die Erinnerung ſtreifte durch

die öden Räume ſeiner Seele, im ewigen Kreis ſich drehend, Gift von den Fittigen herabträufend. Es war ihm, als wanke der feſte Boden unter ſeinen Füßen, als ſenke ſich die Decke immer enger auf ihn herab, um ihn zu zermalmen. Er ſank auf ſein Bett zurück. Eine Viertelſtunde lag er wie im Fieber. Gräßliche Bilder wirrten und huſchten an ihm vorüber, lagerten ſich wie bleiernes Alpgezücht auf ſeiner Bruſt. Endlich weckte ihn der friſche Luftzug, der durch das offne Fenſter ſtrich.

Er erhob ſich langſam, die Füße drohten ihm Anfangs den Dienſt zu verſagen. Kilian hatte ſich entfernt. Engelhard graute vor der Einſamkeit, obwohl es hell-lichter Morgen war; er fühlte ſich an die glühende Stirne. „Bin ich ſelber denn ſchon wahnſinnig geworden?“ fragte er ſich ſchaudernd; „iſt dies Haus ſo verpeſtet, daß der Wahnſinn wirklich meine geſunden Sinne vergiften kann?“ Er raffte ſich auf, er ſammelte alle ſeine Seelenkräfte. „Nein, nein! ich ſehe, fühle noch wie zuvor, aber ich traue meinen Sinnen nicht mehr ganz. Ich muß, um ihrer wieder völlig Meiſter zu werden, dieſen verworrenen und verwirrenden Knäul löſen. Wenn Kilian wieder kommt, will ich alles

wiſſen, was ihn ſo erſchüttert, um mich ſelbſt davor ſicher zu ſtellen.“

Kilian kam jedoch weder zu Mittag noch am Abend deſſelben Tages, eben ſo wenig am andern Morgen und Mittag. Eine völlige Kraftloſigkeit nöthigte ihn, das Bette zu hüten. Am andern Abend fand ſich Kilian, deſſen ſtille Krankheit in ein anderes Stadium getreten war, wieder bei Engelhard ein, welcher indeſſen mit den ewig wiederkehrenden Bildern ſeiner Phantaſie manchen heißen Kampf beſtanden hatte. Der alte Kilian wankte mühſam in die Stube, und mußte ſich, nachdem er das Licht und die einfache Abendkoſt auf den Tiſch geſtellt, ſetzen. Engelhard rückte ſeinen Stuhl zu ihm, und ſprach dann: „Wie geht's Euch heute, Kilian?“

„Schlecht!“ verſetzte dieſer mit matter Stimme; — „das Geſpenſt läßt nicht ab, mich zu verfolgen; aber ich will ein Mann ſein, und ihm mit dieſen meinen geſunden Augen in's bleiche Antlitz ſchauen. O, mein Verſtand iſt jetzt wieder ſtark; ich ſehe hinab bis in den Kern der Erde. Da ſchüttet der Mann eben den Sack aus, und zieht die Furchen mit einem blutigen Meſſer, und ſäet das Gold hinein. — Jetzt wächſt es an's Sonnenlicht herauf

und wird geerntet; die blöden Schnitter mähen; jetzt trägt man's in die Mühle; — da steht die hübsche schneeweiße Müllerin dabei, und guckt fleißig zu, wie das goldene Korn zu grauem schweren Gift vermahlen wird. — Da lacht das schöne Weib und steckt den Finger zwischen die Steine, — Hui und Pfui, — es wirbelt der Kopf. — Aus dem Bach tauchen sie empor, neigen sich, strecken sich, — schütteln die triefenden Häupter, — hinüber, — herüber, — im Kreise; hui, wie sich das dreht! Das Seeweib d'runten strählt ihr langes blüthenweißes Haar, — legt den Finger auf den Mund; — sie möchte gern schlafen. — Es ist Ave-Maria-Zeit. — Horch! — Es summt vom Thurm. Oh! das trifft auf den Scheitel so schwer. Pst! — Stört sie nicht! — Laßt sie doch ruhig sterben — es war ja ihr letzter Seufzer. —"

Kilian sank erschöpft zurück. Engelhard flirrte es vor den Augen; er wurde irre an sich, so betäubend ist der Anblick des Wahnsinns.

„Sahst du sie heute?" fragte er, leise und bang aufathmend; es ward ihm unheimlich zu Muth, als er die Frage ausgesprochen, denn sie hallte ihm gerade so durch die Seele, als hätte er gefragt: „Sahst du mein gemordetes Weib?" als griffe ihm

der Alte das Geſtändniß der Blutſchuld aus der verſchloſſenen Bruſt heraus.

„Ob ich ſie ſah?“ ſtöhnte Kilian, durch deſſen Wahnſinnsnacht einige helle Erinnerungen — wie Irrlichter — ſtreiften, mit geheimnißvoller Miene drängte er ſich ganz dicht an Engelhard, umſchlang ihn mit dem dürren rechten Arm, und raunte ihm ängſtlich, als befürchte er, von andern Zeugen belauſcht zu werden, in's Ohr: „Drunten, hinter Schloß und Riegel hab' ich mein armes Weib geſehen. Und die Andern glotzten ſchadenfroh in den Kerker hinein. — Ach! im Wochenbette, — auf dem Todtenbette ſah ſie ſo blaß aus, wie ich ſie jetzt wieder ſah; kein Zug fehlt auf dem Antlitz, — ich hab' ſie genau wieder erkannt; — nicht einmal gealtert hat ſie, ſeit ich ſie getödtet. — Noch immer das braune Aug', der ſchöne Nacken; — der wunde, rothe Fleck mitten im Herzen, wo ich ſie — — — Mitten in's Herz, mitten hinein traf ich. Gram bohrt ja tief. — Schließt das Bauer nicht auf, ſperrt den Geier ein; wenn er ausfliegt?! — Hui! — Hoch hinauf! — Im Kreis, zum Punkt. — Hernieder; was? — Ein Pfeil? Gift auf dem Widerhacken. Da bricht der Bogen. — Gerade im Herzen, da wo die Wunde iſt, ja

gewiß, da, da! — Was? — Das iſt ſ[illegible]r Mund mit den blutrothen Lippen. — Ach, das traurige Mal an der Achſel! — O weh, o weh! Wie thut mir die Spinne ſo weh im Hirn.“

„Das braune Aug', der weiße Nacken, das Mal an der Achſel!“ ſchrie Engelhard, „ich kenn's; ach, ich hab's ja geküßt — mein Weib! — Antonie! Nicht doch! — Ja, ja! das iſt Antonie. Ewiger Gott! Behüte ſie! Behüte mich, behüte meine Hand, behüte mein Herz, behüt' meine Augen!“ — Er faßte Kilian hart an der Hand, glotzte ihn ſtarr an und flüſterte ihm zu: „Komm her, ehrwürdiger Pfarrer, ſteinalter Vikar! Lege mir die Hände auf, damit ich ſehend werde. Thu' ein Wunder, in's — Namen; ein Wunder ſag' ich dir; ich will ſehen, ſehen, nicht blind ſein. Ha! ich laſſe mich nicht ſchrecken, ich bin ja nicht wahnſinnig, aber ein Mörder bin ich; weh mir! — Mein Mord geſchah blos im Wahnſinn. Nein! ich bin nicht wahnſinnig, aber, hm! ich ſpiele eine Partie Trik-trak mit dem Teufel. Seid Ihr nicht Kilian? Heiße ich nicht — —? Wie heiße ich doch? Kommt, Herr Pfarrer, bringt mich zu ihr, ich beſchwöre Euch, legt unſere Hände in einander, ich bete, ich bettle Euch an, bringt mich zu ihr, damit ich mich

ermannen kann, damit ich wieder ſehend werde, denn ich bin ja nicht wahnſinnig; — meine Vettern und Baſen wollten bloß dem Wahnſinn eine Naſe drehen. — Wem? — Dem Henker! — Wem? — Dem Teufel. — O! ſie war ein Engel, meine Antonie, — und ich habe ſie erſchlagen."

„Ach, ſie war doch nicht dein Weib!" ſtöhnte Kilian in Verzweiflung.

„Eben mein Weib!" rief Engelhard. — Nein, ich hatte nie ein Weib; — die mir gehörte, die war's."

„Mein armes Weib!" fuhr Kilian in ſeinem Irrereden fort, ohne auf Engelhard's Zwiſchenworte zu hören. „Ich habe ſie getödtet, da ſie mir die Tochter gebar; mit dem Dolch der Untreue that ich's, — mit dem Fluch des Himmels. — So lag ſie vor mir, — zwei Schritte weit, an ihrem Herzen das Kind. Ach, ſie kamen gleich mit Ketten und Stricken über mich und ſchloßen mich feſt. Die Sonne ging nicht mehr auf. Ach! ich durfte ſie nicht einmal ſehen, ob ſie mein Kindlein mit begruben. — Macht doch die Grube nicht ſo tief. Sie muß ja wieder heraus aus dem Grabe, ihr dummen Todtengräber! — Das ſolltet ihr doch wiſſen! Sie kommt gewiß — ich ſah ſie ja wieder.

— Wann? — Heute, — geſtern, (glaub' ich,) vorgeſtern, nur das Kind ſah ich nicht wieder! Ob es wohl groß geworden? — Ach, daß ich's nicht wiegen kann! — Ob es der Mutter gleicht? Braunes Aug'? Das Mal am Hals? Wie heißt's? — Ja ſo, ich war im Kerker, da ſie's tauften. — Oder ungetauft begraben? — O wie dumm, ihr ſchlauen Leute! Wenn ihr's auch begraben habt, wächſt es doch im Grabe, wird groß, ſchön, bleich, wie die Mutter, behält das Mal am Halſe."

„Horch, ein Schuß!" rief Engelhard, vom Stuhl auffahrend, dazwiſchen; „da ſinkt ſie in ihr Blut. Joſephine? Wer nannte ſie? Pfui der Lüge! — Wer ruft mir denn immer dieſen Namen zu? — Antonie?"

„Ich ſagt' es ſchon," unterbrach ihn Kilian; „mit dem Dolch hab' ich ſie ja getroffen, durch die Untreue."

„Nein, es iſt nicht wahr," ſchrie Engelhard, „ich war ihr treu, — ich liebte ja niemand auf der Welt, als ſie. Hab' ich ſonſt einer Seele Treue geſchworen, als ihr? Keiner, keiner! — O, ich war ihr treu, bin's noch, werd' es ewig ſein, hab' ihr ja meine Treue beſiegelt mit Blut."

„Lüge, Lüge!" zürnte Kilian, mit geballter Fauſt

auf den Tiſch klopfend, ſo heftig, daß der Leuchter klirrend auf den Boden ſtürzte und die Kerze erloſch. „Ich habe ſie gemordet.“

„Wen? — Joſephine? Ja, ſie war's.“

„Nein, ich erkannte ſie an ihrem Mal.“

„Nein, Antonie war's, — ſo wahr ich hier unſchuldig im Kerker ſitze, ſo wahr ich ich der einzige Kluge im Tollhauſe bin. Ihr allein gehöre ich an. Ihr hab' ich geſchworen. Der Pfarrer wollte uns nicht ſegnen, ha! — der Herr Abbe, (glaub' ich,) was war das doch für ein Mann? — Des Guckucks Stiefſohn! — Daraus kam's.“

„'s iſt mein Weib.“

Engelhard faßte in der Finſterniß Kilian's Hand. Er drückte ſie feſt und ſprach haſtig: „Hab ich dich endlich, ſaumſeliger Prieſter? — Jetzt entkommſt du mir nicht. — Zögre nicht, ſonſt werd' ich noch wahnſinnig. — Was? ich wär's? — Unſinn! — Marſch, marſch! — Verbinde uns, oder ich erdroßle dich.“

„Ja, ich will ſie dir geben; es iſt mein Töchterlein, hübſch groß geworden; hahaha! — Warum nicht gar? Komm, komm! wir wollen ſie ſelber fragen.“

Engelhard faßte ihn am Arm und drängte ihn

mit den Worten fort: „Sei barmherzig! — Raſch, raſch! — Gib deinen Segen, ſonſt wird meine Hand blutig; fort, fort!“

Kilian öffnete behutſam die Thüre. Engelhard hielt ſich feſt am Arm des Alten. Sie ſchlichen ſchweigend und behutſam die Treppe hinab, durch die langen Gänge des Irrenhauſes, bis zu dem großen Saale, worin die weiblichen Irren zu beiden Seiten ihre Stübchen bewohnten, durch Bretterwände, welche nicht bis zur Decke reichten, von einander geſchieden, vorne heraus mit großen Gitterthüren verſperrt. Von der Decke hernieder hing eine Lampe.

Sie ſtanden vor einer von jenen Gitterthüren; Kilian nahm den raſſelnden Schlüſſelbund und ſuchte nach dem rechten Schlüſſel; Engelhard war ungeduldiger und drückte ungeſtüm an die Thüre; ſie wich unter ſeiner Hand, leiſe knarrend. Engelhard ſchlüpfte in das mit Vorhängen verhüllte kleine Gemach. Kilian folgte ihm und ſchloß vorſichtig die Thüre hinter ſich, dann zog er den Bettvorhang zurück und flüſterte zu Engelhard: „Hab' ich nicht recht? Ach! ſie iſt doch mein Weib — mein Kind.“

Eine zarte weibliche Geſtalt lag auf dem Bette; ihr langes Haar wallte in reichen wirren Locken

über das weiße Hauptkiſſen herab; ihre Augen waren geſchloſſen. Durch das vergitterte Fenſter ſtahl ſich das Mondlicht in das traurige Kämmerlein und beleuchtete geſpenſtig das blaſſe Bild. Engelhard ſah und erkannte. Mit einem Schrei ſtürzte er auf das bleiche Weib und bedeckte die kalten Lippen mit Küſſen. Es war Antonie.

Kilian kniete am Bette und betete verworren.

„Erwache, erwache!“ ſtöhnte Engelhard in Todesangſt, als er fühlte, daß Antonien's Wangen kalt waren wie Eis. „Ich hätte dich getödtet? — Nein, nein! — Ach, wir wollen uns wieder lieben, heimlich, ewig. — Wehe; — mir fuhr's in's Herz; — war's dein Kuß? — Tödten deine Küſſe auch wie meine? — Erwache, erwache!“

„Sie ſchläft,“ bedeutete ihm Kilian; — „wir wollen ſie nicht ſtören.“ Er erhob ſich, die alten Augen voll Thränen, von den Knieen, er zupfte Engelhard am Hemdärmel und flüſterte: „Siehſt du das Mal am Halſe? — So lag ſie da, — bevor man ſie hinaus trug im Sarge. — Ob ſie das Kind bei ſich hat?“ — Er lüftete die Decke; ein todtes neugebornes Kind lag an Antonien's Herz.

„Mein Kind!“ ſchrie Kilian, hob das Kind aus

dem Bette, drückte es an ſeine Bruſt und hüpfte mit demſelben, ein Wiegenlied ſingend, im Kämmerlein auf und nieder.

„Nein, nein, — mein's! — Laß mir's, Blutrichter! Sieh', ich bete, bettle, — laß mir's, — Barmherzigkeit! Mein's!“ — Die Stimme verſagte ihm, er ſank auf die Kniee, er umklammerte Kilian's Arm.

Es war Engelhard's Kind; das Vatergefühl, mächtiger als der Wahnſinn, durchbrach auf ein Paar Augenblicke ſeine tiefe Nacht.

Antonie war während Engelhard's Prozeß, bei Gelegenheit, als ein unvorſichtiger Mund ihr einſt die Möglichkeit verrieth, daß Engelhard hingerichtet werden könne, wahnſinnig geworden. Ihr Wahnſinn, Anfangs ſtill, war mit der Zeit zu furchtbaren Anfällen von Wuth übergegangen; man mußte ſie endlich aus der Stadt entfernen, und, obwohl ſie ihrer Entbindung nahe war, in das Irrenhaus bringen. An demſelben Tage, an deſſen ſpätem Abend Engelhard und Kilian heimlich zu ihr hinabſchlichen, hatte ſie ein todtes Kind geboren; von dieſem Augenblicke an ſchien ihr Wahnſinn ruhiger zu werden; ſie flehte ſo rührend, man möge ihr nur das Kind nicht nehmen; ſie war ſo ſelig bei

dem Anblicke des todten Kindleins, welches ſie lebend wähnte, daß der Arzt und die Wehfrau ſich nicht enthalten konnten, ihren Bitten für den erſten Augenblick zu willfahren. Da ſie ganz ruhig ſchien, hatte ſich die pflichtvergeſſene Wärterin am Abend heimlich von ihr entfernt, um ein Stündchen zu ſchlafen, und die Thüre aufgelaſſen. Aber während dieſer Zeit kam der Engel des Friedens in die Kammer des Elends zu ihr, küßte ſie auf die glühende Stirne, auf die von Thränen umdüſterten Augen. Das Herz war ihr gebrochen; ſie lag auf ihrem Todtenbette, wie ein ſchlummernder Engel, der von der Gnade des Allerbarmers träumt.

„Horch! der Schuß!“ — rief Engelhard, vom Boden aufſpringend; — „laß uns eilen, ſonſt wird ein Mord vollbracht. — Raſch! — Es wird Abend; — Thränen fallen als Thau. — Taufe mein Kind, Pfarrer! — Tauf' es, ſo lang ich noch frei bin; — horch! — Tritte, — Ketten! — Das ſind die Schergen. Taufe, — wie? — Kein Weihwaſſer da? — Nimm Vaterthränen!“

Kilian wiegte nachdenklich das Haupt und ſprach ganz wie ein kluger Mann: „Du haſt recht, Gevatter, obgleich du wahnſinnig biſt. — Komm! — Bin ich kein Chriſt? Ein Sünder, — aber Va-

ter, Vater! Die Nothtaufe iſt erlaubt. — Die Mutter ſoll beten; — Gebet hilft; wir wollen es taufen, um der Seligkeit halber!“

Er hielt in beiden Händen das Kindlein vor ſich hin und ſprach: „Sei getauft im Namen des Vaters, des Sohnes, des heiligen Geiſtes.“ — Eine Thräne aus dem Auge des Alten fiel auf des todten Kindleins Stirn. Engelhard legte ſeine Hand auf des Kindes Haupt und ſtammelte: „Werde groß und ſchön, mein Kind, wie deine Mutter war. Trägſt meine Züge! — Lächelſt? — Schlägſt die Augen auf? — Regſt die zarten Händchen? — O mein Kind, mein Kind!“

Er küßte es; plötzlich raffte er ſich entſetzt auf; — „Sie kommen,“ rief er; „ſie ſchleppen mich fort. Verbirg das Kind, Prieſter! Du haſt uns getraut! — Da ſteckt noch ihr Ring. — Du mußt mich auf dem letzten Wege begleiten. — Noch ein Vaterunſer! — Sie ſoll es beten. — Zu wem? Zu Gott? Es gibt nichts mehr als ſie! — Ein Gott? — Sie, ſie, ſie allein!“

Die Wärterin war zurück gekommen und ſah mit Entſetzen die beiden Männer in dem Kämmerlein. Raſch eilte ſie wieder fort, um Leute herbei zu rufen.

Kilian ſaß in dem alten Großvaterſtuhl am Bette, lächelte vergnügt, und ſchaukelte das todte Kind in den Armen. Engelhard hatte ſich ſcheu, wie verberge er ſich vor ſeinen Verfolgern, an die Leiche Antoniens, wie an eine heilige Freiſtätte geſchmiegt, umfaßte ihre beiden Hände und drückte einen fieberglühenden Kuß auf ihre eiskalten Lippen. „Schütze mich,“ ſtammelte er; „Engel Gottes, ſchütze mich; ſie wollen mein Leben, — das Beil blinkt. — Trennung? Nein! Hier kniee ich, habe mich gerettet; — breite deine Flügel über mich, Engel! — Trennung iſt Tod. — Es ziſcht! Es fällt! — Willkommen!“ Er ſank mit einem verhallenden Schmerzensruf an Antoniens Sterbebette zu Boden; ihre Hände hielt er noch feſt umklammert; im Sinken hatte er die Leiche mit ſich etwas herniedergezogen; Antoniens bleiches Haupt neigte ſich über das ſeinige und bedeckte ihn mit den herabrollenden Locken. Er hatte die Ruhe gefunden — durch den Tod.

Kilian ſchaukelte noch immer das todte Kindlein und ſummte dazu ein altes Ammenlied. Da kamen die Wärterin, der Arzt, der Inſpektor mit mehreren Leuten und der Abbe. Der Letztere ſtand wie vernichtet, als er die Scene ſah; die Hand

Gottes lag auf ihm. Der Arzt neigte ſich über Kilian und ſprach leiſe: „Ich glaube, der Alte wird dieſen Anfall wohl nicht lange überleben.“

Das Irrenhaus, welches in früheren Zeiten eine Art von Kemnate geweſen, hatte noch ein Paar Reſte des alten Gemäuers, unter andern einen dicken Thurm, und einen zu demſelben führenden ſchmalen Gang mit niedrigen byzantiniſchen Pfeilern. An einem derſelben ſaß auf einer ſteinernen Bank Iſidor. Der Wahnſinn enthüllte erſt recht die Stämmigkeit aller ſeiner Formen. Er ſaß beinahe in der Stellung des Memnon'sbildes; doch waren die Beine etwas verkreuzt, das Haupt geſenkt, und auf die eine Hand geſtützt; in ſeinem Schooße lehnte ein Stab, mit welchem er in dem feinen Sande, der auf dem Gange geſtreut war, zeichnete. Es war das Bild des Memnon, was er gezeichnet. Auf der Wand gegen Oſten war mit Kohle der Umriß einer weiten Fläche angegeben; darauf erhob ſich wieder das Bild des Memnon; zu deſſen Füßen wirrte abentheuerliches Ungeziefer.

Iſidor brütete vor ſich hin: „Oſten, Oſten! —

Oſtern! Oſtern! O Stern des Oſtens! Sonne des Oſtens, Sonne der Hoffnung, Sonne der Freiheit, Sonne des Lebens! Wann kommſt du und brichſt die Feſſeln des Zaubers? Verſcheuchſt den Typhon? Wann? Ecklich Gezieſer rings um mich. Die Spinne hungert nach meinem Sein, will es in Fäden verſpinnen. — Die Schlange hat ſich feſt um mich geringelt. Ich ſoll das Räthſel der Sphynx niemals löſen; ich hab's vergeſſen ganz. — Niemals, niemals? — Ewige Nacht? Ewige Steppenglut? — Und die Lotosblüthe? Thut ſich der Kelch noch nicht auf? — Ha! Bin ich denn nicht der König der Welt? Iſt ſie nicht mein? Warum darf ich ſie nicht umſpannen? Warum gefeſſelt, verſtarrt die Arme? Rechtfertige dich, Welt, wenn du kannſt! — Warum die Empörung gegen mich? — Ward ich nicht einſt gekrönt, Mutter Aurora? Warum verbirgſt du dich jetzt tief unter'm Horizont vor meinem ohnmächtigen Königsgrimm? Steige herauf, ſteige herauf, und wärſt du auch bewaffnet mit tauſend Strahlen, und ſchößeſt du tauſend Sonnenpfeile nach mir; — tödte mich, nur zeige dich. — Zeige dich, damit ich nicht verzweifeln muß, damit der Typhon zu Schanden werde, verſtröme in ſein altes Nichts. — Freiheit, Freiheit!

Licht will ich haben. — — Hm! daß ich das Räthsel nicht finden kann. Warum suche ich darnach? Warum will ich's wissen? Warum der Zwang, daß ich's wissen will? — Weh! Da preßt mich die böse Schlange."

Der Crösus stand hinter dem Pfeiler, und guckte anfangs ängstlich rings umher, ob in der Nähe kein Lauscher verborgen sei, dann neigte er sich über das Haupt des Sitzenden und flüsterte ihm in's Ohr: „Ich habe die Gelegenheit abgepaßt, endlich sind wir allein. Nun laß uns aber auch keine Zeit mehr versäumen, und dir genaue Rechnung ablegen."

Er setzte sich zu den Füßen seines Sohnes auf den Boden, und zog unter'm Hemde die Obligationen hervor. „Sieh," sprach er, indem er eine nach der andern entfaltete, und seinem Sohn in den Schooß legte, — „hier sind Metalliques; sie stehen jetzt hoch, wir können damit gute Spekulationen machen, hier Bankaktien, hier Rothschild-Loose, hier Königlich Polnische, hier Partial-Obligationen; sieh' doch! — zehntausend Thaler in Staatsobligationen, achttausend Gulden Conventionsmünze in Bankaktien, eilftausend in Rothschildloo-

ſen, — überzeuge dich doch, ſage mir doch, daß ich mich nicht in der Rechnung geirrt; — eilf und acht macht neunzehn, und zehn ſind neunundzwanzigtauſend, die zwanzigtauſend Thaler hier auf Gulden reducirt, thut wieder — aber du hörſt ja nicht, — o Gott, ſo blicke mich doch an. — Hab' ich denn nicht treu gewirthſchaftet? — Ach du mein Stolz! Wie biſt du jetzt ſo reich, — und ich ſo reich; Könige und Kaiſer lachen wir aus. — Laß uns doch nochmal rechnen, nochmal die Papiere durchſehen; es macht mir Freude, — Himmelswonne, — der Schatz, dein, du! — O freue dich doch, ich bitte dich, freue dich; — ha! ich weiß, warum du traurig biſt, — weil du nichts beſitzeſt? — O nur dich ſelbſt gib mir, nur dich gib mir ganz!"

„Und warum!" brütete Iſidor; „warum die Frage? — Warum ewig die Frage? Sphinx! Ich witt're den Typhon in dir. Aber ich will dich doch noch zwingen, denn ich bin ja der Herr und Meiſter der Welt. Ha, Bettelbrut, lungerſt du nach meinem Schatz? Der iſt wohl verwahrt."

„Wie? Auch du wär'ſt reich?" rief der Cröſus mit Freude glühenden Blicken. „Hätteſt geſammelt? Biſt mein Sohn, mein junges Ich? Komm,

laß dich küſſen! — Wehe! Warum ſo kalt und ſtarr? — Ha, ich merk's! Du ſetzeſt meinem Schatz den deinen gegenüber? Du willſt nicht tauſchen? Du mußt! Du mußt! — Ich will nicht dein Gold! Pfui auf dein Gold! Dein Herz will ich, nichts als dein Herz, und das iſt mir verſchuldet, das muß ich haben.“

Der Cröſus hatte ſeinen Sohn falſch verſtanden. Der arme Memnon ſprach von ſeinem Klang, als ſeinem wohlverwahrten Schatz. Und doch war ja Iſidor auch ſonſt noch reich, hatte ſeinen Schatz blank und baar; bei Gericht war er deponirt und verſiegelt. Das iſt alſo der Segen des Goldes! Das war die Frucht von des Cröſus ganzem Leben, daß er den Sohn wieder gefunden, ihn, den er als Bettler wieder zu finden hoffte, auch als Cröſus wieder gefunden!

Aber es wollte noch immer nicht Tag werden. Das Räthſel war verloren und vergeſſen — über dem Sinnen, wie es zu löſen ſei. Und dem Thränenloſen blieb der Kelch der Lotosblüthe, worin die Thräne verborgen war, noch immer verſchloſſen. Und immer noch gefangen im ſteinernen Haus lag der Klang. Der Memnon dachte mit beginnender

Verzweiflung: „Aurora befreit mich nicht mehr! Sie hat mich getäuscht. Ich werde ewig verſteinert bleiben.“

„Schweige gegen Jedermann, mein Sohn, ſage Niemand, daß du reich biſt, daß ich's bin,“ raunte voll Angſt der Cröſus ſeinem Sohn in's Ohr, und verbarg die haſtig zuſammengerafften Obligationen wieder an ſeinem Herzen; „hörſt du: Sage es Niemand, ſonſt berauben ſie uns; und iſt mein Schatz dahin, — ſo zerbricht mein Leben, denn es hängt ohnehin an der letzten Faſer.“

Er hatte Schritte gehört; deßhalb ſeine Todesangſt. Der Inſpektor führte den Doktor Brixius mit Cäſario und Eugenie in den Gang, und ſprach zu ihnen: „Hier, meine Herren, können Sie Ihren Scharfſinn anſtrengen und Ihre Wißbegierde befriedigen, wie bei keinem Andern von allen Unglücklichen, welche in dieſem Hauſe des Jammers leben. Betrachten Sie ihn, belauſchen Sie ſein Selbſtgeſpräch; Sie werden merkwürdige Dinge hören.“

Cäſario und Brixius traten hinter dem Pfeiler hervor. Cäſario wankte, die Sinne ſchwindelten

ihm, als er Iſidor erblickte. „Mein Gott, was iſt Ihnen?“ fragte ihn der Doktor beſorgt.

Ehe Cäſario antworten konnte, rieth der Inſpektor dem Doktor Brixius auf Iſidor's Wahnſinn einzugehen, wenn er ihn erforſchen wolle, und ihn deshalb mit dem Namen: Memnon zu begrüßen.

„Memnon?“ rief von jenem Wort elektriſch durchzuckt Eugenie, wand ſich raſch und ungeſtüm aus dem Arme Cäſario's, welcher ſie zurückhalten wollte und ſtürzte hervor, zu den Füßen Iſidor's. Aber der Ruf war ihm wie einem Nachtwandler, der auf dem äußerſten Rande eines Abgrundes geht, unerwartet. Er erhob das Haupt, und ſank dann zuſammen. „Aurora!“ wollte er freudig ſtammeln, aber der volle Glanz der Morgenröthe verklärte die Züge des — Sterbenden. Er hatte gehofft. Er hatte genug gelebt. Der Klang war frei, aber es hatte ihn auf Erden Niemand gehört; das Räthſel war gelöſt; die Lotosblüthe entfaltete ihren Kelch; Aurora weinte. — „Memnon!“ rief ſie im namenloſen Schmerz.

Der Doktor Brixius trat näher, neigte ſich über Iſidor, fühlte ihm an's Herz, und ſprach

dann leiſe: „Jetzt wird er zur Klarheit gekommen ſein. Er iſt — todt.“

„Todt?!“ ſchrie der Cröſus. „Nein, nein! Er kann mir nicht ſterben, er muß mir leben, da ich ihn endlich doch gefunden. Ihr lügt, alle lügt ihr! Himmel und Erde lügt! — Hahaha! Kann denn Cröſus auch Bettler ſeyn? — Erwache, mein Sohn, ſtrafe ſie Lügen, die Betrüger! Ich beſchwöre dich, — erhebe dich, ermanne dich, rede, ſtrafe ſie Lügen. — Kein Wort?! Kein Laut! — Wehe! Wehe! Ich fange an zu glauben, daß die Hoffnung ſelbſt eine Lüge iſt und die Wahrheit todt, und der Tod allein Wahrheit. Und du — —, o mein Sohn!“

Cäſario war in einer fürchterlichen Stimmung. „Bei Gott!“ ſprach er leiſe vor ſich hin zu Boden ſtarrend; „daß meine Novelle ſo enden würde, hätte ich nicht ahnen können; hätte ich's ahnen können, — bei meiner Ehre! ich würde ſie nicht geſchrieben haben.“

Eugenie, welcher er früher bloß abgeriſſene Fragmente über die Novelle mitgetheilt und deren Haupt-Ingredienzen verſchwiegen hatte, ahnte jetzt den Zuſammenhang. Sie erhob ſich langſam von Iſidor's Leiche, maß Cäſario mit einem Blick grän-

zenloſer Verachtung, und ſprach mit Würde: „der Todte war zu reich für die Bettelhaftigkeit der Welt; ſein Geiſt empörte ſich gegen die Feſſeln des Lebens; — beſchwichtigen Sie Ihr Gewiſſen, Herr Cäſario, Sie haben nur einen halben Mord auf der Seele. Ihn hat das Leben getödtet, ihn belebt der Tod. Sie begreifen übrigens, ohne viele weitere Erklärungen, daß wir beide uns im Leben nie wiederſehen können, noch dürfen. Jetzt darf ich's endlich ſagen: Ich habe dieſem Todten angehört, ich bin noch ſein, und werde ſein bleiben, bis nach unſer'm Wiederſeh'n!"

Schweigend verließ Brixius mit ſeiner Tochter das Irrenhaus, um nach Hamburg zurückzureiſen. Der Herr Profeſſor Cäſario vergaß vermuthlich bald über neuern Werken ſeine Contracts-Novelle.

Nach acht Tagen, während welcher der arme Cröſus hartnäckig Speiſe und Trank zurückgewieſen hatte, folgte er ſeinem geliebten Sohne. Der Familienſchatz wird ihm wohl droben endlich Zinſen tragen. So mancher Cröſus gehet ja auf Erden als Bettler herum; — jeder, der ſein Lebelang um Licht und Liebe gebettelt, wird dort Cröſus, glücklich geworden durch den Tod, unendlich ſelig

nach dem Tode. Und der höchſte Schatz, den man haben kann, das iſt man ſelbſt; aber man muß ſich ſelbſt auch erwerben; hat man ſich ſelbſt erſt ganz, dann verjüngt ſich des Memnon's Mutter, Aurora, zu Memnon's Braut, und die kindliche Pflicht und der Liebe Zwang wird zum Rechte des Mannes, zur heiligen Herrſchergewalt, und jeder bräutliche Sonnenkuſs zur unſterblichen Krone der Würde und des Seins.

Nächstens erscheinen.

Adrian, Prof., Skizzen aus der Schweiz.

— — Skizzen aus Nordamerika.

Beauties of Shakspeare by W. Dood, with the german translations of A. W. Schlegel, Tieck, Voss and others. 2 Vol.

Auch unter dem Titel:

Musterstücke aus Shakspear's dramatischen Werken; englischer Text nach Dood's Anordnung, mit gegenüberstehender deutscher Uebersetzung von Schlegel, Tieck, Voß u. Andern. 2 Bände.

Bechstein, Ludwig, der Fürstentag. Novelle. 2 Theile.

Belani, H. C. R., Alfonso der Heilige, oder Portugall's Gründung. — Ines da Castro. — Romantische Erzählungen aus Portugals Geschichte.

— — der Premier-Minister. Geschichtliches Volks- und Sittengemälde aus Portugall. Nach historischen Quellen und den Papieren eines Verstorbenen bearbeitet. 3 Theile.

Beurmann, Dr., Almanach der deutschen Bühne auf das Jahr 1835.

Cooper, der Spion. Novelle. 2 Theile. Dritte verbesserte Auflage.

— — der Letzte der Mohicaner. Novelle. 2 Theile. Dritte verbesserte Auflage.

Storch, L., der Karikaturist. Novelle. 2 Theile.

— — der Stern des Morgenlandes. Novelle. 3 Theile.

In demſelben Verlage ſind folgende

empfehlenswerthe Schriften

erſchienen

und um beigeſetzte Preiſe durch alle ſolide Buchhandlungen zu beziehen.

Abraham a Santa Clara, Merk's! Ein curiöſes Memento für alle Stände aller Orten. Zur Ergötzung der heutigen Leſewelt wieder an's Licht geſtellt durch Dr. Heinmar. Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers. Geh. Rthlr. 1. oder fl. 1. 45 kr.

— — Auch eine Heerpredigt wider den Türken, oder: Auf, auf, ihr Chriſten! Das iſt: eine bewegliche Anfriſchung der chriſtlichen Waffen wider den türkiſchen Erbfeind, in Eil' ohne Weil' zuſammengetragen. Geh. 21 gr. oder fl. 1. 30 kr.

Es ſind dies zwei der witzigſten Schriften von Abraham a Santa Clara, und zwar diejenigen, welche ſeit hundert Jahren nicht wieder hervortraten, und die hier nach der erſten Ausgabe als ein zuſammenhängendes Ganze in lesbarer Erneuerung erſcheinen.

Adrian, Dr., Bilder aus England. Zwei Theile mit 6 Kupfrn. Rthlr. 3. 12 gr. od. fl. 6.

— — Skizzen aus England. Zwei Bände. Rthlr. 3. 12 gr. oder fl. 6.

Die Halliſche, Jenaiſche und Leipziger Literatur-Zeitungen, das Berliner Converſationsblatt, die Blätter für literariſche Unterhaltung, Heſperus u. A. haben ſich über dieſe Werke auf das Vortheilhafteſte ausgeſprochen. Das ausgezeichnete Darſteller-Talent, die leichte, lebendige Schilderungsgabe des Verfaſſers, der reizende Wechſel der Gegenſtände, das Intereſſe, das den Leſer vom Anfang bis zum Ende feſſelt, und der elegante Styl ſowie die Wahl der Gegenſtände, die treue, ſtets aus dem Leben gegriffene Darſtellung des anziehenden

Landes, in welches uns der Verfaſſer einführt, in welchem er uns heimiſch macht, die liebenswürdigen und wunderlichen Charaktere, mit denen er verkehrt und die er ſo treffend ſchildert, — alles das ſind Vorzüge, welche die eben ſo unterhaltenden, als lehrreichen Bilder und Skizzen aus England auszeichnen und ihnen in gebildeten Kreiſen einen ſo großen Beifall gewonnen haben.

Adrian, Dr., neueſtes Gemälde von London und ſeinen Umgebungen. Handbuch für Reiſende nach London. Mit einem Wegweiſer von Frankfurt am Main über Mainz, Coblenz, Köln, Nymwegen und Rotterdam nach London, ſodann von London über Harwich nach Hamburg, über Oſtende nach Brüſſel und über Dower und Calais, Brighton und Dieppe nach Paris. — Beigegeben iſt: Eine Reiſekarte, der Plan und das Panorama von London, ſowie eine Karte der Umgebungen von London. In Etui geb. Rthlr. 3. 4 gr. od. fl. 5. 30.

Adrian, Dr., die Prieſterinnen der Griechen. Geh. 18 gr. oder fl. 1. 12 kr.

Der Gegenſtand, den der als Schriftſteller rühmlichſt bekannte Verfaſſer in dieſem Werke behandelt, iſt zu anziehend und wichtig, als daß es einer empfehlenden Anzeige bedürfte, um daſſelbe in den Kreiſen der Gelehrten und Gebildeten einzuführen.

Byron, Lord, ſämmtliche Werke, herausgegeben von Dr. Adrian. Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers, einem Facſimile ſeiner Handſchrift und einer Anſicht von Newſtead-Abtey. 12 Bände. Geh. Auf geglättetem Velinpapier Rthlr. 8. 12 gr. oder fl. 14. Auf weißem Druckpapier Rthlr. 6. 18 gr. oder fl. 11.

Dieſe Ausgabe iſt vollſtändiger, als irgend eine bis jetzt in engliſcher Sprache erſchienene, und mit der größten Sorgfalt, mit Sachkenntniß und Geſchmack von einem Vereine rühmlichſt bekannter Männer ausgeführt; keinerlei

Rücksicht konnte das Auslaſſen auch nur einer einzigen Stelle bedingen. Obgleich nun dieſelbe um 15 Octavbogen ſtärker wurde, wird dennoch vorerſt der äußerſt billige Subſcriptionspreis beibehalten.

Die vorzüglichſten kritiſchen Blätter haben ſich über dieſe Ausgabe auf das Vortheilhafteſte ausgeſprochen. Eine ausführliche Beurtheilung in der Halliſchen Lit. Zeitung [1832. 195] beginnt:

„Wir ſehen hier ein Unternehmen vollendet, in welchem die Univerſalität des Geiſtes unſerer Sprache einen ihrer glänzendſten Triumphe feiert. Wie möchte auch der Franzoſe oder der Italiener die kühne Kraft des engliſchen Dichters wiederzugeben vermögen, wie den freien Schwung ſeines Geſanges, die Tiefe zerreißender und verſöhnender Gefühle, die verwegene Bildung der Sätze und einzelner Worte, die tauſend bedeutungsvollen Nüancen, welche Byron gleichſam tändelnd, aber nie ohne Abſicht und Bewußtſeyn, hinwirft?“

Cooper's ſämmtliche Werke, 81 Bändchen. Geh. Ausgabe auf Druckvelinpap. Rthlr. 14. 20 gr. oder fl. 23. 12 kr. Auf Druckpapier Rthlr. 9. 20 gr. oder fl. 15. 48 kr.

Dieſelben enthalten: Der Spion. — Der Letzte der Mohikaner. — Die Anſiedler. — Der Lootſe. — Lionel Lincoln. — Die Steppe. — Der rothe Freibeuter. — Die Nordamerikaner. — Die Grenzwohner. — Die Waſſernixe. — Der Bravo. — Die Heidenmauer. — Der Scharfrichter von Bern.

Döring, Georg, Stimmen des Lebens. Drei Erzählungen. Rthlr. 1. 16 gr. od. fl. 2. 48 kr.

— — Sonnenberg. Eine Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. oder fl. 8. 24 kr.

— — der Hirtenkrieg. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. oder fl. 8. 24 kr.

— — die Mumie von Rotterdam. Eine Novelle. 2 Theile. Geh. Rthlr. 3. 4 gr. oder fl. 5. 30 kr.

— — van Speyk. Ein Heldengedicht. Geh. 9 gr. oder 40 kr.

Fischer, C. A., neue Kriegs- und Reisefahrten oder romantische Kriegs- und Lebensabentheuer. 2 Theile. Rthlr. 3. 12 gr. oder fl. 6.

Gersbach, A., Wandervögelein oder Sammlung von Reiseliedern, nebst einem Anhange von Morgen- und Abendliedern. In vierstimmigen Tonweisen. Zweite verbesserte Auflage. 12. geh. 16 gr. oder fl. 1. 12 kr.

Gruner, G. A., Friedemann und die Seinen, oder das Gottesreich auf Erden. Ein Familienbuch zur Veredlung des häuslichen und bürgerlichen Lebens. 4 Theile. Geh. Rthlr. 3. 8 gr. oder fl. 6.

Irving, Washington, sämmtliche Werke. Aus dem Englischen übersetzt. 47 Bändchen. Geh. Auf Velinpap. Rthlr. 8. 18 gr. od. fl. 14. 36 kr. Auf ordin. Druckp. Rthlr. 6. 4 gr. od. fl. 10. 6 kr.

Dieselben enthalten: Das Skizzenbuch. — Erzählungen eines Reisenden. — Bracebridge-Hall. — Eingemachtes. — Die Geschichten des Lebens und der Reisen Christoph's Columbus. — Die Eroberung von Granada. — Humoristische Geschichte von New-York. — Reisen der Gefährten des Columbus. — Die Alhambra, oder das neue Skizzenbuch.

König, H., die Wallfahrt. Eine Novelle. Rthlr. 1. 8 gr. oder fl. 2. 24 kr.

Kupfersammlung zu Cooper's sämmtlichen Werken. Erste Lieferung. 20 gr. oder fl. 1. 24 kr. Zweite Lieferung. 16 gr. oder fl. 1. 12. Dieselben enthalten: der Spion; der Letzte der Mohikaner; die Ansiedler; der Lootse; Lionel Lincoln; die Steppe; der rothe Freibeuter; die Grenzwohner; die Wassernixe; der Bravo.

— — zu Irving's sämmtlichen Werken. Erste Lieferung. 16 gr. oder fl. 1. 12 kr. Zweite Lieferung. 8 gr. oder 36 kr. —

Dieſelben enthalten: das Skizzenbuch; Erzählungen eines Reiſenden; Bracebridge-Hall; Eingemachtes; Leben und Reiſen des Columbus.

Lautir- Buchſtabir- und Leſe-Spiel für Kinder. Dritte verbeſſerte und vermehrte Auflage. In einem eleganten Käſtchen. 12 gr. oder 48 kr.

Nänny, J. C., Gedichte. Rthlr. 1. 6 gr. od. fl. 2.

Der Name des Herrn Nänny iſt den Freunden der Dichtkunſt aus Taſchenbüchern und Zeitſchriften ein erfreulicher Klang geworden, der immer irgend ein aus der Tiefe der Gemüths- und Phantaſiewelt geſchöpftes Product ankündigt. Vorzüglich aber ſind es heitre, liebliche Melodieen, die irgend eine gefühlvolle Anſchauung, eine poetiſche Erkenntniß des Lebens und der Natur enthalten, welche der Muſe des Herrn Nänny gelingen. Sie iſt ein reiches Kind, aber ihr Reichthum beſteht in Blumen und dieſe ſind wiederum einfache Blumen der Wieſe, traulich dem Herzen, wie dem Vaterlande, ein ſinniger Strauß für ſinnige Freunde der Poeſie.

Oefele, Freiherr von, Bilder aus Italien. 2 Bände. Geh. Rthlr. 2. 20 gr. od. fl. 4. 48 kr.

Wir dürfen dieſe Bilder, hauptſächlich der Wahrheit und Lebensfriſche wegen, die ſie karakteriſiren, empfehlen. Es ſind Erfahrungen, die der Verfaſſer unter dem reizenden Himmelsſtriche Heſperiens geſammelt, es ſind ſeine oft höchſt eigenthümliche Anſichten, in denen uns ſo Vieles ſchon vielfach Beſprochene wiederum neu erſcheint, es ſind Ergebniſſe heitrer und romantiſcher Natur, welche hier in kecken Zügen, in warmen Localfarben zu Gemälden vereinigt werden, die den Beſchauer anziehn, belehren und ergötzen. Offen und einfach, wie Yorick, erzählt der Verfaſſer, unabſichtlich zur Hauptfigur ſeiner Bilder werdend, in deren Weſen ſich die Menſchlichkeit mit ihren tauſendfachen Schattirungen ſpiegelt.

Platen, Graf von, Geſchichten des Königreichs Neapel von 1414 bis 1443. Rthlr. 1. 16 gr. oder fl. 2. 48 kr.

— — die Liga von Cambrai. Geſchichtliches Drama in 3 Akten. geh. 12 gr. oder 54 kr.

Rückert, Fr., Nal und Damajanti. Eine indische Geschichte. Rthlr. 1. 18 gr. od. fl. 2. 48 kr.

Das Publikum erhält hier eine, von dem rühmlich bekannten Dichter Rückert, mit aller ihm in so seltenem Grade eigenen Sprachfertigkeit und Reimfülle übertragene indische Dichtung, bei der aber alles Fremdartige, ohne Studium der indischen Poesie Unverständliche, vermieden ist, so daß sie als eine sinnige Liebeserzählung erscheint, über welche sich nur ein leiser fremdartiger, aber lieblichsüßer Duft ausbreitet und sie umweht. Das Mythologische, völlig verständlich, erscheint in der Figur, welche am bedeutendsten eingreift, nur als Allegorie des bösen Gelüstens, welches in unsrer Brust wohnt. Liebe, in bezaubernder Schilderung, ihre Leiden und Treue bilden den Inhalt des Büchleins, und wem Sinn für wahre Poesie einwohnt, wird an dieser Dichtung, und wem Sinn für Sprachschönheit und Ausdruck einwohnt, wird an Rückert's Versen ein Vergnügen genießen, wie es selten geboten wird.

Serrius, Dr. A., Eloa. Weihestunden der Andacht und des Gebets. Mit 1 Kupfer von Fleischmann. Geh. 12 gr. oder 48 kr.

Dieses Werkchen athmet die reinste Gottesfurcht, und spricht diese in poetischen und melodischen Klängen aus, so daß neben der Erhebung des Gemüths auch die Bildung des Geistes gefördert wird.

***Shakspeare,* William, The Plays. Vol. I. Containing: *The Merchant of Venice.* 12. geh. 8 gr. oder 36 kr.**

— — Vol. II. Containing: King *Lear.* 12. geh. 8 gr. oder 36 kr.

— — Vol. III. Containing: *Hamlet,* Prince of Denmark. 12. geh. 8 gr. oder 36 kr.

Starkloff, L., Erzählungen. Rthlr. 1. 16 gr. oder fl. 2. 48 kr.

Stelldichein im Tivoli, das, oder Schuster und Schneider als Nebenbuhler. Localposse mit Gesang in zwei Acten. Vom Verfasser des „alten Bürgercapitain." Geh. 12 gr. od. 45 kr.

Storch, L., die Intrigue. Eine Novelle in 2 Theilen. Zweite verbesserte Auflage. Rthlr. 1. 18 gr. oder fl. 3.

— — die Beguine. Historischer Roman aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. 3 Theile. Rthlr. 4. 20 gr. oder fl. 8. 24 kr.

— — Malers Traum. Novelle. Rthlr. 1. 16 gr. oder fl. 3.

Walker, G., Anweisung zum Schachspielen. Die vorzüglichsten Spieleröffnungen und Endspiele, nebst einigen eigenthümlichen Stellungen, und fünfzig ausgewählten Aufgaben enthaltend. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von J. F. Schierek. Geh. 21 gr. od. fl. 1. 30.

Der Uebersetzer dieses Werkchens hat allen Freunden des geistvollen Spiels durch seine Arbeit einen gewiß dankenswerthen Dienst geleistet. Nicht nur der Anfänger, der sich [illegible] will, gewinnt hier rasch einen klaren und vollständigen Ueberblick, sondern auch der erfahrene Schachspieler wird sich mancher geistvoll entworfenen Spiele, mancher interessanten Eröffnungen und Endigungen erfreuen. Der Verfasser hat auf Philidors System fortgebaut, allein auch andere große Meister sind nicht unbenutzt geblieben und was er selbst aus eigenen Erfahrungen hinzuthut, gehört zu den ausgezeichnetsten Leistungen in diesem Fache.

Weitzel, J., Napoleon durch sich selbst gerichtet. Geh. 16 gr. oder fl. 1. 12 kr.

— — Scherz und Ernst; zur Charakteristik unserer Zeit. Geh. Rthlr. 1. 18 gr. oder fl. 3.

Zehner, H. G., die Treuringe. Novelle. Geh. 9 gr. oder 40 kr.

— — die Pietistin. Novelle. Rthlr. 1. 8 gr. fl. 2. 24.

Zschokke's popular history of Switzerland. From the German: — with the author's subsequent alterations of the original Work by W. Howard Howe. Cart. 12. Rthlr. 1. 18 gr. oder fl. 3.

Phantaſiegemälde.

Von

Eduard Duller.

1836.

Mit einem Stahlſtiche.

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

19-17. 5941

Die Verdächtigen.

Ärmer Exkanzelist, Bernhard Birnbaum! Da ſitzeſt du nun innerhalb deiner vier weißen Wände, und haſt freie Zeit genug, das alte Thema vom Wechſel alles Irdiſchen zu gloſſiren, und zu — hungern! Für einen landesfürſtlichen Beamten, der ein ſtattliches jährliches Gehalt von vierhundert Gulden bezieht, und bereits über die Schwelle der Fünfziger getreten iſt, gibt es keinen fataleren, verderblicheren Dilettantismus, als den des Freiheitsſchwindels, ſei's auch, daß man ihn bloß aus Complaiſance gegen gute Freunde mitmacht. Wenn die Zeit ein Flügelroß reitet, und der Philiſter den Luftflug — gleichviel, ob auch bloß im Kahn unterm Luftballon — nachſpielen will, darf man ohne Sorge

ſein, denn er wird ſtets Kurierſtiefel dazu anziehen, und den Kahn weniger mit ſeinen Hoffnungen, als mit tauſenderlei altem kleinem Gerümpel befrachten, welches ihm zu einem um ſo dringenderen Bedürfniß ward, je weniger er es braucht, als da zum Beiſpiel: mit einem Stiefelknecht, alten Arzneigläſern, einem alten Corpus juris in folio und einem eiſernen Ofen. — Das iſt das burleske Profil der Zeit, dieſes Januskopfes, der vorne ein Prometheusantlitz und hinten die Phyſiognomie eines ehrſamen deutſchen Spießbürgers trägt; der Letztere frazzt in der beſten Abſicht von der Welt, in der Abſicht, mit derſelben Miene wie ſein Vordermann zu lächeln oder zu zürnen, dieſen armen Vordermann ab.

Es gab eine Zeit, in welcher jeder, der nicht geradezu den Brutus tragirte, ſchlechtweg für einen bornirten, hinter dem Geiſt der Zeit ſitzenbleibenden Menſchen galt. In dieſer Epoche, gleichviel wo man ſie in den Tafeln der Chrono-

logie nachſuchen wolle, gab es mehr Patrioten auf Erden, als deren für den Hausbedarf vielleicht nöthig waren.

Damals ließ ſich denn auch der brave landesfürſtliche Kanzeliſt Birnbaum einen Brutusbart wachſen, und gab ſogar eine Broſchüre heraus, worin er unter andern Dingen auch demonſtrirte, daß Robespierre ein großer Mann ſei. Dieſer Beweis brach ihm, als Kanzeliſten, den Hals.

Er erhielt dafür ungeſäumt ſtatt der lang gehofften Gehaltserhöhung — ſein Abſchiedsdecret. Im Anfang tobte er über dieſen neuen Beweis von Ungerechtigkeit auf Erden, dann — ſetzte er ſich hin und ſchrieb eine Vertheidigung und Supplik, in welcher er zu beweiſen ſuchte, daß er, wenn er die Broſchüre auch geſchrieben habe, doch der Verfaſſer derſelben noch lange nicht ſei, indem er ſie bloß abgeſchrieben — aus einem längſtgedruckten Buch. Umſonſt! Geſchrieben

iſt geſchrieben, lautete lakoniſch der zweite Beſcheid.

Das hatte nun der gute ehrliche Kanzeliſt von ſeinem Eifer für das Beſte der Menſchheit und für die Herſtellung der Menſchenrechte im Colleg zur Einigkeit, deſſen Mitglied er war; — um vierhundert Gulden jährlich war er ärmer, um dies einzige einſilbige Ex vor ſeinem Titel reicher geworden.

Was nützte ihn nun der Patriotismus aller ſeiner Collegsfreunde, die ſo uneigennützig Freiheit und Gleichheit proklamirten, wie z. B. der Glaſermeiſter Prenz, welcher einen Pli darein ſetzte, ſich mit einem Wort, das ihm ſtets äußerſt ſchauerlich zu Ohren gedrungen war, mit dem Wort: „Comité-Directeur" wie mit einem Standes-Titel zu unterſchreiben, ſtatt Hofglaſermeiſter, ein Mann, welcher ſtets für eine Revolution ſtimmte, weil zu einer ſolchen nothwendig auch Fenſtereinwerfen gehöre, — oder der für eine

Republik mit Schnaps eifrigſt begeiſterte Proletarier Johann Nepomuk Brandl, welcher, nachdem er ein Hof-Muſikus und Virtuoſe auf der Baßgeige geweſen war, es durch unſägliche Studien auch zur Virtuoſität im Schuldenmachen gebracht hatte, — oder der Proſelyt Herz Adler, der früher nicht bloß Weib und Kind, ſondern auch eine kurze Waarenhandlung beſeſſen und, nachdem er einſt einen großen Komödianten geſeh'n, fein: Auch 'io ausgerufen, alle Statiſten tractirt und aus Liebe zur freien göttlichen Kunſt es wirklich dahin gebracht hatte, daß er zur Würde eines Soufleurs am fürſtlichen Hoftheater erhoben wurde. Dieſe und andere ehrliche Leute, mit welchen Birnbaum umging, hatten das Unglück, nicht blos ſich ſelbſt für lauter geborne Genies zu halten, ſondern, obgleich ſie Stockphiliſter waren, von den Pfahlphiliſtern der kleinen Reſidenz auch wirklich für ſolche gehalten zu werden, — eine gute Meinung, welche ſie durch

eine Tag für Tag wiederkehrende Kette von ſogenannten „Genie-Streichen“ zu erhalten bemüht waren.

Alle ehrbaren Leute in der kleinen Reſidenz lagen längſt in den Federn, denn es war bereits halb elf Uhr Nachts vorbei; eine einzige hohe Perſon wachte noch in ihren Berufsgeſchäften, — der Thurmwächter von der Andreaskirche. Der Ex-Kanzeliſt eilte, aufgeregt wie er war, ſeine drei Treppen hinauf. Einen förmlichen Haarbeutel hatte er vom Patrioten-Eſſen nun wohl eigentlich nicht nach Hauſe getragen, aber ohne ein kleines Zöpfchen war es beim Champagner nicht abgegangen. Die Abſetzung eines Kanzeliſten und Colleg-Mitgliedes hatte nämlich unter dem revolutionären Genie-Corps keine geringe Bewegung hervorgebracht; die guten Leute, welche indeß zum Unglück lauter arme Schlucker waren, und ſomit außer Stande, für ihren leidenden Freund eine Geld-Collekte zuſammen zu brin-

gen, hatten demnach nichts eiligeres zu thun, als ihm auf jenem Dornenwege, den man in der Sprache der Genie's den Weg des „Pumpes“ nennt, einen Schmaus zu veranſtalten, welcher von dem auffallendſten Genie der ganzen Geſellſchaft, von dem Virtuoſen Brandl, der „Leichenſchmaus des Kanzeliſten“ getauft wurde, und bei welchem dieſe ehrlichen Leute den letzten Reſt des einzigen Kredits, den ſie noch beſaßen, des beim Collegtraiteur, brüderlich und menſchenfreundlichſt hinopferten.

Als Birnbaum in ſeinem Kämmerlein allein war, als nur noch die Nachklänge der Weintollheiten dumpf in ſeinen Ohren gellten, und in ſchwarzen ſchweren Ringeln der Oelqualm der Lampe an der Decke hin und wieder flatterte, wie ausgeſpreizte Fledermausflügel, — da rang ſich aus dem Schlamm ſeines Philiſter-Schlendrians ein wahrhafter bitterer Schmerz über ein verlornes Leben empor, welches einſt gewiß zu

beſſeren Dingen beſtimmt war. Er dachte an ſeine Univerſitäts-Jahre zurück, an die ſchönen Träume ſeiner Jugend, an die verheißungsreichen, waffenklirrenden Tage eines großen Nationalkampfes, aus welchem auch er mit ſeiner Narbe zurück kam, und das Verſprechen einer ehrenvollen Stellung im Staatsdienſt — und die Kanzeliſtenſtelle mit dreihundert Gulden erhielt, von denen er, während einer Reihe von Jahren wirklich bis zu vierhundert avancirt war, er dachte an jenen Tag, da er, ſeliger Hoffnungen voll, mit ſeiner Amalie am Traualtare ſtand, an jenen, als er das holdlächelnde Pfand ſeines Glückes, ſein neugebornes Kind, das den Namen der Mutter empfing, wonnevoll in den Armen hielt, an jene entſetzliche Stunde, wenige Monate ſpäter, als das geliebte Weib, das den Keim des Todes längſt in ſich trug, bleich, mit gefalteten Händen, im Sarge lag. Von jenem Augenblick an war ſein Leben kein ganzes mehr geweſen, nur eine Kette

von Entbehrungen, durch einzelne Stunden des Taumels mühſam zuſammen geflickt. Die Dummheit und das Spießbürgerthum rings um ihn her hatten ihn abgeſtumpft, in ſein ganzes Weſen war eine Demuth, eine Unentſchloſſenheit, eine Rathloſigkeit gekommen, die er hundertmal verdammte, aber nun einmal nicht mehr abſtreifen konnte.

„Makulatur herbei,“ ſprach er, vor ſich hin nickend, bitter lächelnd, „Makulatur, daß ich mir die Thränen dran trockne; die lebenswarme Poeſie meiner Jugend iſt ja längſt vergilbt, ein jeder Schuft von Käſehändler kann auf mich Anſpruch machen. Pah! was willſt du denn? Iſt's etwas anders, als das, was Tauſende wollen? Iſt's was Appartes? Und weißt du denn ſelbſt, was es eigentlich iſt? Wiſſens die Tauſende? — Wir ſtecken alle von A bis Z in einer langen ſtickigen Novembernacht, wir wiſſen in dieſem Schwaden am Ende nicht mehr, was

unſere, was unſers Nachbars Naſe iſt. Freilich einſt, als wir noch lieben konnten, — wenn auch nur kurz, wie hingehaucht, — da mußte man noch handeln um's Leben, ſteigern, — jetzt ſteht es im feſtgeſetzten Preiſe da, — pah, nicht einmal! — Es hat ſeinen Werth verloren, es iſt verlegene Waare geworden; über kurz oder lang bricht der Bankerutt aus. — — — Ich bin eigentlich ein Tropf, ſo lamentabel zu quäken! Hab' ich denn nicht trotz aller meiner äußerlichen Bettelwirthſchaft noch einen Schatz, den ich gar nicht verdiene? — mein Kind, — welch ein Kind! Und ich, ich will mir jetzt, weil ich armſelige vierhundert Gulden verliere, einbilden: ich ſei im Elend?" —

Auf der Straße unten ließen ſich aus geringer Ferne klagende Flötentöne hören; die Töne ſchienen allmählich näher zu kommen. Plötzlich verſtummten ſie. — Nicht weit von dem Hauſe ließen ſich jetzt Männerritte vernehmen. —

„Wer da? Ha, beim Jupiter, Herr was habt Ihr an uns ſo miſerabel feig vorbei zu ſchleichen?“ brummte eine barſche Stimme, „wißt Ihr, wer ſchleicht? — ich ſag' Euch, kein anderes Weſen als ſo'n Krokodill von einem Spion; und das ſag' ich Euch nicht umſonſt, Herr, denn, bei meinem Vater Herkules! Ihr habt Euch darnach zu richten.“

„Was zum Guckuk kümmern Euch ehrliche Leute, die des Abends friedlich in der Straße ſpazieren gehen?“ erwiederte eine andere Stimme, „laß't die Poſſen, wir ſind nicht aufgelegt, in Eure Komödie einzugehen.“

„Ah, diable,“ flüſterte eines Dritten dünne Stimme, „Monsieur, nous sommes perdus.“

„Wie? ſind der Spione noch mehrere?“ nahm Brandl wieder das Wort; denn kein anderer als er war der eine Sprecher. „Ha bei den Göttern, dacht ich's doch! Und ſollen wir als landesfürſtliche Demagogen leider ſolche

Schmach? Ihr hohen unſterblichen Götter! Ha, ich fühle Kanibalen in dieſer Fauſt.“

„So werft nur vor allen Dingen die Fenſter ein,“ ſprach mit ſchwerer Zunge der wakere Thomas Prenz dazwiſchen, „Ich mein' es ehrlich. Seht ihr: Es iſt kein Heil im Staate, ſo lange ihr Tag für Tag durch dieſelben Fenſterſcheiben hinaus gukt!“

„Prenz! bei den Göttern, ich ſehe ihrer in dieſer Dunkelheit ſo viele, die uns verderben wollen, daß wir blind unter ſie ſtürzen müſſen. Drum auf zum Kampf! —“

„Nun denn,“ erwiederte einer von den zwei angegriffenen Gegnern, „wenn ihr in eurer Tollheit durchaus mit uns anbinden wollt, ſo koſtet, wie meine Fauſt ſchmeckt.“

„Aber mein Gott, was iſt denn das für ein mörderlicher Spektakel drunten?“ ſprach nun Birnbaum, durch den Lärm aus ſeinen Träumereien aufgeſtört, den Kopf in der Schlafmütze

zum Dachfenſter herausſtreckend. „Ach ſo! Ich erkenne euch, tapfere Republikaner und Landsleute; aber wollt ihr, in Roms und in's Teufelsnamen, wohl Ruhe halten? Oder ſpukt euch mein Leichenſchmaus noch im Kopfe? Habt ihr mich blos deshalb fetirt, damit ihr eine gute Gelegenheit hattet, euch zu erhitzen, ohne theures Holz zu verbrennen? Habt ihr mich blos deshalb menſchenfreundlich nach Hauſe begleitet, damit ihr einen Vorwand hattet, auf den Straßen zu ſchwärmen? O edler Thomas Prenz, vortrefflicher Mucius Scaevola, und du Johann Nepomuk Brandl, edler Ariſtides, brandſchatzt einen armen Exkanzeliſten nachtſchlafender Weiſe nicht um ſeine Ruhe.“

„O Jupiter, ſende deinen Thierkreis unter die Herzen dieſer Barbaren,“ rief Brandl ſchwärmeriſch verzückt, „Menſchen? — Subjecte! Sterne? — Krokodillthränen! O Ihr Götter, ich mach' euch ein Protokoll, und damit — Punktum!

Sind wir deshalb schöne Seelen, daß eine schnöde Kröte uns anbellt? Reicht Tyrannenmacht in unser Profil? Ha! Ich sage nichts als dieß."

„Wie? uns entwischen?" wetterte Prenz dazwischen.

„Wer sah' jemals meinen Rücken?" fuhr Brandl fort, „ich sage: Zenith! und das ist genug."

„Herbei, ihr Nachbarsleute, herbei, brave Bürger, werft die Fenster ein, denn ich bin im Begriff, das Vaterland zu befreien," radotirte Prenz, „hier sind zwei ausgemachte Spione, sag' ich, und noch obendrein Geheime: wenn sie nicht baumeln sollen, so nennt mich was Ihr wollt, aber weder comité noch directeur mehr."

„Nun," erwiederte der andere Fremde, „so sollen sie uns auch kennen lernen. Allons donc! So unangenehm mir's ist, mit diesen Leuten anzubinden, — ich bin bereit, mich meiner Haut zu wehren."

Inzwiſchen war Birnbaum, dem das nächtliche Abenteuer Spaß machte, mit der Laterne in der Hand ſeine drei Treppen herabgeklettert, und befand ſich nunmehr mitten unter den Partheien, welche ſchnell handgemein geworden waren. Er ſtellte die Laterne auf den Säulenſchaft neben der Hausthüre, zog den engen verſchoſſenen Schlafrock über den Knieen zuſammen und lachte, nachdem er ſich's auf ſolche Weiſe comfortabel gemacht hatte, aus Leibeskräften. Von den Angegriffenen war der Eine ein ältlicher Herr, mit einer Phyſiognomie, wie man ſie ſelten findet, ſie hatte viel von einer pergamentenen Schreibtafel, auf welcher Allerlei hin und wieder gekritzelt, Manches verwiſcht, Alles faſt unleſerlich war; die Lippen nach innen zu eingekniffen; Züge und Teint wie an einer Mumie; die Kleider, die Friſur der Perüke beinahe ängſtlich und pedantiſch nach der neueſten Pariſer Mode gezirkelt, und doch mit einem gewiſſen Etwas drin oder dran, was den

Eindruck der ganzen Modernität wieder zu Schanden machte, — kurz: eine ächte adeliche Lakaien-Figur aus der guten alten Zeit.

Der Begleiter des Franzoſen — die Nationalität des Fremden war unverkennbar, — der Doktor Steinſaß hatte ein freundliches, einnehmendes Äußere; er ſtand in der Blüthe der Jahre, ſeine Kleidung war mehr nobel als elegant, aber vernachläſſigt, — für einen Elſäſſer, als welcher er galt, war der Accent ſeines Deutſch zweifelsohne zu rein.

Die plötzliche Dazwiſchenkunft Birnbaums mit der Laterne bewirkte zwiſchen beiden im Kampf begriffenen Partheien einen momentanen Waffenſtillſtand. Die beiden Fremden, welche in der Dunkelheit gewähnt hatten, wenigſtens zehn Banditen zu bekämpfen, ſahen ſich nun blos zwei Feinden, und noch dazu von ziemlich gutmüthigem Äußeren gegenüber; nur an einem derſelben, an dem Virtuoſen Brandl war etwas marzia-

liſches, nämlich eine wahre Rittmeiſterglatze, welche in Verbindung mit dem Wachtfeuer des Geſichts, mit dieſer ewigen Lampe, — der Naſe, für das Nachtſtück zwei künſtliche Beleuchtungen ohne Gleichen lieferte. Den Glaſermeiſter Thomas Preuz dagegen würde jeder Unbefangene für eine gewöhnliche proſaiſche Figur gehalten haben, wäre es nicht ſtadtbekannt geweſen, daß er ſich in der Geſellſchaft der Genies als Haupthahn hervor thue. Eine dritte Perſon war bisher gar nicht beachtet worden, — der Dekorationsmaler und Meerrettighändler Conrad Schuch, welcher, eine ſtrenge Neutralität beachtend, beſchelden genug in der Goſſe lag und als ſtummer Zeuge ſanft und ſelig daſelbſt ſchlief.

„Aber um's Himmels Willen," begann Birnbaum, nachdem er ſich die Gruppe eine kleine Weile betrachtet hatte, „Freunde, welcher Satan brachte euch in dieſe Situation? Ich dachte ſchon, ihr manövrirtet an dem ruchloſeſten Attentat,

was ſeit Julius Cäſars, des großen Römers Fall an der Pompejusſäule von Menſchenhänden verarbeitet wurde. O Brandl, Prenz, was beginnet ihr?

„Laßt die Blitze heulen," erwiederte dieſer, mit den Händen gegen die Luft fechtend, „Löwen winſeln, und die Freiheit iſt nichts, ſag' ich Dir, als eine Mehltonne! Freunde, mir grauet vor dieſen Göttern und Menſchen; oder ſind ſie was Beſſeres als — Subjecte? Drum lege ich dieſe meine biedere Rechte an die Sterne des Himmels, und heule aus den Tiefen des Ozeans: Wer bin ich?"

„Sind dieſe Leute verrückt oder trunken?" rief Steinfaß, „die tollſten Käuze von der Welt ſind ſie jedenfalls. Doch gleichviel, — kommen Sie, Herr von Beaulieu, wir wollen unſer Hotel wieder aufſuchen; der Himmel iſt hier ohnehin nicht ſehr italiäniſch und die Serenade hat mich verſtimmt."

„Betrunken?“ ſchrieen die zwei Republikaner, wuthentbrannt auf die zwei Fremden eindringend, während Birnbaum lachend ſich vergebliche Mühe gab, die Erbitterten auseinander zu halten.

„Sagte das eine Ungeheuer nicht: Betrunken? Trunken!“ fuhr Brandl begeiſtert ſchwärmend fort, „ja, trunken vom Drang, den Racheſtahl zu bohren in dein ſteinernes Tiegerherherz, du Hyäne von einem Spürhund! — Brutus, du ſchläfſt?“ donnerte er dem in der Goſſe liegenden Freunde zu; „hörſt du's auch? ja, du ſchüttelſt die Silberlocke auf deinem kahlen Scheitel, ehrwürdiger Greis, wach' auf, wach' auf, Conrad Schuch; die Stunde ſchlägt, die Feuerzeichen flammen, die Rache ruft, die Donner fluchen, die Blitze heulen. — Ha!“

Mit dieſem Ausruf ſank der wackere Mann erſchöpft zu Boden. Der Meerrettighändler erhob ſich langſam von ſeinem harten Lager und ſtammelte wehmüthig: „Meine Zunge klebt am Gau-

men. Humor herbei — oder einen Schoppen! Mein Humor iſt dürr!“

Als er ſich völlig ermuntert hatte, erläuterte ihm der patriotiſche Glaſermeiſter in kurzen, abgebrochenen Sätzen den Hergang und vermochte ihn raſch, den kampfunfähig gewordenen Virtuoſen zu erſetzen. Steinfaß war entſchloſſen, der ſchlechten Komödie ein ſchnelles Ende zu machen, während Beaulieu am ganzen Leibe zitterte, immerfort an ſeinem Begleiter zog und zerrte, und ihm zuflüſterte, ihn und ſich um jeden Preis doch lieber durch die Flucht in's Sichere zu bringen.

Das Handgemenge verknäulte ſich indeß auf's Neue. Jemehr ſich dabei das Genie wie bunter Schmetterlingsſtaub abrieb, deſto deutlicher kam die ſtarkknochige, maſſive Natur der Philiſter zum Vorſchein.

„Ich glaube gar: ihr wollt Ernſt machen, lieben Freunde, — ſo hört doch ein vernünftiges

Wort, — haltet ein!“ rief jetzt Birnbaum, beſorgt werdend, dazwiſchen. Aber die Erbitterten hörten ihn nicht und der tapfere Brandl, der ſich mittlerweile erholt und aufgerafft hatte, ſchrie, um die Andern durch ein vermuthlich grauſenhaftes Wort als zweiter Tyrtäus zum Kampf aufzuhetzen, mit hohler Stimme unermüdlich dazwiſchen: „Orinoko! Orinoko!“

„Herr Gott!“ rief, mitten unter die Kämpfer ſpringend, auf's Neue der Exkanzeliſt, der ſich, ſtatt ſeiner Freunde, der plumpen Tragikomödie ſchämte, „Landsleute! was haben euch dieſe Fremde gethan, daß ihr deutſche Gaſtfreundſchaft an ihnen verletzet? Iſt Einer von uns liberal, ſo bin ich's, die ausgehülſte Schote, der Exmenſch; beſteht aber unſer Liberalismus in nichts anderm, als im Reden halten, im Singen langweiliger Lieder, in ſchlechtem Bier, ſaurem Wein und in nächtlichem Straßenunfug, dann laßt uns lieber Polizei-

Agenten werden. O pfui, pfui, daß ich mich mit grauen Haaren über euch und für euch alle ſchämen muß! Ja, glotzt mich nur an; das ſag' ich euch jetzt glatt weg unter die Naſe — und wenn's euch nicht anſteht, ſo laßt eure Wuth an mir aus, — denn von nun an ſtehen dieſe beiden Fremden unter meinem Schutz und Schirm, und, wer ſie antaſtet, der hat's mit mir zu thun."

„Das iſt Beleidigung, — das iſt Collegsverrätherei; — ſagt uns erſt, wer dieſe zwei Fremden ſind, was ſie wollen!" ſchrie das unruhige Kleeblatt kunterbunt durcheinander.

„Ich weiß nur und kann euch nur ſagen, was ſie nicht wollen, nämlich Gemeinheiten," erwiederte Birnbaum raſch; „gleichviel, was ſie ſind, wenigſtens nichts Schlechteres als: Menſchen, und ich wüßte nicht, daß Prügel zu den Menſchenrechten gehören!"

Das weinerliche Pathos, mit welchem er dieſe kurze Standrede perorirte, hatte gleichwohl

etwas Wahres, Tiefempfundenes, und dieſer Ausdruck verminderte die poſſirliche Wirkung ſeiner äußern Erſcheinung, wie er lang und hager da ſtand, mit der geiſterhaften, ſpitzen, ſteifen Schlafmütze, in dem verſchoſſenen, engen Schlafrock, mit der Blendlaterne in der vorgeſchobenen Rechten. „Uebt, nachdem ihr die Tapferkeit des Löwen bewieſen habt, auch deſſen Großmuth,“ ſchloß er, weich werdend, ſeine Rede, und das gutmüthige Lächeln, welches um ſeine Lippen ſchwebte, pflanzte ſich allmählig auf den Mienen Aller fort. Der Herr von Beaulieu forſchte, zwiſchen Beruhigung und Angſt ſchwankend, im Kreiſe herum, von einem Geſichte auf das andere, bis ſeine Blicke endlich, wie angezaubert auf Birnbaum ſtarrten, wobei ſeine wie ausgeglommnen Augen blitzgleich aufflammten.

Prenz war am erſten gerührt worden und meinte: „Irren ſei menſchlich, beſonders bei ſtockfinſterer Nacht.“ Dann bot er wie ein rau-

her Biedermann den beiden Fremden ſeine Rechte und polterte: „Nun, nichts für ungut! Ein Comité-Directeur, der viel zu denken hat für's gemeine Volk, ſchüttelt euch die Hand, ihr Herrn; ich hoffe: ihr werdet dieſen Beweis unſerer Freundſchaft zu ſchätzen und zu gelegener Zeit zu vergelten wiſſen; denn Klugheit iſt die Hauptſache und Unerſchrockenheit, und jetzt, da die Männer rar ſind, muß man zuſammen halten. — Hoffentlich macht ihr übrigens von dem, was heute Nacht zwiſchen uns vorgefallen iſt, der Polizei morgen keine Meldung, — Gott verdamm' mich, das glaub' ich feſt von ſolchen Ehrenmännern!“

„Parole d'honneur!“ verſicherte Herr von Beaulieu, leichter aufathmend, und Steinſaß ſchickte ſich lächelnd zum Aufbruch an.

„Nun denn, ſo ſchlaft wohl,“ fuhr Prenz, einen derben Handſchlag beifügend, fort, „auf eine fröhliche nähere Bekanntſchaft!“

Der Meerrettighändler brummte, weniger ernüchtert und zufrieden gestellt, noch einige unverständliche Worte vor sich hin, als er von Brandl und Prenz in die Mitte genommen, sich zum Heimweg anschickte; und Brandl grollte noch ferne, statt eines friedlichen: gut' Nacht, unversöhnlich das, nach seiner Meinung, grimmig klingende Drohwort: Orinoko.

Als das kriegerische Kleeblatt verschwunden war, gab Steinsaß dem Herrn von Beaulieu einen Wink, den dieser durch ein leises Kopfnicken erwiederte. Birnbaum wollte sich, weil die Gefahr für seine unvermuthet gewonnenen Schützlinge nunmehr vorüber war, empfehlen, um seine nächtliche Ruhe wieder zu suchen, obgleich sein Inneres nichts weniger als ruhig geworden war. Als er aber eben im Begriffe war, sich zu empfehlen, faßten ihn die beiden Fremden treuherzig bei der Hand, und Steinsaß begann: „Mit nichten, lieber Herr! lassen Sie uns die kaum gemachte

Bekanntſchaft nicht ſo ſchnell wieder abbrechen. Herr von Beaulieu theilt meinen Wunſch, den innigeren Antheil eines braven Mannes zu gewinnen, der uns von der unangenehmen Nothwendigkeit befreite, uns mit rohen Menſchen gemein zu machen. Zwei Drittel der Nacht ſind ohnedem bereits herum; wollen Sie nicht das letzte Drittel bei einem Glaſe Punſch mit uns verplaudern?“

Birnbaum beſann ſich einige Augenblicke, dann ſchlug er in die dargebotene Rechte ein und ſprach: „Topp! Ich bin heute ohnehin zu ſehr aufgeregt, als daß ich an's Schlafen denken könnte. Die „Genies“ haben mich ſo überſättigt, daß ich auf einige Biſſen geſunden Menſchenverſtand's Hunger habe. Wollen Sie Sich ein paar Augenblicke gedulden, meine Herren, ſo klettere ich die Hühnerſteige zu meinem Parnaß hinauf, und ziehe meinen Kanzleirock an, dann bin ich zu Ihren Dienſten.“

Mit einer Gelenkigkeit, welche mit dem langen Knochengebäude des alten Mannes kaum verträglich ſchien, huſchte er die ſteilen Treppen hinan und ließ ſeine neuen Freunde allein.

„Welch ein Weſen!“ ſprach Steinſaß gepreßt, als Birnbaum fort war, — „Beaulieu, was ſagen Sie dazu? Begünſtigt mich das Glück nicht endlich ſonnig genug?“

„Oui, oui, en verité!“ erwiederte der Herr von Beaulieu, ein Schnippchen ſchlagend. ‚Schade, daß Ihre Serenade verunglückte!“

„Wie? So wortkarg?“ fuhr der Doctor fort; „Sie haben ſonſt ſtets Ihre Erfahrung gleich bei der Hand? Warum dießmal keine Beiſtimmung, keinen Rath? Sie wiſſen, wonach ich mich ſehne, — nach einem einfachen, lieben Weſen, das ſich an mir hinanranke. Hier fand ich's! — Anmuth, Beſcheidenheit, — und — Natur, Wahrheit lag in dem ſanften frommen Auge!“

„Sie ſahen ſie ſehr flüchtig!“ meinte Beau-

lieu, sarkastisch lächelnd, — „Hahaha!“ fuhr er fort, „es wäre ein Spaß zum Todtlachen, wenn Sie hier Ihre Freiheit verlören!“

„Mein Gott! wie seltsam sind Sie heute!“

„Wer? Ich? Non, mon ami! Pas du tout!“

„Ich bin ein Mensch des Augenblicks. Und hier handelt sich's um das Glück eines ganzen Lebens. Ich will, da ich in diesem Punkte doch so oder so auf ein großes Wagniß angewiesen bin, — lieber selbst in die Glücksurne greifen, als mir von jemand anderem ein Loos präsentiren lassen. Sei's denn!“

„Quoi?“

„Sie muß mein werden!“

„Wer?“

„Das Mädchen, welches ich Ihnen am Fenster zeigte. Sie muß mein Weib werden, oder ich will hier bleiben bis an den jüngsten Tag.“

Beaulieu lächelte still bedeutsam in den

Bart, rieb ſich die Hände und brummte mit etwas heiſerer Stimme: „Die alſo!“

„Kennen Sie das Mädchen?“ fragte der Doctor haſtig, — „wiſſen Sie, wer ſie iſt?“

„Wer? Ich?“ erwiederte Beaulieu langſam; — „nein, nein, nein!“ fügte er raſch hinzu, „parole d'honneur, ich ſah ſie nie. Doch mich freut's, wenn Sie Spaß an dem leidlichen Lärvchen finden!“

„Keinen ſolchen Spaß!“ gebot Steinfaß, auffahrend.

„Nun! — Sie werden das Püppchen doch nicht gar heirathen wollen? —“

„So wahr Gott über mir iſt, das hab' ich im Sinne!“ erwiederte Steinfaß leidenſchaftlich.

Beaulieu ließ vor Schrecken die Doſe aus der Hand fallen; bald ſammelte er ſich aber wieder und ſprach gleichgültig: „Eh bien, mon ami! Sie gerathen glücklicherweiſe gleich an den beſten

Mittelsmann — an ihren Vater, denn, wenn ich recht hörte, so ist dieser kein anderer, als derselbe alte Mann, der kürzlich unser Retter ward und uns eben nach Hause begleiten wird. — Doch still, unser Mann kommt. — Eh bien! Sie finden jetzt Gelegenheit, Ihr Lieblingsstudium: die Menschenkenntniß praktisch zu treiben! —"

„Meine Herren! ich bin zu Ihren Diensten;" sprach der Exkanzelist, der so eben in seinem Kanzleirock herbeigekommen war; „ich soll also diese Nacht vollends durchschwärmen? Nun, auch gut! Machen wir uns denn auf die Beine!"

Steinfaß ging in Gedanken verloren schweigend neben Birnbaum vorwärts. Beaulieu schritt bald schneller, bald langsamer, nahm jetzt eine Prise, pfiff jetzt den Anfang einer Melodie; er war augenscheinlich seltsam bewegt und gab sich alle Mühe, die innere Unruhe, welcher Art sie auch sein möchte, hinter Gleichgültigkeit zu verstecken. Er war ein Chamäleon oder ein Pro-

teus, kurz — ein Menſch, aus dem man nicht klug werden konnte. — —

„Hier! Ja, hier iſt das Haus!“ ſprach Steinfaß plötzlich vor dem Seitenflügel eines allerliebſten Palais ſtehen bleibend; — Beaulieu, welcher unfern davon eine Schildwache auf und niedergehen ſah und gegen ſolche Geſchöpfe einen angebornen Widerwillen zu hegen ſchien, zerrte ihn und den Kanzeliſten weiter, denn auch Letzterer hatte Halt gemacht und blickte wehmüthig, ſtarr nach einem noch ſchwach erleuchteten Fenſter.

„Nun näht oder ſtickt ſie gewiß noch, — das arme Kind,“ ſprach er ſeufzend, halblaut, — „und ich ſtreiche durch die Straßen wie ein Taugenichts. Pfui! Pfui! ſo willenlos, bewußt der Schwäche, und wehrlos gegen jeden Anfall von Kraft!“

„Was iſt Ihnen?“ fragte Steinfaß zerſtreut.

„Nichts, nichts!“ erwiedrte Birnbaum mit leiſer, bebender Stimme.

Beaulieu ſchüttelte ſich, die Zähne klapperten ihm. Was ihn anfiel? Er verbarg's.. Man zeigt nicht alles, nicht dem Nächſten Beſten, nicht das Gute, nicht das Gräßliche. „Il fait froid!“ das war alles, was er ſagte, gleichſam zur Antwort, als hätte ihn irgend Jemand gefragt, was ihm fehle? —

Horch! Im zärtlichſten Dolce klangen Guitarren-Akkorde aus dem Innern des Palais. — Eine Pauſe! — Die Drei auf der Straße hielten den Athem an ſich, um keinen Ton zu verlieren. Als das Prälud vorbei war, ſang innen ein ſchöner, vollkräftiger Bariton das Ständchen Don Juans:

Deh vieni alla finestra, etc.

Steinſaß nahm ſeinen Flötenſtock und begann, anfangs leiſe, dann immer ſtärker und wilder, das ganze Tempo beflügelnd, die Sere-

naße zu accompagniren. Plötzlich verſtummte drinnen Guitarrenklang und Geſang.

„Halt! Wer da?“ ſchnauzte die Schildwache unverſehens die Drei an.

„Gut Freund!“ erwiederte Steinfaß unbefangen. „Doch, dort iſt ja unſer Hôtel!“

Sie eilten raſchen Schrittes auf daſſelbe zu.

„Wem gehört doch das Palais dort ſchräg über, vor welchem die Schildwache auf und nieder promenirt?“ fragte Steinfaß, etwas verſtimmt, ſeinen Cicerone Birnbaum, als ſie durch den breiten Thorweg des Hôtels ſchritten.

„Es iſt der Seitenbau vom Palais ſeiner Durchlaucht des Prinzen Theodor,“ erwiederte Letzterer, ſich vorſichtig umſehend. —

„So? — Hm! hm!“ murmelte Steinfaß zwiſchen den Zähnen, riß an der Klingel und rief dem herausſpringenden Kellner zu: „Eine Bowle Punſch und drei Gläſer auf Nro. 27!“

„Entfernen Sie ſich!“ ſprach die Prinzeſſin Juſtine mit Würde und Strenge zu ihrer Kammerfrau.

„Durchlaucht!“ — ſtammelte die Ueberraſchte, — „ich hatte nicht gehofft, daß meine Treue ſolchen Argwohn finden könnte. Nichts als treue Anhänglichkeit an Sie, Durchlauchtigſte Prinzeſſin, leitete alle meine Schritte. — — —“

„Ich weiß genug, — nur zu viel!“ erwiederte die Prinzeſſin; — „ich will nichts weiter hören; ich weiß, was und wie ich zu handeln habe. Entfernen Sie ſich, meine Toilette iſt ja beendigt.“

Die Kammerfrau zog ſich mit tiefer Ehrfurcht zurück. Als ſie die Thüre hinter ſich geſchloſſen hatte, entäußerten ſich ihre Züge aller Verſtellung; ein boshaftes ſchadenfrohes Lächeln ſchwebte auf ihren Lippen, als ſie Amalien auf dem Gange begegnete, dieſe freundlicher als ſonſt grüßte und ſich in ihr Zimmer begab, um das Weitere abzuwarten.

Als die Prinzeſſin allein war, machte ſich ihr Herz Luft. „Wodurch verdiene ich's?“ ſprach ſie vor ſich hin, die Hand an den Kopf preſſend, der ſie ſchmerzte. „Theodor! Theodor! — So heiß zu lieben und nicht achten zu können, wen man liebt! Und doch kann ich nicht aufhören, ihn zu lieben. Herz, was für ein fügſames, knechtiſches Weſen biſt du, — ſo unterthan jeder Laune, jedem Athemzug des Geliebten, und nur um ſo enger gefeſſelt, je loſer der Geliebte die Bande auflockert. Iſt dies das Glück der Ehe, der Hoheit?“

Sie konnte es in ihrem prachtvollen Boudoir nicht länger aushalten. Sie eilte die Treppen hinab, in den Park hinter dem Palaſte. Ein freundlicher Spätherbſtmorgen lieh den wechſelreichen Farbentönen der Laubparthieen, ſo viel deren die Jahreszeit noch unverſehrt gelaſſen, eine eigenthümliche Beleuchtung. Der Himmel war von Nebelwolken umdüſtert, durch deren ein-

zelne, Risse matte Strahlen in wunderlicher Farbenmischung heraus zitterten.

Sie ging auf den gothischen Pavillon zu, aus dessen Arkaden sich eine wonnige Fernsicht auf Wald und Thal eröffnete, daß der Park mit der fernen Landschaft zusammenzuhängen und ein einziges von erhabener Künstlerhand meisterhaft erschaffenes Ganze zu sein schien. Die Prinzessin öffnete die Thüre und trat in den Pavillon.

„Schwester! Meine geliebte Claudia!“ rief sie, — der fürstlichen Schwester weinend an's Herz sinkend, welche sich seit einigen Wochen bei ihr zu Besuch befand.

„Du weinst, theure Justine?“ sprach diese erstaunt, innig theilnehmend; — „du, du — weinst? du, welcher der Himmel einen Mann beschied, an dem deine ganze Seele schon hing, bevor er dein Gatte ward?“

„Und auch heute, wie je!“ erwiederte Justine; „so innig, als an jenem Tage, da ich

ſeinen Ring vor dem Altare empfing, — ja, ſo innig lieb' ich ihn noch, obwohl er meiner Liebe jetzt überdrüſſig ſcheint. — So ſind die Männer! — Claudia, du biſt noch frei, — ach, du kennſt die Wonne der Liebe noch nicht, — dem Himmel ſei Dank, ſo weißt du auch noch nicht, wie theuer wir ſie bezahlen müſſen. — So ſind wir Frauen! Keiner unſrer Athemzüge gehört uns, wir leben uns nur in ein fremdes Leben hinein, und nur in ihm, — und, wenn es unſer eignes ausſtößt, wie ſollen wir das eigne wieder beginnen lernen? — Ja, du biſt glücklich, du biſt noch frei! O bleib' es immer!"

Claudia blickte mit dem dunklen Auge, dem Abglanz ihrer ſchwärmeriſchen Seele, der Schweſter ernſt in's Antlitz. Auch das Auge der Schweſter ward feucht. Sie ſchlang den Arm um den Nacken Juſtinens, und ſprach leiſe: „Meinſt du, daß ich ſo glücklich ſei, Juſtine?"

Juſtine erſchrack; ſie liebte ihre Schweſter

tiefsinnig. „Claudia?“ sprach sie dann tief erschüttert, ihr eignes Weh vergessend, „was kann dein reines heitres Leben verdüstern? —“

Claudia schwieg, den Zeigefinger ihrer Linken in das Buch legend, worin sie gelesen.

„Solltest auch du bereits das Weh der Liebe empfunden haben?“ fragte die Schwester.

Claudia blickte sie, wehmüthig lächelnd, an. „Daß wir, die das Glück auf die Höhen des Lebens hob, so oft beneidet werden können! — Ach, wüßten die unten, daß auch droben manchmal ein Herz bricht!“

Sie ließ den Arm vom Nacken Justinens sanft niedergleiten. „Du weißt, daß ich — fast noch ein Kind — verlobt wurde; erst als aufblühende Jungfrau sah ich den Verlobten. Wir lebten einige Wochen zusammen, in der Residenz seines Vaters; er sprach so wenig mit mir, so gleichgültig. — mir war es so viel, so heilig! — Wir trennten uns; ich fuhr zu unserm Vater

zurück; in einem halben Jahre ſoll unſre Vermählung ſein. . . . ."

Sie brach ab. Juſtine ſprach aufgeregt: „Verſchweige mir nichts, liebe Claudia. Du biſt ſo blaß! Sprich, ſprich. O glaub': ich fühle alles, was kommen kann!"

Claudia unterbrach ſie, dem Geſpräch eine andre Wendung zu geben: „Ja, ſich mittheilen zu können, thut ſo wohl! Darum vertraue mir dein Weh an, liebe Juſtine, dann ſind wir weit!"

„Nein! Nein!" entgegnete Juſtine; „zuerſt beende deine Mittheilung. Schweſter, ich begreife dich nicht; du mußt tief, ſehr tief leiden, das leſe ich jetzt in allen deinen Zügen, und doch hätte ich's noch vor einer halben Stunde nicht geahnt, ſo ruhig iſt dein ganzes Weſen!"

„Was bleibt uns denn übrig," ſprach Claudia, mild wehmüthig, „als: den Schmerz wie ein Kleinod in uns zu verbergen? Wir haben ja

Perlen und Diamanten, — wer braucht zu wiſſen, daß wir auch Thränen haben? — Ich war verlobt, ſagte ich dir. — Ja, ich war's! Er, deſſen Bild kein Wechſel je aus meinem Herzen löſcht, — er liebt mich nicht; — o, noch mehr, Schweſter, noch mehr, — er haßt, — er flieht mich! Ich weiß es. Die Väter auch.. Und doch wollen ſie ſtarrſinnig, daß wir uns noch verbinden ſollen, und doch ſagen ſie, daß ſie uns lieben! — Ich liebe auch, und weiß, was es heißt: lieben! Ich werde ihn nicht zum Gatten erhalten, — ich weiß, ich will's! Ich will ihn nicht elend machen; — ihn nicht, aber auch nie einen andern!"

„Schweſter!"

„Die Männer wiſſen nicht, was Lieben iſt; wir wiſſen's: glücklich machen, nicht es ſein! Lieber ſterben, als den Schmerz und die Liebe nur durch einen Seufzer zu verrathen, — ſieh, ſo bin ich! Wenn ich nur ihn einſt glücklich ſehe!

Wie glücklich, werde ich ſein!“ Ihre Blicke ſtrahlten in himmliſcher Milde und Reinheit.

Sie neigte die Hand zu einem Spätroſenſtrauch, der zwei Blüthen trug, eine reich aufgeſchloſſene, über dieſer eine eben jungfräulich entknospete. „Es ſind Schweſtern, wie wir,“ ſprach Claudia, während ihre Rechte mit der jüngeren Knospe ſpielte; „dieſe hier — ich, die reiche, königliche hier unten — du!“

Während dieſer Worte pflückten ihre Roſenfinger die jüngere.

„Schweſter! Schweſter!“ flüſterte Juſtine tief ergriffen; — „arme Claudia! ich verſtehe dich!“

Am andern Tage hatte ſich das allgemeine Stadtgeſpräch in der kleinen fürſtlichen Reſidenz mit nichts wichtigerem zu beſchäftigen, als mit Vermuthungen, welche von Denen, die am wenigſten wußten, am erſten und eifrigſten für unumſtößliche Gewißheit ausgegeben wurden. Das Thema dieſer Variationen lieferten die beiden Fremden, welche ſeit kurzem in einer herrlichen Equipage angekommen waren. Daß ſie Herr von Beaulieu und Doktor Steinfaß hießen und aus Frankreich kamen, war ſchon am erſten Nachmittage kraft des Fremdenblättchens dargethan und erwieſen; daß ſie ein bedeutendes Vermögen beſitzen mußten, ſchien aus dem Aufwand, den ſie machten, und aus dem Comfort, mit welchem ſie ſich umgaben, hervorzugehen. Aber, was mochten ſie wohl in der Reſidenz ſuchen

wollen? Eine reizende Natur? Unmöglich! Zutritt bei Hofe? Vielleicht! — Der alte Herr von Beaulieu hatte ſo ganz das Anſehen eines alten Hofmannes; der ſogenannte Doktor Steinfaß war vielleicht blos eine Maske für irgend einen inkognito reiſenden Prinzen. Man konnte auch daraus nicht klug werden, ob ſie auf kürzere oder längere Zeit ſich in der Reſidenz aufhalten würden. Nur Eines blieb auffallend, daß man am frühen Morgen eine ſo ganz unbedeutende Perſon, wie die des Exkanzeliſten war, um welchen ſich ſelbſt bei ſeiner Abſetzung wegen politiſcher Verdächtigkeiten kaum ſonſt jemand bekümmert hatte, als ſeine Freunde, die vermeintlichen Genies, aus dem Hôtel der beiden Fremden hatte kommen ſehen; wobei zu bemerken war, daß der Oberkellner auf Kavalier-Parole verſichert habe, Birnbaum hätte ſich mit jenen bei einer Bowle Punſch die ganze Nacht über eifrigſt unterhalten. Die Perſon des Exkanzeli-

ſten bekam durch dieſen Umſtand plötzlich eine gewiſſe Bedeutſamkeit; denn welche andre Vermuthung blieb über die geheimnißvollen Fremden und den Zweck ihres Aufenthaltes nunmehr noch übrig, als, daß ſie die Emiſſäre einer politiſchen Propaganda ſeien?! Die Polizei erhielt auch in kurzer Friſt die Weiſung, ſowohl auf die beiden Fremden, als auch auf den ſchon längſt als gefährlich bezeichneten Kanzeliſten Bernhard Birnbaum ein wachſames Auge zu haben.

Letzterer aber dachte an nichts weniger, als an eine Revolution, oder an eine Propaganda und dergleichen. Aber in ihm ſelbſt war eine Revolution aller Gefühle ausgebrochen. Er ſaß den ganzen Tag in ſeinem Stübchen, und beſchrieb und zerriß einen Bogen Papier nach dem andern, bis ihm endlich ein Concept vollkommen recht war. Dann ſetzte er ſich hin und ſchrieb dasſelbe mit kalligraphiſcher Genauigkeit auf einen Briefbogen ab. Es lautete folgendermaßen:

„Mein Herr!“

„Wenn man auch aufhört, ein Kanzeliſt zu ſein, ſo hört man deswegen doch nicht auf, ein Menſch zu ſein. Das wollte ich Ihnen nur ſagen, denn es iſt gut, wenn man es reichen Leuten unter die Naſe reibt, daß ein armer Schlucker kein papierner Hanswurſt iſt, den man am Bindfaden zieht, damit er Arme und Beine ſchlenkere und poſſirliche Sprünge mache. Dies iſt ungefähr zwiſchen uns beiden der Fall; Sie ſind der reiche Mann, der auf der Meſſe den Hanswurſt kaufen will, und der Hanswurſt, — mit Verlaub, — der bin ich ſelbſt. Sie hatten mich, als einen Ihnen ganz Unbekannten, heute Nacht auf ein Glas Punſch zu ſich gebeten. Sie traktirten mich mit Ihrem Punſch, ich regalirte Sie dagegen mit meinem Vertrauen; Ich möchte wiſſen, ob Sie Ihr Punſch oder mich mein Vertrauen mehr koſtet; — wir könnten dieſe Preis-

frage vielleicht heute oder morgen, am liebſten morgen Abend um fünf Uhr, im engliſchen Garten ausmitteln, wenn Sie ſich entſchließen können, nicht blos einen guten Freund als Kampfrichter, ſondern auch ein paar Piſtolen mitzubringen. Ich hoffe, Sie zu überzeugen, daß Sie in dieſer Aufforderung eines Fünfzigers, der nicht mit Stiefel und Sporen, ſondern in ſeinen geflickten Gamaſchen und in ſeinem grauen Kanzleirocke ſich einfinden wird, vielleicht etwas nicht ſo ganz Lächerliches gewahren werden, als Sie Sich einbilden. Es handelt ſich blos um die Frage, ob man einem Vater, wenn er auch nur ein Exkanzeliſt iſt, ungeſtraft die Zumuthung machen dürfe, ſeine Tochter einem Unbekannten, mag dieſer auch noch ſo viel Vermögen beſitzen, — zu verhandeln?! In der Hoffnung, Sie morgen um 5 Uhr Abends im engliſchen Garten nicht zu vermiſſen, verharre ich

Bernhard Birnbaum."

Er faltete den Brief, nachdem er ihn zuvor noch ſauber beſchnitten, mit großer Genauigkeit zuſammen, ſiegelte und ſandte ihn durch einen Jungen an den Doktor Steinſaß, im römiſchen Hof No. 27, zu eigenen Händen, ab; er war mitten in ſeinem Unmuth doch ſeelenvergnügt, ſowohl über den guten Styl, und die ſchöne Hand, als auch über die baldige Gelegenheit, das, was ihm Beleidigung ſchien, zu rächen, — und beſchäftigte ſich, ſo ungeduldig er auch die Antwort erwartete, doch bereits angelegentlichſt mit der Sorge, woher er Piſtolen bekommen ſolle. Er muſterte die ganze Reihe ſeiner Bekannten, von denen jedoch keiner kriegeriſch genug war, um ſolche Mord-Inſtrumente zu beſitzen. Der einzige, der zuweilen die Courage beſäßen hätte, dieſe Dinge ernſtlich anzuwenden, war vielleicht der Virtuoſe Nepomuck Brandl, deſſen Rittmeiſterglatze ohne Zweifel fürchterlich genug ausſah; doch war zu vermuthen, daß er derlei

Dinge, wenn er sie wirklich besässe, ohne Bedenken augenblicklich in sein Rüsthaus, nämlich — in's Pfandhaus abliefern würde. Zum Glück fiel dem Exkanzelisten noch ein Mann ein, welcher, ohne selbst zu wissen, wie, unter die Genies gerathen war, ein Mann, welcher das Herz auf der rechten Stelle hatte, nämlich vor seinem Namen; es war der Neu-Christ Herz Adler, welcher, als Souffleur an der fürstlichen Hofbühne, aus dem Arsenal der Requisitenkammer gewiß ein paar Pistolen herbei schaffen konnte; nur durfte Herz Adler von der ernsthaften Anwendung derselben nichts erfahren, weil sich bei dem Gedanken an Blutvergießen die Seele des friedliebenden Mannes gewiß standhaft geweigert haben würde; böswillige Leute nannten diese schöne Friedensliebe Herz Adlers, der zufolge er manchmal der Ansicht war, daß, wenn Gott wolle, selbst ein Stock Feuer geben könne, — Verzagtheit; aber dem Menschenkenner

wird es nicht entgehen, daß in ſolchen Zügen ſich die Keime einer Gottſeligkeit offenbaren, welche ein irrendes Schäflein mit der Zeit auf den Pfad des Heils zu leiten im Stande ſei. In der Seele des Kanzeliſten war es beſchloſſen, den friedliebenden Herz Adler durch die dritte Hand zum Werkzeug der Mordluſt zu machen. Einer von den College-Genies, welcher ſeinem Range nach dem Souffleur näher ſtand, nämlich der Decorationsmaler und Meerrettighändler Konrad Schuch ſollte denſelben kirre machen und ihm verſpiegeln, eine wandernde Truppe, welche ſich in der Nähe auf einem Dorfe herumtrieb, könne ohne beſagte zwei Piſtolen die „Räuber“ nicht darſtellen, worauf ſie doch ihre letzten Hoffnungen gebaut habe; es ſei daher eine Sache der Menſchenfreundlichkeit, daß Herz Adler dem fürſtlichen Herrn Lakaien, welcher Inſpector über die Requiſitenkammer war, dieſelben abſchwatze. Voll von dieſen verwickelten Plänen, verfügte ſich

Birnbaum zu ſeinem Freunde Konrad Schuch, welchen er, nebſt dem fürchterlichen Virtuoſen Brandl zu gleicher Zeit bitten wollte, ihm als Sekundanten beizuſtehen.

Birnbaum wußte, wo er ſeine Freunde zu ſuchen habe, wo er ſie unfehlbar treffen würde. Er begab ſich in's Colleg „zur Einigkeit," wo Konrad Schuch und Johann Nepomuk Brandl, jeder mit ſeinem Billard-Stecken bewaffnet, bei ſeinem Eintritt die Queus wie zwei Turnierlanzen ſalutirend ſenkten.

„Eine Königsparthie, Freundchen, eine delikate Parthie, eine Parthie wie ein Roſtbraten?" rief der Meerrettighändler dem Eintretenden fragend und einladend entgegen, einen ſeiner Witze losloſſend und ſelbſtgefällig mit der Zunge dazu ſchnalzend. — „Na, Freundchen, wie ſteht die Auflage? gutes Wetter in Neufundland?"

„Ja, um einen Neufundländer zum Weinen zu bringen," erwiederte Birnbaum ärgerlich;

„Lieber Freund, laßt diesmal Eure gewöhnlichen Possen, und schenkt mir ein Viertelstündchen Gehör. Ich habe Euch, und Euch, Freund Brandl, in allem Ernste um eine Gefälligkeit zu bitten.“

„So sprich,“ declamirte Brandl in seinem gewöhnlichen falschen Pathos, „seid Ihr nicht mein Pilatus, Freund? bin ich nicht Euer Ohreß? Ja, lasset uns in einer ernsten Zeit das große Narrenspiel der Welt vergessen. Ha, bei den Göttern schwör ich's, schwermuthsvoll und dumpf: Ich bin dein, bis mein Horizont zu Ende geht, ich war in Rom und Glückstadt dein Gefährte, ich werd' es auch auf diesem Billard sein.“

„Aber es handelt sich ja um keine Parthie,“ versetzte Birnbaum, „kommt nur mit mir ein bischen in's Freie, auf zehn Minuten vor's Thor!“

Die Freunde nahmen Stöcke und Mützen und folgten ihm verwundert, ihre Neugierde nur mühsam bezwingend, bis Birnbaum an einem

einsamen Plätzchen des englischen Gartens sein Schweigen brach und die Beiden also anredete:

„Ich habe einen verdrießlichen Handel abzumachen, der sich nun einmal durchaus auf keine andere Weise ausgleichen läßt, als durch Pistolen.“—

Die beiden Freunde starrten ihn mit hochaufgerissenen Augen sprachlos an.

Birnbaum fuhr ruhig fort: „Das Warum will ich euch ein andermal auseinander setzen, für jetzt sagt mir nur ehrlich und aufrichtig: Wollt ihr meine Secundanten sein?“

Der verwegene dicke kleine Brandl warf sich augenblicklich in eine kühne militärische Stellung, spreitzte die Beine auseinander, als wollte er seine Baßgeige dazwischen nehmen, stemmte den linken Arm in die Seite, focht mit dem rechten in der Luft und rief überlaut: „Laß sie nur kommen! Nur über meine Leiche geht ihr Weg. Ha, sind wir schnödes Wurmgezücht, daß wir den Freund in der Noth verließen? Nein, bei Apoll, —

Mann! für dich müſſen Hekatomben fallen. Hier bin ich, der Mann ohne Furcht und Dattel, dein mit Leib und Seele, und ſage nichts weiter als: Orinoko! Fühlſt du mich jetzt ganz? — Laß deine Henker kommen, Tyrann! An' Birnbaums Herzen iſt mein Platz!"

„Ja wohl, Freunde," bekräftigte der Meerrettighändler in ſeiner gewohnten Weiſe, (er war zwei Meilen in der Runde als der brillanteſte Witzbold bekannt) „Freund, auf eine Portion Todtſchießen mehr oder weniger kommt's mir nicht an," (er belächelte dieſen und ähnliche unausſtehlich face Witze mit jener kindlichen Selbſtzufriedenheit, welche den Uſurpatoren des Humor-Handwerkes in der Regel eigen iſt,) „Freund, Ihr müßt Euch mit ihm über einen Witz ſchießen, oder ihm ſo im Anlauf — des Witzes nämlich, den Garaus machen, und, wenn er Memme genug iſt, nicht Reißaus zu nehmen, — ſo ſollt Ihr mich mit einem Billardſtecken erſtechen. Im Ernſt,

Freund, ich bin wirklich zuweilen ein wahrer „Röhrle“ von Anſehen. Schafft ihn nur herbei, wir wollen ihn ſchon fricaſſiren, tranſchiren, ſeciren — bei lebendigem Leibe.“ —

„Ruhig, ruhig, meine Freunde,“ unterbrach ihn Birnbaum lächelnd, „ich hoffe, ſo arg ſoll's nicht hergehen, ich bitte euch blos, mir zu ſecundiren.“

„Prim oder Secund,“ rief Brandl erbittert, „ich will ihn ſtreichen! Armſeliges Inſtrument von einem Barbaren, an dem das einzige Fühlende die — Darmſaite iſt! — O Götter, für dich, für dich in den Tod!“

„Mein Gott,“ unterbrach ihn Birnbaum, „eure Freundſchaft rührt mich ja unausſprechlich, aber könnt ihr denn nicht vielleicht für ein paar Secunden vernünftig ſein? Freund Schuch, ihr müßt mir noch außerdem eine Gefälligkeit erweiſen.“

„Sterben? für Euch?“ fiel ihm Schuch raſch in's Wort, „nichts leichter als dies! Ich will

für Euch auf was immer für eine Art ſterben, am liebſten an einer Indigeſtion.“

„Nichts davon,“ fuhr Birnbaum fort, „Ihr müßt mir durch Eure Bekanntſchaft Piſtolen ſchaffen.“

„Wie? Sehe ich aus, wie ein heimlicher Bandit? Habe ich Bekanntſchaften unter den Spitzbuben, Freunde?“

„Ach, Ihr ſchweift immer aus dem Gleiſe; Hört nur einmal ruhig; Ihr kennt ja Herz Adler, den Souffleur.“ — —

„Ja, dieſer Maulwurf darf ſich ſchmeicheln —“

„Und Herz Adler kommt mit dem kunſtliebenden fürſtlichen Kammerlakaien zuſammen, der die Aufſicht über die Requiſitenkammer hat; ſie ſind gute Freunde, wie ich höre.“ — —

„Ja, dieſer Maulwurf umkriecht den Fürſtenknecht. — Ja wohl, Freund, ja wohl, ich merke, wo das hinaus will, ich merke. Parole d'Honor! Ihr ſollt die Piſtolen haben, — noch heute, oder

ich will verdammt ſein, nie mehr einen guten Witz zu machen.“

„Man ſoll den Teufel nicht an die Wand malen!“ declamirte Brandl mit hohler Stimme. Dann, zu Birnbaum gewendet, fragte er abgemeſſen: „Wann? — wo? — warum?“ —

„Morgen,“ erwiederte Birnbaum, „um 5 Uhr Abends, auf dieſer Stelle hier,“ — wenn mein Gegner ſich nämlich einfindet, wie ich bis jetzt noch hoffe.“ —

„Alſo iſt's, Gott ſei Dank, — noch nicht ganz gewiß?“ verſchnappte ſich der Meerrettighändler, verbeſſerte ſich aber ſchnell, indem er hinzufügte: „Noch nicht ganz entſchieden, ob wir nicht vielleicht ſchon heute für Euch ſterben können?“

Brandl blickte ſeinem Freunde Birnbaum ſtarr und feſt in's Auge, faßte dann deſſen beide Hände, drückte ſie heftig und ſprach melancholiſch: „Freund, ſo wahr die Sterne dort um die Sonne

kreiſen, ſchmiege ich mich an dich in Tod und Leben, wie der Weinſtock um die Rebe; für dich leben wir, für dich wollen wir ſterben.“

„Ja wohl Freund,“ bekräftigte der humoriſtiſche Meerrettighändler, zwiſchen Beide in die Mitte tretend, während ſie ſich zum Heimweg anſchickten, „ja wohl, anders thun wir's gar nicht.“

Als Birnbaum wieder nach Hauſe gekommen war, fand er ein verſiegeltes Billet auf ſeinem Tiſche. Er nahm es, ſeine Hand zitterte bei der Berührung des Papiers, als wäre ſie galvaniſirt. Er konnte einen Brief zehn Minuten lang zwiſchen den Fingern drehen, ohne ihn zu öffnen, wenn er ihn auch noch ſo ſehnlichſt erwartet hatte, er liebäugelte mit dem Poſtzeichen, er hielt ihn gegen das Licht, gegen den Spiegel; erſt nach einer ſolchen langen Ouvertüre ging die Feierlichkeit der Eröffnung vor ſich. Diesmal

knüpften ſich an das Ja oder Nein in dem Antwortbriefe des Doktors außerdem noch mancherlei widerſtrebende Gefühle. Seine Jugend fiel ja in die Epoche einer ritterlichen Begeiſterung, eines großen Pulververbrauchs. Es lag etwas Tragiſches in dem Kontraſt von jenen Tagen gewaltiger Volkskämpfe zu ſeinem jetzigen quiescirten Kanzleirock. Damals hatte er eine Braut, damals ſchwelgte er in dem Gedanken, als Bräutigam ritterlichen Tods zu ſterben. — Jetzt hatte er eine Tochter, und konnte ſich mit dem Gedanken an ſeinen Tod und eine gänzliche Verlaſſenheit des Mädchens nicht befreunden, — und doch hatte er ſich ſchon in manchen Momenten aufgepeitſchter Schwarzblütigkeit gewünſcht, ſterben zu können, hatte manchmal im wüſten Traum des Feuerrohres Mündung ſchon dicht am Herzen, den Hahn unter ſeinem eigenen Daumen gefühlt, hatte der Sophiſterei gelauſcht und zugenickt: „Du wirſt alt, du biſt brodlos, du kannſt ohnedin

dein Kind nicht erhalten; die arme Amalie, die jetzt bloß sich erhält, wird künftig auch dich noch erhalten müssen; sie wird arbeiten, bis ihr der Stern im Auge erblaßt, bis sie nicht einmal das Bettelbrod mehr sieht, das sie, ein Engel auf Erden, mit dir theilt, du alter Leichtsinn!“

Solche Gedanken kamen ihm auch jetzt. — Also, morgen vielleicht?

Er erbrach das Antwortschreiben. Überraschung, Zorn, Vaterliebe, Eitelkeit stritten in ihm, als er es las. Es lautete folgendermaßen:

„Mein Herr!“

„Ihr Brief, mit dessen Beantwortung ich mich hiemit beeile, hat mich auf eine unangenehme Weise überrascht. Sie werden aus diesem Eingang meiner Antwort hoffentlich nicht den Schluß ziehen, daß das Unangenehme der Überraschung die Erläuterung zuließe, als mache der an mein Herz gesetzte Pistolenlauf dasselbe aus

Furcht ſtärker ſchlagen; das Unangenehme Ihrer Einladung beſteht für mich nur in der aus derſelben ſich ergebenden Muthmaßung, von Ihnen gänzlich mißverſtanden worden zu ſein. Laſſen Sie uns das, was von dem Augenblicke an, als wir uns freundlich begegneten, zwiſchen uns vorfiel, nochmal bei ruhigem Blute rekapituliren. Vor allem kann ich nicht läugnen, daß ich geſtern in Begleitung des Herrn von Beaulieu wirklich aus keinem anderen Grunde noch ſpät auf der Straße promenirte, als, weil mir der Anblick des Mädchens, das ich kürzlich, freilich nur — flüchtig geſehen, zu mächtig in der Seele lebte; nennen Sie es eine abgeſchmakte Schwärmerei, oder was Sie ſonſt wollen, — kurz, das Haus in welchem ſie ſich befand, äußerte auf mich eine wahrhaft magnetiſche Kraft. Vielleicht klingt das lächerlich, allein es iſt wahr, und das Wahre klingt ja auf Erden gar zu oft lächerlich. Wir kamen in die bewußte verdrießliche Berührung,

mit jenen etwas ſchwindlichen, ehrlichen Leuten. Mitten in dies tragikomiſche Abenteuer hinein fällt unſere Bekanntſchaft. Ich fühle mich, (ſonderbar genug!) ſchnell zu Ihnen hingezogen, — Sie ſind gleichfalls nicht abgeneigt, ſich mir zu nähern, — wir plaudern bei einem Glaſe Punſch vertraulich Dies und Jenes, ein Wort gibt das andere, wir werden warm, wir machen uns gegenſeitige Confidencen, bald weiß ich Ihren ganzen Lebenslauf von A bis Z, bald wiſſen Sie von mir, daß ich unabhängig bin, daß jenes Mädchen einen unauslöſchlichen Eindruck auf mich hervorgebracht, daß ich mich nur glücklich fühlen werde, wenn ich es mein-nennen kann. Eine alberne Ideen-Aſſociation bringt dies Thema in Verbindung mit einem noch delikateren, mit dem über Ihre Vermögens-Umſtände, ich äußere unbefangen, was mir, im günſtigen Falle einer Einwilligung von Ihrer Seite, mein Gewiſſen zur Pflicht gegen Sie machen würde; Sie wer-

den empfindlich, ich will abbrechen, da fügt es mein Unstern, daß Herr von Beaulieu in der Schlaftrunkenheit einige Worte ſtammelt, von deren Inhalt er ſelbſt keine Ahnung hat, welche Sie jedoch in der Aufgeregtheit augenblicklich auf ein unerlaubtes Verhältniß beziehen, indem Sie zugleich, immer weiter gehend, gegen mich den Verdacht hegen, als hielte ich Sie für ſo niedrig, daß man Ihnen ähnliche Anträge zumuthen könne. Ich merke den Irthum anfänglich gar nicht, während Sie immer gereizter werden, bis Sie endlich am Morgen nicht ohne große Bitterkeit von mir ſcheiden. Dies iſt einfach und klar der ganze Hergang der Sache, woran ich keinen Grund finde, der mir Ihre heutige Einladung auf Piſtolen erklären könnte. Ich kann Ihnen auf dieſelbe nichts erwiedern, als, daß Sie mich mißverſtanden haben und daß ich Ihre Tochter zur Gattin wünſche. Sie werden mir den Einwurf machen: das iſt

toll; du haſt ſie blos geſehen, nicht geſprochen, nicht kennen gelernt! — Allerdings, — entgegne ich Ihnen darauf, aber ich bin nun einmal ſo, bei mir entſcheidet der erſte Eindruck; überdies — vielleicht — klingt es wieder undelikat — will ich kein reiches Weib."

„Finden Sie in dieſer meiner klar ausgeſprochenen Abſicht auch heute und ſelbſt morgen Abends um 5 Uhr noch etwas Anſtöſſiges und Beleidigendes, ſo bin ich bereit Ihnen auf die von Ihnen gewünſchte Weiſe Satisfaction zu leiſten. Jedenfalls werden Sie mich zur beſtimmten Stunde an dem von Ihnen bezeichneten Orte finden. Wie ſehr würde es mich aber freuen, wenn dies Rendezvous mir ſtatt einer — Kugel ein: „Ja" aus Ihrem Munde verſchaffte.

Mit Hochachtung verharret

Ihr ergebener

Dr. Steinfaß."

„Ein Ja?“ rief Birnbaum, nachdem er den Brief zu Ende geleſen, „ſieht das nicht auf's neue wie Hohn aus?“ — Er war nun einmal gereizt; war ſeine Empfindlichkeit angeregt, ſo wurde er, wie alle ſchwachen Menſchen, verſtockt und eigenſinnig, und bildete ſich ein, alle Welt hätte nichts weiter zu ſchaffen, als jemanden, der ohnehin nicht in den beſten Verhältniſſen ſei, noch obendrein bei jedem Schritt zu kränken. Kein Einſpruch der Vernunft wollte für die Dauer Stich halten. — „Aber wenn nun hier wirklich ein Fingerzeig des Schickſals wäre, wenn Amalie dauernd glücklich würde?“ ſprach die Vernunft. „Enthält dieſer Brief nicht die Sprache des Herzens? Kann die Lüge ſich in ſo einfache klare Worte kleiden? — —“

Er ſann und ſann; faſt war er ſchon auf dem Punkt, ſeine ſchlimme Meinung völlig umzuſtimmen.

„Nein, nein!“ flüſterte lauter und immer

lauter eine andre Stimme in ſeinem Herzen, und eine fürchterliche Unruhe bemeiſterte ſich ſeiner. „O Amalie, ſoll ich dich, du mein Einziges auf Erden, ſo leichtſinnig hingeben? Dem nächſten Beſten? Weshalb? Um dieſes erbärmlichen Geldes willen! — Wird ein glänzendes Loos dich denn glücklich machen? Glauben dieſe reichen Egoiſten, ſie brauchten blos an den Geldſack zu ſchlagen, und unſer eines müßte ihnen noch die Hand dafür küſſen, wenn ſie den Pfennig des armen Mannes in die Geſellſchaft ihrer harten Thaler aufnehmen, und alles Herzweh ſei damit wett zu machen, daß ſie von rechtlichen Abſichten ſprechen. Als ob es ein anderes Mittel gäbe, mich alten Mann kinderlos zu machen! Es iſt zum Todtlachen. Mit ihrer Delicateſſe! Als ob ſie's nicht gerade herausſagen könnten, daß ſie unſereins gleichſam als unentbehrlichen Appendix mit in den Kauf nehmen müßten — der leidigen Gewiſſenhaftigkeit halber. — O Gott, was für

ein ſchwächer Menſch bin ich! In dieſer Secunde denk' ich ſo, in der nächſten anders. Pfui, pfui, daß dieſe lumpigen Verhältniſſe, dieſe Käſekrämereien des Lebens aus unſerem urſprünglichen Metall, das zu dem Guß eines Götterbildes beſtimmt war, dünnen biegſamen Drath ſpinnen. Ich fühl's, ich ergrimme über dies immerwährende Schwanken, über dieſe Farb- und Haltloſigkeit, aber den Roſt, der ſich Jahre hindurch in uns hineingefreſſen hat, kann man im Alter leider nicht abſchütteln; der läßt ſich nur aus-brennen. Einen Entſchluß, nur erſt einen Entſchluß! — und alles wird gut. Ja, ich will mich über die Verhältniſſe emporſchwingen, komme was da mag; — ſchlagen muß er ſich. Alles war Ausflucht, Alles Beſchönigung, gewiß nichts anderes. Gott mag entſcheiden, auf ihn kommt's jetzt an. Falle ich — deſto beſſer; beſſer: ich falle durch eine Kugel, als: ich falle vielleicht noch lange Jahre meinem Kinde —

zur Laſt. Fällt er — — — freilich, freilich! Iſt es ſo ein Verbrechen, daß er ſie liebt? Die Möglichkeit ſchnarcht wie ein Mord in mir. — Und wenn auch ſie ihn liebte? Poſſen! Sie ſahen ſich ja blos flüchtig, nur einmal, — das vergeht.“ — — Zwiſchen dieſen und ähnlichen Gedanken ſchwankte er hin und her, als die Thüre ſeiner Kammer haſtig aufgeriſſen wurde und ſeine Tochter ihm an's Herz flog. „Mein Vater,“ rief ſie, ihn leidenſchaftlich umklammernd; mehr vermochte ſie nicht hervorzuſtammeln.

„Herr Jeſus, Amalie, was machſt du hier zu dieſer Stunde?!“ rief Birnbaum, beſtürzt und beklommen, indem er ſie zärtlich mit beiden Armen umſchlang, als müßte er ſie vor irgend einem heranſchwirrenden Unheil ſchützen; er küßte ſie auf die Stirn, die ſie an ſeinem Herzen barg. „Mein Gott,“ fuhr er angſtvoll fort, „was iſt dir denn begegnet? da, in mein Herz hinein ſag mir's, o du mein liebes gutes Kind!“

Amalie blickte ihm bang in die Augen, ehe ſie die Lippen aufſchloß, — ſie wies ſtumm auf ein Bündelchen, welches ſie mitgebracht und welches neben ihr auf dem Boden lag. „Hier iſt meine ganze Habe, lieber Vater,“ ſprach ſie endlich langſam, faſt tonlos; „das Bündelchen wird uns nicht drücken, wenn wir damit fortwandern, betteln gehen.“ — Sie ſchwieg und blickte zur Erde. Dem Vater erſtarb gleichfalls jeder Laut auf den Lippen. Sie umſchlangen ſich gegenſeitig inniger und feſter, bis Birnbaum endlich wieder Worte fand und ſie anſprach: „Was iſt's? Ich bin auf alles gefaßt. Du biſt ja doch wieder ganz mein, — ich habe dich ja, liebe, liebe Amalie.“

„O, nur fort, fort von hier!“ verſetzte Amalie. „Ich bin aus dem Dienſt der Prinzeſſin ſchimpflich weggejagt, die Lüge, der Hohn wird mich klatſchſüchtig auf jedem Tritt verfolgen — —“

„Gerechter Gott!“ ſchrie der Vater auf, „was iſt geſchehen? — Doch nein, du biſt gewiß außer Schuld, biſt ja das Abbild deiner ſeligen Mutter, meine Helferin, mein Engel. — O, ich kann mir's gar wohl denken, wer die Schuld trägt und ich möchte dieſem Jemand mit dem Hammer dafür den Kopf zerſchellen, denn es iſt gewiß kein anderer, als — ich ſelbſt. Ich ſeh's ſchon: Ich habe in dieſer philiſterhaften demagogiſchen Komödienſpielerei mit der naivſten Unſchuld von der Welt eine Rolle mit herabgehaſpelt und dieſe langweilige Afferei beginnt, Zinſen zu tragen, zuerſt an dem Kanzeliſten, jetzt ließ man meine Dummheit auch dich entgelten, nicht wahr? O Gott! O Gott! Das iſt der Fluch des Philiſterthums und der Abgeſchmacktheit.“

„Nein, lieber Vater, machen Sie ſich keine Vorwürfe,“ erwiederte Amalie; „mein Unglück hängt mit der Ungnade des regierenden

Fürſten gegen Ihre Perſon durchaus nicht zuſammen. Hören Sie den ganzen Verlauf. Sie wiſſen, wie mild heralaſſend die Prinzeſſin Juſtine ſich ſtets gegen mich armes Mädchen benahm, obwohl ich von ihrer Bedienung die Letzte bin und nur höchſt ſelten ihr perſönlich aufwarten darf. Ach Gott, es war doch ein rechtes Glück, daß ich den ſchönen Dienſt hatte, der mir, wenn er auch wenig Beſoldung eintrug, doch ſo viele freie Zeit zum Nähen und andern Handarbeiten ließ. Schon ſeit mehreren Wochen bemerkte ich, daß die Prinzeſſin mich manchmal ganz ſtarr, mit ſo ſeltſamen forſchenden Blicken anſah, daß ich dieſelben vor Verlegenheit kaum aushalten konnte. Ich durfte ihr in der letzteren Zeit öfter aufwarten, als ſonſt, und die erſte Kammerfrau, welche doch ſonſt ſich immer ſo ſtolz gegen mich benahm, lächelte immer, wenn ſie mich zufällig ſah, und ſtreichelte mir wohl gar manchmal, — jedoch nur, wenn die Prinzeſſin

nicht dabei — war, die Wangen. Alles war mir ein Räthſel, — die Prinzeſſin ſchien in demſelben Grade, als ſie mich nicht mehr ſo gnädig behandelte, ihr Vertrauen der erſten Kammerfrau zu ſchenken, und — ſonderbar genug, auch Prinz Theodor, ihr Gatte, behandelte die Letztere mit größerer Freundlichkeit als ſonſt. — Bald wurde mir alles klarer. Die Prinzeſſin hatte ihrem Schwager, dem regierenden Fürſten, ſchon längſt eine Spazierfahrt nach der Eremitage zugeſagt. Heute ſchien ſie eine beſondere Luſt dazu zu haben, obwohl ihr Gatte über Kopfweh klagte. Sie fuhr mit dem Fürſten fort. Ihr Gatte blieb zu Hauſe. Wie erſtaunte ich, als ich, vor meiner Arbeit ſitzend, ſo ganz unerwartet von der Kammerfrau die Ehre eines Beſuchs erhielt. Bald klärte ſich mir leider deſſen Zweck auf. Der Prinz hatte — — — eine Neigung für mich gewonnen, zu deren Vertrauten er die Kammerfrau gewählt hatte. Einen

ſolchen Antrag und noch dazu durch die Vermittlung einer Perſon, über deren früheres Verhältniß mit dem Prinzen man ſich bei Hofe manches zuflüſterte! — O Gott! Sie können ſich meine Erwiederung denken, lieber Vater. Sie können fühlen, wie mir zu Muthe war, als man mir, — (wollte man mich für jene Erwiederung demüthigen, oder dachte man wirklich, es könne für mich ein Beſtimmungsgrund werden?) — als man mir zu verſteben gab: Ich ſei ja arm, Sie wären ja brodlos, — — o Gott! o Gott!“

Birnbaum wollte ſprechen, aber er konnte nicht, er vermochte nichts, als, die Fäuſte zu ballen, und ſich in die Lippen zu beißen.

„O mein Vater,“ fuhr Amalie leidenſchaftlich fort, ihre Stirne feſter an ſein Herz preſſend, „ich hatte bis dahin nicht gedacht, daß es auf Erden wirklich ſo ſchlechte Menſchen geben könne, wie man zuweilen in Romanen lieſt. Ich ſchaudere, wenn ich an das zurückdenke,

was mir die abſcheuliche Frau alles vorſpiegeln wollte, ſie ſprach von der großen Ehre, von dem hohen Glück, — o Gott, ich weiß nicht mehr, was alles. Schon längere Zeit hindurch hatte der Prinz, trotz der bereits unfreundlich werdenden Jahreszeit, bis ſpät in die Nacht hinein mit der Guitarre im Garten promenirt; jetzt erfuhr ich, daß die Abendſerenaden nur mir gegolten haben ſollten. Das alles ſtürmte ſo fürchterlich auf mich ein, das alles umfing mich wie ein böſer unentrinnbarer Zauber, daß ich zitternd, betäubt, bewußtlos zuſammen ſank. Als ich die Augen wieder aufſchlug, war die Verſucherin fort und — der Prinz ſtand vor mir. Er betrachtete mich geſenkten Hauptes, lächelnd; aber dies Lächeln, o, es erſtickte mir den Athem. Ich vermochte im erſten Augenblick gar kein Wort hervorzuſtammeln, nur die Hände ſtreckte ich ihm abwehrend entgegen. „Fürchteſt du dich ſo ſehr vor mir, mein ſchönes Kind?“ ſprach er nach

einer kleinen Pauſe, indem er mir einen Schritt näher trat und ſich über mich hinbeugte. Jene Worte, dieſer Schritt gaben mir augenblicklich Beſinnung, Bewußtſein, Kraft wieder. Ich richtete mich ſchnell empor und wich einer Bewegung ſeiner Hand aus, welche die meinige faſſen wollte. „Närrchen!“ fuhr der Prinz, die Sache vermuthlich für einen Scherz haltend, tändelnd fort, „habe ich denn etwas ſo Diaboliſches an mir, daß du davon läufſt? Oder weißt du etwa nicht, was — —?“ „Ich weiß alles, gnädigſter Prinz,“ erwiederte ich ihm ſtolz, (ich begreife nicht, woher ich den Muth nahm, ihm ſo zu begegnen), „o ich habe nur zu viel gehört! Aber unſre Armuth, gnädigſter Prinz, giebt dem Reichen noch kein Recht, uns für ſchlecht zu halten. Ihre edle Gattin, gnädigſter Prinz, iſt gegen mich ſtets mild und gut geweſen; wenn ich daher aus Dankbarkeit Sie jetzt um etwas zu bitten habe, ſo iſt's, mir durch Ihr Benehmen nicht die Ach-

tung derſelben zu rauben.“ — Der Prinz wurde ſtutzig und maß mich verwundert vom Fuß bis zum Kopf. „Mamſell,“ ſprach er dann ziemlich kühl, „ich bin nicht hierher gekommen, um eine Predigt zu hören.“ Er ging, während mir das Herz vor Beklommenheit hörbar klopfte, ſchweigend in der Stube auf und nieder. Dann blieb er plötzlich dicht vor mir ſtehen und ſprach, unter ſeinen buſchigten Brauen ſcharf hervorblickend, eiſig: „Sie hält mich vermuthlich für etwas taub, Mamſell, ſonſt wüßte ich nicht, wie Sie Ihre Hardieſſe behaupten könnte. Zufällig bin ich aber nicht taub, und am allerwenigſten, wenn mir Jemand von der Straße aus meine Serenaden accompagnirt! — Was weiß Sie darauf zu erwiedern?“ — „Nichts,“ verſetzte ich unbefangen, „als daß ich Ihre Worte nicht zu deuten weiß.“ — Der Prinz wurde plötzlich wieder ganz freundlich und ſprach: „So will ich ſie dir durch Küſſe erläutern, mein Kind!“ Ich entrann noch

ſchnell ſeiner Umarmung und flüchtete gegen die Thüre. Der Prinz eilte mir nach. In demſelben Augenblick, als er meine Hand wieder faſſen will, öffnet ſich die Thüre und die Prinzeſſin ſteht vor uns. Eine Minute lang blickt ſie mich ſtarr, gräßlich an, nur der Finger an ihrer Linken zittert, woran ſie den Trauring trägt. Der Anblick der fürchterlichen Aufregung in ihrer Seele erſchüttert mich ſo lebhaft, daß ich zu ihren Füßen ſinke, ohne zu bedenken, daß ſie mich, eben durch dies Benehmen veranlaßt, für ſtrafbar halten muß. Sie wendet ſich, ohne ein Wort zu ſprechen, auch der Prinz verläßt, beſchämt, mit einem leiſen: „Adieu," die Stube. Ueberwältigt von Entſetzen, Schaam und Mitleid für den Zuſtand der Prinzeſſin, ſinke ich erſchöpft, wie vernichtet auf einen Stuhl. Da weckt mich ein Engel mit dem Gedanken an Sie, lieber Vater; ich raffe mich auf, „fort! nur fort! Flucht!" wirrt es durch meinen fieberheißen Kopf. Ich

raffe mein bischen Habseligkeit zusammen, da tritt die Kammerfrau herein, wirft mir einen Louis-d'or vor die Füße und spricht höhnisch: „Mamsell Birnbaum, dieß von der gnädigsten Prinzessin; Durchlaucht befiehlt, Sie sollen ihr nie wieder vor die Augen kommen. Der Prinz wäre unter gewissen Umständen vielleicht freigebiger gewesen. Ich rathe Ihnen aus Mitleid: machen Sie bald fort aus dem Palais; Durchlaucht sind sehr alterirt.“ — Hier bin ich nun, mein Vater, habe nichts, als Sie, lieber guter Vater, und mein reines Bewußtsein. O lassen Sie uns fliehen, schnell, schnell, — weit, weit von hier! Ich sehe es schon im Geiste, wie die Bosheit diesen Vorfall benützen wird, um meinen ehrlichen Namen — — Vater, Vater, nur fort von hier, Gott ist ja barmherzig, und es wird in der Welt auch noch gute Menschen geben!“

Birnbaum saß, das Haupt gesenkt, die Hände zwischen den Knieen krampfhaft gefaltet.

Endlich ſprang er auf und rannte wie ein Narr hin und wieder. „Verfluchte Kupplerin!“ rief er, — „treff' ich dich nur! Ich will dir was im Vertrauen ſagen, ich will deine Schande aufdecken, daß die ganze Stadt mit Fingern auf dich deuten ſoll. — Eiferſucht war's, nichts als hölliſche Eiferſucht und Rachluſt, daß ſie die ganze Intrique anzettelte. Sie betrog den Prinzen und die Prinzeß und dich. Aber ich will ſelbſt zur Prinzeß, will das ganze Gewebe aufdecken, ich will zum Prinzen, — — er ſoll erfahren, er ſoll mir Rechenſchaft geben. — — Oh, wir ſind noch nicht ſo weit herunter, daß ich mir eine Gnade daraus machen müßte, dem gnädigen Herrn unterthänigſt mit meiner Tochter aufzuwarten. — Hut und Stock, Amalie! — Behüt dich Gott ....“

„Gerechter Gott, mein Vater, was beginnen Sie?“ fiel ihm Amalie haſtig in's Wort, — „wollen Sie uns beide noch tiefer in's Unglück

bringen? —" Sie hing ſich mit leidenſchaftlicher Gewalt an ihn, hielt ihn zurück und verſchloß die Thüre, deren Klinke der Erbitterte ſchon in der Hand hielt. „Bedenken Sie denn nicht, daß wir bei Allen ſchon darum Unrecht haben, weil wir arm ſind? Die Prinzeß iſt gewiß von meiner Schuld überzeugt; ſie wird uns nicht hören; ... der Prinz – durch meine Worte beleidigt, gereizt, unverſöhnlich ... Ihre Heftigkeit, wenn Sie bei ihm vorgelaſſen werden, — zu Worte kommen; — ſeine kalte Bitterkeit reizt Sie auf's Aeußerſte, — Sie wiſſen dann nicht mehr, was Sie ſprechen, was Sie thun. O Gott, o Gott! Man würde Sie verhaften — — verurtheilen; was ſollte mit Ihnen, was mit mir werden?"

„Du haſt Recht, liebes Kind, — haſt Recht" erwiederte Birnbaum, wieder entmuthigt und rathlos ſtehen bleibend, die geſenkten Hände feſt in einander gekrampft; — — „O Herr im Himmel! — — Sich nicht rühren dürfen,

nicht ſchreien, nicht wiſpern, — — — wenn man geſtochen, gemaulſchellt wird?! Das alles, alles — — verſchlucken müſſen, verdauen! O es war klug von der Vorſehung, daß ſie mir einen ſo guten Magen gab! — — Und was erſt drum unddran hängt, — die Klatſchſucht, die Bosheit...! Ja, du haſt Recht, ich ſeh's mit dir voraus. Alles hängt jetzt von einem kühnen Entſchluß ab, und, Gott ſei Dank, mir fällt eben ein ſolcher bei. Das Schickſal macht Komödianten aus uns. Willſt du eine Rolle übernehmen? Es gehört Muth dazu, ſie durchzuführen. Einmal übernommen, kannſt du ſie nie wieder abgeben. — Würdeſt du dich zum Beiſpiel entſchließen, zu heirathen? Von Liebe, von Überlegung, von Wahl iſt hier keine Rede, — wir haben keine Zeit dazu."

„O Gott!" rief Amalie, tödtlich beſtürzt, „was muthen Sie mir zu? Ich fühle wohl Kraft in mir, um alles zu wagen, wenn es die Ehre gilt, — aber ....."

„Du biſt eben mein Kind, die Tochter des Philiſters!“ verſetzte Birnbaum wehmüthig lächelnd. „Wir ſind Leute, die gern alles wollten, und nichts können! Nun, nur Geduld, mein Kind, die Sache iſt bis vor ein Gottesurtheil gekommen. Wir wollen ſehen. Vor allem muß ich wiſſen, ob du im äußerſten Fall auf dich ſelber zählen kannſt. Komm, laß dir ſagen, wie die Sachen ſtehen, und dann frage mich ernſthaft, ob wir auf Erden eigentlich was anderes treiben, als Komödienſpielerei?“

Zur bestimmten Stunde warteten sowohl Steinfaß und Beaulieu, als auch die Genies im englischen Garten. Brandl und der Meerrettighändler gingen, fürchterliche Blicke hin- und herwerfend, vor Steinfaß auf und nieder, und der erstere unterließ nicht, angesichts des Geforderten, mit großer Verwegenheit die Pistolen zu prüfen. Beaulieu trippelte von einem Bosket in's andre; während Steinfaß ganz ruhig auf einer Gartenbank saß.

Endlich nahte Birnbaum. Bald ging er schneller, bald blieb er stehen, — sein ganzes Wesen zeigte noch Schwanken und Unentschlossenheit.

„Ha bei den Göttern! seht! er kommt!“ pezorirte Brandl feierlich, die Pistole schwingend, nicht ohne Nebenbeziehungen und Nebenblicke auf die Gegner; „er naht in seiner Furcht-

barkeit. Laßt die Trompeten zum Angriff blaſen. Das Gottesurtheil beginnt.“

Birnbaum trat mittlerweile, bleich, verſtört, unſicher hin und wieder blickend in den Kreis und grüßte. „Ein Wort zu Ihnen, mein Herr!“ ſprach er langſam zu Steinfaß, „bevor wir an unſer Geſchäft gehen!“

„Erlauben Sie mir im Gegentheil,“ erwiederte der Doktor, — „Ihnen nochmal meine Bitte an's Herz zu legen, die wahrlich keinen Anlaß zur Beleidigung, zum Zweikampf geben konnte. Noch einmal denn hören Sie mich, noch einmal überlegen Sie, bevor es ein Menſchenleben gilt. Noch einmal erkläre ich Ihnen hier laut und ehrlich: Ich liebe Ihre Tochter, ich wünſche ſie zur Gattin zu erhalten und frage noch einmal, ob hierin Grund zu einer Beleidigung liegt?“

Brandl und Schuch ſtanden mit ziemlich

albernen Gesichtern da und wußten in ihrer kriegerischen Stimmung nicht recht, was sie sagen sollten; bis zu diesem Augenblick hatten sie ja von dem Grund des Duells keine Sterbenssylbe gewußt. Birnbaum schwankte noch zwischen zwei Entschlüssen hin und wieder. Hier die willkommene, wie vom Himmel selbst im günstigen Augenblick gesendete Gelegenheit, durch eine Ehe die Ehre seiner Tochter zu retten!, — dort die Lächerlichkeit, sich durch eine zurückzunehmende Ausforderung blamirt zu haben, wie ein alter Rennomist. Die Liebe für seine Amalie überwand alle Bedenklichkeiten.

„Herr Steinfaß," begann er, schwer aufathmend, — ... er wußte nicht, wie er die Sache einkleiden sollte ..., — „Herr Steinfaß, ich muß Ihnen bekennen ... die Sache hat sich gewissermaßen gewendet .... Mißverstehen Sie mich nicht ... Nehmen Sie mein Kind .. o heiliger Gott, was red' ich? ... Aber wir

ſchießen und doch... Nein, ohne Umſchweife, Mann zu Mann!... Meine Amalie.... beharren Sie noch bei Ihrer Abſicht? Und iſt ſie auch eine redliche?"

„Sie iſt's!" erwiederte Steinfaß ernſt und feſt.

„Ich habe nichts dawider und kann ja nichts dawider haben, . ." ſtammelte Birnbaum ſchmerzlich . . „Aber nein, mein Herr! Sie ſollen nicht betrogen ſein, Sie müſſen alles erfahren, weßhalb ich mich beſtimmt fühle, einzuwilligen . . . . ."

Er trat näher zu ihm und flüſterte ihm ein paar Worte in's Ohr. Sie entfernten ſich in ein Boskett. — — —

„Gott, gerechter!" ſtotterte ſchon von weitem athemlos ein Mann, deſſen Antlitz — vor Haſt oder Angſt — kreideweiß daherſchimmerte; es war der Piſtolen-Lieferant Herz Adler. „Ach, das Unglück!" begann er keuchend, als er näher gekommen, zu Brandl und Schuch, —..

„alles iſt verrathen . . . . fort! fort! Wir ſind alle unglücklich auf Lebenszeit. Die Polizei legt ſich in's Mittel. Aus ſo verdammten Piſtolen kommt doch nie was Geſcheites heraus, — nichts als Unglück. — Die Polizei hat von dem Duell Wind bekommen . . . . "

„Wer iſt der Verräther? Frikaſſirt in Stücken den ſchnöden Buben!" ſchrie Brandl, deſſen Naſe vor Zorn röther flammte . . „Du zitterſt, Adlerherz? Ha, warſt du's ſelbſt? Geſteh!"

„Ach Gott, ja! . . ." erwiederte in Verwirrung und Todesangſt der Souffleur; . . . . „aus lauter Menſchlichkeit gegen euch, als ichs ſelbſt erfuhr; — macht euch nur aus dem Staube . . . — O mein verfluchtes gutes Herz!"

„Sprich bei'm Gott deiner Väter, abtrünniges Kind Iſraels, iſt's wahr?" unterbrach ihn Brandl.

„Auf Souffleurparole!" bekräftigte Herz Adler kleinlaut, „wir werden durch dieſe Ge-

ſchichte noch alle unglücklich, aber wer leidet am meiſten dabei? Wer anders als: Ich! Und warum? Darum, weil ich wieder ſo abſcheulich menſchenfreundlich war und die Piſtolen lieferte. Warum? Darum, weil ich keine Sterbensſylbe von Todtſchießenwollen wußte. — Ich bin ruinirt. — Ich bin verloren.“

„Was iſt's denn eigentlich?“ fragten Brandl und Schuch, denen der Muth allmälig aus den Adern wich; — „ſo ſagt doch, Freundchen, um Gotteswillen . . . .“

„Was es iſt? Daß wir alle in's Zuchthaus kommen werden, und ich natürlich uach. Ha, das iſt der Dank der Menſchheit. Die Polizei glaubt an gar nichts weniger, als an ein Duell, ſie wittert ein Complott, — ſie muß ex officio ein's wittern. O Freunde, wir ſind gewiß alle Spitzbuben! Wie winden wir uns heraus? Was beginnen? Sie wird gleich hier ſein. Ich lief mir die Beine ab, um euch noch zu warnen.“

„Aber zum Teufel, warum zeigtet Ihr denn den ganzen Handel an?“ eiferte Brandl.

„Warum?“ erwiederte Adler, „darum, weil ich Blutvergießen verhüten wollte. Ach, ich kann kein Blut sehen. — — —“

Hand in Hand traten Birnbaum und Steinfaß eben aus dem Boskett und waren nicht wenig erstaunt, die blassen Entsetzensgesichter zu sehen und die Warnung zu hören: „Macht euch aus dem Staube.“ Als sie in der Eile das Nähere über dies burleske Quidproquo, mit welchem denn doch gleichwohl nicht zu spaßen war, vernommen, — faßte Steinfaß Birnbaums Hand und sprach: „Mein Entschluß ist gefaßt. Rasch gethan, gut gethan! Mein Wagen steht noch gepackt und angespannt, und wartet draußen vor'm englischen Garten. — Die Gelegenheit ist günstig. Eilen Sie auf Umwegen nach Hause, holen Sie meine Braut, — ich warte so lange; — hier darf nicht gezögert wer-

den. Wir ſteigen ein, — in ein paar Stunden ſind wir über der Gränze, und Sie haben mit einemmale alle Verdrießlichkeiten vom Halſe, welche in dieſem fatalen Krähwinkel Ihrer noch harren könnten."

„Aber,.. mein Gott! ſo raſch!..." wollte Birnbaum in ſeiner gewohnten Unſchlüſſigkeit entgegnen.

„Beſinnen Sie ſich, wenn Sie in's Waſſer ſtürzten, einen Aſt zu ergreifen?" verſetzte Steinfaß. „Nur raſch, raſch! Das Schickſal ſelbſt handelt für uns alle."

„Aber meine Freunde hier, die lediglich durch meine Händel in's Unglück kommen? ...." unterbrach ihn Birnbaum mit allzugewiſſenhafter Bedenklichkeit.

„Wir vertrödeln die koſtbare Zeit. Nur fort! fort! — Alſo! Sie holen Amalie... Herr von Beaulieu hat einſtweilen die Güte, hier in der Gegend herum ein Bischen zu patrouilli-

ren [illegible]. Und somit kein Aber, keine Bedenklichkeit mehr.“

Birnbaum sah sich nach seinen drei Collezfreunden um, um ihnen Adieu zu sagen und Dank für ihre Bereitwilligkeit beim vorgehabten Duell; aber, siehe da, die drei unerschrockenen Männer waren verschwunden. Nun, sie hatten einmal ihre eigene Antipathie gegen die Polizei; es war ein Instinkt, den sie nicht niederzukämpfen, nicht auszutilgen vermochten. Wer kann für Instinkt oder Antipathie?

Steinsaß drängte den so unvermuthet gewonnenen Schwiegervater zur Eile. Birnbaum sah allmälig die Wichtigkeit des Augenblicks ein, das Philisterthum hängte sich gleichwohl wie Blei an seine Sohlen; in seiner Brust tobte und zehrte Unmuth über die unentrinnbare Nothwendigkeit, der er sich fügen mußte. „O Tollheit, Tollheit!“ brummte er, auf Umwegen nach Hause hastend, „von einem Duell komm' ich, zu einer Brautreise

geh' ich! — Ball in des Schickſals Hand. — O werde nur du mir glücklich, du, Amalie, geliebtes Kind! Hinweg, finſtre blutige Phantome! Hinweg! Ihr hackt euch ſo krallig in mein Herz! — O Gott, o Gott! wir müſſen ja wohl alleſammt glücklich werden, nolens volens; das iſt das Tragiſche von der Komödie, dieß Muß, und doch ſchließt die Tragödie mit einer Heirath! —"

„Höre, Amalie!" ſprach er, als er nach Hauſe gekommen, als die Tochter liebend an ſeinem Herzen hing; — „höre mich! Die Entſcheidung, auf welche ich dich bereits vorbereitete, iſt jetzt da. Doktor Steinfaß hat mich nochmals um deine Hand gebeten. Die Minute drängt. Es gilt kein Beſinnen mehr. Sein Wagen ſteht angeſpannt. Zögern wir, ſo bringt mich meine Unbeſonnenheit noch in den Schooß der mütterlich beſorgten Polizei, deren Blicke mich als Uebertreter des Duellmandats bereits ſuchen. Was willſt du beginnen? Entſcheide!"

„Die Ehre und Ihr Heil, mein Vater, geht vor allem!“ erwiederte Amalie raſch; — „ich kenne den Doctor nicht. Es iſt eine ſeltſame Werbung. Es iſt eine Freiwilligkeit mit dem Meſſer auf unſerm Herzen. Vielleicht — Gottes Schikkung! Nein, gewiß; — ſein Wille beſtimmt ja alles. Vater! ich bin entſchloſſen. — Kommen Sie in Gottes Namen.“

Der Alte war vom Drang der Ereigniſſe, die ſich wie im Traum bunt hintereinander jagten, ſtark angegriffen; er weinte erſchöpft, kindlich am Herzen ſeines Kindes. Amalie war im Augenblick der Noth ſtärker, muthiger als er. „Vertrau'n wir dem Himmel!“ ſprach ſie, „Gott wird uns nicht im Stiche laſſen; drum wollen wir, treu ihm, uns und andern, wagen und tragen!“

„O ich erbärmlicher Philiſter!“ rief Birnbaum, erkräftigt durch die Seelenkraft der Tochter; „kleb' ich am Er? fort! fort!“

Raſch waren einige Kleinigkeiten zuſammengerafft, Birnbaum nahm ſie unter den Mantel und eilte dann mit ſeiner Tochter auf Nebenwegen dem engliſchen Garten zu. — — —

„Um Gotteswillen, was iſt Ihnen?“ fragte Amalie plötzlich, als ſie um eine Ecke bogen, den Vater, der leiſe zuſammenzuckte und den Mantel höher an's Kinn hinanzog. Die Abenddämmerung war bereits tief hereingebrochen, der ſcharfe Wind pfiff um die Ecke.

„Pſt!“ erwiederte Birnbaum leiſe, „erſchrick nicht; geh' du einſtweilen allein voran; ich folge dir gleich. Nicht weit vom Apollo-Pavillon triffſt du den Doctor, in weniger als fünf Minuten bin ich bei euch; vielleicht ſogar früher ſchon als du ſelbſt; ich muß einen andern Weg nehmen. — Siehſt du nichts? —“

„Wo?“

„Dort! Sprich leiſe! — — — Eile dich,

hörſt du Amalie? Nur Muth, meine Tochter, bald treffen wir uns, bald ſind wir alle geborgen.“

Eh' ſie ſich's verwußte, war er wieder um die Ecke zurückgebogen und verſchwunden. Das Mädchen zitterte. Allein, — in dieſer Abendſtunde — einem fremden Mann entgegen, — dem ſie wie durch eine Komödienlaune des Schickſals bald angehören ſollte! . . . Sie wickelte ſich in ihr enges Mäntelchen und ging wankenden Fußes weiter. Jetzt erkannte ſie, weßhalb ihr Vater denſelben Weg gemieden hatte. Die drei Bekannten Birnbaums — Brandl, Adler und Schuch wurden nämlich von Agenten der Polizei unter'm Schutz der Dämmerung eben über die Straße geführt, um in Haft gebracht zu werden. Birnbaum war der Gefahr wie durch ein halbes Wunder entronnen. In Todesangſt erreichte ſie endlich die bezeichnete Stelle im engliſchen Garten. Sie blickte ſcheu umher. Keine Seele auf dem Platz. Ein feiner

Nebelregen prickelte wie lauter Stecknadelſpitzen auf das dürre Laub herab. Sie wagte kaum zu athmen. Jetzt raſchelte es im Laub. Sie fuhr erſchrocken zuſammen. Eine dicht in einen Mantel gehüllte Geſtalt huſchte aus dem Boskett, nahte ihr, ſchlang die Arme um ſie.

„Mein Prinz! um's Himmelswillen laſſen Sie mich!“ ſchrie Amalie, in der Ueberraſchung wähnend, daß der Prinz Theodor alles erfahren, daß er ſelbſt hierhergekommen, um alles zu vereiteln.

Der Verhüllte zuckte zuſammen und ſprach befremdet halbleiſe: „Was hör' ich!? — — — Aus Ihrem eigenen Munde, Amalie?“

„Laſſen Sie mich,“ erwiederte das Mädchen, „wenn Ihnen auf Erden irgend was heilig iſt, ſo laſſen Sie mich.“

„Kennen Sie mich denn? Wiſſen Sie denn? . . .“ unterbrach ſie der Verhüllte, ſie feſter an ſich drückend... Da klangen Tritte....

„Mein Vater! Ah, dem Himmel ſei Dank! Er iſt's, er kommt!“ ſprach Amalie, auff aufzeud, verſuchend, ſich von dem Verhüllten loszuwinden. . . .

„Nein! Nein! Amalie,“ fiel ihr dieſer raſch in's Wort, „er iſt's nicht; und wenn er's auch wäre! Kommen Sie nur raſch! fort! fort! Es iſt keine Zeit zu verlieren! . . .“ Er ließ das ſich ſträubende Mädchen nicht zu Worte kommen, ſondern ſchlug den Mantel zurück, faßte ſie mit ſtarken Armen und trug ſie, halb beſinnungslos und ohnmächtig, ſchauernd vor Froſt und Näſſe, wie ſie war, raſch von hinnen. — Ein Paar Sekunden noch! . . . Und ſauſend flog der Wagen dahin! —

„Höll und Teufel! zu ſpät!“ fluchte Prinz Theodor, als er einige Minuten darauf in den Apollo-Pavillon trat, ſich nach allen Seiten umſah und das Terrain leer fand. Er eilte heraus, er durchſtörte jedes Boskett. Umſonſt! Fernes

Peitſchengeknall gab ihm bald den vollen gehörigen Aufſchluß. — „Verdammt! die Maßregeln unſerer Schneckenpolizei vertrödelten mir alles.“ — Er zog ein Jagdpfeifchen hervor und pfiff. Ueber kurz eilte geſtreckten Laufs ſein Kammerdiener herbei und fragte nach des Prinzen Befehl. „Meinen Meklenburger geſattelt und hierher geführt!“ beorderte dieſer. Der dienſtbefliſſne Kammerdiener flog. . . . „Halt!“ rief ihm der Prinz. — „Halt, das geht nicht! Ich kann im günſtigen Fall doch nicht den Wilhelm zur Lenore ſpielen. — Mein Tilbury angeſpannt. Ihnen nach! — —“

„Wen ich mich unterſtehen darf, Ew. Durchlaucht zu bemerken,“ ſtotterte der Kammerdiener, „Prinzeſſin Juſtine, Durchlaucht, haben für heute . . . . —“

„Schweig!“ ſchnitt ihm Prinz Theodor ärgerlich die Rede ab; — er ging, des Regens nicht achtend, heftig auf und nieder. „Verdammt!

Verdammt!“ rief er, unmuthig, mit dem Fuße ſtampfend; „die Sache iſt zu weit gekommen, als daß ich ſie, ohne Aufſehn zu machen, hier noch fortbetreiben könnte. — Ha, wie's in mir tobt; hätt' ich jetzt einen, an dem ich meinen Zorn auslaſſen könnte; er ſollt' es bei Gott büßen.“ — — Der Kammerdiener zog ſich vorſichtig zurück. Der Prinz rannte, in ſeinen Mantel gehüllt, auf's neue hin und wieder, als plötzlich — Birnbaum vor ihm ſtand, der ihn für Steinfaß hielt und haſtig anredete: „Sie hier? Wo iſt meine Amalie? — Raſch fort!“

„Wer iſt Er? was will Er hier?“ rief der Prinz toll. Birnbaum prallte drei Schritte zurück; jetzt erſt erkannte er ſeinen Irrthum; die angeborne Ehrfurcht machte den ehrlichen Mann, der in ſolchen Augenblicken der Verblüfftheit den deutſchen Philiſter nicht abſtreifen konnte, ſchnell ganz devot und aller Unbill vergeſſend; er zog demüthig den Hut, bückte ſich

tief und erwiederte: „Der Exkanzelist Birn-
baum, Ew. Durchlaucht unterthänigst aufzu-
warten.“

„Was?“ erwiederte der Prinz nicht minder
überraſcht. — „Er ſelbſt! — Hahaha! — Nun gut,
daß man Ihn findet. — Wo iſt Seine Tochter?
Was hatte Er hier zu ſchaffen, Seelenverkäufer?!“

Die unverdiente Erniedrigung half dem ver-
blüfften Exkanzeliſten ſchnell wieder zu Beſinnung
und Bewußtſein. „Ew. Durchlaucht,“ erwie-
derte er, dem Prinzen feſt in's Auge blickend;
„ich bin über mein Thun und Laſſen Niemandem
Rechenſchaft ſchuldig, ſo lang' ich auf dem Wege
der Ehre gehe, noch viel weniger über meine
Tochter. — Meine Tochter, — — ja, . . .“
Die Erinnerung an die erlittene Unbill Ama-
liens jagte ihm das Blut aus dem Gleichge-
wicht. — — „Durchlaucht hätten vielleicht Grund,
über dieſen Punkt zu ſchweigen, denn wenn er
zwiſchen uns zur Sprache käme; — — allen

Reſpekt vor Ew. Durchlaucht .... ich bin der Mann, Ihnen einige Fragen vorzulegen; ja, dafür bin ich der Mann."

„Wie?" brauste der Prinz, — „welchen Ton unterſteht Er ſich anzuſtimmen?"

„Ich bin wie eine Glocke," verſetzte Birnbaum, noch mehr gereizt; „roſtig, aber doch noch Metall, und gebe Klang, wenn ich geſchlagen werde, — Klang, daß man's in der ganzen Stadt hört, und bis in die Apartements der gnädigſten Prinzeß Juſtina, bis zu den Ohren unſers allergnädigſten Herrn, des regierenden Fürſten. Der Allergnädigſte iſt 'gerecht gegen jedermann...."

Der Prinz pfiff wieder. Der dienſtfertige Kammerdiener erſchien, der Prinz flüſterte ihm einige Worte in's Ohr, worauf erſterer verſchwand.

„So?" hob der Prinz auf's neue an, und ſein Mund verzog ſich zu einem Lächeln, — „ei,

lieber Freund! wie kann Er doch gleich ſo in Hitze gerathen!? Wir haben einen ſcharfen Novemberabend. Die Alteration könnte Ihm ſchaden. Tret' Er doch lieber in den Pavillon zu mir herein."

„Danke, Ew. Durchlaucht! Mir ſchadet nichts mehr. Ich habe viel aushalten gelernt! Könnt' ich's nicht, ſo ſtünd' ich jetzt nicht mit ſolchem ſchuldigen Reſpekt vor Ihnen, mein Prinz!"

„Gott! Er iſt doch ganz entſetzlich empfindlich," erwiederte der Prinz, — „was iſt denn ſo Fürchterliches geſchehen? Ich habe nichts als Gutes mit ihm und ſeiner Tochter vor, keine Nebenabſicht kommt mir dabei in den Kopf; aber ihr gemeinen Leute bildet euch gleich, Gott weiß, was ein, poltert in alle Pläne wie toll hinein und ..... doch genug davon! Verlaß Er ſich d'rauf: die Sache kommt wieder in's Gleiche. Ich habe ſchon mit meiner Frau über ſeine Tochter geſprochen; ſie ſoll eine beſſere Stelle haben,

als bisher, und einen braven Mann hab' ich ihr auch schon ausgesucht; das ist alles . . . .“

„Mein Gott!“ rief Birnbaum erstaunt, — „wie? wäre es möglich? Hätte ich blos geträumt? Hätt' ich Ew. Durchlaucht verkannt? Zu Ihren Füßen, mein Prinz! hören Sie meine aufrichtige Abbitte . . . . . Gott! Gott!“ unterbrach er sich selbst, plötzlich sich aller Ereigniſſe von heute erinnernd; — — „und ich bin hier, — — — meine Tochter . .“

„Wo ist sie?“ fragte rasch der Prinz.

„Ich bestellte sie hierher!“ erwiederte ebenso hastig der Alte; „ich vermisse sie hier. Sollte ein Unglück . . .? Gerechter Gott! ich ahne Entsetzliches. — O mein Prinz, Ihre Güte, — — hätte ich sie früher so klar erkannt! So war also vielleicht selbst das Einschreiten der Behörde in's Duell — —“

„nur eine wohlgemeinte Maaßregel, um Ihn von einer Unbesonnenheit zurückzuhalten,“ fiel

ihm der Prinz mit einſchmeichelnder Freundlichkeit in's Wort. . . . „Eile Er deßhalb, was in Seinen Kräften ſteht, um die Sache ohne Aufſehen wieder in's Gleiche zu richten. Hier in der Reſidenz kann ich freilich — meines Bruders halber — nichts für Ihn thun; aber ich gebe ihm mein Wort, ich will für Ihn ſorgen und habe auch für Seine Tochter die beſten Ausſichten bereit."

„Heißen Dank, gnädigſter Prinz!" ſtammelte Birnbaum zu des Prinzen Füßen, gerührt, — „o wie thöricht war ich, — welch ein ſchwacher, leichtgläubiger Patron!"

Inzwiſchen war der Kammerdiener mit zwei Herren zurückgekommen. Der Prinz grüßte den Erkanzeliſten leichthin und entfernte ſich. Der Kammerdiener folgte ihm. Die beiden Herren näherten ſich Birnbaum und faßten ihn an den Armen. „Was ſoll das, meine Herren?" ſprach er befremdet, — „ich bitte Sie, mich mei-

nen Weg allein verfolgen zu laſſen. Ich habe Eile."

„Sie werden uns folgen," erwiederte der Eine von den Beiden determinirt; „Verſuchen Sie keinen fruchtloſen Widerſtand! Wir haben Ordre, Sie in's Arreſthaus zu bringen. — Bitte, ohne Umſtände!"

Birnbaum ergab ſich wie vernichtet in ſein Schickſal.

Steinfaß ſchwelgte in Paris an der Seite Amaliens, mit welcher er ſich auf der erſten Raſtſtation ehelich verbunden, im Morgenſcheine ſeines jungen Glückes. Wie oft pries er die Stunde, da er auf den Rath ſeines vertrauten älteren Freundes Beaulieu den ihm ſonſt unangenehm gewordenen Boden Deutſchlands wieder betreten und die kleine Reſidenz beſucht hatte, in welcher ihn ſein guter Genius die reizende Amalie finden ließ, in welcher ihn ein eben ſo wunderlich wie er ſelbſt gelauntes Geſchick ſo raſch mit der Wahl ſeines Herzens für immer zuſammengebracht. Auch Amalie lernte allmählig ſich in ihr plötzlich ſo unerwartet hereingeſtürmtes Schickſal zu finden; von Tag zu Tag entdeckte ſie ja an dem Manne, dem ſie anfänglich eigentlich ohne innigere Zuneigung gefolgt, an den wie im

Traum ihr ganzes zukünftiges Wohl oder Wehe unauflöslich gebunden worden war, eine edle Eigenschaft mehr, täglich mehr schöne Züge, so viele Zeugen einer trefflichen Seele. Und doch fühlte sie sich mitten in dem Glück der sorgenlosen Unabhängigkeit, worin sie sich als die Gattin eines reichen und tüchtigen Mannes befand, zuweilen wie von einem freilich unbekannten Weh gedrückt. Steinfaß hieß Arzt, und schien seine Kunst doch aufgegeben zu haben; woher also sein, wie es schien, unerschöpfliches Vermögen? Daß er die Heilkunde verstand, hatte er an ihr selbst bei mehreren leichten Anlässen siegreich erprobt. Aber weßhalb seine oftmaligen geheimnißvollen Ausgänge zu jeder Stunde des Tages, zuweilen selbst mitten in der Nacht? „Wirst du zu einem Patienten gerufen?“ fragte sie ihn einmal, zweimal, dreimal, und seine freundliche aber bestimmte Antwort, die jeder weitern Frage vorbeugen zu wollen schien, war stets: „Liebes Herz, ich muß aus-

gehen; ſei nur unbeſorgt, und überlaß das Weitere mir.“ Amalie hing mit großem Vertrauen an ihm, denn er hatte ihr ja bewieſen, wie werth er eines ſolchen ſei; deſſen ungeachtet konnte ſie ſich manchmal einer ſeltſamen Unruhe nicht erwehren, beſonders wenn ſie dann wieder einen Blick auf den Freund ihres Gatten, den Herrn von Beaulieu warf, deſſen ganzes Weſen und Treiben ihr etwas lichtſcheu und verdächtig vorkam. Gegen letzteren fühlte ſie überhaupt eine unerklärliche, unvertilgbare Abneigung. Er benahm ſich gegen ſie ſtets mit zuvorkommender, faſt zudringlicher Artigkeit, manchmal mehr wie ein Diener, als wie der Freund ihres Gatten, häufig aber auch mit einer gewiß ſchlecht verhehlten Superiorität. Sein Blick ruhte, wenn er ſich mit ihr allein befand, oft minutenlang ſtarr auf ihr. Da ſie nach dem Wunſche ihres Gatten weder in Geſellſchaften ging, noch welche bei ſich empfing, ſo wurde ihr die

peinliche Nähe des einzigen Menſchen, mit welchem ſie außer mit Steinfaß in dem geräuſchvollen, unermeßlichen Paris Umgang hatte, zuweilen wirklich ſogar unheimlich. Was dieſe peinliche Stimmung noch ſteigern mußte, war der Umſtand, daß ſie ſeit den drei Monaten ihrer Entfernung aus dem Vaterlande auch noch nicht einmal die leiſeſte Andeutung über das Befinden und das Schickſal ihres Vaters, viel weniger einen Brief deſſelben erhalten hatte, an dem doch ihre Seele hing. Dieſer Kummer hauchte allmälig über ihr ganzes Weſen eine Schwermuth, die immer tiefer und ſchädlicher auf ihren Organismus einwirkte, ſo daß ihr Gatte gegründete Beſorgniſſe zu hegen anfing; letzterem wagte ſie übrigens aus zarten Rückſichten nicht einmal die Urſache ihres Grams mitzutheilen, weil ſie befürchtete, er, der ſie mit heißer, verzehrender Innbruſt liebte, könnte darin eine Art von Zurückſetzung muthmaßen, oder wohl gar von leiſem

Vorwurf. Dieſe einzige Zurückhaltung Amaliens gegen ihren Gatten beunruhigte auch dieſen wieder nicht wenig, ſo daß in das junge Glück der Beiden düſtere Wolken hineinſchatteten. — —

Sie ſaßen an einem Februarabend traulich am Kamin. Die Uhr ſchlug eben halb elf, die letzten Funken kniſterten aus den Kohlen. Steinfaß hatte den Arm um ſein blaſſes Weib geſchlungen, und blickte ſie ernſt-innig an. Ihr Herz ſchlug hörbar; ihre Lippe vermochte keinen Laut hervorzupreſſen. Da wurde heftig die Schelle gezogen, und über kurz trat Beaulieu herein, näherte ſich und flüſterte dem bereits halb entkleideten Steinfaß einige Worte in's Ohr.

„Mein Gott!“ rief dieſer, erſchrocken auffahrend, „das hatte ich nicht gedacht, nicht vorausgeſehen. Nein! Nein! ſo weit darf's mit dem armen Weibe nicht kommen.“ Raſch warf er den Schlafrock und die Pantoffeln von ſich, zog Stiefeln und Oberrock an, riß den Mantel von der

Wand, hüllte ſich darein, küßte Amalie auf die Stirne, nahm den Hut und wollte fort.

„Mein Julius!“ ſprach Amalie ſchmerzlich; „auch heute? Geliebter, theurer Mann! O geh' nicht von mir! Hörſt du?“

„Ich muß, liebes Herz!“ erwiederte Steinfaß, „ich kann nicht anders.“

„Und du läſſeſt mich allein, einſam hier? Ach, wenn du fort biſt, iſt mir, als laſte die ganze Welt auf mir.“

„Ich bleibe nicht lang, ſüßes Herz, — doch! doch! vielleicht eine halbe Stunde, vielleicht noch länger, — verzeih! — ich weiß ſelbſt nicht. Leg' dich einſtweilen zu Bette, Amalie, erwarte mich nicht!“

„Nein! Nein! Julius! Ich könnte doch nicht ruhig ſchlafen. Nein! Ich bleibe auf, und bliebeſt du bis zum frühen Morgen aus. — Und, ach, — hört' ich denn falſch? — Wohin!?“

„Du weißt doch, Amalie, wie ich dich

liebe! Gelt? — Du weißt's? Was fragst du mich also? Sei doch ruhig, liebes Weib. Herr von Beaulieu bleibt einstweilen hier und hat die Güte, dich zu unterhalten, bis ich wiederkomme ....“

„Um's Himmelswillen! Ach!“ seufzte Amalie schwer auf, — sie fühlte schnell, daß in ihrer raschen Entgegnung selbst, wie in dem Ton, womit sie dieselbe hervorbrachte, etwas Unzartes, vielleicht sogar Beleidigendes gegen den Freund ihres Gatten liege, und fügte deßhalb hinzu: „Herr von Beaulieu wird selbst der Ruhe bedürfen und, wie ich glaube, es vorziehen, sie bei sich zu Hause zu suchen.“

„Wenn Sie, gnädige Frau, durch meine Anwesenheit gestört werden,“ erwiederte Beaulieu, etwas pikirt seinen Rock zuknöpfend, „so werde ich keinen Augenblick anstehen, Sie durch meine Entfernung zu beruhigen, so angenehm es mir wäre, könnte Ihnen meine Conversation die Zeit

verkürzen. Doch, da Sie befehlen, Madame, — j'ai l'honneur....“

„Nicht doch!“ verſetzte Amalie verlegen; — „Ihre Unterhaltung wird mir angenehm ſein.“

Steinſaß drückte ihr die Hand und entfernte ſich. Amalie begleitete ihn mit dem Lichte bis zur Hausthüre.

„Ja, ſie iſt, wie jene war!“ murmelte aus ſchwergepreßtem Herzen Beaulieu, während er allein war, und ſein ſonſt ſo unſcheinliches, bedeutungsloſes Geſicht erglühte plötzlich, wie ein mit ſympathetiſcher Tinte geſchriebener Brief, den man an's Licht hält. — — „Und ſie ſind glücklich! Sind's noch immer. Nicht genug, daß ihre Mutter doch — glücklich wurde! — Auch die Tochter noch! Und ich, — was war ich, was bin ich? Wer tilgt die Schande von mir, wenn auch jetzt keines Menſchen Aug' ſie ſieht? Einſt von ihrer Mutter verachtet..... O, wüßten ſie's! Und weßhalb!? — Einem Fürſten

zu Gefallen, der nicht glücklicher ward, als ich! — Damals um dieſes Philiſters wegen, — nahe daran, verrathen zu werden! Jetzt, — jetzt die Tochter glücklich zu ſehn! — Sie ſoll's nicht bleiben! Ich will... ich will noch... Still, ſie kommt zurück."

Amalie kehrte zurück. Beaulieu raffte, als ihm Amalie den Stuhl an's Kamin rückte, ſeine ganze altfränkiſche Höflichkeit, den ganzen Vorrath ſeiner Galanterie von Ehedem zuſammen, um ſich der ſchönen Frau angenehm zu zeigen, welche ihrerſeits die quälende Unruhe um den Gatten, — zum Theil auch die Neugier endlich kaum mehr zu unterdrücken vermochte, was den häufigen, ſogar nächtlichen Ausgängen ihres Gatten zu Grunde liege. Das Geſpräch wollte anfänglich nicht recht in Gang kommen, bis Beaulieu es endlich unvermerkt auf eben jenen Gegenſtand gelenkt hatte, welcher Amalie in ſtete Beſorgniß verſetzte. Lebhaft faßte ſie es nun auf.

Je wärmer ſie wurde, ſo abgemeſſener, ſo diplomatiſch-geheimnißvoller that der alte Herr; er hüſtelte bald, beſchäftigte ſich bald mit ſeiner Papillotendoſe, bald belebte er das dem Verlöſchen nahe Feuer. Ein feines Lächeln flog wie ein Abglanz aus den ſcandalöſen Salons des ancien régime über ſein Antlitz. Er zuckte die Achſeln und ſprach mit ſüßlichem Accent: „Ma foi, madame. es gibt Dinge im Leben, welche jenen Senſitiven gleichen, die man nicht berühren darf, ohne daß ſie zu verwelken ſcheinen. Bei alledem muß man ſtets ein gewiſſes savoir faire beobachten, denn der gute Schein, meine Gnädigſte, bewahrt uns doch ſtets vor dem Ärgſten. Das eigentliche Unglück in der Welt iſt nicht das, was uns trifft, ſondern nur das, was wir nicht verbergen können. Madame, Sie müſſen ſich in die Anforderungen der Neu-Zeit zu finden lernen. Es iſt eine ſchöne Zeit, dieſe Neu-Zeit; man iſt tolerant geworden, man proklamirt die femme libre, aber,

nn ſoi die Frau kann nicht eher ihre vollſtändige Emancipation erreichen, bevor der Mann nicht ſeine eigene Ungenirtheit vollkommen beſitzt. Madame, unſer Jahrhundert arbeitet an einer Ätheriſirung der Ehe"

„Mein Gott!" unterbrach Amalie, von ſchwerer Ahnung gepreßt, den Schwoll von in Malicen halberſtickten Schlüpfrigkeiten; „ſprechen Sie nicht weiter, Herr von Beaulieu!" Sie blickte ihm würdevoll in's Geſicht. „Wir ſprachen vorhin von den laſtenden Pflichten und Geſchäften meines Gatten, und Sie geriethen dabei in ein Thema, welches von jenen fernab liegt."

„Vielleicht nicht ſo meilenweit," entgegnete ſchlau lächelnd der alte Notarier, „als Sie ſich vorſtellen, meine Gnädigſte. — Es iſt wahr: ich bin Ihres Gatten Freund,— aber ich bin auch der Ihrige, und ein Gedanke an meine Jahre wird wohl jeden Zweifel an der Lauterkeit meiner Zuneigung verſcheuchen."

„Wie? Sie wiſſen ....“

„Ma foi! Madame, wofür halten Sie mich? Für einen Zwiſchenträger? Ihr Mißtrauen kränkt. Nein! Nein, ich weiß nichts, gar nichts, ich habe nichts geſehen, nichts geſagt.“

Amalie erwiederte keine Sylbe, ſondern blickte ſtarr in's Kaminfeuer. Beaulieu ſchnellte, gleichfalls — und zwar abſichtlich — ein feierliches Schweigen beobachtend, die Doſe in Rädchen zwiſchen dem Daumen und dem Zeigefinger der Linken. Die Beiden ſaßen ſich gegenüber wie Richter und Angeklagte vor den Aſſiſſen, im Augenblicke, wenn die Verhandlung geſchloſſen iſt, und das Frei nud Schuldig noch wie auf der Waſſerwage ſchwanken.

Dieſe peinliche Situation währte faſt über eine Viertelſtunde. Amalie vermochte keinen Laut hervorzubringen, ihr Stolz empörte ſich gegen weitere Fragen, und ihr Argwohn war doch durch die hingeworfenen Hindeutungen Beau-

lieu's bereits zu ſicher in Brand angeſteckt, als daß ihre ganze liebende Seele nicht in Höllenqualen der Eiferſucht aufflammen ſollte. Beaulieu ſeinerſeits nahm den Schein der Delikateſſe vor, die ihm nicht geſtatte, unaufgefordert weiter zu ſprechen.

Mittlerweile kam Steinfaß wieder. Er war ſichtlich angegriffen. Der Anblick ſeiner blaſſen Wangen konnte Amalien's Seelenqual nicht ſtillen, ihren Kummer wohl nicht zerſtreuen. Sie eilte ihm liebevoll hingebend entgegen. Er drückte ſie an's Herz, aber ſichtlich kreuzten ſich andere Gedanken in ſeinem Kopfe. — Beaulieu wünſchte gute Nacht und wollte ſich empfehlen. „Halt, Beſter!“ rief Steinfaß plötzlich, wie aus Träumen auffahrend, „noch einen Augenblick, wenn ich Sie bitten darf! Sie können mir heute noch einen großen Gefallen erweiſen. Kommen Sie in meine Studierſtube. — Entſchuldige, liebes Herz!“

Ding mit Beaulieu. Amalie warf ſich weinend auf die Ottomane und preßte den Kopf in die Kiſſen. — — —

Nach einer ziemlich langen Verhandlung trat Beaulieu wieder in die Stube, und wünſchte Amalien gute Nacht. Sie erwiederte den Gruß nicht, ſondern hatte noch immer das Haupt in die Kiſſen gepreßt. Beaulieu trat einen Schritt zurück, hielt die Hand vor's Auge, betrachtete die üppig ſchwellenden Formen, unterdrückte einen Seufzer und murmelte leiſe, wie mit Lippen des Gedankens: „So reizend war einſt auch ihre Mutter, und der Fürſt wollte ſie beſitzen. Ha, er gewann ſie nicht, ich nicht! Aber die Tochter ſoll noch meine Rache fühlen!“ Teufliſcher Spott und Grimm verzerrte ſeine Züge. Eilig, als jagte ihn wer hinterdrein, verließ er das Haus. —

„Sollte es möglich ſein?“ wiederholte ſich Steinfaß, in ſeiner Studierſtube brütend auf

und nieder gehend. — „Sollte Beaulieu Recht gehabt haben, als er mir zuflüſterte: Amalie liebt mich nur, wie der Schiffbrüchige das letzte Brett!? — Nein, nein, ich mag's nicht denken! Das wäre Frevel! Nein! Nein! 's iſt unmöglich, daß dieſe Engelszüge lügen, daß in dieſem Herzen, woraus mir von Tag zu Tag innigere Liebe entgegenhaucht, blos gewöhnlicher Eigennutz die Triebfeder geweſen ſein könnte....? Ihr Benehmen freilich ſeit einigen Wochen, dieſes zurückhaltende Weſen, dieſes laſtende Schweigen... Kann ſie mich nicht faſſen? — Nein! Nein! ich kann's nicht denken.— Unſer Glück kam über Nacht, wie ein ſeliger Taumel, wie zwiſchen Leben und Sterben. Alles bis zum Augenblick der Trauung war Haſt, Furcht, Hoffnung, Entſchluß, Wagniß. Nur ſolch ein Weib, aus tauſenden heraus, brauch' ich, nur ein ſolches kann ich glücklich machen. Dieſe peinliche Kriſis muß raſch zu Ende gebracht werden, es iſt meine

Pflicht, meine ganze Kunst daran zu wagen. Hier ist etwas nicht ganz richtig, das wittre ich. Ich bin betrogen, das ist gewiß; aber von wem? Das lohnte sich der Mühe, in Erfahrung zu bringen."

Steinfaß benahm sich die folgenden Tage gegen seine Gattin, welcher das Herz vor Unruhe fast zerspringen wollte, und gegen Beaulieu wie vor und ehe; doch das scharfsichtige Auge des Letztern glaubte in seinem inneren Wesen eine sich steigernde Ruhelosigkeit zu gewahren, welche mit der sonstigen Entschlossenheit und Sicherheit des mitunter etwas allzu raschen Mannes nicht in Einklang stand.

Amalie war unwohl geworden; ihr Gatte pflegte sie mit der alten Liebe und Treue, er bereitete selbst ihr Medikamente, er war öfter als sonst um sie; seine Zärtlichkeit schien sich zu verdoppeln, — zum nicht geringen Verdrusse Beau-

lieu's, dem die Eintracht und Liebe der Gatten längſt ein Dorn im Auge war. In eben dem Maße aber, als Steinfaß ſich ſeiner Amalie inniger hingab, wuchs in der Seele der Letzteren der Argwohn gegen den ihrem Gatten faſt unentbehrlich gewordenen Hausfreund. — —

Es war ein unfreundlicher, regneriſcher Abend. Amalie ſchlummerte eben ein wenig. Steinfaß befand ſich in ſeiner Arbeitsſtube vor dem Schreibtiſch und blätterte in mehreren neuen mediziniſchen Werken, welche ihm die Buchhandlung kürzlich zur Einſicht geſchickt hatte. Mit einemmale ſtand Beaulieu hinter ihm, tippte ihm auf die Schulter, und neigte ſich, die Melodie des Henri quatre halb trällernd, halb brummend, über die hohe Lehne des eleganten Armſtuhls.

„So trübſelig?" begann Beaulieu, — „mon dieu, die ſchönſte Frau in Paris zu beſitzen, und ſich Grillen hinzugeben!"

„Ich verſichere Sie," erwiederte Steinfaß,

„nichts als Langeweile, was mich so verſtimmt, gewiß: wirklich nichts anderes!“

„Eh bien!“ verſetzte Beaulieu, „plaudern wir eins. Es iſt noch immer eine ſchwere drükkende Zeit; bald wird es anders.“ — Die Augen des alten Herrn ſtrahlten in ungewöhnlichem Glanz, ſeine ſtarren Züge belebten ſich, ſein ganzes Weſen ſchien wie von Übermuth aufgerichtet, und mit einem Nimbus umgeben. — „Darf ich Ihnen vertrauen?“ fuhr er, ſich einen Stuhl neben Steinſaß rückend, geheimnißvoll fort. —

„Welche Frage?“ entgegnete dieſer, beinahe wie beleidigt.

„Eh bien,“ begann Beaulieu mit einer gewiſſen Eitelkeit in Ton und Weſen auf's Neue. „Die Fortſchritte, welche die heilige Sache von Tag zu Tag macht, werden Ihnen wohl nicht entgangen ſein, doch, mon dieu! was brauch' ich dies Ihnen erſt zu ſagen? Sie kommen ja bei

Tag und Nacht in alle Erdgeſchoße und Manſarden; Sie wiſſen ſelbſt am Beſten, was die Canaille — ich meine das Volk — thut und denkt, was es hofft und was es will; ma foi, Sie haben ihre Netze klug ausgehängt. Enfin, mein Theuerſter, machen wir der langen Privat-Komödie, welche wir wechſelſeits mit großem Ernſt und Pathos einander vorſpielten, ein Ende, legen wir die Masken ab; Sie haben mich, ich Sie genugſam beobachtet; jeder von uns weiß, mit wem er es zu thun hat; wir gehören Beide zu einer und derſelben Partei, zu der der Reaktion, der Reſtauration, zur Parthei der heiligen Sache. Sie haben auf Ihrem, ich geſtehe es, etwas — eigenthümlichen Wege, unter dem Mantel der Menſchenfreundlichkeit präparirt, und die unteren Klaſſen gewonnen. Der Augenblick, die große Mine ſpringen zu laſſen, iſt endlich vor der Thüre. Wir müſſen unſere Kräfte jetzt concentriren. Der Schlag, welcher den bisherigen

Quäſi-Regime in Frankreich treffen wird, iſt furchtbar, aber gerecht.“

Steinfaß hatte Beaulieu's Reden mit ſteigendem Intereſſe angehört; anfänglich maß er den Herrn aus der guten alten Zeit verwundert vom Kopf bis zum Fuß, und wähnte mit offenen Augen zu träumen; bald merkte er jedoch, daß derſelbe ein Gläschen zu viel getrunken, und in dieſem leichten Anflug Dinge an's Licht bringe, welche nicht in Hirngeſpinnſten, ſondern in der lebendigen Wirklichkeit Grund und Wurzel hatten. Schnell beſonnen, beſchloß er, den Schein ferner zu behaupten und den mittheilſamen Freund in ſeinen — wahren oder blos eingebildeten — Muthmaßungen zu belaſſen. Er zog die Schelle und beorderte ſeinen Jean, einige Flaſchen Champagner aus dem Keller herauf zu bringen. Bald flogen die Propfe gegen die Decke. Beaulieu proteſtirte Anfangs, mit dem Bekenntniß, daß er bereits einige Gläſer Bordeaux gekoſtet, bald ſiegte

jedoch die angeborne Lüſternheit, — er roch an dem würzigen Brodel, ſetzte die Lippen an den Rand des Kelchglaſes, nippte immer mehr, und — trank.

„A bas!“ ſprach er, frivol werdend, indem er den Champagner-Kelch etwas unſanft niederſtieß; „A bas, dies leidige Jetzt! Es lebe die Vergangenheit! Es lebe die Zukunft! Ein Glas ſei der Zukunft ausgebracht. der Regeneration der Vergangenheit! Bald fallen dieſe Masken, bald gleichen wir Parny's Göttern; bald ernten wir die Früchte eines langen Hoffens und Harrens, die wir in ſchmählicher Verkleidung durchlebten. Die ſchöne alte Zeit kommt wieder; wir dürfen's wieder ſagen, wie wir eigentlich heißen; die alten Orden ſchmücken unſre Bruſt, die alte Galanterie präſidirt auf's Neue unſeren Serails.“

„Noch ein Glas,“ drängte Steinſaß, „dabei wollen wir uns gemeinſchaftlich über das Kommende näher und genauer beſprechen.“

Statt eines Glaſes leerte Beaulieu drei, während Steinfaß an dem Seinigen nur nippte, und ſtets blos ein paar Tropfen nachgoß.

Beaulieu, welcher immer ſeliger wurde, hob mühſam die Hand, drohte ſchelmiſch mit dem Finger, und ſprach, wenn auch mit etwas ſchwerer Zunge, doch ziemlich geläufig: „Sie ſind mir doch der klügſte Mann, den man ſich nur denken kann; Wenige von unſerer Parthei dienten ihr auf eine ſo pfiffige Weiſe, wie Sie! Ha! ha! ha! Es iſt zum krank lachen, wie Sie ſich in's Vertrauen dieſer bürgerlichen Canaille ſchlichen und es leiſe, unmerklich für uns zu gewinnen verſtanden. Mit Ihren unentgeldlichen Krankenbeſuchen! Parole d'honneur, köſtlich! Unübertrefflich! Ich muß lachen, ſo oft ich dran denke, wie Sie — ſtatt Honorars den — Dank dieſer armen Teufel in die Taſche ſtecken. Ha, ha, ha! eſtbar, auf Ehre! Noch neulich! Die arme Patientin von ſechzig Jahren! Ich glaube, ma foi,

Ihre Frau, die ſo 'n Stück davon hörte, wurde eiferſüchtig! Ah, ſüperb, ſüperb, mon cher: Sie ſpielen Ihre Rolle köſtlich!"

„Sie haben doch," fiel ihm Steinfaß verblüfft in's Wort, „die Ihnen von mir anvertrauten Geldſummen an die Ihnen bezeichneten dürftigen Familien bisher alle richtig abgeliefert?"

Beaulieu wollte ſich faſt todt lachen. „Ma foi," ſprach er, ſo gut ihn ſein heiſeres Kichern zu Worte kommen ließ, während er ohne Umſtände den Daumen an den Pfropf einer neuen Flaſche ſetzte, „Monsieur le Vicomte, oder was ſonſt hinter dieſem Monsieur le docteur ſteckt, — ich habe die Gelder nach Pflicht und Gewiſſen vertheilt. An ehrliche dumme Teufel in der Schweiz, denen am Ende jede Kokarde recht iſt, wenn man ſie nur bezahlt, — an unſere Freunde, die Ouvriers, die ſich nach dem guten Heinrich dem Vierten zurückſehnen, ça veut dire: nach dem Huhn im

Tapfe, — an den bedrängten braven Clerus in der Vendée, an jene wackere Burſche von Chouan's die mit Vergnügen Haut und Blut an uns ſetzen, und ſich lieber das Fell über die Ohren ziehen laſſen, als daß ſie uns verriethen. Vive le Roi! Sie werden mir Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und meine Dienſte einſt bei Hof bezeugen helfen, Monsieur le Vicomte! Ach! das Elend iſt in unſerm Vaterland auf den höchſten Gipfel geſtiegen; ich prophezeihe demnächſt eine Hungersnoth. Ah la pauvre Canaille!"

Er ſtürzte ein Glas Champagner hinunter.

„Süperb!" murmelte Steinſaß zwiſchen den Zähnen hervor; er gab ſich alle mögliche Mühe, ſeine Wuth über die Entdeckungen, über die Perfidität und Niederträchtigkeit Beaulieus zu bändigen, und die Maske ſo lange vorzuhalten, bis er die günſtige Gelegenheit ganz ausgeſchöpft und alles erfahren hätte. — „Sie glauben alſo,

mich vollkommen erkannt zu haben?“ fuhr er zweideutig lächelnd, ausholend, fort.

„Sans doute,“ erwiederte Beaulieu, dem das Zungenband immer lokrer wurde, leichtsinnig; — „Sie sind unser Mann mit Leib und Seele; und, ma foi, ich witterte die angeborne Nobleſſe in Ihnen ſchon vom erſten Augenblicke an, als uns das Schickſal zuſammenführte.“

„Ja, es war eine burleske Scene,“ fiel ihm Steinfaß, gezwungen lachend, in's Wort; „erinnern Sie ſich noch deutlich daran? Es mögen jetzt ungefähr zwei Jahre her ſein, daß ich das Schuldgefängniß beſuchte ....“

„Pſt! Pſt!“ unterbrach ihn Beaulieu, in Champagner ein Remedium und Opiat gegen die fatale Erinnerung ſuchend.

„Sie lagen dort auf dem Tode,“ fuhr Steinfaß fort; „niemand bekümmerte ſich um Sie; — ich verſuchte mein Bischen Kunſt an Ihnen, und mein Verſuch gelang.“

„Diable!“ rief Beaulieu fröhlich! „Wie ſollte man denken, daß Sie, ein geborner Vicomte oder Herzog gar, oder Gott weiß, was vielleicht noch Höhres, ſich je mit der Erlernung eines ſo vilainen Metiers wie die Arzneikunde abgeben, und gar erſt auf den Einfall kommen konnte, das Schuldgefängniß zu beſuchen? Aber, das war ja eben der Pfiff! Evviva! Charmant! Sie zogen mich aus einer großen, doppelten Fatalität! Sie ſollen leben — hoch, bei Ihrem eignen Wein! Doch! Wie kamen Sie nur auf den närriſchen Einfall?“

„Je nun!“ erwiederte Steinfaß; „es war eine Grille von mir, ſeit meiner Kindheit her; — ich hatte ſtets beſondern Spaß an der Arzneikunde und ſtets eine eben ſo große Luſt, Gefängniſſe zu beſuchen!“

„Ha, ha, ha! Sie ſtrotzen von luſtigen Einfällen. Nom de Dieu! Wie der Guckuk kamen Sie auch auf die Idee, ſich für Ihr ganzes

Leben zu encanailliren? Ha, ha, ha! Ihre Heirath, es iſt zum Todtlachen, — mit einem geweſenen fürſtlichen Kammerkätzchen!“

„Herr!“ rief Steinfaß ſich vergeſſend, und wüthend aufſpringend; bald beſann er ſich jedoch wieder und fuhr mit ſcheinbarer Gelaſſenheit fort: „Ei zum Teufel! Herr von Beaulieu, waren Sie ſelbſt es denn nicht, der mich in meinem Vorſatz beſtärkte, mir ein Weib aus Deutſchland zu hohlen? Reiſten wir nicht zuſammen, brachten Sie mich nicht auf die Idee, nach der Vaterſtadt meiner Amalie einen Abſtecher zu machen?“

„En verité,“ erwiederte Beaulieu dummpfiffig lachend, und ſich nachläſſig auf dem Stuhl hin- und wiederſiehlend, — „en verité, — — das hat ſich alles ganz charmant durch den Zufall ſo gemacht, mon ami! —“ Er rieb ſich vergnügt die dürren Hände. — — „Hm! ich hatte in jenem Neſt Reminiscenzen ... ha, ha, ha!

der liebe Gott ſteckt dabei im Spiel. . . . Tralala la!“ trällerte er halb gähnend, halb lallend, — — – „Jugendthorheiten . . . A bas!“ — —

„Was der Teufel?“ unterbrach ihn Steinſaß, ihm näher an den Leib rückend, mit Bonhommie und Vertraulichkeit in Ton und Weſen. — „Ei ſagen Sie doch; das intereſſirt mich . . .“ Eine neue Champagnerflaſche ward angeſtochen, aufs neue perlte in den Gläſern der duftige zungenlöſende Feuertrank.

„Nom de Dieu!“ lallte Beaulieu, — „will man den charmanteſten Vicomte von der Welt kennen lernen, — voila vous!“ Er preßte den Kopf ſeines Gönners zwiſchen ſeine beiden Hände und küßte ihn auf die Wangen. „Ja damals!“ lallte er, wie in halberloſchenen Gedanken herumſuchend, — „damals! damals! Es iſt jetzt her an die . . . fünf, . . . ſechs, . . . neun . . .“ Er begann an den Fingern zu zählen, die ihm, wie dem Spieler von Profeſſion bei Berührung

der Karte, wie dem Filz beim Betaſten ſeines runden Metalls, galvaniſch zuckten. Je tiefer er ſich in's Labyrinth ſeiner Gedanken hinein verlor, jemehr nahm ſeine durch den Champagner hervorgebrachte Exaltation und Gedankenverwirrung den Charakter von förmlichem Wahnſinn an, von einem Wahnſinn, der in Bosheit und tiefer Verworfenheit ſeinen moraliſchen Grund hatte, und jetzt zur rächenden Nemeſis an ihm ſelber wurde. „Damals!“ murmelte er halb leiſe..., „ich war um ſo viele Jahre jünger, ich hatte ja meine ganze Litanei von Ahnen noch nicht ... die ich mir nachträglich erſchuf, — et ces bêtes, die mich jetzt bezahlen, glauben, ich ſtamme aus der Zeit der Kreuzzüge. Was meint Ihr zu dem Sündenregiſter? ... Noch ein Glas! Feu d'enfer! Champagner herbei! ... A bas alle dieſe Narren, große und kleine, alle dumm genug, zu glauben, zu vertrauen. Moi! — voila der einzige Gott! Moi! voila die Tugend. — A la porte

mit unſern Freunden den Jeſuiten! Jeder iſt Jeſuit genug. — — Enfin! hab' ich nicht recht? — — Wofür hat mein Nachbar ſeine Naſe, als daß ich ihn dran führe? — Bon! Bon! Bon!" Er ſtieß das Kelchglas ſo heftig wieder den Tiſch, daß es in Scherben zerſprang. „Champagner!" rief er dann wieder mit der heiſern kreiſchenden Stimme eines Sterbenden; „à mort, dieſe plumpe alberne Canaille! Laßt mich ſummiren! — — — Wegen einer ſolchen Bagatelle für vogelfrei zu gelten! . . Eine Handſchrift! — — Geſchrieben iſt geſchrieben, hm! — ob von dem oder von dem, gleichviel — wer's nur glaubt! — Eh bien! — — Nun, — ha, ha, ha! Wer ſieht mirs denn jetzt an? — ha, ha, ha! Wer? Mir? Was? Und auf der Galeere ſollte ich mein Leben beſchließen? Hm, ich war pfiffiger; ich kam durch. — — Was geht mich ein letzter Wille an? — Verfälſchung? Ah! — Enfin! Das alles iſt Unſinn, — prr! Dummheit! Papperlapapp! — Me voila in Deutſchland. —

Man muß ſich maskiren, ha, ha, ha! — — Champagner, mon cher! — Prr! Er ſchmeckt bitter, wie Eſſence . . . Eh bien, dieſer verfluchte Birnbaum! Ich wollte nun einmal das Mädchen haben! Der Fürſt hatte mich bezahlt; aber ich wollte . . . Ach! zum Teufel! Am Ende kam der alberne Philiſter in die Quere und die langweilige Tugend, und wir hatten beide das Nachſehn! Mort de ma vie. Soll mich's nicht ärgern? Was? — O nur Rache, Rache, am Kinde, weil die Mutter mich verſchmähte! . . . Wer ſpricht? Wer weiß, daß ich — einſt verurtheilt war? — Was geht mich die Galeere an? — A bas! A bas! — dort ſtehn ſie, Amalie und der deutſche Eſel — — voila, voila! — hier ich, — hinter'm Altare hockt der Teufel und grinſt mich an . . . Was kümmerts mich? Ich ſehe zu; der Prieſter ſpricht ſein Amen . . . Albernes Volk, dieſe Deutſchen! — — Mit ihren Begriffen von Tugend! — — Ha, ha, ha! Ich nahm

ja den Monsieur le comte vor, den Emigré, ich paradirte mit dem heiligen Geiſt. Ich war wieder im Hauſe, Fetirt, Ein Märtyrer! — Eh bien! — zum Teufel mit allen, hinweg! Savoir faire vor allen Dingen! Ah, voilà der deutſche Bär! Wer will mich zu beſchimpfen wagen? die Spuren, mein Nahme, wer kennt mich? — Ah, ah, wie preßt's! Heiß! Heiß! Die falſche Schrift, meine Fingerſpitzen glühn ——... Fort! Fort! Oh, ich kann noch ein Ehrenmann werden; wer kennt mich denn jetzt? Ich bin ja von Adel, Partheigänger. — — 's iſt zum todtlachen. — Mutter oder Tochter! Ich habe vornehmen Schuß,.. Geld! Geld! Geld! — Alles iſt vergeſſen, alles, alles — — ein neues Leben. — —"

Die Thüre des Kabinets öffnete ſich. Beaulieu ſtarrte eben darauf hin, — da ſtürzte er mit einem Schrei des Entſetzens zu Boden.

Amalie trat, bleich und angegriffen von ihrer Krankheit und von den Orgien Beaulieu's, deren

Lärmen bis in ihre Krankenſtube gedrungen war und ſie längſt aufgeweckt hatte, in das Gemach. Ihr Anblick wirkte tödtend auf den alten Sünder.

„Julius!“ rief ſie, auf ihren Gatten zueilend, als wollte ſie an ſeinem Herzen Schutz ſuchen.

„Heiliger Gott! was iſt geſchehen? Was will Beaulieu?“ flüſterte ſie bebend; — „gerechter Himmel! Mein Julius! Was iſt dir? Du zitterſt? Deine Stirne glüht . . O ſprich!“

„Es iſt nichts, ſüßes Herz!“ erwiederte ihr Steinſaß, ſich bezwingend, um ruhig zu erſcheinen; — „geh zu Bette, liebes Weib, und ſei ganz ruhig. — — Du bedarfſt der Ruhe ſehr, du biſt äußerſt angegriffen. Träume ſanft und habe mich lieb!“

Er begleitete ſie bis zur Thüre, küßte ſie auf die Stirne und verriegelte, als ſie fort war, das Cabinet. Dann trat er dicht vor Beaulieu hin, der noch immer regungslos, wie vom Schlage

gerührt, am Boden lag. Auf ſeinem Antlitz wechſelten tiefe Verachtung und glühende Wuth.

„Empor mein ſogenannter Herr von Beaulieu!“ donnerte er ihm zu, indem er ihn am Arme faßte, und in die Höhe zerrte. „Empor, Schurke, denke, du ſtündeſt vor den Aſſiſſen, und hätteſt dich zu vertheidigen.“

Das Wort: Aſſiſſen ſtreifte wie ein Zauber den Weindunſt allmählig von Beaulieu's Wimpern. Ziemlig nüchtern ſtand er, zitternd am ganzen Leibe wie ein armer Sünder vor Steinſaß und ſuchte mühſam, den vollen Vorrath ſeiner Frechheit zuſammenzuraffen, um ſich dem Zürnenden gegenüber zu behaupten, deſſen rechte Fauſt ihn an der Cravatte gepackt hielt.

„Iſt ſie fort?“ keuchte Beaulieu, dem der Todesſchweiß auf der Stirne ſtand. —

„Wer?“

„Das bleiche Schattenbild! Die Mutter Amaliens!“

„Haben Sie noch ein bischen Gedächniß?“

„Zu viel, zu viel! — Luft! Luft! Ich erſticke! Die Rache ſelbſt erwürgt mich. — Ha, ha, ha! Sie weiß ja nichts! — Ich habe mich getäuſcht! — Wehe, nichts weiter! Wo bin ich?“

„Vor Gericht?“ erwiderte Steinfaß mit eiſiger Verachtung, die Cravattenſchlinge etwas nachlaſſend, — „wir haben abzurechnen, Herr von Beaulieu, oder wie Sie ſonſt heiſſen.“

Sobald Steinfaß dem Herrn von Beaulieu wieder etwas Luft gelaſſen, ermannte ſich dieſer alſogleich, durchbohrte den Doktor mit ſtarren Blicken und ſprach mit ſeltener Ruhe: „Sind Sie plötzlich toll geworden? Was fällt Ihnen bei? Was wollen Sie von mir?“

„Eine Quittung für allerlei, was Sie von mir empfingen, für Geld und — Vertrauen. — Halt! Nicht von der Stelle! kein Verſuch zu entwiſchen! oder dieß Piſtol bannt Sie an meine Schwelle! — Setzen Sie ſich! — Nun, Herr von

Beaulieu! Wer ſind Sie? Ich könnte mir die Frage eigentlich ſelbſt beantworten, — aber ſie würden weder erröthen noch erbleichen! — Deshalb eine andere Frage: Wiſſen Sie noch, wer Ihnen aus dem Schuldgefängniße und vom Tode half? Antworten Sie, wenn Ihre Zunge nicht erſtarrt wie unter den Lauten eines Meineids! — —"

„Sie! Sie!"

„Ich prunke nicht gern mit dem, was ich gethan; aber hier iſts am Platz, Ihnen vorzurechnen. Wiſſen Sie noch, was ich ſeit jenem Tag für Sie gethan? Erinnern Sie ſich noch, daß ich Sie bekleidet, daß ich Sie auf meinen Reiſen mitgenommen, daß ich Ihnen in Deutſchland unter der Firma meines Bedienten einen Paß verſchaffte, weil Sie ſich bei mir für einen politiſchen Märtyrer ausgaben, daß ich Sie allenthalben, als meinen Freund betrachtet und vorgeſtellt, weil ich wieder einmal thörigt genug war, an Dankbarkeit zu glauben, obgleich ich nie Dank

begehre? Wie? Meinen Sie? Ich hätte als Dank jemals etwas andres von Ihnen verlangt, als Treue? Deßhalb: Wo ſind die Gelder hingekommen, die ich Ihnen zur Vertheilung an verſchämte Arme, an jene Kranke anvertraute, die ich heimlich kurirte, — zur Bezahlung der Apotheke, — zur kleinen Beihülfe nach der Geneſung? Reden Sie, wo ſind dieſe Gelder hingekommen?"

„Wie? Sie können zweifeln? Richtig vertheilt! **Parole d'honneur!**"

„Der Wein ſtrafte dich Lügen, Elender; er verrieth dich ſchon. Du gabſt ſie an die Glieder einer politiſchen Parthei, mit der ich nichts zu ſchaffen habe, noch je was zu ſchaffen haben will!"

„Sie halten es wohl mit der Republik, mein Beſter?" fiel ihm Beaulieu aushohlend ins Wort; — „nun! ich gebe Ihnen Recht, vollkommen! Seien Sie überzeugt: die ſogenannte Retroparthei handelt bloß im Intereſſe einer neuen Republik; **ma foi**, und Sie ſind geſchaffen ..."

„Still!“ donnerte Steinfaß. „Ich haſſe alle Partheien; ich liebe bloß die Menſchen, nicht die Stände, nicht die Verfaſſungen. Das Glück ſpielt wunderlich mit mir; meine Leidenſchaft darf eine Tugend ſein; — ich bin reich, ich kann wohlthun; — freilich leider ein ärmliches Bewußtſein, wenn man ohne Verdienſt — rechtſchaffen ſein kann! Deßwegen haſſe ichs, daß, wo mein Gold hinrollt und Glückliche macht, mein Nahme genannt wird; es würde mich beleidigen, hörte ich mich als edelmüthigen Hans geprieſen, wo ich nur einem Drang des Herzens olge, wo ich bloß das Werkzeug des Schickſals bin.“

„Wakrer Mann!“

„Still! Ich will deshalb doch auch nicht beſchimpft werden, — und ein ſolches Wort aus Ihrem Munde iſt nicht viel beſſer, als Beleidigung. Doch ich komme vom Thema ab, mein Herr von Beaulieu. — Sie wiſſen, daß ich keine Profeſſion aus meiner Kunſt mache, daß

ich ſie unentgeldlich treibe. Was nun hinter dieſer Maske ſteckte, möchten Sie wiſſen? — Geben Sie ſich keine Mühe, Elender! Ich halte Sie jetzt noch mancher ſauberer Dinge in Verdacht. Ich habe Ihnen die Sendung mehrer anſehnlicher Summen an meinen Schwiegervater anvertraut; denn ich wollte das Zartgefühl des etwas empfindlichen Mannes nicht dadurch kränken, daß ich ihn wiſſen ließ, woher er das Geld erhielte. Weder ich, noch meine Gattin haben bis heute Nachricht von ihm Meine Verhältniſſe erlaubten mir nicht, mich perſönlich nach ſeinem Aufenthaltsort zu wenden, um Auskunft zu erhalten. Ich ſag' es Ihnen jetzt, da Sie ſich unmerklich in die Lippe beißen und Faſſung zu gewinnen ſuchen, in's Geſicht, daß Sie die Gelder für ihn unterſchlugen. — Ja, Sie thaten's; ah, da ringen Sie eben wieder nach Frechheit. — Pfui! Pfui! Sie ſind ein gemeiner, erbärmlicher Gauner!"

„Mein Herr!“ verſetzte Beaulieu entrüſtet; „wiſſen Sie, mit wem Sie ſprechen? Ich bin mehr, als ich ſcheine, wenn mich auch die Noth zwang, eine Weile lang ihre Wohlthaten wie Zinſen eines Kapitals anzunehmen, welches ich Ihnen bei günſtigeren Verhältniſſen, und, wie ich hoffe, bald zurückerſtatten werde. So wiſſen Sie denn: Ich bin der einſt geächtete Herzog von ...“

„Noch mehr: ein Prinz, — ein Galeerenprinz nähmlich!“ fiel ihm Steinſaß mit ſtarker Stimme ſo zuverſichtlich in's Wort, daß Beaulieu plötzlich alle Faſſung verlor und mit einem Schrei vernichtet zuſammenknickte.

„Dieſer ſogenannte Herr von Beaulieu hat einſt ein Teſtament oder dergleichen verfälſcht!“ fuhr Steinſaß fort, während Beaulieu zähneklappernd Worte ſuchte, aber nicht aus der Bruſt hervorzupreſſen vermochte, und nach Luft ſchnappte. Endlich ſtotterte er ſchaudernd: „Wer hat mich verrathen?“

Steinfaß lächelte und erwiederte nichts, ſondern ging dicht vor Beaulieu auf und nieder. „Ich kann dich liefern, Erbärmlicher!“ ſprach er endlich langſam, auf ihn herabblickend, — „ich kann's, — bedenke wohl! Doch ich will barmherzig ſein und dir aus Frankreich forthelfen, dich einſchiffen laſſen, aber ich will's nur thun, wenn du mir noch Eins freiwillig bekennſt, — noch Eins — — —“

„Ich will bekennen, ich will — — — . .“ keuchte Beaulieu.

„Du kannteſt die Mutter meines Weibes! Menſch! auf deinem Scheitel hockt ein Kobold, der einem Mord ſo ähnlich ſieht, wie ein Haar dem andern. — — Kannteſt du ſie?“ Steinfaß war in fürchterlichſter Aufregung.

„Nein! Nein!“ kreiſchte Beaulieu in Todesangſt, ſich unter der Fauſt ſeines Gegners windend, die ihn auf's neue an der Kehle ge-

packt hielt. Dicke Tropfen kalten Schweiſſes quollen ihm aus der Mumienmaske.

„Du haſt ſie gekannt!“ fuhr Steinſaß drohend fort; — „bekenne — augenblicklich! Oder ein feſter Griff — —! Mir krampft's in den Fingerſpitzen.“

„Oui! oui!“ ſtöhnte Beaulieu, dem die Augen aus den Höhlen vorquellen.

„Weiter! Weiter! du liebteſt, — betrogſt — ſie?“

Beaulieu bäumte ſich unter ſeiner Fauſt, wie ein ſterbender Tiger. — — „Das wollt' ich — —. Mais. — Feu d'enfer! Verhöhnt von ihr, — entdeckt — flüchtig — — Rache! — Geſchworen, nicht erreicht! — Rache gewollt an der Tochter, — die Mutter entging mir — durch den Tod. — — Luft! Luft!“

„Alſo deßhalb doppelt ein Teufel, gegen mich, gegen mein Weib!? Wurm an meinem Lebensglück! Was fehlt, daß ich dich zertrete,

zermalme? Scheusal! Und Amaliens Mutter starb, — — Gott des Erbarmens! ich ahne Entsetzliches — — starb wenige Monate nach der Geburt meines Weibes, — starb durch — —"

„Gift .... ich weiß, — wollt's — that's ...."

Schaudernd ließ Steinsaß die Kehle des alten Sünders fahren, der regungslos auf die Schwelle niedersank.

„Nicht! Nicht! Verdammt dafür, Schicksal! — — Alles! Nein! Leider! Nicht!" stöhnte Beaulieu heiser, kaum hörbar.

Was Steinsaß seit kurzem geahnt, war so plötzlich zur Gewißheit geworden, daß es ihn eisig durchrieselte, daß ihm mit einemmal Pulsschlag und Besinnung stockte, als hätte er selbst einen Mord begangen. Er warf sich auf die Ottomane und verhüllte sich die Augen. Blutige Frazzen umkreuzten ihn, zerrten ihm alle Fasern seines Gehirnes auseinander.

Was beginnen? den Schurken der Gerechtigkeit überliefern? Er hatte doch bekannt, und für diesen Fall das Versprechen, daß Steinfaß ihn nicht verrathen wolle. — Kein Ausweg!

Und zu allem, und über alles dahinaus — der Undank! Scheußlich war die Gleisnerei, scheußlich die lange Kette von Frevels, — hirnzerrüttend der Undank!

Menschen! — Ein ganzes reiches Leben, überströmend aus allen Poren, der Menschheit hingegeben und so lange durch solche Genossenschaft befleckt, betrogen gewesen zu sein! Gold hingeudet, um heimlich die Leiden der Armuth zu stillen, — sich in Unbekanntheit zurückgezogen, um süßer sich zu weiden, um kein Zartgefühl zu kränken, — und alles umsonst! Alles bloß, um die Taschen eines Gauners zu füllen! Schaam glühte in dem menschenfreundlichen Doktor hoch auf, daß er bei aller Erfahrung sich so lange, so

plump hatte können täuſchen laſſen. Wuth gegen den Elenden folgte hinterdrein.

„Empor, Ungeheuer! Fort aus meinem reinen Hauſe!“ rief er dem auf der Schwelle Liegenden zu, — „fort, eh' eine Minute verrinnt, ſonſt ſpornt mich dein Anblick zur Raſerei.“

Beaulieu regte ſich nicht.

„Empor! Hinweg!“ rief Steinfaß auf's neue, ihn mit dem Fuß aufſtöbern wollend —

Beaulieu ſprach nicht, — rührte ſich nicht.

Steinfaß neigte ſich zu ihm hernieder. — „Empor, oder — bei Gott! ich zertrete, tödte dich!“ — —

Der alte Sünder war todt.

Steinfaß ſtieß, wie wahnſinnig die Thüre auf, und ſprang, wie von Furien gehetzt, über die Leiche hinweg.

An der Gränze des kleinen deutſchen Fürſtenthums, in welchem wir uns zu Anfang dieſer Erzählung befanden, zeigt ſich hart am Waldesſaum, in einer reizenden Gegend ein altes Franziskanerkloſter, welches in jenen verhängnißvollen Jahren, als alle geiſtlichen Orden aufgehoben wurden, dieſem Schickſale glücklicherweiſe entgangen war. Die Mönche deſſelben waren gute Leute, die den Wahlſpruch: „Leben und Leben laſſen,“ allen Anſprüchen auf künftige Heilig- oder Selig-ſprechungen vorzogen, kein Huhn beleidigten, wenn ſie es nicht im Topfe haben konnten, und in der Zubereitung der Stockfiſche den alten Ruhm des Ordens aufrecht erhielten.

Vor der Pforte dieſes gemüthlichen Kloſters ſtanden an einem ſchönen Aprilabend drei Reiſende, deren leichte Bündel und ziemlich abgeha-

gerte Geſichter vermuthen ließen, daß ſie die Fußwanderung, auf der ſie ſich befanden, weder aus bloßem Vergnügen, noch auf den Rath eines Arztes hin aus diätiſchen Beweggründen unternahmen. Sie ſahen ſich wechſelſeits lange Zeit verlegen an, bis endlich der eine von ihnen tief Athem ſchöpfte und zu den Andern ſprach: „Wir müſſen eben d'ran! Nun! Wenn wir auch mit Faſtenſpeiſen regalirt werden, — die Fleiſchtöpfe Aegyptens ſind für uns ja doch verloren! drum beſſer: Faſtenſpeiſen als — Faſten ſchlechtweg. Alſo: Courage! Laßt uns heilige Geſichter machen, denn überdieß, Freunde, merke ich, daß mein Humor zum Teufel iſt."

Mit trübſeligem Geſichte zog er am Pfortenring, während die beiden Andern wie ruhende alte Helden ſich auf dem Steinbänkchen niederließen.

Nach einer kleinen Weile wurde der Schieber hinter dem vergitterten Guckfenſterchen in der

Thüre zurückgeſchoben und eine etwas näſelnde Stimme ſprach in einem ſeltſamen fremdartigen Accent heraus: „Gelobt ſei Jeſus Chriſt! Was iſt euer Begehr vor unſerm armen Kloſter?“

„Speiſe und etwas Flüſſigkeit, hochwürdiger Frater!“ erwiederte der Sprecher des Kleeblatts demüthig, — „wir ſind unglückliche Reiſende, auf den Tod müde und aller fleiſchlichen Bedürfniſſe entbehrend!“

„Gott, gerechter!“ ſtammelte der Frater drinnen und ſchloß eilig das Guckfenſter.

„Was iſt das?“ ſprachen die drei draußen befremdet durcheinander; „weh uns! Hat die Hoſpitalität hier aufgehört? Müſſen wir im Freien übernachten und noch dazu — was das Schlimmſte iſt — mit leeren Magen?! Wir können den Schnupfen davon haben oder eine Halsentzündung, wenn wir nicht bei Zeiten angefeuchtet werden.“

Doch ihre Beſorgniſſe waren unnütz und überflüſſig, denn über ein kleines öffnete ſich die

Kloſterpforte ſelbſt und der Frater ſchloß zur großen Ueberraſchung der drei Fremden einen nach dem andern von ihnen ſtürmiſch an die braunbekuttete Bruſt. „Prenz! Schuch! Brandl!“ rief er, während ſein ziemlich rundes und ausgeglättetes Geſicht von Freude widerſtrahlte, — „Freunde, kennt Ihr mich denn nicht mehr?“

Die drei Reiſenden ſtarrten den würdigen Frater mit großen Augen an, und neigten ſich tief vor ſeinem Ordenskleid!

„Ha, Götter,“ perorirte Brandl, den der Schuß des Pathos wieder ankam, — „der Seele Brill' — das Auge — dunkelt mir von Thränen. Gäb's dieſe Milchſtraße der Möglichkeit?! — Nein! nein! mich täuſcht des Mißgeſchicks Hyäne durch ſchmerzlich-wonnige Erinnerung!“

„Wär's möglich, Freundchen?!“ unterbrach ihn der Meerrettighändler und Decorationsmaler, — „o, ich wollte einen Witz d'rum geben, wenn's wäre! Doch nein! Wir leben im Zeitalter der

Täuſchungen und nichts iſt wahr, als unſer Elend!“

„Meiner Treu!“ meinte Prenz, ſich den Frater lang betrachtend, der, ſeinerſeits in ungeheure Rührung zerſchmelzend, ſich an ihrem Anblick erfreute, — „ja, meiner Treu! Es iſt unſer altes fideles Haus, — der Haarkranz und das Coſtüm machen ihn nur etwas unkenntlich — es iſt der ſchlechte Kerl, der uns verrathen hat, unſer lieber Freund, Herz Adler!“

„Herz Adler!“ ſchrieen die beiden andern uniſono, dem Frater an's Herz ſinkend. — „Iſt's möglich? Wahrheit oder Komödie?“

„Pſt! Pſt!“ beſchwichtigte der Frater, ängſtlich umherblickend, „nennt jenen heidniſchen Namen nicht mehr; ich bin der Frater Cyrillus, Laienbruder und Pförtner im Kloſter Sanct-Portiuncula . . .“

„Wie? Wunder über Wunder! Erklärt uns doch, Herz Adler . . . . Frater Cyrillus,

wollten wir ſagen . . . .“ ſtürmten die drei Freunde zu gleicher Zeit mit Fragen auf ihn ein.

„Geduld! Geduld!“ erwiederte der Frater, ſie abwehrend, „kommt nur erſt mit mir in's Kloſter herein; ihr ſollt alsdann alles gemächlich und in Ruhe erfahren. Aber compromittirt mich in's heiligen Sanct Franziskus Namen nur nicht, wie ihr's ſchon einmal gethan! Kommt! kommt! Ihr ſollt Eſſen und Trinken und Nachtlager haben, ſo gut als ich ſelber; ihr könnt ſchlemmen, ſo viel ihr wollt, ich geb's aus gutem Herzen, denn es koſtet mich ja nichts, und die Brüder Koch und Kellermeiſter ſind meine guten Freunde geworden, die für ihr Leben gern mit luſtigen Geſellen ſchwätzen. — Aber compromittirt mich nur nicht!“

Der neue Heilige führte nun die Freunde aus der Zeit ſeiner Finſterniß im Heil — in's Kloſter, wo ſie dem Guardian vorgeſtellt wurden, der ihnen im Refector am untern Ende der Ta-

fel drei Plätze anwies; — auf dem groben gewürfelten Linnen ſtanden drei hölzerne Tellerchen vor ihnen, mit frugaler Koſt, Butter, Brod, Käſe und Eiern und für jeden ein kleiner irdener Krug mit Wein. Die drei Reiſenden ſahen ſich, während die Conventualen mit großem Ernſt und mit eben ſo großer Eile das einfache Nachtmahl verzehrten, anfänglich fragend an, fügten ſich jedoch bald den dringenden Vorſtellungen des freilich ſo hart enttäuſchten Magens in chriſtlicher Geduld und folgten nach aufgehobener Tafel und beendigter Ableſung des lateiniſchen Kapitels aus irgend einem für weltliche Seelen obſkuren Kirchenvater, dem würdigen Cyrillus, der ſein Nachtmahl neben den andern Laienbrüdern ſtehend hatte einnehmen müſſen, und der jetzt, nachdem die Conventualen ſich in ihre Zellen begeben hatten, ſeine drei alten Freunde in das Gaſtzimmer führte, welches dicht an ſeine Zelle ſtieß.

„Ein verdammter Spaß," polterte Schuch,

als ſie ſich daſelbſt befanden, — „o Freundchen — welch eine fatale patriarchaliſche Frugalität! Herzliebſter Adler, in welch ein magres Neſt haſt du dich eingebaut! —“

Brandl und Prenz ſenkten, ohne das ſchlechte Wortſpiel wie ſonſt pflichtſchuldigſt zu belachen, melancholiſch die Köpfe, wie begoſſene Blumen. Der Frater Cyrillus aber lächelte pfiffig und tröſtete ſie mit den Worten: „Habt nur Geduld! Die Frugalität — —, das will ich euch erklären, lieben Freunde. — Gott, gerechter! die müſſen wir halten des Anſtandes halber vor Fremden, — aus ſtrikter Obſervanz, mein' ich. Aber ihr ſeid Schelme, wenn ihr mich verrathet. Der Bruder Koch und der Bruder Kellner haben jetzt erſt vollauf zu thun, verſteht ihr? — ſpezialiter — in den einzelnen Zellen, darin ſich's jeder von unſern heiligen Männern bequem macht; in einer halben Stunde, wenn ſie ihre Geſchäfte abgemacht haben, kommen die

Beiden dann zu mir hierher, und dann geht's zu, wie im Schooße Abrahams."

„Nein, wer mir früherhin das gesagt hätte!" sprach Prenz, den Kopf schüttelnd, „daß Ihr Euch noch bekehren würdet, Herz Adler, daß ich Euch als Franziskaner Bruder wiederfinden würde!"

„Nichts als Politik, ich meine: göttliche Erleuchtung, so zu sagen," erwiederte der Frater Cyrillus mit etwas spitzbübischer Salbung.

„So erzählt doch," drängten Brandl und Schuch, „erzählt uns, wie es kam, daß Ihr den alten Adam aus und die braune Kutte anzogt! — Am Ende ist alles blos eine Komödie oder wir liegen wohl gar — eigentlich ganz bequem im Einigkeitskolleg und verträumen des Traiteurs geborgten Wein und bilden uns das alles blos ein?"

„Ach! 's ist Wirklichkeit!" erwiederte Cyrillus seufzend, während er aus seine Kutte

ein Tabakspfeifchen hervorzog, ängſtlich umherblickend ſich daſſelbe ſtopfte und ziemlich melancholiſch Feuer ſchlug. — „Ihr wißt ja," begann er kleinlaut, „in welche alberne Geſchichte wir ſind verwickelt worden. Warum? Darum, daß die Polizei ein Auge auf uns warf. Warum? Darum, daß uns das Demagogenfieber angeſteckt hatte! Gott, gerechter! Sind geweſen jemals auf Erden Demagogen ſo unſchuldig wie weiße Täubchen, ſo ſind es wir; was thu ich mit einer Revolution? Wir haben gehalten Reden, wir haben getrunken ſauern Wein, wir haben gemacht — Schulden. Wir ſind geweſen ſplendid gegen Komödianten und andre große Männer; wir haben uns ruinirt; — Gott, gerechter, abſcheulich ſplendid ſind wir geweſen, für um zu traktiren den grauſamen Kanzeliſten. Was haben wir gehabt von alle dem? Nichts haben wir gehabt, als Verdacht und Verdrießlichkeiten. Und dann obendrein iſt gekommen in's Spiel die Geſchichte mit

den verdammten Feuerpiſtolen. O müſſe geworfen werden in alle Gräuel der Gehenna, wer erfunden hat das ſchädliche Feuerpiſtol, durch welches ſchon ſo viel Unglück geſchehen iſt auf Erden ....."

„Pſt! Zähme dein göttlich Organ, du heiliger Mann!" fiel ihm Brandl in's Wort; — „wußteſt du in deiner frommen Einfalt nicht, daß es ein Bruder deines eignen heil'gen Ordens war, der das der Erde Eingeweid zerfleiſchende, mauerbrechende Pulver erfand? Ha! Götter! Welch Subjekt!"

„Kann es haben erfunden, wer will, — ich hab' es nicht erfunden, wofür gelobt ſei der Gott des Friedens, der Gott meiner Väter! Kurz, das Duell iſt an allem unſerm Unglück Schuld. Die Polizei ließ ſich's nicht nehmen, daß es wäre blos der Vorwand geweſen zu einem ſchauderhaften Complott, das wir hätten anzetteln wollen; wir wurden geſteckt in Löcher, jeder in ein ar-

tes, worein ich nicht möchte ſtecken irgend ein reines Thier, — denn der Gerechte erbarmt ſich auch des Viehes. Ich wurde verhört, ich ſollte bekennen, was ich genauer wüßte von euren Anſchlägen und von den Frevelthaten des großen und rabiaten Spitzbuben Birnbaum.“

„Nun, was thatet Ihr?“ fragten die drei Freunde beſtürzt. —

„Was hab' ich ſollen thun? Ich habe nichts geſagt als: Ja und Nein; das Hemd iſt mir näher als der Rock; wer kann mir wiedergeben mein ſchönes junges Leben, wenn ich einmal wäre verexekutirt? — Ich habe geſagt, was die Herren wollten haben, daß ich ſollte ſagen, denn es ſteht geſchrieben, du ſollſt gehorchen der Obrigkeit, die da iſt von Gott.“

„Ha! Verräther!“ ſchrie Brandl mit Stentorſtimme, „dir alſo danken wir's, daß wir, wie Inſekte, im ſchnöden Bann verlaſſen müſſen dieſe ſüße Erde? O ungemein verrätheriſcher Käfer!

O giftige Raupe!" Prenz zupfte ihn während dieſer Apoſtrophe am Ärmel und flüſterte ihm zu: „Brandl, wir handelten ja eigentlich ſelbſt nicht viel beſſer gegen den armen Birnbaum; wir ſagten in unſrer Todesangſt ja auch auf ihn alle!n aus, um nur ſelbſt loszukommen!"

„Frater Herz Adler, ich beſchwöre dich!" fuhr Brandl mit ſeiner Stentorſtimme fort, — „ſag', wie es kam, erzähle weiter. Wie kamſt du in den braunen Sack?"

Der Frater Cyrillus blies dichte Tabakswolken vor ſich hin und gab dann folgendermaßen Beſcheid: „Ich verſichere euch, — ich will ſein verflucht (der Gott der Chriſten verzeihe mir die Sünde), wenn die Edomiter nicht haben gehungert nach meinem Verderben. Und bin ich nicht unſchuldig wie ein Lamm? Aber ſie wollten meinen Untergang. Was blieb mir nach aller Vertheidigung übrig, als die göttliche Gnade? Hier zu Land iſt alles ſtrenggläubig und gottesfürch-

tig und der ehrwürdige Orden, in dem ich mich jetzt befinde, genießt besonderer allerhöchstfürstlicher Gunst. Deshalb ist der Geist Gottes gekommen über mich, und hat mich getrieben, (der Geist Gottes,) zu flüchten in den Orden Sankt Franzisci. Warum? Um Buße zu thun und zu entrinnen den Händen der Polizei!"

„Du heiliger Einsiedler!" sprach Schuch, als Cyrillus fertig war; — „aber sag' aufrichtig, kommen dir denn nicht zuweilen noch manche weltliche Gedanken?"

„O verführe mich nicht," erwiederte der Frater Cyrillus scheinheilig, — „schon allzu oft beschleicht mich ohnehin in Träumen die Erinnerung an die Coulissen und an jenes frohe, freie Leben. — Doch, wie seid denn ihr aus den Klauen der Hermandad losgekommen? Und was macht denn jetzt der unglückselige Birnbaum, der an Allem schuld ist?"

„Ha," erwiederte Brandl, — „Götter!

ich weiß es nicht. Ich ſage dir nur Eins: Es iſt ein Subjekt! Das iſt genug.“

„Der arme Schelm!“ meinte Prenz mitleidig; — „es war, bei'm Licht beſehen, doch recht abſcheulich von uns, daß wir ihn im Stiche lieſſen, und ihn durch unſere albernen Ausſagen vor Gericht, ſo zu ſagen, erſt recht in die Tinte brachten“

„Wie ſo?“ fragte der Franziskaner.

„Seht,“ erwieder Prenz treuherzig, während Brandl und Schuch vor Scham und Verlegenheit nicht wußten, was für Mienen ſie vornehmen ſollten; — „ſeht, man hatte es jedem von uns zu verſtehen gegeben — wir ſaßen nämlich alle in abgeſonderten Kämmerchen, — wenn wir auf den Exkanzelliſten ausſagten, daß er allein den ganzen Revolutionsſpuk angeſtiftet, ſo ſollten wir loskommen. Und da verblendete uns denn der Geier, daß wir's zu Protokoll gaben.“

„Ja, wohl!“ ſchluchzte Brandl, — „o pfui

über uns! Weint, Nilgeſchöpfe, Waſſerſchlangen, Mumien, weint neue Thränen zu den alten, bis die Erde in Weh ſich erſäuft! Ha! Wer hebt den erſten Stein auf?"

„Ach Gott!" meinte der ſonſtige Witzbold Schuch, „und was haben wir davon, daß wir die Freundſchaft edelmüthigſt aufopferten, daß wir dem allererſten Gebot auf Erden, dem der Selbſterhaltung, ſo muſterhaft und eifrig nachkamen? Nichts haben wir davon. Wir wurden freigelaſſen, indeß unſer Freund Birnbaum vermuthlich noch in den Kerkern der Inquiſition ſchmachtet; aber wir wurden unſerer Staatsdienſte entlaſſen und müſſen das ſüße Vaterland meiden."

„Ja, Ehre, Schätze, — Alles hin!" begann Brandl pathetiſch auf's Neue. „Ein neuer Dekorationsmaler ſchwelgt in deinem Atelier, ein neuer Souffleur lacht dämoniſch aus dem Abgrund herauf, wo ſonſt unſer Freund hier herrſchte, der ſich jetzt dem Himmel weihte, das Schild

des Hofglaſermeiſters iſt wie das eines verbannten Ritters zerſchlagen, und nichts bleibt uns mehr, als die Flucht nach einem fernen freien Lände, wo politiſche Märtyrer wie wir noch im Curſe ſtehen, wo für die verfolgte Unſchuld noch ein Aſyl offen ſteht. — Es iſt beſchloſſen, wir gehn nach Frankreich."

„Ihr Glücklichen!" ſeufzte der Frater Cyrillus; „o könnt' ich ziehen mit euch! Euch winkt das Leben wieder; — ich werde hier bleiben und keinen Troſt haben als die Stockfiſche an den Freitagen! Ach, wer mit euch könnte, — fort, in's Weite!"

„So wirf die Feſſeln ab," rief Brandl verwegen, „was hindert dich? Ihr hohen Götter! iſt des Menſchen Horizont ſo ſchmal? Wo blühn die Bohnen? die Citronen, mein' ich — Komm, ſüßes Herz, pack' an einen männlichen Entſchluß! Komm mit! Ein Mann von deinem Geiſt iſt überall willkommen. Wie? oder meinſt du,

Kleingläubiger, in Frankreich hielte jeder ſeine Rede aus dem Stegreif? Nichts wäre einſtudirt? Kein Stichwort gäb's? Keiner könnte ſtecken bleiben? Bürſte, o Freund, die Zweifel von der Seele, gerade du, als Einflüſtrer kannſt du dort im politiſchen Fach auf goldne Zeiten hoffen. O mein treuer Pylatus! Für deinen Scheitel reift etwas! Du biſt der Mann, wie ihn eine Propaganda braucht; ſeit du ein Chriſt warſt, kannſt du ja ſelbſt als Miſſionär reiſen. Laß fahren den Sauerteig des Zweifels. Schließ dich uns an!"

„Aber — Gott, Gerechter!" ſtammelte der würdige Laienbruder, dem nach dem Fleiſch der Weltlichkeit eben ſo ſehr als nach deren Fleiſchtöpfen der Mund wäſſerte; — — „ich möchte wohl gern, — allein wie kann ich's wagen —? In dieſen Mönchskleidern?!"

„Gerade deſto beſſer!" fiel ihm Brandl, der Mann des augenblicklichen Entſchluſſes, in's

Wort, — „wir ſagen: du hätteſt die Verkleidung vornehmen müſſen, um der politiſchen Verfolgung zu entgehen; man bewundert dieſe deine kühne Idee! Götter, wenn man uns nicht auf den Händen trägt in Frankreich, ſo mach' ich euch, ihr Unſterblichen, ein Protokoll! Nun raſch entſchloſſen!" — Er hielt ihm die Rechte zum „Topp" hin.

Cyrillus Herz Adler zögerte; neue Bedenklichkeiten ſtiegen in ſeiner Seele auf. „Mein Gott!" ſprach er leiſe ganz niedergeſchlagen und verwirrt; — „wie viel beſſer wär's doch, wenn ich meine Künſtlerlaufbahn wieder hinanklimmen könnte!"

„Hinab! Hinab! O Mückel In's tiefe Käſigloch! willſt du ſagen!" —

„Ich bin doch eigentlich ſo zu ſagen unſchuldig," fuhr der Laienbruder wehmüthig fort; „ach ich weiß ja von gar nichts! O die verfluchten Piſtolen! O meine grauſame Menſchenfreundlich-

keit! O über meine niederträchtige Gutmüthigkeit!“ klagte er.

Draußen klapperten indeß bereits die Holzsandalen der Brüder Koch und Kellermeiſter.

„Willſt du?“ ſprach der Verführer Brandl nochmals eilig. — „Entſchließe dich raſch! Mir fällt noch ein großes geniales Mittel ein!“

„Nun, ſo nimm meine Seele,“ erwiederte der von Weltluſt verblendete fromme Mann, und ſchlug zitternd ein in Brandls dargebotene Rechte. Brandl aber ſtrich ſich die dünnen Haare über die Glatze herauf wie ein verwegner Wachtmeiſter, und ſprach mit hochmüthiger Zuverſicht: „Pah! Pah! Laßt nur mich machen!“—

Wir dürfen hier dem künftigen Chroniſten nicht vorgreifen, welcher durch eine Geſchichte der aus dem Schooße des Sankt-Portiunkula-Kloſters entſproſſenen Heiligen dem Glauben an Gottſeligkeit ein neues Monument erbauen wird; deßhalb enthalten wir uns, ſowohl die Äußerlichkei-

ten der beiden würdigen Conventualen Koch und Kellermeiſter, als auch die nächtlichen frommen Übungen zu beſchreiben, welche ſie in der Zelle des Frater Cyrillus beſchickten, und wobei ſie die drei Reiſenden in's Gebet nahmen. Wir meinen überdies, daß, wenn wir aus den Memoiren der drei Freunde mehreres davon erwähnten, die läſterliche Welt es nicht unterlaſſen würde, Ärgerniß daraus herauszudeuteln, und am Ende wohl gar zu wähnen, die frommen Männer hätten ſtatt in's Brevier in die Krüglein geblickt. Das aber iſt gewiß, daß ſie, nachdem ſie über die Eitelkeit der Welt Betrachtungen angeſtellt, dahin gelangten, daß ſie das Bewußtſein alles Irdiſchen verloren und eines Vorſchmacks der ewigen Seligkeit ſich zu erfreuen hatten. Ferner iſt auch gewiß, daß die nächtliche Disciplin die beiden mit dem Dienſt der Küche und des Kellers beauftragten Conventualen dermaßen erſchöpft hatte, daß ſie bei der Früh-Hora fehlten und erſt ſpät

am Tage noch in einem gewiſſen Zuſtande von Verzückung gefunden wurden, worauf ſie zu Bette gebracht werden mußten. Neugierig ſind wir, auf welche Weiſe jener künftige Hiſtoriograph von Sankt Portiuncula die Thatſache der Flucht des Laienbruders Cyrillus ſo mit der Wahrheitsliebe des Geſchichtsforſchers als mit der Ehrfurcht gegen die tugendverleihende Kraft des Ordenskleides vereinbaren wird.

Steinſaß war, als des an Beaulieu verübten Mordes angeklagt, in das Unterſuchungsgefängniß gebracht worden. Die etwas arg verzogene und zerknüllte Halsbinde, die verdächtige Farbe des Todten ſchienen genugſam deutliche Spuren, daß Beaulieu gewaltſam erdroſſelt worden ſei. Steinſaß geſtand bei dem erſten Verhör, daß er jenen im Groll an der Gurgel gepackt, leugnete aber, den Mord begangen zu haben. Sein äußerſt geſchickter Advokat vertheidigte ihn meiſterhaft und die Losſprechung erfolgte bald, als ein Umſtand plötzlich ganz andere neue und unerwartete Beſchuldigungen gegen ihn an's Licht brachte, die ihn zu ſehr überraſchten und zu unangenehm aufregten, als daß es ihm möglich geweſen wäre, dieſelben auf dem Fleck mit Ruhe zu widerlegen.

Amalie litt unaussprechlich. Von Sekunde zu Sekunde fühlte sie's heißer, wie sie ihren Gatten liebte. Die Liebe grübelt nicht nach den Naturgesetzen ihres Ursprungs, nicht nach Gründen und Möglichkeiten. Ist sie da, sei's plötzlich wie durch einen Zauberschlag, sei's, langsam angesonnt und aufgethaut von Blicken, Achtung, Treue, — so umfaßt sie das Eine mit der Urkraft eines ganzen Lebens, so verachtet sie die Verachtung, so beschämt sie die Schande, so macht sie den Triumph des Elends arm und elend; sie verschenkt sich selbst als ewig neues Brautgeschenk. Wer mag's wagen und sagen: Ehe sei der Herbstthau der Liebe; — Gewohnheit mache gleichgültig auch gegen Liebe?! Nein! die Ehe steigert die Liebe. Die Ehe ist wie jener Mithrasdienst der dunkel-duftig-geheimnißvolle Mutterschooß für den Glauben an die Ewigkeit; — und was wäre die Liebe ohne Glauben? Ein Frühling, in dessen Sonne die Hoffnung auf neue Frühlinge

fehlt; ein tauſendfacher Wehruf der Menſchheit, daß die Gottheit uns flüchtige Freuden nur gönne, um uns eine unſterbliche Qual der Erinnerung noch fühlbarer zu machen?!

Als Amalie, die, wie wir wiſſen, in der geräuſchvollen Weltſtadt keine andere Geſellſchaft als die ihres Gatten hatte, die Schreckenskunde vernahm, blieb ihr von allen ihren früheren Gedanken und Wünſchen nur ein einziger: Julius! Julius! — Nein! er konnte kein Verbrecher ſein! Iſt die Sonne heute minder Sonne als geſtern, wenn ſie heute von häßlichen Wolken verdunkelt wird? Und hätte er auch — in der Verblendung, in der Raſerei der Leidenſchaft vielleicht — etwas begangen, was das menſchliche Geſetz verdammen muß, — — hin zu ihm! war ihr einziger Gedanke. Bei ihm zu ſein, für ihn zu ſprechen, — das Herz iſt ja der beſte Advokat, — mit ihm zu tragen! — Was iſt Schande,

was Ehre? Ehre wird Schande, wenn ſie die Treue abſpenſtig macht. Was es ſei, nur zu ihm! Wie geheimnißvoll er auch ſtets geweſen, in ſeinem Geheimniß barg ſich gewiß nicht das Verbrechen; nur als Mantel diente jene Heimlichkeit dem männlichen Stolz, den Prunk des Lobes zu meiden. Ach, wie die Sekunden am gleichgültigen Zifferblatte kleben bleiben, wie der Zeiger ſchneckt, ein fauler Bote, der noch die Entſcheidung vom Leben oder Tod in der Taſche hat. Die Schwingen der ſorgentflügelnden Nacht ſind verbleit; der junge Tag will nicht alt werden, und, bückt er ſich endlich zum Abſchied vor der Nacht, ſo zerrt er den Schlaf mit ſich fort. Unerträglich! Unerträglich! Nicht das Alleinſtehn, nicht das Entbehren ſäugt Qualen groß, — aber den Geliebten alleinſtehend, ſehnſüchtig wiſſen, iſt gräßlich. — Können ſie denn über ihn das Schuldig ſprechen? Dürfen ſie's denn wagen? Und wär' er's vor allen Menſchen, — vor dem Weib,

dem geliebten, iſt er rein wie des liebenden Weibes hellblauer Augenſtern.

Gold ebnet Berge, denn es füllt die Klüfte dazwiſchen aus. Was iſt zu theuer, um den Theuren zu ſehn? Julius iſt reich. Julius hat ſeinen Reichthum, wie all ſein ſonſtiges Eigen (bis auf ſein Geheimniß) mit ſeinem Weibe getheilt. Jetzt darf ſie's verzinſen, um ſein Wiederſehn zu erkaufen. Sie würde ihr üppiges braunes Haar abſchneiden und verkaufen, und die Freiheit dazu, um einen einzigen Blick des Gefangenen erkaufen zu können! Das Unglück iſt die Sonne der Liebe, es reift ſie ſchnell groß, rieſenſtark. Amalie verſuchte Alles, um Eines zu gewinnen, das Eine war ihr Alles auf Erden geworden. Die unbedeutende Tochter des Philiſters, jenes Mädchen, ſonſt Tag für Tag emſig an Einerlei der Arbeit niedergebeugt! — Dem Weibe ſchwoll jetzt die Kraft, wenns Noth gethan, einen Tyrannen zu morden, um den Gatten zu retten!

Steinſaß brütete finſter vor ſich hin. Die neuen Beleidigungen hatten ihn gewaltig bewegt. Er dachte an die Sorge ſeines Weibes daheim, an den elenden Beaulieu, an jene lange Zeit, während welcher er im ſtillen Gutes gethan. Was war ſein Dank? — Minder der Undank ſchmerzte ihn, als ihn die Scham über ſeine Gläubigkeit höhnend marterte, daß er einem Schurken vertraut hatte. Seine Seele fieberte mehr, als ſein Leib. „Ich habe, ein abentheuernder Jaſon, die Welt durchwandert, um Menſchen zu finden; aber was ich fand, — iſt nur der Eigennutz, der ſich ins goldne Vließ hüllt. Verlachte mich nicht der, dem ich wohlgethan? Verdirbt er mich nicht ſelbſt nach ſeinem Tode? Kann ers auch nicht vollbringen, ſo wollt' ers doch. — Iſt er der Einzige von ſolcher Art? Glichen ihm viele, — Gotteslästrung wär's! Und doch, wen fand ich bisher Thor bis jetzt, der ihm nicht mehr oder minder glich?“ — — —

„Julius!“

Amalie lag an ſeiner Bruſt. Er ſtieß einen Schrei aus, Freude naht uns oft hinterrücks wie ein Meuchelmörder. — Sie weinte ſich ſatt.

„Julius! Julius! Endlich, endlich bei dir und von nun an nie mehr von deiner Seite! Ich klammre mich an dich, hier find' ich Luft, Athem, blauen Himmel! Hier allein iſt Üppigkeit und Luxus. — Der Kerker iſt draußen; Freiheit, ſüße, himmliſche Freiheit, Freiſtatt iſt nur an deiner Bruſt!“

—„Amalie?! O ſo laß meine ganze durſtige Seele ins Meer deiner Blicke verſinken. Weib, geliebtes Weib! Du biſt beſſer, größer als ich!“

Sie erwiederte kein Wort, ſie ſchmiegte ſich bloß wie in ſeliger Brautnacht an's Herz des Gatten, dem ſie, das ihr angehörte.

Er faßte traulich ihre beiden Hände in die ſeinigen, küßte ſie auf die frommen, treuen Augen,

und flüſterte ihr in's Herz: „Gelt, Amalie, ich thue großes Unrecht, daß ich, da ich alles mit dir getheilt, das Einzige dir vorenthalte, mein Geheimniß; dir, deren Seele ganz in die meinige ſich flüchtet? O du mein liebes, gutes Weib! — Ach, ich kann zur Stunde noch nicht anders, doch Gott macht wohl bald alles gut.“

„Ich muß dir's bekennen,“ erwiederte Amalie leiſe, „ich war ſo thörigt, ſo ein ſchwaches Weib, daß mich's oft ängſtete. Doch jetzt gewiß nicht, Julius! Gewiß nicht. Haſt du Gründe, mir nichts zu entſchleiern, ſo will ich nicht forſchen. Ach, du biſt ja ſo gut, du liebſt mich ja, ich habe dich ja, ich laſſe dich nicht, — was kümmert mich alles andre?“

„Amalie!“ fuhr Steinfaß nach einer kleinen Pauſe fort, ſeine Gattin feſter an's Herz preßend, „ich kann dir's nicht verhehlen, daß ich wirklich in Gefahr ſchwebe. Meine Ehre,

meine Freiheit ſteht dabei auf dem Spiel. — Höre mich ruhig an! — O Gott, wie du zitterſt . . . Laß uns von was anderm ſprechen.“

„Nein, nein Julius!“

„Doch, Amalie! — denkſt du noch daran, wie ſo ſchnell, wie im Traume unſre Herzen für ewig vereint wurden? So ſchnell, daß dir Athem und Pulſe faſt ſtockten, als deine Lippe das holde Ja ſtammelten! — Ich heiße nicht Steinfaß, ich trieb die Arzneikunde nie als Kunſt, die mich ernährte; ich bin reich, unermeßlich reich; doch wer ich auch ſei und wie ich auch heiße, ich bin dein, auf ewig dein, dein durch deine Liebe, vor'm Aug' Gottes und durchs Geſetz. Deutſchland iſt mein Vaterland, ich verließ es einſt, weil mein Herz als Tauſchartikel mißbraucht werden ſollte, — mein alter Vater zürnt mir, fürcht' ich, noch heute, doch ich konnte, konnte ja nicht lieben, was mir aufgedrungen ward. Ich zog unter fremdem Nahmen in der Welt umher. Ich

wollte die Menſchen kennen lernen. Ich hatte einen heiligen Begriff vom Weibe. Ich trieb einen Cultus mit dieſer Idee. Ich dachte oft: gibts ein Weib, das Seelengröße und Muth beſitzt, Verhältniße, Zeit, alles zu überſpringen, mir bloß aufs Vertrauen hin für ewig anzugehören, — nur ein ſolches kann wahrhaft lieben, dauernd beglücken. Ich ſah dich! Ich dachte: Ach, wär' es dieſe! Gott ſelbſt gab dich mir, er knüpfte unſer Band. Du ſchlugſt alles in die Schanze, du folgteſt mir, und jauchzend möcht' ich's in alle Welt hinrufen: Seht, was ein Weib iſt! Du biſt ſo hoch über allen Frauen, Fürſtinnen ſtehn ſo tief unter dir, daß ein Diadem erſt allen ſeinen Werth erhalten müßte, wenn es um deine Stirne ſich ſchlänge. Amalie, du haſt mir alles hingegeben, — was haſt du von mir ſeither dafür erhalten? — ich ſchäme mich dran zu denken, — — nur ein halbes Vertrauen — —"

„Aber dein ganzes Herz!" fiel ihm Amalie

in's Wort. „Iſt das nicht genug? Macht's mich nicht überreich? —"

Steinfaß blickte ſie wehmüthig an. — „Wenn ſich das Schickſal nun darin gefiele," flüſterte er vor ſich hin, — „mein Spiel in Ernſt zu wandeln, mich von erträumter Höhe wirklich in einen Abgrund zu ſtürzen! Wenn ich ſie unbewußt mit hinabriſſe! — — Amalie," ſprach er endlich, ſich ermannend, raſch, „du weißt, weßhalb ich angeklagt wurde, ich bin unſchuldig an Beaulieus Tod; den hat Gott gerichtet, gräßlich, vor meinen Augen! Er keuchte unter'm Gewicht ſeiner Frevel vor den Thron des Allrichters hin. Von der Blutſchuld bin ich frei! — Aber, o freue dich nicht zu frühe — gutes Weib, — man ſchritt zur Unterſuchung von Beaulieus Hinterlaſſenſchaft, man fand bei ihm Papiere. Der Schurke wollte mich um jeden Preis umgarnen und ſo umſpinnen, daß ich mich ihm und den Seinen unentrinnbar hätte ergeben ſollen. Jene Verlaſſen-

ſchaft Beaulieu's, die dem Gerichte jetzt vorliegt, iſt mein Verderben. In dem Concept eines vorgefundenen Briefes ſchreibt er, daß ich dich entführt, deinen Vater betrogen hätte, in dem andern erklärt er mich als Emiſſär einer saubern Propaganda, der kein Mittel zu ſchlecht iſt, daß ich meine Kenntniſſe in der Heilkunde unentgeldlich anwende, um gänzlich unbemittelten Familien zu helfen, — was freilich die Wahrheit iſt, — in dieſer Stadt, wo alles Schein iſt, ärgert es mich, wenn man vermuthen könnte, auch ich prunkte lieber mit Schein; aber der Schurke geht noch weiter, er gibt dem Gerichte den Fingerzeig, daß ich die Heilkunde unbefugt ausgeübt und deshalb ſchon ſtraffällig und daran zu packen ſei. — In einem dritten endlich ſpricht er aus, woran ich nie gedacht, daß ich einer Parthei angehöre, die den Umſturz der beſtehenden Verfaſſung bezwecke, daß ich als Ausländer Verbindungen mit dem Auslande unterhielte, die dahin

einſchlügen, — er bezeichnet nicht undeutlich ſogar deinen Vater und deſſen Freunde, mit denen mich ein grillenhaftes Loos damals zuſammenbrachte, als Theilnehmer. Ich habe, ohne dir je was davon zu ſagen, — um auch deines Vaters Zartgefühl durch Kenntniß der Quelle nicht zu kränken, durch dieſen Elenden, den ich durch Dankbarkeit an mich in Treue gefeſſelt wähnte, deinem Vater monatliche Renten geſendet. Der Schurke verrieth ſich ſelbſt in der Trunkenheit gegen mich, daß er ſie alle unterſchlug, und leider weiß ich denn nicht alſo einmal, ob dein Vater noch in deiner Geburtsſtadt weilt. Mein Prozeß kann ſich in die Länge ziehen, kann unglücklich enden Was für Zeugen hab' ich für mich? Niemand. Was für Mittel hab' ich, Beaulieu's Verbrechen, die ich alle zwar ahne, beſtimmt anzugeben und die Lüge völlig zu entlarven? Wer ſagt mir, was mein Loos ſein wird? — Du weißt jetzt alles! Liebſt du mich noch, Amalie?"

„Heißer als je!“ rief Amalie leidenſchaftlich, „ach, wenn mein armer Vater nur nicht den Zorn des erbitterten Prinzen etwa, — wie du die Lüge Beaulieu's — büßen muß! Ich fürcht', ich fürchte! — Sag: darf ich ihm ſchreiben, Julius?“

„Verbot' ich dir's je, ſo vergib, — ich that ſehr Unrecht, daß ich ſolange prüfen konnte, ob du mich, mich wahrhaft liebſt. — O vergib! — Doch ſchreib ihm jetzt nicht! Iſt er frei ſo beunruhigeſt du ihn nur; iſt er gefangen, ſo erhält er dein Schreiben ohnehin nicht. Aber ſchaffe mir Papier, Feder und Tinte, ich will ſchreiben, und zwar nicht an ihn, ſondern an jemand andern, der vielleicht ihm, und durch ihn, mir helfen kann. Vertrauen, ich ſeh's, — iſt in Allem das Beſte!“

Befremdet blickte ihn Amalie an. Ohne viele Umſtände erhielt er vom Aufſeher das Ver-

langte, ſchrieb einen langen Brief, und legte ihn in ein zweites Couvert, das er an den Leibarzt des Herzogs von .... adreſſirte. Amalie empfing es, um es ſchleunig zur Poſt zu befördern.

Die Aſſiſſen hatten ein ſehr zahlreiches Publikum, als der Doktor Steinfaß vor denſelben ſtand, um ſich wegen der genannten Beſchuldigungen zu vertheidigen. Der Umſtand, daß ſeine Gattin nicht von ſeiner Seite wich, daß ſie die Bank der Angeklagten mit ihm theilte, daß ſie ſeine Vertheidigerin machen wollte, daß ſie mit Thränen in den Augen ſeine Schuldloſigkeit beſchwor, feſſelten das allgemeine Intereſſe. Die auf Veranlaſſung des bei Beaulieu gefundenen Papieres erhobene Anklage wegen Entführung konnte durch die ſo offenkundig dargelegte Neigung der Gattin gleichwohl nicht anullirt werden. Hier war nur Ein Ausweg offen: eine längere Friſt, um Nachricht von Birnbaum ſelbſt zu erhalten, der ſeine Einwilligung conteſtiren mußte. Was die zweite geringere Anklage

wegen unbefugter Ausübung der Heilkunst betraf, so half wohl keine Entschuldigung des edlen Beweggrundes, weil das Gesetz blos nach dem Diplom und der Erlaubniß fragte, und Steinfaß sich entschloß, lieber sich einer bedeutenden Amende zu unterwerfen, als seine Verhältnisse preiszugeben. Die dritte Anklage beruhte gleichfalls wieder auf Birnbaum und dessen Freunden, deren Zeugniß allein entscheiden mußte, da von den ihm gegenübergestellten einheimischen Zeugen ihn niemand kannte.

Sein ganzes Wesen, sein würdevolles Benehmen imponirte den Richtern wie dem Publikum; der seltsame Umstand, daß er, weil er — wohlthätig gewesen, — Buße zahlen sollte, gewann ihm alle Herzen, und die von ihm so menschenfreundlich geheilten Dürftigen erhoben sich mit lauten Fürbitten für den von solchem Dank ebenso gerührten als darüber verlegenen wackern Mann.

Indessen machte sich im Sale eine eigenthüm-

liche Bewegung unter dem Publikum bemerkbar. Es waren einige Fremde eingetreten, welche sich ziemlich laut mit einander unterhielten, worauf ihnen die Versammlung, welche diesmal größtentheils aus gebildeten Leuten bestand, achtungsvoll Platz machte. „Ces sont des Allemands, des notabilités littéraires," flüsterte ein Herr seinem Nachbar zu, und die Notiz verbreitete sich wie ein Lauffeuer unter Allen, die für literarische Notabilitäten aus Deutschland Sinn hatten und die hohe Ehre zu schätzen verstanden, einige Capitani aus der großen Armee der deutschen Künstler und Schriftsteller innerhalb der Mauern von Paris zu sehen. Sonderbar war es jedoch, daß die wackren Deutschen etwas darein zu setzen schienen, ihre berühmten Namen wechselseits etwas scharf zu betonen, und sich stets mit denselben anzureden.

„So wahr ich lebe, lieber Hoffmann," sprach der Eine, „das gibt einen Stoff für dich,

dieſe bewegte und bewegende Maſſe, dieſe Poeſie der Öffentlichkeit gibt dir, dem Mann des Geheimnißvollen, ein neues Feld.“

„Ja, bei den Göttern, ich danke dir, Louis Tieck,“ erwiederte der Andre, — „es iſt ein Schauſpiel ohne Gleichen. Mein Humor wird ſich auf den Flügeln der Nacht entfalten, und einen Wettſtreit mit dem deinigen beginnen, daß die Donner . . .“

„Spindler hat Stoff für einen neuen Juden . . .“ meinte der Erſte, auf einen Dritten zeigend, der, mit verſchränkten Armen daſtehend, an der Verhandlung lebhaften Antheil nahm, und mit ſtets geſteigerterem Intereſſe zuhorchte. Die beiden Anderen lächelten, zupften ihn am Aermel und ſprachen ziemlich laut: „Ei zum Teufel, Spindler, ſeid Ihr für uns gar nicht da? Denkt Ihr an den Juden? . . .“

„Was Jude!?“ erwiederte der Angeredete zerſtreut, auffahrend; „Was geht euch der Jude

an? Was habt ihr immer mit dem Juden? Laßt das doch endlich gut ſein, das iſt nun einmal abgemacht. Ich will nichts weiter davon wiſſen."

„Nun! nun!" begütigten die Andern lachend, „Ihr werdet Euch doch beſinnen, — daß Ihr ..."

„Was?" polterte der Dritte raſch dazwiſchen.

„Nun bei den Göttern, daß Ihr den Juden —geſchrieben habt," meinten die beiden Andern lachend, „das iſt ja eben der Hauptſpaß."

„Ja ſo!" erwiederte der Angeredete langſam; — ſeine Blicke hefteten ſich auf's Neue auf die Perſon des Angeklagten und Amaliens. — „Gott!" ſprach er plötzlich, lebhaft aufgeregt, „das iſt Birnbaums Tochter!"

Amalie vernahm von dem ziemlich lauten Ausruf nur den väterlichen Namen. Er klang wie Paradieſeswort mitten in der troſtloſen Verlaſſenheit, in der ſie, in der ihr Gatte ſich befand.

„Ha, bei den Göttern!" bemerkte jetzt Hoff-

mann, „das iſt eine ernſthafte Sache, die hier vorgeht. — Wie? ſchnöde Scythen rings? Bei meinem Eid! Dort ſteht jener Vaterlandsverräther, der Spion. Ich kenn' ihn, neben ihm — Amalie! O Unſelige!"

„Kein weitres Bedenken, meine Freunde, mir wird unbehaglich in der Löwenhaut," fügte Louis Tiek ängſtlich hinzu; „laßt uns forteilen, hier iſt kein geſunder Witz zu holen, ſondern höchſtens einer vom Orden der blauen Flecke. Wie? ſind wir deshalb Märtyrer?"

„Schämt Ihr Euch nicht?" entgegnete Jean Paul, der bisher geſchwiegen, „ſiehſt du nicht, daß hier Gefahr droht? Still, ſtill, ihr Bärenhäuter! Nehmt euer Franzöſiſch tüchtig zuſammen und laßt uns aufhorchen, was ſie mit dem armen Mädel und dem unglücklichen Menſchen anſtellen werden, der gewiß kein ſchlechter Kerl iſt; drauf wett' ich; Gott verzeih' mir, was ich einſt an ihm gethan."

Die Verhandlung wegen der Verſchwörung zum Umſturz der beſtehenden Verfaſſung nahm ihren Gang weiter, und nahte ihrem Ende, als plötzlich der ehrliche Jean Paul ſich Bahn bis zu den Schranken machte und mit einer Stentorſtimme Einſpruch that. „Halt!“ rief er, „meine Herrn, Sie ſind auf dem Holzwege; das kann ich Ihnen ſagen. Ich kenne den braven Mann dort und ſage Ihnen, er iſt ſo rechtſchaffen und unſchuldig als unſer eins.“

Der Zwiſchenſpruch machte Senſation. Verwundert blickten ſich Steinfaß und Amalie um, verwundert ſtarrten ihn die Geſchwornen, die Advokaten, der Prokurator an.

„Wer ſind Sie, mein Herr?“ fragte der Letztere.

Der ſogenannte Jean Paul gerieth durch die plötzliche Frage in nicht geringe Verlegenheit, vergaß in derſelben ſeinen Namen und ſtotterte, um in der Eile doch einen zu ſagen: „Ich bin

der berühmte deutſche Schriftſteller Luitiek, und hier ſind meine Freunde, die nicht minder berühmten Herrn E. T. A. Hoffmann, Spindler und ....“ (ſein eigner Adoptivname fiel ihm im entſcheidenden Augenblicke gar nicht ein).

War er verlegen, ſo waren es ſeine Kameraden, deren ganze Spekulation durch die aus Gutherzigkeit entſprungene Unbeſonnenheit des ehrlichen Glaſermeiſters und Flüchtlings Prenz in die Brüche ging, nicht weniger. Das Publikum, ſchon früher auf die vier Deutſchen aufmerkſam geworden, umſcharte ſie jetzt noch dichter, und der Staatsprokurator fragte den Mann, der ſeinen eigenen Namen nicht ordentlich ausſprechen konnte, ob er den Angeklagten kenne, worauf Luitiek („Louis Tiek“ hatte er ſagen wollen) in ſeiner Gutmüthigkeit eifrigſt bejahte, und die ganze Entſtehung ihrer Bekanntſchaft des Weiten und Breiten erzählte. Den andern drei Freunden wurde dabei ſiedheiß zu Muth, denn ihr gan-

zer ſchöner Plan, den der geniale Brandl ausgeheckt hatte, ging durch die ehrliche Aufrichtigkeit Luitieks zu Grunde, und am allerſchlimmſten wurde der Seele des ſchon von Haus aus zaghaften Exſouffleurs und Exfranziskaners Cyrillus Herz-Adler, der in Paris als Spindler auftreten wollte.

„Mein Gott! was iſt das?“ ſprach Steinfaß betroffen halblaut, als er des Kleeblatts anſichtig wurde, — „wollen mich dieſe unglückſeligen Philiſter zum zweitenmal in Verlegenheit bringen, und in eine ſchlimmere, als jene erſte war? Wäre ich allein, — doch hier mein armes Weib ....“ — Und doch mußte er über die burleske, naive Unverſchämtheit der vier Philiſter faſt lachen.

„Kennen Sie dieſe Herrn?“ fragte ihn der Staatsprokurator, und lud die vier deutſchen Schriftſteller, deren zwei es nicht einmal wuß-

ten, daß ſie ſchon längſt des Todes verblichen waren, ein, näher zu treten.

Steinſaß konnte ſich, als er die Leuchtkugel im Geſicht Brandls und das eben im neuen Haarwachsthum begriffene Haupt Herz-Adlers gewahrte, nicht enthalten, laut aufzulachen; er wußte nicht, ſollte er ſie compromittiren oder ſich. Nach kurzem Bedenken entſchied er ſich für das erſtere, denn er dachte, die Wahrheit würde ſeine verdießliche Angelegenheit am eheſten entwirren, und kämen die vier Philiſter auch mit blauem Auge davon, ſo könnte es ihnen für ihren Übermuth keinesfalls ſchaden.

„Mein Herr!“ erwiederte er dann in beſſerer Laune auf die Frage des Staatsprokurators, „ich habe die Ehre, dieſe Männer oberflächlich zu kennen, nur muß ich zur Steuer der Wahrheit etwas bemerken, was Ihnen, meine Herrn Geſchwornen, als wiſſenſchaftlich gebildeten Männern, übrigens ohnehin bekannt ſein wird, daß

nämlich unſer ehrlicher und in Frankreich jetzt ſo beliebter E. T. A. Hoffmann bereits ſelig im Herrn entſchlafen iſt, daß ferner ſich der wackre Spindler eben jetzt wahrſcheinlich in München befindet, und Ludwig Tiek in Dresden; den vierten Herrn zu kennen hab ich nicht die Ehre.“

Unſere vier Freunde ſtanden wie vernichtet. Nachdem ihnen der Nimbus des vorgeblich in Deutſchland erlittenen politiſchen Märterthums nichts genutzt hatte, war ja ihre letzte Hoffnung, ſich einige Zeit lang in Frankreich über dem Waſſer zu erhalten, darauf baſirt geweſen, daß ſie ſich nach Brandls Vorſchlag für beliebte deutſche Dichter ausgaben, — ein Plan, den ſie freilich mit aller ſeltſamen plumpen, gnotenhaften Philiſterei ins Werk ſetzten *).

---

*) Hoffentlich wird niemand dem Verfaſſer dieſen allerdings etwas gewagten Scherz übel deuten,

Die deutschen Literatur-Notizen, welche der Angeklagte in diesem Augenblick vor den Assisen mittheilte, zerstörten alle ihre Aussichten auf Salons, Mittagstische und Credit.

Der Staatsprokurator schien überdies die Anwesenheit der vier Deutschen in Verbindung mit Beaulieu's Anklage zu bringen und setzte das inquisitorische Verfahren gegen dieselben mit solcher Ruhe und Feinheit fort, daß sich die guten Leute bald auf dem besten Wege befanden, allen möglichen Verdacht auf sich zu laden. Es kam nur zu bald an den Tag, daß sie damals mit Steinsaß in bedenklichen Situationen zusam-

---

oder ihm die Absicht unterschieben, Tiek und Spindler, welche er für seine Person genugsam hochachtet, dadurch lächerlich machen zu wollen. Der Verfasser kann übrigens zur Entschuldigung seines Wagnisses versichern, daß er diesen Zug aus dem Leben schöpfte.

mengerathen waren, und ſie ſahen ſich denn (trotz ihres früher in aller Unſchuld notoriſch prätendirten Demagogenthums, trotz des politiſchen Märterthums, auf welches ſie gereif't waren, wie etwa ein Taſchenſpieler auf die Kunſt, Heuwagen zu verſchlucken) gar bald in die Nothwendigkeit verſetzt, die politiſche Farbe zu changiren, und, — in der Hoffnung, daß ſie ſich durch das Bekenntniß eines ſchroffen Extrems aus der Tinte retten würden, — vor den Schranken mit großer Zuverſicht zu deponiren, daß ſie von Republik und all dem liberalen Kram gar nichts wiſſen wollten, ſondern an Leib und Seele, mit Haut und Haar die ehrlichſten Legitimiſten ſeien, die man in Deutſchland und Frankreich nur finden könnte. Dies Thema hielt der Staatsprokurator nun feſt, und nach wenigen etwas verwickelten Reden und Gegenreden hatten die ehrlichen deutſchen Demagogen in der vollen, lebhaften Überzeugung, daß ſie ſich äußerſt klug

und vortheilhaft aus der Affaire gezogen hätten, zu jedermanns Beluſtigung dargethan, daß ſie eben durch ihre legitimiſtiſchen Bemühungen die ruchloſeſten Feinde der öffentlichen Sicherheit ſeien, die ſo wirklich oder blos zum Schein verurtheilt wurden.

Es ſtand ſchlimm mit den vier Philiſtern, und nicht minder bedenklich mit Steinſaß, der durchaus nicht zu bewegen war, ſeinen wahren Namen, ſeine näheren Verhältniſſe zu entdecken. Er litt fürchterlich durch dieſe unfreiwillige Verſchwiegenheit, wenn er ſein treues Weib anblickte, und aus ihrer Seele die tauſend Beſorgniſſe um ihn herauslas, die ihr allerdings größer und ſchreckhafter erſchienen, als Steinſaß wirklich Grund hatte. Mit peinlicher Ungeduld erwartete er von Tag zu Tag Briefe, welche endlich dieſe unerträgliche Ungewißheit löſen ſollten, ob Verhältniſſe ihn zwängen, noch länger eine Maske zu tragen, und in derſelben ein Benehmen fort-

„Jeſus, Maria!“ ſchrie Amalie, ohnmächtig zuſammenſinkend.

Als ſie langſam wieder die Augen aufſchlug, wähnte ſie, ſie ſei geſtorben und auf einer ſchöneren jüngeren Erde wieder erwacht, unter'm milden Blüthendach eines ewigen Lenzes, in deſſen Auen wir uns ja alle, alle wiederfinden, wie uns das herzloſe Leben einſt von einander riß.

Und das Vaterherz iſt ja wohl ein Himmel, der Himmel der reinſten, ſeligſten Liebe. — Sie lag am Herzen des Vaters!

Erſt als ſie ihm vielhundertmal Stirn, Auge und Wange geküßt, glaubte ſie's wieder, daß ſie, daß er noch auf Erden lebten; bald war ihr, als wären ſie nie getrennt geweſen.

Jetzt war alles gut; jetzt, (wähnte ſie) müſſe für alles Rath ſein, ihr Gatte befreit werden können.

„Wenn's kein Wunder war, was mich ſelbſt befreite,“ ſprach der Exkanzeliſt, dem der Rim-

zuführen, deſſen Folgen ihn noch tiefer in den Proceß verwickeln, und dadurch am Ende wohl gar ſeiner Ehre und der Geſundheit ſeiner Amalie gefährlich werden konnte.

Das Schlimmſte jedoch hatte die Aermſte erſt zu befahren, als ihr im Verlauf des durch die alberne Einmiſchung der Philiſter allmählich immer verwickelter gewordenen Prozeſſes nicht weiter geſtattet wurde, ihren Gatten im Gefängniſſe zu beſuchen. In ihrer entſetzlichen Einſamkeit daheim fand ſie keine Thränen mehr. Es graute ihr vor dem Luxus, womit Steinfaß ihr kleines, aber allerliebſtes Logis zum wahren Paradieſe eingerichtet hatte. O hätte ſie jetzt doch an des Vaters treuem Herzen ruhen können! Ach, der Väter! Auch Er, auch Er! So lang kein Lebenszeichen von ihm! War er im Leid? Zürnte er ihr? Gleichgültig war ſie ihm gewiß nicht geworden, gewiß nicht.

merſatt, der Vaterblick, durch Thränen auf das bleiche Kind hinſtarrte, — „wenn's kein Wunder war, ſo bin ich mein Lebtag ein Träumer geweſen, und jetzt erſt fang' ich an zu wachen, oder das, was wir Wachen nennen, war bis jetzt nur ein wüſter unzuſammenhängender Traum. Weßhalb ich ſo lang gefangen war, — ich känn mir's wohl denken, — prinzliche Rache hat ihr Müthchen gekühlt und würde es noch kühlen, wenn . . . hier knicken meine Gedanken zuſammen, wie Rohr im Sturm. — Ich ſaß in der Klauſe, zuſammengekrümmt, ohne Hoffnung, ohne Verzweiflung; alle Gedanken rannen mir zuſammen in ein Weſenloſes. Ach, denk' nur, Amalie: — — — Monate lang allein! — — fühlſt du, was das heißt? — — Gefangen! allein! das ließe ſich wieder erzählen, wenn's die Wände nicht verſchluckt hätten! — — Das alles iſt dummes Zeug, liebes Kind; was kümmert mich's, wenn ſie mir einen Arm abgehackt hätten? das

Herz hab' ich ja noch. Dich! Dich! — Was wollt ich ſagen? Ja, alſo: Die Thüre geht auf, ein Beamter tritt herein, kündigt mir an: ich ſei frei! Im Anfang glaub' ich, er mache ſich einen Spaß mit mir. — Nein, ich glaubte gar nichts, ich wußte gar nichts, ich ſchnappte nur nach Luft, als ob ich in meinem warmen Stübchen ohne Luft gelebt hätte! — Ich mußte draußen wieder gehen lernen wie ein kleines Kind. Ich wurde ſchwindlig. — — — Als ich nun draußen war, — ſchau! alles war mir jetzt zu weit, alles wollt' ich umſpannen, alles küſſen. Der Beamte beguckte mich von oben bis unten, ob ich denn verrückt ſei. Ich verſicherte ihn auf Ehre, ich ſei vernünftig. Da gab er mir einen Brief, — wo hab' ich ihn nur? — — wart! da iſt er — und eine Rolle mit fünfzig Louisd'or's .. „Du wärſt in Paris," ſtand in dem Briefe, „dein Mann gefangen," — deine Adreſſe in Paris drin angegeben, das Gold ſollt' ich d'ran wenden, um

ſchnell hinzureiſen, wann ich's nicht vorzöge, in ein paar Tagen nach . . . tt . . . zu kommen und dort mit einem Mann, der einen Reiſegefährten nach Paris wünſche, die Fahrt per Extrapoſt zu machen. Unterſchrift war keine im Brief. — Ich — erſt warten? Guter Gott! — Ich ſetze mich auf die Schnellpoſt; da bin ich, da hab' ich dich! Und nun: wo iſt dein Mann? was iſt's mit ihm?"

Amalie erzählte ihm unter Thränen alles, was ſie wußte. Birnbaum war außer ſich. „Ich habe ihm einſt Unrecht gethan," ſprach er haſtig. „Ich muß es gut machen. Wie ſtell' ich's an? Wunderbar! Wunderbar! Welchem Unhold dienen wir alle hier zum Spielball? Hier iſt alles außer'm Geleiſe."

Er beſann ſich nicht lange, nahm Hut und Stock, küßte ſeine Tochter und ſprach: „Behüt' dich Gott! Ich muß Licht haben. Ich gehe zum Staatsprokurator. Natürlich bleibt, da ich jetzt

hier bin und durch die Erklärung meiner Einwilligung zur Heirath die ſchaamlos erſonnene Entführungsanklage in Nichts zerfällt, nur noch Eins: die verdammte Demagogerei. Heilloſer Schuft! Ich wollte, er lebte noch, damit ich ihn umbringen könnte: Er hat's auf der Seele! Behüt' dich Gott! Ich muß dahinter kommen oder ich will .... Was will ich? Nichts, nichts, als dich und deinen braven Mann! Pfui! Pfui über mich, daß ich ihm einſt ſo abſcheulich Unrecht that!"

Amalie konnte, wollte ihn nicht länger halten. Es galt ja ihrem Julius.

Als Birnbaum ſich bei'm Staatsprokurator anmelden ließ, trat eben ein alter Herr aus der Thüre. Der Bediente rief Birnbaum's Namen hinein. Der alte Herr zuckte, als er ihn hörte, leiſe zuſammen; trat nochmals zu dem Staatsprokurator und flüſterte ihm einige Worte in's Ohr. Birnbaum ſah ſich ängſtlich um, als er bemerkte, daß der Fremde im Zimmer blieb; und begann auf die Frage des Beamten langſam, verlegen, ſeine Angelegenheit auseinanderzuſetzen. Als er damit zu Ende war, entwickelte ihm der Staatsprokurator lächelnd und ſehr höflich: „Mein Herr, ich bedaure von Herzen, daß ich Ihrem Wunſche nicht mehr willfahren kann. Sie kamen zu ſpät. Ich werde bloß nach meiner Pflicht mehr zu handeln haben."

Er verbeugte ſich und entließ ihn. Wankend, leichenblaß, als wäre er ſelbſt verurtheilt worden,

verließ der arme verzagte deutſche Philiſter das Zimmer. Erſt auf der Straße bemerkte er, daß der Fremde ihm gefolgt war. „Sie ſind ſehr angegriffen,“ ſprach letzterer im reinſten Deutſch zu Birnbaum „wollen Sie den weiten Weg nicht mit mir in meinem Wagen zurücklegen? Ich hatte Ihnen denſelben ſchon früher angetragen. Erinnern Sie ſich noch? —— Sie ſehen, daß Ihnen Ihre Ungeduld nichts nützte. Kommen Sie mit mir und beruhigen Sie ſich.“ Dem Exkanzeliſten ſchoß es wie ein Blitz durch den Kopf. Von dieſem Fremden — es war ein Mann in den Sechzigen von einem ſehr einnehmenden Aeußern — ja, gewiß von dieſem und keinem andern rührte der Brief her, den er ſammt dem Gelde erhalten. Doch wer war dieſer Unbekannte, der mit ſolcher Ueberlegenheit in die zarteſten Verhältniſſe eingreifen konnte? Von ihm ſchien die herbe troſtloſe Antwort des Staatsprokurators, ſo zu ſagen, modellirt worden zu ſein! Die Züge dieſes alten Mannes hatten etwas Ka-

tegoriſches, welches jeden Widerſpruch zurückſchreckte, und doch war dieſer gebieteriſche Ernſt durch ein ſanftes zauberiſches Wohlwollen gemildert, welches Vertrauen weckte. Birnbaum fühlte in aller ſeiner Rathloſigkeit, daß durch den Unbekannten die Wirniſſe ſich löſen müßten; doch war er zu betäubt von den bunten, raſch wechſelnden Eindrücken, als daß er Kraft genug gefunden hätte, ſelbſtthätig die Gelegenheit zu benutzen. Mechaniſch ſtieg er in den Wagen des Fremden; betäubt und ehrfurchtsvoll vor dem eigenthümlichen Weſen deſſelben, fuhr er eine gute Strecke weiter, ohne ein Wort hervorzubringen.

Der Wagen hielt — vor einem großen Gebäude. Der Fremde ſtieg aus und winkte dem Exkanzeliſten ein Gleiches zu thun. Die Schildwachen blickten die Beiden mißtrauiſch an, als der Unbekannte die Schelle zog. Die ſchmale Pforte ging auf. Der Unbekannte zeigte dem Kaſtellan ein Papier vor. Man nahm es ihm

ab und führte ihn mit vieler Höflichkeit in das innere Gebäude. Dem armen Birnbaum pochte mächtig das Herz; es war ihm, als athmete er Kerkerluft. Mehrere Gänge entlang ſchreitend, gelangten ſie zu einem Gemache, an deſſen Thüre der Kaſtellan zuerſt beſcheiden pochte, bis von innen das: „Entrez!" klang. Die Thüre ging auf.

„Mein Vater!" ſchrie Steinfaß freudig überraſcht und warf ſich ſtürmiſch an's Herz des Alten. Birnbaum ſtarrte beide an, als fürchte er, blos zu träumen. „Können Sie mir verzeihen?"

Der alte Herr erhob drohend den Finger und erwiederte etwas herb, doch nicht ſo arg, daß der Sohn nicht den Klang des Herzens herausgekannnt hätte: „Eigentlich ſollt' ich nicht wie der Deus ex machina gekommen ſein, Julius! Du haſt mich bitter gekränkt, haſt meine liebſten Hoffnungen zertrümmert!"

„O ſehen Sie nur erſt meine Amalie,"

verſetzte Steinfaß leidenſchaftlich, „und Sie werden uns ſegnen; Sie werden mir verzeihen, daß ich das Herz allein für meine Zukunft wählen ließ.“

„Ich weiß durch deinen Brief,“ entgegnete der Vater mild, „wie ſie ſich gegen dich benahm und benimmt, das beſtimmte mein Handeln. Ich will allen Kummer vergeſſen, den mir dein unſtätes Herumreiſen in der Welt bereitete. Du dagegen wirſt dich überzeugt haben, wie weit dich deine philantropiſche Schwärmerei bringen konnte. Es ſind ſchöne edle Träume, aber der Egoismus dankt dir nicht. Laß uns einen Schleier werfen über das, was geſchah. Auch ich kannte einſt dieſen Beaulieu; er hat mich früher, — es iſt lange her — mit Manchen, die mich nie ſahen, in nähere Berührung gebracht; dem Himmel ſei Dank, daß meine Vernunft doch über die Leidenſchaft ſiegte. Das hat ſich alles gar wunderlich in einander

geordnet! Hm! Jetzt! Jetzt! Wie wir doch oft ſpät alte Schulden bezahlen, ohne es zu wiſſen! — — —“

Er ſchwieg, ſichtlich ſehr angegriffen. Nach einer langen Pauſe fuhr er fort: „Julius, du biſt frei! Meine Intervention hat die Anklagen in ihr nichts zurückgewieſen. Kehre in den Schoos deines Vaterlandes zurück, erfülle höhere Pflichten, zu denen du berufen biſt, und überlaß es andern, hier zu wirken. Wirf von nun an die Maske ab, die dir, ſo lange du gutmüthig genug biſt, die Leute von vorneherein für gut zu halten, doch keine Gelegenheit gibt, die Menſchen wahrhaft kennen zu lernen. Sei glücklich mit deiner Gattin! Laß ſie dir aber nie — mehr ſein und vergiß nicht, was du ſonſt noch für Pflichten haſt. — Meine Wünſche, — die ich ſonſt hegte, — — — du weißt — — — — — nun, ich habe ſie begraben müſſen. — — Doch komm, wir wollen dein Weib nicht länger in ihrer peinlichen Sorge laſſen! Komm! mein Julius!“

„Mein Vater!“ rief Julius, — die Thränen ſtrömten ihm aus den Augen, — „hier ſteht ein Ehrenmann!“ Er wies auf den Exkanzeliſten.

Der Alte bot ihm die Arme, das Herz.

Sie verließen das Unterſuchungsgefängniß wie im Triumph. Der Wagen konnte der Ungeduld Julius nicht ſchnell genug die Straße durchrollen. Endlich war das Haus erreicht. Julius ſprang aus, flog die Treppe hinan. — — —

Von Birnbaums Herz war ein Fels hinweggewälzt, doch von einem neuen fühlte er ſich belaſtet. Ihm dämmerte eine helle Ahnung; er reimte ſich in der Eile die jüngſten Ereigiſſe mit jenem Einfluſſe zuſammen, der ihm, dem Zorn des Prinzen Theodor gegenüber, aus dem Gefängniß geholfen hatte. Mit ſcheuer Ehrfurcht folgte er dem Unbekannten die Treppe hinan.

Julius und Amalie lagen ſich in den Armen. „Weib, geliebtes Weib!“ ſprach Julius, — „von nun an ſei kein Geheimniß mehr

zwiſchen uns, beſtes Weib! Vertrauen! Vertrauen! So wiſſe denn! Mein Vater zürnte mir lange, weil mein Herz eine Convenienzheirath mit der Claudia, Schweſter der Prinzeß Juſtine, die er mir zur Gattin beſtimmt hatte, widerſtrebte, weil ich unter fremdem Namen nach Frankreich ging, ihm keine Nachricht von mir gab, keinen Schritt zur Verſöhnung that. Jetzt kann ich dir dies alles ſagen, da er — verſöhnt iſt, da er ſelbſt hierher eilte und deinen Vater mitbrachte. — Amalie, wenn ich auch das Diadem nicht mit dir theilen darf, — du biſt mein Weib, mein geliebtes Weib, vor Gott und der Welt! — Und liebſt du mich noch? Ich bin kein Arzt, ich bin der Erbprinz von *****."

Die beiden Väter ſtanden an der Thüre und ſahen's, wie Amalie freudebleich an das Herz ihres Gatten ſank. Birnbaum wankte, die Kniee brachen ihm ein, er ſank zu des alten Fürſten Füßen. Der aber zog ihn auf's neue

an's Herz und ſprach jovial: „Kommt, alter Ehrenmann, wollt Ihr bei mir und unſern Kindern bleiben? Seid Ihr's zufrieden, bei mir zu bleiben, ſo will ich Euch hinfür zu meinem Hofdemagogen ernennen.“

Bevor Prinz Julius mit seinem Vater, seiner Gattin und seinem Schwiegervater Paris verließ, vergaß er die deutschen Pseudo-Dichter nicht, welche sich in nicht geringer Verlegenheit befanden. Er bezeugte ihnen auf Stempelpapier, daß sie keine Revolutionen zu machen fähig wären. Brandl gelangte durch des Erbprinzen Verwendung wieder zu einer Baßgeige und zwar in der Kapelle des alten Fürsten, Prenz wurde wieder Hofglaser, Konrad Schuch eröffnete sein Atelier auf's neue und sah sich durch die fürstliche Huld in eine so günstige Lage versetzt, daß er den Großhandel mit Meerrettigen aufgeben konnte; das Chamäleon aber, der weiland Frater Cyrillus Herz Adler avancirte nicht blos aufwärts zum Theatersekretär, sondern auch wieder abwärts in den Souffleurkasten des fürstlichen

Hoftheaters hinab, worin er ſo ſich wohl fühlte, wie ein Fiſch im Waſſer. Alle vier aber haben die Demagogenſchaft für ewige Zeiten abgeſchworen.

Claudia hielt ihr ſtilles Gelübde. Ihr Vater ſuchte ſie zu vermögen, einem allgemein verehrten jungen Fürſten, den auch ſie hochachtete, der ſie im Stillen liebte, der ihr die Erde zum Paradieſe geſchaffen hätte, ihre Hand zu reichen. Sie blieb unerſchütterlich und lebte meiſtens bei ihrer Schweſter Juſtine, deren oft getrübten Lebenshimmel ſie durch die Sonne ihres ächtweiblichen, treu-ſchweſterlichen Herzens erhellte. — —

Als Julius ſeiner Amalie das erſte Pfand ihrer unwandelbaren Liebe holdlächelnd an die Bruſt legte, — es war ein Mädchen, — kam Claudia mit Juſtine zur Taufe. Claudia

hielt das junge Ebenbild des glücklichen Julius zur Taufe.

Unter den Pathengeſchenken fand man auch eine welke Roſe.

GIESSEN

und

seine Umgebungen,

geschildert

von

Eduard Duller.

Mit sechs Stahlstichen.

SUPPLEMENT

zum

malerischen und romantischen

Deutschland.

Giessen 1841,

Verlag von G. F. Heyer, Vater.

21951. 194

Einleitung.

Wenn ihr im Winter, des Abends einsam am Kamine sitzend, während euch der Frost Eisblüten an die Fensterscheiben malt, eines eurer Lieblingsbücher aufschlagt, so findet ihr wohl zuweilen eine verblichene Blume oder ein dürres Laub, wie alte Gefangene, zwischen den Blättern. Ihr hattet sie vielleicht längst vergessen, und nun, da ihr sie plötzlich wiedersehet und aus ihrer Haft erlöset, dünkt euch: sie sprächen ganz leise und doch so bekannt zu euch. Da wird das zarte Geäder des Laubes zu Hieroglyphen eurer eigenen Vergangenheit, und ihr leset so manchen schönen Augenblick, den ihr mit frischen Sinnen genossen habet, als die Blume noch in der Muttererde wurzelte, als das Laub noch saftig am Zweige hing, der sich gastlich über euch wölbte. Ihr pflücktet die Blume, ihr brachet das Laub, als ihr von einem lieben Orte oder von lieben Freunden Abschied nahmet; ihr brachtet sie heim als einstige Merkzeichen der Erinnerung. Und jene Zeit, jener Ort, — nun so fern, — wie nahe werden sie euch plötzlich wieder! Wie eigen traulich umfriedet euch jetzt der magische Kreis dieser nahen Ferne, dieser gegenwärtigen Vergangenheit! Der Zufall, wie er euch vielleicht einst in der Wirklichkeit verstimmte, hat darin nicht Raum; ihr beherrschet euer ideales Reich wie ein unumschränkter Monarch, und bunte Reihen gefälliger Gedanken, welche euch umgaukeln, weben über jede düstre Ecke gar schnell einen leichten Teppich voll goldschimmernder Arabesken.

Von solcher Art nun wie jenes Laub und jene Blume sind auch die folgenden Blätter, nämlich anspruchslose Merkzeichen der Erinnerung an reizende Landschaften, welche man einst, — das Herz voll frischer Jugendlust, die Scheitel von tausend Hoffnungsrosen umduftet, — Arm in Arm mit dem Jugendgenossen oder Gastfreunde durchwanderte, an freie Bergesgipfel, auf denen man die ragenden Burgen, wie greise Hochwächter der Geschichte und Sage, weithin überschaute.

Wie durch's sonnige Thal sich der Strom in gefälliger Krümmung
Windet, und, wenn er dem Blick eben, der neckende, schwand,
Hinter dem Walde hervor dort plötzlich wieder dich grüsset,
Gleich als lenkte den Lauf Liebe ihm traulich zurück;
Also umschlinget dich auch der Erinnerung goldener Faden,
Den zum magischen Kreis leise die Liebe gewebt.

Giessen.

Seht, welch ein eigenthümlicher Zauber ist über die Landschaft ausgegossen, deren Mittelgrund die Stadt Giessen einnimmt, — der Zauber idyllischer Ruhe, unter deren lindem Odem sich das Herz so wohl und heiter fühlt, während das Auge mit Befriedigung auf der Schönheitslinie der Bergeshöhen ruht, welche den Horizont schliessen! Es war wohlgethan, dass ich den Spuren des Künstlers nachging, um einen Gesammtüberblick der Stadt zu gewinnen; — man geht nie irre, wenn man das Auge des Künstlers zum ästhetischen Kompass nimmt. Die Spur leitete mich in den Buschischen Garten vor der Stadt. Hier bin ich denn und kann mich über meinen Führer nicht beklagen. In der That: wenige Standpunkte in Giessens naher Umgebung eignen sich wie gerade der vom Buschischen Garten zu einer so vollkommenen Auffassung des Gesammtüberblickes der Stadt und der Landschaft zugleich, wobei die eine durch die andere gleichsam ergänzt wird. Da wechseln im Vordergrund die zierlichen Baumgruppen, bunten Blumenbeete und dunklen Lauben des geschmackvoll angelegten Gartens mit Gruppen fröhlicher Menschen, welche die nahe Stadt verlassen haben und sich nach des Tages Lasten am Anblick der lieblichen Natur erlaben, welche sie umgiebt. Und schweift mein Auge über diese Menschen und jene Blumen hinweg, so folgt es dem hellen Streifen der Strasse, der sich scharf hervorhebt aus dem saftigen Grün des Wiesengrundes, bis hin zur Stadt,

welche sich mir hier fast in ihrer ganzen Breite darstellt. Ein grüner Laubgürtel umschmiegt sie. Ueber ihre Dächer ragt der alte Thurm der Stadtkirche empor. Am äussersten Ende links (von meinem Standpunkt), wo sich die Heerstrasse von Frankfurt allmälig niedersenket, seh' ich auf dem Seltzerberg den spitzen Thurm der neuen katholischen Kirche und das jetzige Universitätsgebäude; es nimmt sich ja fast wie ein hohes stattliches Herrenhaus mit Thürmen und Zinnen aus; — am äussersten Ende rechts fesselt der alte Kanzleithurm mit seinem vieleckigen Oberbau meine Blicke. Im Hintergrunde, zu beiden Seiten des Thurmes der Stadtkirche erheben sich zwei Bergesgipfel — Vetzberg (links) und Gleiberg (rechts) —, beide — Burgruinen als Mauerkronen tragend; der breite Rücken des Dünsberges überwölbt sie im sanften Bogen. Rechts endlich schliesst sich an den Gleiberg die kahle Kuppe des Wettenbergs, dessen eigenthümlich abgestufte Vorberge ich von hier aus, wo einer den andern deckt, nur durch ein gutes Fernrohr erkennen kann. So vollendet sich das Landschaftsbild, anmuthig im Ganzen und reich an reizenden Einzelheiten, von deren einer der Blick zur andern eilt, um zur ersten wiederzukehren und mit Behagen darauf zu verweilen.

Das also ist die Musenstadt, von der ich in aller Weise so Vieles hörte, bevor ich sie endlich sah! Ich kenne so manchen ernsten Mann, der über Vielem, was er vom Leben lernte, das Lächeln verlernt zu haben scheint, — auf dessen Stirne in Faltenschrift eine lange Geschichte von holden Hoffnungsblüten, aus denen keine Frucht geworden ist, geschrieben steht. Auch so manchen Greis kenne ich, der, kinderlos in seiner einsamen Stube sitzend, sich dennoch des jungen frischen Lebens draussen in der Welt vor seinen Fenstern freut. Zuweilen kam das Gespräch, wenn ich den Einen oder den Andern sah, auf Giessen, wo sie studirt hatten. Wie wurde da dem vielgeprüften, ernsten Geschäftsmanne, wenn er von Giessen sprach, das trübe Auge viel heller, als wenn er irgend eine angenehme Neuigkeit erfahren hätte; die Falten auf seiner Stirne glätteten sich und ein ungewohntes Lächeln verschönerte und veredelte die starren Züge des bleichen Angesichts. Denn es war nicht jenes Lächeln, das Aushängeschild eines ironischen

Mitleids gegen sich selbst, womit man in reiferen Jahren Jugendthorheiten gleichsam zu entschuldigen sucht; es war das Lächeln der Pietät, das Lächeln einer Versöhnung, welche Vergangenheit und Gegenwart tief im Grunde der Seele feiern. Und sprach der Greis mit dem Silberhaar, dem die schönsten Blumen auf den Gräbern wachsen, sprach er von Giessen, so sah' ich wohl, wie eine Thräne an seinen Wimpern hing, eine Thräne der stillseligen Wehmuth, wie sie oft nach einem halben Jahrhundert noch aus dem unversiegten Brunnen der ersten Liebe zu Tage kommt. — Und es ist auch eine erste Liebe, die der Jüngling auf der Hochschule anknüpft und die wie ein leuchtender Faden in allen dunklen Irrgängen des ganzen Lebens ihn leiten soll. Mit dem vollen Feuer einer gesunden, unverdorbenen Seele tritt er aus dem stillen, engumfriedeten Familienkreise des Vaterhauses, welcher die brausende Gährung des jungen Herzens noch weniger fassen kann, als dieses selbst sich versteht, — kommt er aus der Schule, wo der fruchtbare Keim gepflegt wurde, welcher nun die klemme Hülle zu zersprengen, Wurzel zu fassen und sich in hundert Trieben, Aesten und Blüten am Licht der Sonne rasch auszuleben strebt. So betritt der Jüngling die Hochschule. Da ist es ihm zu Muth, als fühle er nun erst plötzlich festen Boden unter seinen Füssen, und doch ist es ein rein idealer Boden, worauf er wandelt; — und doch ist dieser ideale Boden auch wieder ein fester, für jene Herzen nämlich, die im Jugendalter auch wirklich jung sind; — leider sieht man so oft auch das Gegentheil! Und eben das Ideal wird des Jünglings erste Liebe. Wie eine Göttin, rein und im überirdischen Glanze zu ihm niederschwebend, tritt es aus Rosenwolken vor ihn hin, und alles, was die junge Brust bis jetzt so schmerzlich-wonnig durchtobte, der ganze Elementarkampf des Frühlings, den sie in sich nur fühlte, nicht begriff, — ordnet sich plötzlich zu bestimmten Bildern, scheidet sich in besondere Begriffe, und das junge Herz unterlegt, im rastlosen schöpferischen Drange, den Bildern jene Begriffe, es kleidet die Begriffe in jene Formen, es gibt ihnen jene Namen, wozu es den Antrieb entweder aus den Grundstoffen seiner eigenen Wesenheit oder aus der Richtung der ganzen Zeit empfängt oder aus dem ewig Schönsten aller

Zeiten, aller Völker. Diesem erscheint die erste Liebe als Freiheit, Jenem als Poësie, dem Dritten als Wissenschaft, — wehe Dem, dem sie blos als Nährerin erscheint. Doch, wem sie die reine, hehre Göttin ist, o wie reich schmückt sie Der mit dem ganzen Lenz seiner Jugend! Gleich einem fahrenden Ritter schwingt er sich auf das bäumende Ross, den Traum, und durchjaget die Welt nach allen vier Winden, um die Lieblingsfarbe seiner Dame auf allen Zinnen aufzustecken. Sein ganzes Leben rollt er wie einen Teppich vor ihren Füssen auf. Und so feurig, so verzehrend wie seine Liebe ist auch sein Hass; ihr seht freilich gar so oft nur die dunklen Rauchwolken aufwirbeln und würdiget die Opferglut nicht, welche diese erzeugte. Wer einen Blick in diese Welt der Jugendzeit gethan, der begreift wohl jenes Lächeln des Freudelosen, jene Thräne des Greises, — Beides, Lächeln und Thräne, hervorgerufen durch die Erinnerung, Beides vermittelt durch eine andre Welt, die zwischen einer solchen ersten Liebe und einer langsamen, kalten, lebenslangen Selbstentäusserung oder jenem Zeitpunkte liegt, wo man seine Jugend durch die leise lindernde Sühnkraft des Alters wiedergewinnt. Wie manches Andre, Verwandte knüpft sich noch so oft an die Zeit der Universitätsjahre! Zunächst jene einfache und unschuldige Liebe des Jünglings zur Jungfrau, jene Liebe, welche, entzündet oder gestanden in einem Augenblick der Begeisterung und Hingebung, sich wie ein fröhlicher Schiffbrüchiger nicht blos an den Mastbaum, nein an jeden Strohhalm der Hoffnung anklammert und aus jedem Thautropfen Nahrung saugt, — jene Liebe, die oft Jahre lang wie scheintodt im Sarge liegt und sich dann plötzlich beim ersten Sonnenstrahl wieder so mächtig aufrichtet, die mit so beschränkten Erfüllungen, dennoch so ehrenwerth bescheiden, so jugendlich frisch an den Treu- und Traualtar tritt, wie sie einst — »ihr' Sach' auf Nichts gestellt« — keck hinaussegeln wollte in die offne See. Lächelt nicht über solche Erfüllungen alter Studentenliebe! Es ist etwas Rührendes in dieser Zärtlichkeit des alten Jünglings und der gealterten Jungfrau, in diesem Verhältniss, dem die Zeit den Schmelz der sinnlichen Schönheit nur abgestreift hat, um der Seelenschönheit Platz zu machen, damit diese ihr Siegel auf die reine

Treue drücken kann. Und nicht dies allein! Lasst uns auch nach andern Seiten des Universitätslebens hinblicken, nach jenen schroffen eckigen Gestalten, die in den Gleisen des bürgerlichen Lebens ganz ungewöhnlich sind, und die unter der wunderlichen Schale des bemoosten Hauptes so viel Kern, so viel Biederkeit, bei oft so viel stiller langer Noth, verbergen, — ferner nach jenen edlen und reinen Männerfreundschaften, die sich, auch als eine erste Liebe, gleichfalls bei grauem Haare jung erhalten, — eine so ungefährliche geheime Verbindung — der Herzen nämlich — als Liebe ist, eine Art von Freimauerei, welche in der Folge zuweilen sogar die schroffen Standesunterschiede ausgleicht und den Staatsrath mit dem ärmlichen Magister gleichstellt.

Dies alles passt vorzugsweise auf die Hochschule in der Provinzialstadt, wo sie die hervorragende Hauptsache, wo sie gleichsam Mittelpunkt und Achse des Lebens ist, wo, wenn auch nicht ihre Selbstständigkeit, doch gewiss ihre Eigenthümlichkeit schärfer und bestimmter hervortreten kann, als in der Ebbe und Fluth der verschiedenartigsten Interessen, welche das Leben in der Residenz bewegen. In der Provinzialstadt erhält sich im Allgemeinen die feste Gliederung des akademischen Lebens; dieses durchdringt meistens das bürgerlich-gesellige und überträgt auf dasselbe seine besondre Färbung. Auch der reine und erhebende Genuss der Naturschönheit ist dem akademischen Bürger in der Provinzialstadt mehr erleichtert, als in der Residenz; denn meistens beherrscht jene eine reizende Umgebung, welche mit ihr ein harmonisches Ganze bildet. Dann hallet jeder kühle Wald, jede Felsenwand und jede Ruine vom Rundgesang der akademischen Jünglinge, und Gottes Natur ist der grosse Salon, wo es keines Thees und keines Opernenthusiasmus bedarf, um die Herzen zu erwärmen und das bürgerliche Leben mit dem akademischen zu verschmelzen.

Und eine solche günstige Lage zeichnet nun Giessen aus. Am linken Ufer der Lahn, in welche die Wieseck rinnt, liegt die Stadt in einer schönen fruchtbaren Ebene, von Wäldern und sanften Anhöhen in der Nähe umgeben, von Gebirgszügen in der Ferne umschlossen. Nähe und Ferne aber

geh'n ganz unmerklich ineinander über, und zu dem Interesse an den Reizen der Natur, — einem Interesse, welches durch die mannichfaltige Abwechselung von Höhen und Thälern, von Wald und Strom, durch die effectvollsten Gruppirungen der Hintergründe stets frisch und neu bleibt, — gesellt sich noch das historische Interesse für das Alter und die gewesene Bedeutsamkeit der umliegenden Schlösser, Kirchen und Ortschaften. Schon der Gesammtüberblick der Stadt vom Buschischen Garten aus lässt die Schönheit der Umgebungen ahnen. In ihrer vollen Pracht und Grossartigkeit aber soll ich diese vor mir entfaltet sehen, wenn ich den Seltzerberg besteige, und auf dessen Hochrücken meine Blicke die Runde machen lasse. So räth mir ein trefflicher Freund, und rasch befolge ich seinen Rath und nehme seinen Arm; wir steigen hinan. Unser Standpunkt ist einige Schritte vom Kreuzweg. Da liegt die Stadt mit ihren beiden Kirchthürmen tiefab zu unseren Füssen, nur das Universitätsgebäude raget mit seiner hellen Façade hoch und breit hervor. Gerade über demselben erheben sich unsere Blicke zu dem Wettenberg, den das Volk die »sieben Köppel« nennt; und es sind auch eigentlich sieben Hügel, welche sich schichtenartig übereinandergipfeln. Von den beiden höchsten Spitzen senkt sich rechts die Linie des Bergrückens hernieder. Wir verfolgen nun das Rundgemälde in der Richtung nach rechts. Am Fuss des Bergrückens, am rechten Ufer der Lahn, die im Silberglanze schimmert, liegt das Dorf Launsbach; die Thurmspitze der katholischen Kirche weist wie ein Zeiger gerade darauf hin. In der nächsten Schlucht liegt das uralte Pfarrdorf Wissmar. Nun schliesst sich an die Absenkung jenes Bergrückens ein aufsteigender anderer; von dessen beiden kahlen Gipfeln ist der erste breitere der Altenberg, der kleinere rechts nebenan der Lützelberg. Wo sich dieser Bergrücken in den Waldgrund niedersenkt, da öffnet sich ein reizendes Thal, zur andern Seite von einem bewaldeten Bergrücken geschlossen; aus diesem Thale eilt die Lahn von Marburg her, an Bellenhausen, Friedelshausen, Kirchberg und der Badenburg vorbei nach Launsbach und Giessen zu; den Hintergrund dieses Thales schliessen die blauen Berge, an welchen ich durch ein gutes

Fernrohr das Marburger Schloss erkennen kann. Gerade über dem Buschischen Garten sehe ich die Dörfer Wieseck und Altenbuseck. Nun bilden Waldparthieen den Vordergrund, auf dem sich mein Auge erholet, bevor es die Bergzüge wieder verfolgt. An dem dichtbewaldeten, hohen Berge gewahr ich hierauf Grossenbuseck und Rödchen; dann steigt der Giesser Wald mählig bis zu der Höhe hinan, auf welcher die wohlerhaltenen Gebäude der weiland Deutsch-Ordens-Kommende Schiffenberg thronen. Den Raum im Hintergrunde, wo er sich zwischen den Senkungen dieser Höhe und jenes Waldberges öffnet, füllen die blauen Spitzen des Vogelsberges in beinahe horizontaler Richtung. Ich habe mich indessen unvermerkt gewendet und sehe jetzt in der äussersten Ferne einen Höhenzug beginnen, dessen kahlen Saum der römische Pfahlgraben markirt, der sich nach Pohlgöns fortzieht. Auf dem höchsten Punkte steht das Pfarrdorf Grüningen, nicht weit davon stand einst das im 30jährigen Krieg erloschene Dorf Obersteinberg. Wo dieser Höhenzug sich zu senken scheint, steigt ein anderer aus dem Walde der Lindner Mark empor, und hinter dem Einschnitte, welchen Beide bilden, zeigt sich in der Ferne die Höhe bei Friedberg. Der Mittelgrund ist jetzt fortwährend Wald; im Hintergrund aber erhebt sich jetzt der Hausberg bei Butzbach, und scheint sich in dem langen und hohen Rücken des Hüttenberges, hinter welchem bei günstiger Beleuchtung die Spitze des Feldberges zu erkennen ist, fortzusetzen. Der nächste Gipfel dieses Zuges ist der Stoppelberg, an dessen Fuss in der Schlucht Münchholzhausen liegt. Ich sehe Lützellinden und Kleinlinden und in einiger Höhe das freundliche Dutenhofen. Nun gleitet der Gebirgsrücken allmälig in die Ebene hinab, welche er mit einem schmalen Vorsprung schliesst. Hier verlässt die Lahn das schöne breite Thal, in welches ich sie bei Launsbach eintreten sah, und wendet sich hinter jenem Vorsprung, um gen Wetzlar zu eilen. Längs der Oeffnung des Thales gruppiren sich jetzt die Gebirge des fernsten Hintergrundes zauberisch schön. Am rechten Lahnufer zeigen sich zunächst Dorlar und Atzbach, dahinter an dem hohen Bergrücken, dessen Umrisse scharf aus dem Horizont hervortreten,

im blauen Duft halb verschleiert Greifenstein. Vor diesem schiebt sich jetzt ein langer schöngeschwungener Gebirgszug, an dessen Fuss liegt, am rechten Ufer der Lahn und am Bieberbach das anmuthige Heuchelheim, da steht bei der Mühle die breitschattige Linde, unter der schon so manche Jugendfreundschaft geschlossen ward; die Heuchelheimer Mühle (ungefähr eine halbe Stunde von Giessen entfernt) ist das beliebte Ziel so mancher Ausflüge. Weiter oben in der Mittelhöhe zeigt sich mir Kinzenbach. Auf den Bergen, welche sich hinter diesem Augenpunkte des Mittelgrundes hinziehen, kann man Königsberg, und etwas weiter rechts drüber auf dem Saum des Gipfels Hohensolms gewahren. An diesen Gebirgszug schliesst sich nun der hohe mit dichtem Wald bewachsene Dünsberg. Vor diesem winkt mir der Vetzberg mit dem Vetzberger Hof. Dann in der Hochebene der weisse Hardthof und auf dem hohen Gipfel rechts die stattliche Ruine des Schlosses Gleiberg, die wie ein Luginsland auf Giessen herabblickt. Hinter dem Gleiberg ruhet mein Auge auf dem dunklen Crofdorfer Wald von der langen Rundschau aus. Diese ist jetzt abgeschlossen. An den Gleiberg reihet sich nämlich wieder der Wettenberg. — Es wäre schwierig für den Zeichner, das herrliche Panorama in seiner ganzen Grossartigkeit aufzunehmen und dabei alle jene lieblichen Einzelnheiten der Gebirgsgruppen getreu bemerkbar zu machen, welche bei jeder wechselnden Beleuchtung andere Formen zu gewinnen, sich bald enger aneinander zu schliessen, bald wieder schärfer zu sondern scheinen, — diesen köstlichen Wechsel von Fruchtfeldern, Wiesen, Wäldern und Höfen; die Wirklichkeit, welche sich bei jeder neuen Beschauung neue Ueberraschungen vorbehält, würde wohl auch die sorgfältigste Aufnahme des Zeichners selbst bei der möglichst besten Ausführung weit hinter sich lassen. Wie viel schwieriger aber gar, dieses Panorama durch Worte zu skizziren, ohne allzu ausführlich oder unverständlich zu werden! Die Skizze in Worten, welche ich eben versucht habe, sollte auch blos eine Nachhülfe der Erinnerung für Den sein, der sich selbst schon auf dem Standpunkt befand, welchen ich eben einnahm, und der, jetzt vielleicht manche hundert Meilen davon entfernt, sich

die Rundschau mit Geistesblicken erneuern will. Wer aber Giessen noch nicht kennt, mag sich dadurch vielleicht einen ungefähren Begriff verschaffen von dem reichen Kranze seiner näheren und ferneren Umgebungen, — einem Kranze, gewoben aus dunklem Waldesgrün und duftigem Bergesblau, die Schlösser und Thürme, im Abendroth glühend, schimmern wie Edelsteine darin, und die Lahn ist das Silberband, welches die beiden Enden des Kranzes schön verbindet.

Und nun folge ich dem Wege, der mich von dem Hochrücken des Seltzerberges zwischen wogenden Saatfeldern gegen die Frankfurter Heerstrasse zu führt, welche gerade nach der Stadt hineinweiset. Da steht an der Strasse die neue katholische Kirche, ein einfaches, schmuckloses Gebäude, welches man gut und gern eine Kapelle nennen könnte. Ihr gegenüber seh' ich auf der anderen Seite der Strasse die geräumigen Gebäulichkeiten der Universität, die Bibliothek, und das schöne Wohnhaus des Bibliothekars. In einem Seitenanbau befindet sich das chemische Laboratorium. Es ist gewiss eines der merkwürdigsten auf dem Kontinent. Wer kommt wohl nach Giessen, und versäumt, es zu besuchen? Wer? Nur Der, den von der Menschheit nichts interessirt als sein kleines »grosses Ich«. O man muss es sehn, dies Laboratorium, auch wenn man kein Chemiker ist. Der Gelehrte gehe hinein, wie der Studirende und der Gewerbbtreibende. Dies Laboratorium hat einen Ruf, welcher der ganzen Hochschule zu Gunsten kommt, — den Ruf des Mannes, dem es seine vollständige Einrichtung verdankt. Und tritt man nun hinein, wie ist da nichts mittelalterlich-Düstres, nichts, was uns an Fausts geheimnissvolle Studirstube erinnern könnte, »wo selbst das liebe Himmelslicht trüb durch gemalte Scheiben bricht.« Und doch waltet auch hier ein Zauberer, der die Schmerzens- und Zornworte des alten Magus: »Geheimnissvoll am lichten Tag lässt sich Natur des Schleiers nicht berauben«, diesen hingeworfenen geistigen Fehdehandschuh kühn aufgenommen hat. Was viele Worte: hier waltet Justus Liebig, dieser scharfe, unermüdliche, schöpferische Geist, dessen Verdienste um die ganze wissenschaftliche Gestaltung der organischen Chemie Frankreich und England anerkannt haben, und dessen anre-

gende Kraft Wissbegierige aus Calcutta und Mexiko um sich her versammelt. Licht, wie des Meisters Geist, ist sein Laboratorium; ich möchte sagen: es drückt gewissermassen den Charakter aus, welchen seine Wissenschaft in der neuesten Zeit — und zwar grösstentheils durch seine Beihülfe — endlich entfaltet hat. Ja, hier umtönet es mich leise, wie Geisterstimmen:

„Wie alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und strebt;
Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen
Und sich die goldnen Eimer reichen,
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all' das All durchklingen!"

Ich fühle hier tief die Wonne des Forschers nach vollbrachter Forschung, wenn ich ihm auch nicht folgen kann, — dies erhebende Gefühl: das Todte zu beleben durch die Kraft des freien Geistes, — eine ächte Herrscherwonne, wie sie so leicht kein Herrscher fühlt, lässt sich dem Forscher nachfühlen, der keine Autorität anerkennt, als die des ewigen Gesetzes und auch diese nur, weil er sie geprüft hat und probehaltig fand. Doch ich muss mich von dieser Stätte trennen, die ich nicht beschreiben, sondern deren Eindruck ich nur andeuten wollte.

Geschmackvolle und freundliche neue Gebäude zieren den Seltzerweg, welchen ich jetzt, in die Strasse links einbiegend, zur Seite lasse, um durch Gärten und Wiesen an's Ufer der Lahn zu eilen. Welch ein reich gesegneter Fruchtboden, wohin ich rings blicke! Von welcher üppigen Fülle strotzt die Vegetation! Es ist eine wahre Freude, diese Gärten zu betrachten, wo jeder Obstbaum ein kleiner offner Tempel scheint, dessen schlanke hölzerne Säulen die Stützen sind, auf denen die Zweige wie eine Kuppel ruhen, und wo Laub und Obst mannigfaltig-zierliche Kapitäle und reiche Festons bilden. Schade, dass die Blumen, diese sprachlosen und doch so sinnigen Jungfrauen, sich nicht auch in ihren Festkleidern zeigen, womit sie die mütterliche Erde hier so gerne ausstatten möchte, wenn auch der Mensch darauf Gewicht legte, wie zum Beispiel in dem nahen Wetzlar, wo Göthe's Jugendgeist

über den Blumen schwebt. Hier in den Gärten Giessens nehmen sich die Blumen einfach wie hübsche Landmädchen oder brave zierliche Bürgerstöchter zwischen den sorglich gepflegten Gemüsen aus; der praktische Hausmannssinn opfert das Schöne gern dem Nützlichen oder begnügt sich wenigstens, das Erstere von der Natur zu empfangen, während er das Letztere zu veredeln strebt. Dies gilt natürlich nur im Allgemeinen; denn in einzelnen Gärten reicher Besitzer empfängt uns Flora wie die elegante Dame vom Hause im reichsten Schmuck.

Und nun bin ich plötzlich bis vor das Neustädter oder Lahn-Thor gekommen. Dicht vor mir rauschet die Lahn, welche hier eine Fuhrt gestattet, weiter oberhalb derselben wölbt sich die alte und hohe steinerne Brücke. Ein Denkmal alter Zeit! Ich gönnte dieser Brücke gern ihr Dasein, wenn sie nur bequemer wäre, so dass man sie zu Wagen passiren könnte, — nämlich ohne Gefahr, dabei den Hals zu brechen. Vielleicht macht dieser fromme Wunsch Eindruck auf sie, und sie wird einmal über Nacht etwas humaner. So lang sie es aber nicht ist, gesteh' ich gern, dass ich sie lieber gar nicht sähe, sondern eine bequeme und solide neue statt ihrer. Es ist gewiss gar schön, das Alterthümliche zu ehren, aber es ist noch schöner, den Anforderungen der Gegenwart bereitwillig zu entsprechen; denn der Lebende hat doch wohl die nächsten Rechte! Der Fremde, der zum erstenmal hierher kommt, kann sich eines ironischen Lächelns wohl kaum erwehren, wenn er sieht, dass jedermann es vorzieht, mit der elegantesten Equipage — durch die Lahn zu fahren, statt über die Brücke, welche kaum hundert Schritte oberhalb der Fuhrt steht; und so ist die Lahn, statt von Schiffen, von Fuhrwerk aller Art belebt. Ueberhaupt erweckt der Anblick der Lahn allerlei andre Gedanken. Da fliesst sie an der gewerbfleissigen, wackren Stadt so traurig hin, als schäme sie sich, dass man sie bisher noch nicht gewürdigt hat, ihr befrachtete Schiffe anzuvertrauen, welche sie in den Rhein hinabtrüge. Und es ist doch etwas Eigenes um den Verkehr! Ein neuer Verbindungsweg, der ihm geöffnet wird, belebt gar schnell elf andere, und alle zwölf sind dann eben so viele Gäste, welche sich bei der Industrie zu Tisch einfinden und sie freundschaftlich nöthigen,

mehr aufzutragen, als bisher für den Hausbedarf grade ausreichte. Was gilt die Wette: jener fatale »dreizehnte« Tischgenosse, der vielleicht bis dahin der einzige war, nämlich Meister Stillstand, der so gern breit im Lehnstuhl sitzt, der so gesund aussieht und doch die Abzehrung in sich trägt, stirbt dann, wie irgend ein ominöser »Dreizehnter«, bevor ein Jahr vergeht. Hiermit will ich übrigens keineswegs sagen, dass der »Stillstand«, oder wie er seiner Charge nach wohl heissen sollte: der »Rückschritt«, gerade hier in Giessen zu treffen sei. Im Gegentheil: dieser traurige Schmarotzer, dieser Spassmacher nach der Leiche findet hier allzuviel Rührigkeit, als dass es ihm gefallen könnte. Allein, — wer kann uns denn dafür gutstehen, dass er sich hier nicht — aller möglichen polizeilichen Aufsicht zum Trotz — dennoch mit der Zeit einschmuggelte, wenn das naturgemässe Bedürfniss des hiesigen industriellen Bürgerthums: gleichen Schritt mit der Gegenwart zu halten, nicht befriedigt werden sollte? Giessen ist eine von den lebhaften Schlagadern der Provinz Oberhessen, deren Blutcirkulation nicht ins Stocken gerathen darf, ohne dass der ganze Organismus darunter leidet. Und unsre Zeit folgt bei solchen Fällen dem alten Grundsatz des Hippokrates: »Was die Arznei nicht heilt, heilt das Eisen.« Die Arznei ist die Schiffahrt, die Eisenbahnen sind das Eisen. Es ist, um wieder auf Giessen zurückzukommen, ganz unberechenbar, welche Vortheile Giessen gewänne, wenn es durch eine Eisenbahn mit dem Rhein einerseits und mit dem Norden anderseits als natürlicher Mittelpunkt in nähere Berührung gebracht würde. Ueberhaupt, wer hat die Vortheile der Eisenbahnen bis jetzt noch völlig richtig berechnet? Man rechnet meistens gar zu ausschliesslich nach Zahlen, ohne auch jenes Kapital in Anschlag zu bringen, dessen Zinsen, statt Jahren, oft blos Augenblicke bedürfen, um selbst zum Kapital zu werden und wieder Zinsen zu tragen. Doch, wie kam ich denn nur auf einmal mitten in diese Gedankenarabesken, wo sich eine Ranke aus der anderen entspinnt und neue Triebe ansetzt? Halt, ich vermuthe es. Mir war's, als hätt' ich dort durch die Zweige der Ufergebüsche eine Jungfrau in reizender Blässe gesehen; sie tauchte aus den Wellen empor und schlug einen

grünen nassen Schleier zurück; einen blauen Blumenkelch hielt sie in der Hand, und aus den goldnen Staubfäden wuchsen die Arabesken hervor; und ein leises Klingen zog drüber hin, ein melodisches Rauschen, wie ein Lied von ferner Zeit. Gewiss: das war die schöne Lahnnixe. Aber war Vergangenheit oder Zukunft der Inhalt des Liedes? O lasst mich lauschen und alles vergessen, was rings um mich ist.

So sass ich lange einsam auf einer Bank (denn mein Freund, der mich auf den Seltzerberg begleitet, war in die Stadt zurückgekehrt) und horchte; aber das leise Klingen wollte sich nicht wieder vernehmen lassen.

Und mittlerweile ist es Abend geworden, die Dämmerung webt ihre Schleier über das Landschaftsbild. Nur wenige Wandrer sind noch auf den Strassen und Feldwegen, der Landmann, der vom Acker ins Dorf kehret, der Landkrämer, der seinen bescheidnen Einkauf in der Stadt besorgt hat; — bald schwinden die dunklen Gestalten in den Schatten. Auch die Formen der Gebüsche am Ufer, welche noch vor kurzem so scharf hervorgetreten in der letzten Helle des Horizonts, verschwimmen jetzt in breite und undeutliche Massen. Da tritt der Mond aus den schweren Wolkenschichten hervor und grell beleuchtet sein bläulicher Schein den alten Thurm auf dem Gleiberg; in der gespenstigen Beleuchtung scheint mir dieser jetzt näher als am Tage. Schaurig still ist's rings um mich her; nur der gedämpfte Schall eines Studentengesanges dringt aus der Stadt herüber. Bald verstummet auch er und lauter wird jetzt das Rauschen der Wasser. Gewiss: das ist die Nixe hinter den Büschen. Sie hat jede Hülle abgelegt und wiegt sich auf den Wassern im Mondenstrahl und erzält von Geschicken alter Zeiten, die sie gesehen. Ich horche, was sie verkündet.

Wie die magischen Töne leise erklingen, verändert sich vor meinen Blicken das Bild der ganzen Landschaft. Ich sehe die Wasser frei und wild dahin rauschen, noch trägt der Strom kein Brückenjoch. Dichter Urwald bedecket die Höhen und die Ebene an beiden Ufern; unter den alten heiligen Bäumen aber streifen kühne Jäger umher, mit durchdringenden Blicken aus blauen Augen. Hier wandeln Jünglinge, ungeduldig nach

dem ersten Feindesleben; denn schon tragen sie den Bart und lange wallt ihr Haar, und die Sitte gebeut, ihnen Haupthaar und Bart wachsen zu lassen, bis sie einen Feind erlegt. Die Männer dort tragen eiserne Ringe, wie schmähliche Fesseln; aber sie haben sich diese selbst angethan, bis sie durch Feindesmord sich davon lösen. Hier schwächt das Alter die wilde Tapferkeit und die Freiheitslust nicht, die dem stämmigen Volk eigen sind, das den Frieden hasset, das das Feld nicht bauen mag, und das, hat es keinen Feind, mit dem gewaltigen Hochwild ringet. Es sind die Katten, die hier hausen. Hoch und schön, stolz und züchtig tritt die Jungfrau mit dem langen Goldhaar in der kriegerischen Männer Mitte; die Mutter hüllt ihr neugeborenes Kind nicht in warme weiche Decken, sie trägt es hinaus an die kalte Fluth und taucht es hinein und weiht ihm den Leib zu Kraft, das Herz zu Muth und Freiheitslust.

Horch: römischer Heeresruf schallt durch den Urwald. Nun kann sich die unzähmbare Tapferkeit mit erprobter Kriegskunst messen; nun gibt es Ringe zu lösen, nun Kinn und Stirn und Nacken in Feindesblut zu enthüllen. Denn die Freiheit der Katten ist in Gefahr; und schon hat der Römer den Pfahlgraben als einen Grenzwall seiner Herrschaft gezogen. Der Kampf entbrennt und für ferne Zeiten bleiben seine Spuren auf den Wahlplätzen; von Geschlecht zu Geschlecht geh'n die Namen Leichenau, Römerloch, Kattenfeld *) über. — Es ist nicht der einzige Kampf zwischen Katten und Römern; viele folgen und die Römer lernen der Katten Tapferkeit kennen. Aber auch gegen andere deutsche Stämme zieht das gewaltige Volk in den Streit aus; Siege und Verluste wechseln; und endlich schmilzt der Name der Katten in dem grossen Bund der Stämme ein, in dem gefürchteten Gesammtnamen: Franken.

Wie schwere Gewitterwolken, vom Sturm gepeitscht, am Himmel sich jagen, so auf Erden die Geschicke der Völker. Eine sternlose Nacht liegt lange über diesem Boden, und wie die dichten Nebel sich wieder erheben und zerstreuen, tritt

*) jetzt »Katzenfeld«.

(vom siebenten Jahrhundert an) allmählig der Namen Hessen hell hervor. Ein grosses Frankenreich hat sich aufgethan, von Königen beherrscht. Die deutschen Lande sind in Gaue getheilt, denen Grafen vorstehen, die Unterabtheilungen der Gaue heissen Centen und Marken. Die hiesige Gegend wird theils dem Niederlahngau, theils der Wetterau zugerechnet und christliche Glaubensboten durchziehen sie. Welch ein verändertes Bild der Landschaft! Das Christenthum hat sie gelichtet; es hat die uralten heiligen Eichen, unter denen die Väter ihren einfachen Naturgottesdienst hielten, gefällt. Auf der Höhe, die sich zur Fuhrt der Lahn herniederneigt, steht jetzt ein Dörflein, genannt Selters und ein Kirchlein, St. Peter zu Ehren geweiht, am jenseitigen rechten Ufer ein anderes Dörflein Croppach. Die Herren der Gegend sind aus dem Konradinisch-salischen Geschlecht; in kirchlicher Hinsicht gehört sie zur Trierschen Diözese, und zwar zum Archidiakonat Dietkirchen, zum Dekanat Wetzlar. Mittlerweile hat sich das Lehenswesen entwickelt, und mächtige Geschlechter breiten sich aus, und stattliche Burgen erheben sich auf den Bergesgipfeln zu Schutz und Trutz. Schon wächst dort auf dem Gleiberg aus Basaltquadern der Thurm heran. Von seinen Zinnen überschauen zwei Grafen aus Lothringen das schöne Land, das ihr Eigen ist; eine Erbtochter des fränkischen Herzogshauses brachte es an jenes Geschlecht. Und herrlich ist dieser Stamm der Grafen von Gleiberg; stolz stehen sie unter den Grossen des Reiches. Eine Tochter des Geschlechts, die Gräfin Klemenzia, stiftet in der Nähe das Kloster Schiffenberg, und nun schwindet immer mehr das Dunkel der Wälder und statt ihrer kommt immer mehr neuangerodetes Land hell an's Licht der Sonne. Noch heisst die Gegend blos das »Wiesecker Thal«, vom Wieseckflüsschen, das es durchrinnt. Da erbauet Graf Wilhelm von Gleiberg (gegen Ende des 12ten Jahrhunderts) diesseits der Lahn eine Burg zur Vorhut für die neuangelegten Dörfer und die Burg heisst fortan »zu den Giessen«. Seine Erbtochter Salome nennt sich (1197) »Gräfin von Giessen.« Durch ihre Vermälung mit Hugo von Eberstein erbt ihre Tochter Mathilde die Herrschaft Giessen als einen Theil der Grafschaft Gleiberg, und Mathildens Sohn von dem

Pfalzgrafen Rudolf von Tübingen so wie ihr Enkel sind fortwährend Herrn von Giessen. Der letztere, Ulrich Pfalzgraf von Tübingen, verkauft 1265 die Herrschaft Giessen an Heinrich das Kind, Landgrafen von Hessen, einen Enkel der heiligen Elisabeth und Sohn des Herzogs Heinrich II. von Brabant. Schon 15 Jahre vor diesem Verkauf kommt Giessen urkundlich als Stadt vor.

Zwar kann sich die Burg »zu den Giessen« an Umfang mit jener stattlichen älteren nicht messen, welche stolz und frei vom hohen Felsengipfel auf sie herabblickt. Aber so tief die Burg zu den Giessen in der Ebene liegt, — sie ist doch fest und sicher durch die Wasser; sie ist der Liebling der Nixe, die ihre Arme um sie breitet, um sie vor Gewalt zu schützen, und, käme ein Feind, so erhöbe sich die Nixe zürnend und riefe die Wasser der Ebene herbei, die ihr gehorchen. Sieh, wie die ausgesteckten Fähnlein auf den Zinnen wallen! Da kommt der Adel von seinen offnen Sitzen in der Nachbarschaft herbeigeritten, und bauet sich an neben der Burg und ziehet fröhlich ein, des guten Schutzes sich freuend, den er hier findet. Da wird so mancher Freie und Adelige ein Burgmann zu Giessen, und die Burgmänner richten mit Gottes Hilfe den Burgfrieden unter sich auf, zu ihrer Aller Ordnung, Gesetz, Heil und Ansehn weit und breit. Es sind bedeutende Dynasten unter diesen, so die Herrn von Buseck, von Merenberg, von Falkenstein, von Nordeck, von Cleen, von Weitholshausen, von Schwalbach, die Riedesel, die Schenk zu Schweinsberg. Sie haben erbliche Burglehen und sind die Schöffen und stellen den Schultheiss. Sie schützen die Stadt in der bösen Zeit der Fehden gegen jeden Feind. Dieser Schutz, welch ein köstliches Gut, lockt immer mehr fleissige Leute aus dem Volke herbei; und sie siedeln sich, weil innerhalb der Ringmauer kein Platz mehr ist, auch um dieselbe ausserhalb an. So wächst gegen die Lahn hin allmählig die Neustadt heran; immer kräftiger entfaltet sich dabei das edle, deutsche Bürgerthum. In der Stadt Giessen aber erhebt sich eine Kapelle, dem heiligen Pankratius und der heiligen Maria geweiht, noch immer abhängig von der alten Mutterkirche zu St. Peter in Selters. Landgraf Otto

stellt (1325) alle Bürger, die ausserhalb der Ringmauer wohnen, an Rechten und Freibriefen mit jenen innerhalb der Ringmauern völlig gleich. Die Stadt führt den Buchstaben G von Silber, oben mit einer goldnen Krone geziert, im Wappen; in dem G aber steht ein rother Löwe mit schwarzen Flügeln, im blauen Felde.

Das junge Bürgerthum lässt seiner nicht spotten. Durch Mauern fest, ist es noch fester von Sinnesart; die Kraft und der Muth der Urväter, denen Mauern verhasst waren, hat sich im Bürgerthum erhalten und in neuer Weise erfreulich entfaltet; der uralt eingeborene Freisinn hat durch den Sinn für Ordnung und Gesetzlichkeit seine Weihe bekommen. Die Tüchtigkeit der Bürgerschaft von Giessen zeigt sich schon bald nach jener Anordnung des Landgrafen Otto. Er hatte langen Zwiespalt mit dem Kurfürsten Peter Aichspalter von Mainz. Dessen Nachfolger, Matthias, belagert, mit dem streitbaren Kurfürsten Balduin von Trier verbündet, 1327 das feste Giessen und erstürmt es nach mannhaftem Widerstand. Nun waltet das Kriegsvolk in der eroberten Stadt voll Uebermuth gar übel gegen Zucht und Recht. Aber die Bürger erdulden's nicht lang. Wenige Wochen vorbei; da schallt es in allen Gassen: »Waffen zur Hand!« und die Bürgerschwerter blitzen, die Uebermüthigen flieh'n; die Bürger aber übergeben die Stadt ihrem Landgrafen getreulich wieder. Sagt an: was gibt es Edleres im Staat als Bürgersinn? Was stützt Fürsten so sicher? Und was festigt so gut, wie Freiheit, die Kräfte zu üben, die sich in schlimmen Zeiten erprobten? Und immer stattlicher wächst die Bedeutung Giessens heran, wie die Landgrafen die Stadt mit Freibriefen begaben, so Heinrich, zubenannt der Eiserne (1367), so Hermann, zubenannt der Gelehrte (1400), und Wilhelm (1498). Kaiser Maximilian I. verleiht der Stadt (1497) einen freien Jahrmarkt auf 8 Tage. Auch die neue Richtung des Handelsweges wird für Giessen von grossem Einfluss. Die Verbindung zwischen dem deutschen Norden und Süden verfolgt den Zug über Giessen und Marburg. Die Heerstrasse bringt der Stadt Güter und Kaufleute; die engen krummen Gassen wimmeln von Menschen, und die Münze mit aller Herren Wappen rollt rascher von Hand zu Hand. Wohl-

habenheit hat stets auch auf das Zunehmen der politischen Bedeutung einer Stadt für's Land wichtigen Einfluss, denn sie dient dem Selbstgefühl als Pfeiler, wenn auch nicht als Fundament; dies bleibt stets die Gesinnung. Und die Gesinnung ist in Giessen eine unwandelbare Liebe zum Fürstenhause. In der verhängnissvollen Zeit der Irrungen zwischen den beiden Brüdern, dem Landgrafen Ludwig dem Freimüthigen und Heinrich III, steht die Stadt Giessen (1469) in der Reihe der Vermittler. Nach dem Tode des Landgrafen Wilhelm II. soll sie mit Kassel, Marburg und Eschwege dessen letzten Willen vollziehen; — Beweise der höheren Bedeutung, welche sie errungen hat, der achtunggebietenden Stellung, welche sie im Lande behauptet.

Was rauschen die Wasser plötzlich so mächtig? Das klingt wie Gesang von alten Helden, wie ein hohes Lied von deutscher Kraft und Herrlichkeit! Welche Zeit, o Nixe, sahst du so sonnig über dir aufgehen, dass du alle Töne der Freude so hell und voll austönen lässest?

Der Frühling kommt, mit Helm und Speere,
Ein leuchtend Schwerdt in seiner Hand;
Er zieht heran für deutsche Ehre,
Sein Ruf: Ein freies Vaterland!
Nicht länger soll in dumpfen Mauern
Des Volkes allgemeiner Hort,
Der Geist — als ein Gefangner trauern,
Nicht länger sei gebannt, o Wort!
Da spannt der Lenz den goldnen Bogen,
Die Pfeile fliegen weit und breit;
Und Fürsten kommen hergezogen
Zu ihm als ritterlich Geleit.
Sie reichen sich die starken Rechten,
Und freudig ruft ihr bester Held:
„Die Wahrheit treulich zu verfechten
Gilt mehr als alles Gut der Welt!“

Das sind die Grundklänge des hohen Liedes: Reformation, und stark hallt ein Fürstenname hindurch: der Name Philipps des Hochherzigen. Wie durchgreifend tritt seine markige Gestalt aus den zahlreichen Gruppen seiner Zeit in den Vordergrund, zur rechten Zeit handelnd, entscheidend, wo die

Andern bedenklich zögern, und durch Beharrlichkeit im Leiden doppelt ehrwürdig. Wie erhebt die unerschütterliche Treue der Hessen für ihn! Er verdient sie durch jene Treue, welche er selbst der höchsten Idee seiner Zeit auch noch im Kerker bewahrt. Er ist ein durch und durch deutscher Charakter, gross und bewusst als Fürst in jeder Epoche seines wechselvollen Lebens. Seine Worte in Worms zu Luther, — seine Worte in Augsburg zu Karl V., sein Streben, Luther und Zwingli zu versöhnen, seine kühne That für den Gastfreund Ulrich von Würtemberg, die Volksüberlieferung von jener Münzlegende: »besser Land' und Leut verloren, als einen falschen Eid geschworen«, sein Leben in der niederländischen Haft; — welche Blüten für einen Kranz! Noch heute strömt ihr Duft Begeisterung.

In welcher völlig veränderten Gestalt zeigt sich nun das Bild Giessens zur Zeit Philipps des Hochherzigen! Vier Jahre, bevor er den evangelischen Gottesdienst in Marburg einführte und die Leiche seiner Ahnfrau, der heiligen Elisabeth, einer abergläubischen Verehrung entzog, — findet Luthers Reformation in Giessen Eingang (1535). Daniel Grieser ist dort der erste evangelisch-lutherische Prediger. Der Landgraf erfasste hohen Sinnes vorzugsweise in der Reformation ihr erhaltendes Prinzip. Wodurch ein erhaltendes? Durch Volksbildung, durch Volksveredlung. Dieses Prinzip, in Philipps Herzen festwurzelnd, trieb in der Stiftung der Universität Marburg eine der edelsten Blüten. Es wirkte heilsam auf das ganze Schulwesen; es brachte — durch Stiftung von Spitäler den — Leidenden, den Kranken und Hilflosen Trost und Linderung, und es befestigte das auf wechselseitiges Vertrauen begründete, innige Verhältniss zwischen dem Fürsten und dem Volke. Als Fürst, der es gewagt hatte, für die Behauptung einer Idee der ganzen Macht eines Karls V. gegenüberzutreten, sucht Philipp sein Land auch für alle Wechselfälle des Geschickes zu schützen. Desshalb befestigt er die wichtigsten Orte Hessens mit Einsicht, Sorgfalt und jener durchgreifenden Raschheit, die den entschiedenen Charakter bekundet. So wird auch Giessen in eine Festung verwandelt! Philipp beginnt das Werk 1530, und dabei entgeht seinem geübten Blick keine Gelegenheit des

Orten; die Häuser wie auch die Peterskirche im alten Dorfe Selters werden niedergerissen, damit die neue Festung keinen haltbaren Ort in der Nachbarschaft habe. Und, wie der klare, kräftige Geist es gewollt und angeordnet, so wird das Werk vollbracht; nach Verlauf von vier Jahren stehen die Werke festgemauert, die Wälle, die tiefen Gräben fertig zu Schutz und Trutz. Aber nur wenige Jahre vergehen, da bricht das Unglück über die Protestanten herein; da lässt Kaiser Karl V. den Landgrafen, diese starke rüstige Rechte des Protestantismus, in Haft halten und die hessischen Festungen schleifen. Dieses Schicksal muss auch Giessen (1547) theilen und der Graf von Solms, als kaiserlicher Kommissär, entledigt sich mit grossem Diensteifer des ihm gewordenen Auftrages, die Befestigungswerke Giessens zu zerstören. Wie aber Philipp in Folge des Passauer Vertrages von 1552 nach fünfjähriger harter, oft unerträglicher Haft in sein Land wiederkehret, da greift der vielgeprüfte Fürst, ungebeugten Sinnes, den alten Plan wieder auf, und beginnt (1560) den Bau der Festungswerke Giessens auf's neue. Wie viel Treue, wie viel Aufopferung des Volkes liegt innerhalb des Kreises, der jene »Kustodie« des Landgrafen umschliesst! Und wie viel ächt fürstliche Gesinnung liegt wieder in seinem Testament bewahrt, in den Ermahnungen an seine Söhne: dem evangelischen Glauben, dem Recht und sich selber treu zu bleiben!

Durch die Landestheilung Hessens nach Philipps Tode (1567) steht nun das Oberfürstenthum Hessen mit Giessen unter dessen siebentem Sohn, dem Landgrafen **Ludwig IV. von Hessen-Marburg.** Dieser erbaut in Giessen ein fürstliches **Schloss** und überweist die **alte Burg** dem Stadthauptmann zur Wohnung; er baut ferner die **steinerne Brücke** über die Lahn und (1586) das geräumige **Zeughaus** mit seinen vielen hohen Giebeln, ein treues Denkmal des verfallenden Geschmackes in jener Zeit. Da stehen die metallenen Geschütze mit ihren drohenden Umschriften, da prangen in zierlicher Ordnung die Schwerter und Hellebarden und, wie in Schlachtreih gestellt, blitzen die reichen Rüstungen. Er sorgt für die Verbesserung der Festungswerke, wie die von Petrus Paganus verfasste Inschrift auf dem Selzer Thore besagte:

„Captus erat princeps non Marte sed arte Philippus,
Cum bene munitum destrueretur opus.
Nominis hoc patrii Ludovicus amore refecit
Anno bis septem lustra sequente novo.
Principe dignus honos, patriae sarcire ruinas,
A quibus Hassiacos, Christe, tuere polos.

Und als Ludwig IV. (1604) stirbt (mit ihm erlischt auch seine Linie), erwächst gar bald eine bedauerliche Spannung zwischen den Gliedern des fürstlichen Hauses. Zwar hat Ludwig IV. in seinem letzten Willen verordnet: »Marburg soll eine Gesamtuniversität, so wie das stattliche Zeughaus in Giessen mit seinem reichen Kriegsbedarf unzertrennt, der evangelisch-lutherische Glaube bei allen Nachfolgern aufrecht bleiben und endlich das Testament selber in voller Kraft.« Aber alle diese Satzungen vermögen den Unfrieden zwischen den Linien Darmstadt und Kassel nicht zu ersticken. Endlich wird ein Austragsgericht, um den Zwist zu schlichten, bestellt, und dies entscheidet also: »der Kasselschen Linie soll die Universität Marburg, der Darmstädtischen die Festung Giessen mit dem Zeughaus verbleiben.« Aber auch damit ist die Irrung noch nicht ausgeglichen. Sie nimmt vielmehr zu, als Landgraf Moritz von Hessen-Kassel die reformirte Glaubenslehre in Marburg einführen will, und zwar mit Gewalt, — das schlechteste Mittel, um religiöse Ueberzeugungen zu begründen. Welche Beziehung hat dies für Giessen? Es scheint: keine; und dennoch ist's eine wichtige, in einer Zeit, wo eine religiöse Form noch so vielen Brennstoff in sich trägt. Landgraf Ludwig V. von Hessen-Darmstadt nimmt nämlich die lutherisch-gesinnten Theologen und Professoren von Marburg, welche sich weigern, die sogenannten Verbesserungspunkte des Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel zu unterschreiben und deshalb flüchtigen Fusses aus Marburg fortziehen, mit offnen Armen in seinem Lande auf. Er stiftet nach Uebereinkunft mit seinen Landständen 1605 in Giessen ein »*gymnasium illustre*« und ein »*paedagogium trilingue*«. Erster Rektor des Gymnasiums ist Johann Winkelmann. Aber damit ist der eifrige Landgraf Ludwig V. nicht zufrieden. Eine Hochschule soll sich in

seinem Lande, soll sich in Giessen erheben; deshalb reiset er selber zum Kaiser Rudolf II. nach Prag und ruhet nicht und sparet kein Geld, bis er am 19ten Mai 1607 dessen Bestätigung und Freibriefe dafür erhält. Inzwischen wird unterm Schall von Pauken und Trompeten am 25. August desselben Jahre der Grundstein zum Kolleggebäude gelegt und am 5ten Oktober findet die feierliche Einweihung der neuen Hochschule im Rathhaussaale statt. Der Landgraf selbst eröffnet sie mit einer Rede, sein Kanzler verliest die kaiserlichen Privilegien, und als Symbole derselben werden der Hochschule zwei silberne Scepter mit goldenem Zierrath überreicht. Hierauf ruft der Landgraf den Doktor Antoni zum Rektor und Kanzler der Universität aus, dann werden 28 Kandidaten mit der Magisterwürde und dem Bakkalaureat bekleitet und eine religiöse Handlung in der Stadtkirche, wobei die Scepter eingesegnet werden, beschliesst die Feierlichkeit. Die neue Universität wird reich begabt und die Studenten erhalten grosse Vergünstigungen. 1609 schenkt der Landgraf einen Theil des Burggartens hinter dem Kolleggebäude, welcher zum botanischen Garten eingerichtet wird. So erlangt Giessen, zuerst Burg, dann Stadt, hierauf Festung, jetzt eine höhere geistige Bedeutung; und die Hochschule erhält ihren Sitz unter den Landständen auf der Prälatenbank. Kräftig blühet die junge Universität durch den Eifer ihrer Lehrer, und unter den Jünglingen, welche heraneilen, sind selbst Fürstensöhne. Doch gar bald entspinnen sich hinwieder auch schon theologische Streitigkeiten, die jedoch in den Hintergrund treten gegen die wichtigeren zwischen Hessen-Kassel und Darmstadt und gegen die Gefahren des 30jährigen Krieges. Im Jahre 1621 streift Herzog Christian von Braunschweig mit seinen wilden Schaaren durch's Hessenland. Giessen ist mit einer Belagerung bedroht und schon wollen manche Studenten die Universität verlassen; aber der Rektor Winkelmann ruft sie auf, sich in Waffen zu üben, und sie schaaren sich unter einer Fahne, welche die Inschrift führt: *„Literis et armis ad utrumque parati!“* Indessen: die gefürchtete Gefahr geht vorüber. Bald darauf kommt das Glück der kaiserlichen Waffen der Linie Hessen-Darmstadt zu statten und durch einen kaiserlichen Spruch

erhält Landgraf Georg II. das gesammte Oberfürstenthum mit Marburg. Da verlegt er die Universität Giessen 1625 nach Marburg und vereinigt sie mit der dortigen. Dort bleibt sie mit geringer Unterbrechung (1634) bis 1650. Erst in diesem Jahre wird ein Vergleich zu Stande gebracht, die Hessen-Darmstädtische Hochschule von Marburg wieder nach Giessen verlegt und die Hessen-Kasselsche Hochschule (unter dem Landgrafen Wilhelm VI.) in Marburg wieder hergestellt. Während jener Zeit (von 1631—1645) hält Landgraf Georg II. von Hessen-Darmstadt seinen Hofsitz in dem wohlbefestigten Giessen, um während der argen Kriegsläufte sicher zu sein. Da wohnt er, unangefochten von allen Wechselfällen des dreissigjährigen Krieges, im Kolleggebäude und wandelt, wenn er sich den Regierungsgeschäften widmen will, über die schwebende Brücke, welche das Kanzleigebäude mit jenem verbindet. Einige Zeit war man unschlüssig gewesen, an welchen Ort die Hessen-Darmstädtische Hochschule zu versetzen sei, ob nach Darmstadt, der Residenz, oder nach Alsfeld oder Grünberg. Und als man sich endlich für Giessen entscheidet, da gibt diese Stadt der Hochschule durch allerlei nicht unbedeutende Zugeständnisse und Bewilligungen ihre Dankbarkeit zu erkennen; sie begreift gar wohl die Wichtigkeit, welche ihr der Musensitz verleiht. Die Universität erhält bei ihrer Todtheilung mit Marburg den silbernen mit goldnen Zierrathen versehenen Scepter mit dem Reichsadler, dem Bilde Karls V. und der Inschrift:

„Carole quinte, vale, tu sceptra scholamque dedisti;
Benipotens patrias ego fundo Philippus Athenas“

und prachtvoll ist das Fest der Wiedereinführung in Giessen. Im ganzen Lande wird für ihr Aufblühen gebetet, die Prinzen des Hauses, der Adel, die ganze Geistlichkeit und alle Magistrate des Oberfürstenthums erscheinen dabei im feierlichen Zuge. Von jener Zeit an wird es immer mehr Sitte, dass die Prinzen von Hessen die Würde eines *Rector magnificus* an der Universtät Giessen bekleiden. Der Einfluss, welchen die warme Liebe der Fürsten für die Hochschule auf die ganze Physiognomie der Stadt äussert, ist von Jahr zu Jahr deut-

licher zu erkennen. Der nahe Wald heisst jetzt der »Philosophenwald«; die Sümpfe vor dem Selzerthor werden (vom Jahr 1652 an) ausgetrocknet. 1622 wird ein Ballhaus erbaut, dies aber 1658 in eine Burgkirche umgewandelt. Der Befestigung, welche Landgraf Georg II. durch Anlegung von Ravelins und Aussenwerken verstärkt hatte, schenkt auch Ludwig VI. besondere Aufmerksamkeit. Der Wall ist ziemlich hoch und sehr breit, mit den herrlichsten Obstbäumen rings herum, aussenwärts am breiten und tiefen Graben mit einem grünen Hag umgeben und ein Arm der Lahn fliesst unter den Wällen mitten durch die Stadt.

Im Jahre 1707 wird das erste Jubiläum der Hochschule mit grossem Prunk begangen. Der Landgraf Ernst Ludwig selbst entwirft das Programm der Feierlichkeiten, der Erbprinz Ludwig (VIII.) ist *Rector magnificus*, Prinz Franz Ernst führt ihn an der Spitze der berittenen Studenten unter Kanonendonner in die Stadt ein. Während des Tedeums donnern die Kanonen auf den Wällen und das Militär gibt Salven, ebenso während des Banketts bei jedem Trinkspruch. Das ist am 18. Oktober. Am folgenden Tage werden 23 Doktorpromotionen vorgenommen, am dritten Tage 20, und Vorträge gehalten in lateinischer, griechischer, hebräischer, chaldäischer, arabischer und äthiopischer Sprache. Am 4ten Tage beschliesst eine Disputation, eine Abschiedsaudienz und eine Fackelmusik die Feierlichkeiten des Jubiläums, zu dessen Andenken acht Medaillen geprägt werden.

Und das achtzehnte Jahrhundert macht dieser Jubilar-Einleitung alle Ehre; die Universität hat bedeutende Namen von Professoren aller Fächer und eine grosse, steigende Frequenz der Studirenden aufzuweisen. Anderseits aber wird die Stadt von den Wechselfällen des siebenjährigen Krieges erreicht und 1759 den Franzosen übergeben, welche sie bis 1763 besetzt halten.

Gegen Ende des Jahrhunderts aber höre ich wieder ein gewaltiges Rauschen, doch wilder als jenes, in welchem ich das hohe Lied von deutscher Kraft und Herrlichkeit erkannte. Die Farben der französischen Republik schimmern um Giessen und Bajonette schreiben Gesetze vor. Es ist das Jahr 1796.

Giessen fällt in die Hand der Franzosen und hat durch Requisitionen manches zu leiden. Da bewährt die Wissenschaft ihre weltversöhnende Zauberkraft. Mitten im Sturm des Krieges, welcher sonst selbst die Kirchen nicht verschonet, bleibt die Hochschule eine heilige Freistätte und erzwingt sich Achtung von Feldherrn, welche blos das traurige Recht der Gewalt zu achten angewiesen sind. So gebietet Hoche, so gebietet Bernadotte in Giessen dem zügellosen Ungestüm: »Halt!« Und siehe, trotz aller stürmischen Forderungen des Augenblicks, trotz aller Bedürfnisse eines Heeres, welches im Feindeslande steht, bei allen Zugeständnissen freilich, welche der Bürger der hereinbrechenden Uebergewalt machen muss, herrscht strenge Ordnung in allen Strassen, bleibt der Eigenthümer geschützt, bleibt die Wissenschaft unangetastet in ihrem stillen, friedlichen aber ewigen Wirken. O es ist etwas Grosses um diesen Zauber, der die entfesselte Leidenschaft zähmt, der das starre Kommando des Feldherrn als Diener der unsichtbaren höheren Macht behandelt, der das Eigenthum, die Freiheit, das Leben unter deren Schutz stellt. Ein gerechter Entgelt, dass die Hochschule Bernadotte, ihrem Beschützer in sturmvoller Zeit, eine akademische Würde verleiht! Ueberhaupt hat die Stadt dem klugen und umsichtigen Benehmen der Professoren damals viel zu verdanken. Am elften September rücken endlich die Kaiserlichen in die Stadt ein; aber deren Bedrängniss ist dadurch keineswegs vorbei, vielmehr noch vergrössert. Und als sie endlich nach kurzer Zeit überstanden ist, bluten die Wunden noch lange fort, welche der Krieg dem Bürgerthum geschlagen hat. Unter solchen Umständen denkt man im Jahre 1807 an keine zweite Säkularfeier.

Bei allem Wechsel der Geschicke aber bleibt Giessen fort und fort dem Fürstenhause treu, und behält die Hochschule ihren Charakter als Landesuniversität, auch in dem neuen Grossherzogthum Hessen (seit 1806).

Immer gespannter wird jetzt meine Erwartung auf die Entwicklung der neueren Geschicke. Ach, die Geschichte verwöhnt unsere Phantasie; wir sind, möcht' ich sagen, ungeduldig nicht blos nach vorwärts, sondern auch nach rückwärts,

und möchten auch für die Zeit, die wir selbst kaum verlebten, schon so gerne den poetischen Zauber der Ferne antipiciren. Leise und den Blicken unmerkbar verwachsen die neueren Geschicke Giessens mit denen der Universität und auch diese greifen grösstentheils fördernd, zum Theil aber auch hemmend, mehr nach innen ein, als sie sich nach aussen zu wahrnehmen lassen. Es vermehren sich die Subsistenzen, die Hülfsmittel, die Institute der Hochschule, während anderseits auch die Fortschritte der Intelligenz (— oder besser: der Humanität, denn diese umfasst ja die Intelligenz, wie sie sie durchdringt und ihr höhere Bedeutung gibt —) einen solchen Zuwachs bedingen, ja vielleicht einen noch grösseren gebieterisch verlangen. Die Sammlungen der Hochschule wachsen an durch Schenkungen oder Ankäufe; so wird die Bibliothek, — schon früher bereichert durch jene des ehemaligen Kugelhauses zu Butzbach, so wie durch die May'sche und Koch'sche, — durch das grossartige Vermächtniss des Freiherrn von Senkenberg bedacht, bestehend aus einer Sammlung von Büchern und interessanten Handschriften (ungefähr 9000 Bände), einem Kapital von 10,000 Gulden, von dessen Zinsen der Gehalt des Bibliothekars bestritten werden soll, und einer freien Wohnung für denselben. Beachtenswerth sind die neuen Sammlungen physikalischer und chirurgischer Instrumente, anatomischer Präparate und das mineralogische, wie das zoologische Kabinet. Sodann erhält die Hochschule von dem Grossherzog Ludewig I den ehemaligen Amtsgarten, welcher in einen botanischen Garten verwandelt wird zum Geschenk, sie erhält eine verbesserte Einrichtung des anatomischen Theaters und der Sternwarte, ein Klinikum, ein chemisches Laboratorium. Sie übersiedelt (1821) in das grosse neue Gebäude auf dem Selzerberg, welches kurz vorher (von 1817 bis 1819) als Kaserne errichtet worden; wo Mars geherrscht, zieht jetzt Minerva ein. Ein philologisches Seminar, eine Gebäranstalt und eine Forstlehranstalt schliessen sich als wichtige Institute an das grosse akademische Ganze an. Diesem erweiterten Wirkungskreise, dieser Ausdehnung der Hülfsmittel entspricht denn auch die geistige Regsamkeit der Hochschule durch die Kräfte hochverdienter Lehrer, deren Namen ehrenvoll dastehen in allen Fächern der Wissenschaft.

Eine andre wichtige Veränderung neuerer Zeit betrifft den Organismus der Hochschule. Im Jahre 1808 wird die alte Universitätsgeschäftsführung umgewandelt, werden Administration und Disciplin getrennt, — die Administration einer Kommission, die Disciplin einem Disciplinargericht übergeben. Im Jahre 1822 begibt sich die Universität ihrer eigenen Gerichtsbarkeit und 1831 wird ein besonderer Universitätsrichter bestellt, welcher ausgedehnte Vollmachten und wichtig eingreifende Befugnisse erhält. In den ständischen Verhandlungen des hessischen Landtages von 1834 nimmt die Dotirung der Hochschule das allgemeine Interesse in Anspruch. Da werden verschiedene Stimmen laut und die Streitfrage darüber führt in beiden Kammern zu tiefer eindringenden Erörterungen über das ganze Wesen und die Wirksamkeit der Hochschule, so wie über ihre besondere Stellung als Landesuniversität, — Erörterungen, welche wohl verdienten, in einer besondern neueren Geschichte derselben vollständig aufgenommen zu werden; denn sie sind Schlaglichter des Geistes der neueren Zeit.

Und nun lasst sehen, wie sich die neueren Geschicke der Stadt neben jenen der Hochschule entfalten! Ein stilles, unscheinbares und doch so nachhaltiges Wirken und Schaffen belausche ich, nachdem der unheimliche Lärmen der Kriegsjahre verhallt ist, und mit wahrem Wohlbehagen blicke ich in das Innere des Bürgerlebens, wie es seiner höheren Lebensfrage immer klarer bewusst, die Kreise seiner Wirksamkeit immer mehr erweitert. In dreifacher Weise sehe ich diese schöne Vervollkommnung vorwärts schreiten, in jeder ohne Prunk, aber um so gediegener, und alle drei greifen so harmonisch ineinander, dass man sie sogleich als innigverwandte Erscheinungen einer und derselben innerlich wirkenden Kraft erkennt. Wie nenne ich sie? Es ist dieselbe, welche heutzutage über den Trümmern der alten Vorurtheile hinweg die Völker einander näher bringt, es ist das Bewusstsein, dass der Einzelne noch etwas Höheres als ein Einzelner, dass er ein Glied der grossen Menschheitsfamilie ist. Wo dies Bewusstsein heutzutage das Bürgerthum durchdringt, da muss Heil und Segen sein; denn es fordert zunächst die einzelne Kraft auf, sich zu regen, und es weist ihr in der grossen Familienverbindung, wie sie sich

auch in kleineren Kreisen abstufe, neben dem engeren Platz — den grösseren Gewinn. Jene drei Erscheinungen sind die Industrie, das Volksschulwesen und die Humanität. Am hellsten leuchtet mir die letztere ins Auge, am wärmsten ins Herz. Die Armenanstalt, das Bürgerhospital, die Plock'sche, Schott'sche und Todtenwart'sche Stiftung, vor allen die Armenschule, in welcher jedes Kind des Mittellosen bis zur Konfirmation Speise, Bekleidung und Unterricht erhält, — welcher grossartige Wirkungskreis für den Wohlthätigkeitssinn, — und welcher grossartige Wohlthätigkeitssinn (füge ich hinzu), der sich einen solchen Wirkungskreis liebevoll erschafft! Und wie schöner, wenn Industrie und Volksschulwesen, die ich beide unter dem höheren Begriffe der Humanität zusammenfasse, durch ihre heranreifenden Folgen, durch die geistige und moralische Bildung der Nachkommenschaft auch die Möglichkeit verschaffen, von früh auf durch eigene Kraft die Kluft zwischen Armuth und Wohlstand auszufüllen! Und wie verknüpfet das heilige Band der Menschenfreundlichkeit die geselligen Kreise immer enger und fester! Dies schöne Wirken zaubert über die Physiognomie des geselligen Lebens jene behagliche Heiterkeit hin, die mich von vornherein gewinnt; es ist jene wahre innere Zufriedenheit, die aus der Reinheit des Bewusstseins entspringt und mit ihrem reinen Abglanz Alles um sich her verschönert.

Und wie das Leben, so gewinnt auch die Stadt von Jahr zu Jahr ein helleres, freundlicheres Aeussere. Sie streift (von 1807 bis 1810) das alte steinerne Gewand mit den steifen Spitzen und Zacken der Aussenwerke und Wälle ab und schmückt sich dafür mit frischem Grün. Die düstren engen Festungsthore mit ihren Zugbrücken werden niedergerissen, und frei zieht jetzt Handel und Verkehr in die Stadt, frei die Wissenschaft, die ja Gemeingut der ganzen Menschheit ist, die sich unter keinem Schlagbaum, vor keiner Thorwache, wie überhaupt vor nichts Irdischem bücken soll. Nein, die Wissenschaft braucht keine Festungsmauern, ist sie doch selbst die feste Burg des Nationalgeistes! Wo sonst das Schilderhaus stand, wie eine ausgespreitzte hölzerne Livre, in welche der Soldat hineinschlüpfte, wo dieser sonst trotzig auf- und

niederwandelte, da steht jetzt der lachende Fruchtbaum und beut dir Gottessegen; statt der mit grünem edlem Rost überzogenen Kanonen auf den Wällen gibt jetzt der Lenz dort seine Allarmsignale, wenn die Gefangenen aus ihrer dunklen Haft hervorbrechen, — die grünen Halme aus der Muttererde. Und wie diese steinernen Fesseln zersprengt sind, weht rings umher eine reinere Luft. Des Menschen Fleiss wird nimmer müde, nachzuhelfen. Der Graben, einst so sumpfig, wird breiter und tiefer gezogen; die Wieseck muss ihren alten Weg verlassen, dem sie wie einem vielhundertjährigen Schlendrian nachging, und dem neuen folgen, welchen ihr der praktische Verstand vorzeichnet; eine zierliche neue Brücke wölbt sich über sie, und ihre Launen, denen sie sich vor Zeiten je zuweilen nach vollem Belieben überlassen konnte, haben jetzt nichts Gefährliches mehr. Kurz die Neuzeit hat gewissermassen die ganze physische Lage Giessens wesentlich modificirt; das heisst: das Erdreich von ehedem ist wohl noch dasselbe; aber die Sümpfe von ehedem sind verschwunden; sie und alle Uebel, die ihr blasses verstörtes Gefolge bildeten, haben der rothwangigen Gesundheit Platz gemacht.

Wie man doch eine Nacht wachend durchträumen kann! Ich träumte beim Rauschen der Wasser vom Wechsel der Geschicke, von veränderten Bildern der Stadt. Wie eines unmerklich in's andre überging! Und jetzt beleuchtet der Morgen schon die Wirklichkeit vor mir, die ganze freundliche Gegenwart. Schon seh' ich die Felder wieder von fleissigen Landleuten belebt; Wagen rasseln zum Thor heraus und die hessischen Bauernmädchen in ihrer malerischen Tracht, die der fleissige von der Embde auf seinen Genrebildern so gerne anbringt, eilen, die schwerbeladenen Körbe auf den Köpfen, hinein. Der Platz vor dem Thore wird zum Markt, der sich immer dichter und dichter füllt mit »schwerhinwandelndem Hornvieh« aller Art, wie es der Oekonom gezogen. Aus der Neustadt schallen die Taktschläge der Gewerbthätigkeit; der muntere Musensohn macht seinen Ritt, bevor er mit der Mappe unter dem Arm in die Kollegien eintritt, der Beamte seinen Morgenspaziergang um die Thore, bevor er seine Tagesarbeit im Büreau beginnt; in den Gärten wird der Eimer gewunden

und der Spaten gehandhabt; — eine reiche bunte Staffage des Landschaftsbildes!

Und nun trete ich durch das Neustädter- oder Lahn-Thor in die Stadt. Ich befinde mich in der Neustadt. Wie? diese engen Seitengassen, welche in die Hauptstrasse münden, ja die letztere selbst mit ihren Häusern, von denen die meisten ein durchaus alterthümliches Gepräge haben — und die Neustadt? Gewiss! Doch ich erinnere mich: es ist freilich schon etwas lange her, dass dieser Stadttheil den Namen »Neustadt« bekam. Je länger ich mich in Giessen umsehe, um so schärfer tritt der Gegensatz hervor zwischen den Neubauten an und vor den Thoren und dem Inneren der Stadt. Dort offne lichte Räumlichkeit, einfach aber zweckmässig und wohnlich, und vor allem heiter; — hier im Innern die unverwischten Reste alterthümlicher Lebensweise, hohe schmale Häuser und enge gewundene Gassen. Man möchte glauben: das Haus sei hier nicht des Menschen wegen erbaut worden, sondern habe vor ihm schon dagestanden und der Mensch sich in alle wunderlichen Capricen des Hauses fügen müssen; — wollte der Mensch hier hinein, so gebot ihm das Haus: »dort hinein!« wollte er ein geräumiges Zimmer, so konnte ihm das Haus statt dessen nur mit drei oder vier vieleckigen Kammern dienen, und bedurfte er eines stillen traulichen Kabinets, so erhielt er von dem eigensinnigen Hause einen ganzen Saal dafür. Das war nun einmal die Wunderlichkeit unserer Altvordern. Wenn wir heutzutage den Gemeingeist bestaunen, der es ihnen möglich machte, Riesenwerke für gottesdienstliche Zwecke zu erschaffen, wie wir sie nicht mehr zu Stande bringen, obwohl wir ihre Kenntnisse belauscht haben und unsere eigenen Kenntnisse sowie unsere heutigen Geldmittel noch dazuschiessen können, wenn wir ihre grossartigen Rathhäuser (z. B. in den Niederlanden) bewundern müssen, die unsre volle Ehrfurcht erwecken vor den alten, kunstreich in einander gegliederten Städteverfassungen, wenn wir ihre massiven hohen Gebäude für Waarenlager betrachten, der königlichen, ja oft wahrhaft kaiserlichen Kaufherren dabei gedenkend, welche noch in etwas Reellerem spekulirten als — Papier, — wie beschränkt und

unbequem erscheinen uns — durchschnittlich wenigstens — die meisten Privathäuser aus alter Zeit, mit ihren himmelhohen Giebeln, Dächern und Schornsteinen, mit ihren unsymmetrischen Fensterlagen, mit ihren dunklen Hausgängen und ihren halsbrecherischen Treppen. Und doch hat diese Erscheinung etwas Verwandtes mit jenen Eigenthümlichkeiten der alten deutschen Malerei, welche nichts weniger als deren Vorzüge sind. Es ist in dieser grossen Unbequemlichkeit der alten Privathäuser immer noch ein Eckchen Bequemlichkeit, etwa so gross wie ein Grossvaterstuhl, gerade recht für das Maas eines Menschen, und dieses Eckchen genügt dem Menschen eigentlich statt des ganzen Hauses. Eben so ist bei der altdeutschen Malerei selten das ganze Bild den Menschen volle Wahrheit, wohl aber ist es der Kopf oder der einzelne Finger, und diese Wahrheit im Detail ersetzte die Schönheit im Ganzen. Das Gleichniss hinkt, wie jedes; aber das demselben zu Grunde liegende Motiv lässt sich wohl nicht füglich abstreiten. Und hält man den Gedanken fest: »mein Haus ist meine Welt«, — so mag man wohl die Folgerung daran knüpfen: diese kleine Welt entsteht nicht auf einmal, sondern sie setzt sich erst nach und nach um einen bestimmten Mittelpunkt an; da wird hier zugegeben und dort — ungern etwas weggenommen, weil man das Alte ehrt und noch benützen zu können hofft, wär's auch nur als Rumpelkammer; behielt man ja doch das ganze heilige Reich auch als solche so lange bei! Anders bei Bauwerken, welche der religiöse oder bürgerliche Gemeingeist schuf; hier zeichnete die Bestimmung des Allumfassens zur gemeinsamen Theilnahme an den höchsten Interessen von vorneher den bestimmten Plan. — Es ist Schade, dass Giessen kein einziges öffentliches Gebäude von Bedeutung aus der Zeit des reinen deutschen Baustyls mehr besitzt; die Epoche des Stylverfalls in der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts und sofort herrscht noch vor. Und dennoch liegt eben darin auch wieder eine Eigenthümlichkeit, welche nur theilweise durch neue Gebäude unterbrochen wird.

Der Markt ist nicht allzugross; er gleicht mehr einer breiten unregelmässigen Strasse, in welche mehre Haupt- und Seitengassen einmünden, als einem öffentlichen Platze. Er

bietet nichts Merkwürdiges als das alte Rathhaus mit seiner Vorhalle und mit dem bunten Wappen der Stadt auf der Giebelwand. Um so hübscher sieht sich das frische Leben auf dem Markt an; wie das kernige Landvolk sich hier herum tummelt; wie die Hausfrauen emsig wählend zwischen den Reihen umherwandeln, hier eine Gruppe Studenten, dort rollende Wagen. Vom Markt ist's nicht weit zur Stadtkirche. Es ist nicht mehr die alte. Diese wurde 1809 abgebrochen (wie die Burgkirche), von der alten Stadtkirche steht nur noch der Thurm. Die neue, welche 1821 vollendet wurde und mehr Geld gekostet hat, als ihre architektonische Schönheit werth ist, sieht mich etwas nüchtern an; ich will nicht entscheiden, ob dieser Eindruck seinen Grund in ihrer Konstruktion oder in meiner Stimmung hat, denn mir stehen noch die grossen mittelalterlichen Kirchenbauten vor Augen, deren ich kürzlich gedachte; jedenfalls ist es nichts Neues unter der Sonne, dass neue Kirchen meistens entweder mit einem inneren organischen Fehler oder mit einem nichtssagenden Gesicht zur Welt kommen; man hat freilich auch Ausnahmen und es würde mich freuen, wenn ich die Giesser Stadtkirche zu diesen Ausnahmen zählen könnte.

Ich wende mich nun zum sogenannten »Brand«, einem Platze, der seinen Namen von einer Feuersbrunst erhielt, welche 1560 wohl über anderthalbhundert Gebäude vernichtet hatte. Dort steht das Schloss, dessen alterthümliche Formen unter der Modernisirung grösstentheils verschwunden sind; es heisst jetzt das Kanzleigebäude; nur noch das untere Mauerwerk und der Thurm, der sogenannte Kanzleithurm (oder »Heidenthurm«, weil einmal Zigeuner drin gefangen gehalten worden), gehören dem ersten Burgbau, also dem 12ten Jahrhundert an; doch bemerk' ich, dass auch der obere Theil des Thurmes neuer ist. In einem Theile des Gartens hinter dem Schlosse befindet sich das Accouchirhaus, dessen Bau 1809 begonnen und 1822 ganz vollendet wurde. Sodann zeigt sich uns am Brande das Zeughaus, welches der Landgraf Ludwig IV. von Marburg, der Sohn Philipps des Hochherzigen, 1586 erbaute. Bei diesem Gebäude imponirt zwar nicht der Styl, — welcher weder schön, noch grossartig, sondern blos

ausgeartet und überladen ist, — wohl aber der bedeutende Umfang und die Solidität. Das Innere des Zeughauses ist jetzt in verschiedene Abtheilungen gesondert, welche zu mannigfachen Zwecken dienen. Eine davon wird sogar als Schauspielsaal verwendet; wo hat ein Heldenspieler wohl einen so klassischen Boden unter seinen Füssen als hier? er vertritt die Stelle der alten Kanonen. Das ist eine ganz artige Ironie des Schicksals; — die Bretter, welche die Welt bedeuten, statt der Menschenvertilgungsapparate, welche sie einst beherrschten! Scherz bei Seite: hier war einst eine reiche Fülle von Kriegsherrlichkeit, und sie erhielt ihre höhere Bedeutung durch den begeisternden Gedanken: »für's Vaterland zu kämpfen und zu sterben!« Folgende Inschrift, welche uns Winkelmann aufbewahrte, stand auf einem Geschütz, wohl einer Feldschlange, wie das Wortspiel anzudeuten scheint:

»Herculeam supero coluber erroribus hydram
Martius et tuor principis arma mei.
Utere me Cattiae ductor Ludovice potentum,
Utere me contra quod fuit omne cadet!«

»Das sehr geräumliche und schöne Zeughaus, so mit vielen metallenen Kanonen, allerhand Gewehr, Waffen und anderen unzählbaren Kriegsrüstungen für viele tausend Mann wohlversehen und angefüllet ist;« so beschreibt es auch noch der Antiquarius des Lahnstroms, der so viel auf gute Treue nachgeschrieben. Er weiss uns auch noch Manches zu erzählen von der Länge und Breite des »kostbar erbauten Collegiums«, das »unten und oben mit sehr geräumlichen *Auditoriis* für alle Fakultäten versehen«, von dem Himmelsglobus, der im Herzen des Löwen das Bild des Landgrafen und in dem der Jungfrau jenes seiner Gemahlin enthielt, den Oktanten, Sextanten, Quadranten und »insonderheit dem schönen *Quadrans azimuthalis*«, welche Instrumente alle »der Landgraf Philipp« (nämlich Philipp von Butzbach, ein Bruder Ludwigs des Getreuen, gestorben 1643) »als ein fürtrefflicher Mathematicus und guter Astronomus selber verfertigt (manche unter Zurathziehung Kepplers) und der Universität Marburg verehrt«, von wo sie nach der Hand an die Universität Giessen gelangt sind;

der brave Antiquarius hat auch noch die schwebende Brücke gesehen, vermittelst deren man aus dem schönen *Collegio* in das alte Schloss gelangete. Von allem dem sind wenige Spuren mehr vorhanden. Die einst so bewunderten astronomischen Instrumente beachtet heutzutage niemand mehr; die schwebende Brücke ist im Jahr 1763 abgebrochen, die Kanonen, die »Kriegsrüstungen für viele tausend Mann«, die schönen alten Schwerter und die kunstreich gearbeiteten Harnische sind in schlimmen Zeiten verschleudert worden; nur wenige kärgliche Reste wurden in das sogenannte alte Museum zu Darmstadt gerettet, wohin auch ein metallenes Bild aus Giessens germanischer Zeit gewandert sein soll, welches man 1822 bei Erweiterung des Stadtgrabens fand *). So schwindet spurlos Das, was man einst für das wichtigste Vehikel der Fürstenmacht hielt. Doch was ist das für ein Verlust? Wird er nicht vollhältig aufgewogen durch die bessere Einsicht, die sich heutzutage festgestellt hat, und die schon jener Eberhard von Würtemberg in den Worten aussprach: »Ich kann im Schooss eines jeden Unterthans sicher schlafen«? Gewiss: es ruht sich nicht bloss weicher, sondern auch sichrer auf dem Vertrauen des Volkes als auf Kanonen, und in sofern lasst es uns nicht so sehr beklagen, dass das vermeintliche Palladium, auf dessen Untrennbarkeit Landgraf Ludwig IV. in seinem letzten Willen ein so grosses Gewicht legte, zersplittert worden ist. Immerhin ist und bleibt der »Brand« einer der interessantesten, wenn auch nicht der lebhaftesten Plätze in Giessen, wo man sich unter den schattigen Bäumen gar leicht in vergangene Zeiten zurückträumt und gerne deren Eigenthümlichkeiten sich vergegenwärtigt, ohne deshalb gegen die Gegenwart ungerecht zu sein. Das weiland Kollegg ebäude daselbst hatte die Bildnisse von 10 Landgrafen und von 112 Professoren aufzuweisen, und in dem unteren Stockwerke wurde der katholische Gottesdienst gehalten, zu welchem Behufe jetzt eine eigene Kirche erbaut worden ist. — In den »neuen Bäuen«, welche sich nicht weit vom Brand befinden, ist das Päda-

*) Vergl. Nebel's treffliche Geschichte der Universität Giessen (in Justi's Vorzeit 1828. S. 118.)

goggebäude; auch diese »neuen Bäue« sind nichts weniger als modern nach unseren Begriffen. Nahebei ist das Klubbgebäude mit seinem geschmackvollen neuen Bankett- und Tanzsaale, würdig, die schöne Welt zu vereinigen.

»Die schöne Welt!« Was ist die schöne Welt? Die ganze Welt an und für sich ist schön; der heitere Grieche drückte dies in dem einzigen Worte Kosmos aus und kannte die Kosmetik unserer Boudoirs noch nicht. Es gibt Herren und Damen mit grauem Haare, die unbedingt zur schönen Welt gehören, weil die Schönheit der Seele ihre Herzen jung erhält. Diese ist »die gesalbte Braut des Perserkönigs«, wie einer unserer edelsten Dichter (Heinrich von Kleist) sie so treffend bezeichnet, und der Abglanz ihrer innersten Wesenheit, dieser ewigklaren Sonne, verschönert die Aussenwelt ringsum sie her. Das Wesen der Seelenschönheit aber ist eins und dasselbe, ob es sich nun bei dem Kinde als Unschuld, bei der Jungfrau als hingebende Liebe, bei der Mutter als aufopfernde Liebe, beim Manne als vollendeter Charakter kund gebe. Sie ist die innere Musik des geselligen Lebens, jede Bewegung desselben geschieht nach dem Impuls, den es von dieser erhält und der so mächtig in uns fortbebet, wie der Hall der Glocken in unsern Nerven noch lange nachzittert, wenn wir den Thurm besteigen, wie uns dann die Luft selbst und das weite vor uns ausgebreitete Panorama noch von den Schwingungen zu pulsen und leise zu wogen scheint.

Die Schönheit bringt meine Gedanken auf den Schönheitssinn, und in diesem habe ich ein sehr bezeichnendes Merkmal der Giessser vor mir, so wie zugleich die geeignete Veranlassung, einige Züge zum Charakterbild derselben zu entwerfen. Ja, der Schönheitssinn ist hier in Giessen zu Hause, und er äussert sich in doppelter Weise, nämlich als warme Empfänglichkeit für die Reize der Natur und als rege Theilnahme für die Werke der Kunst. Aufwachsend in einer Landschaft voll der mannigfachsten Naturschönheiten, lernt der Giessser den Sinn dafür von früh auf ausbilden, und dieser verwächst ihm mit der Liebe zur Heimath. Und mit welcher Innigkeit hängt der Giessser an seiner Heimath! Sie ist sein Stolz und seine Freude und bleibt's auch in der Ferne. Dieser Empfäng-

lichkeit für Naturschönheiten entspricht nun bei ihm eine gleiche für die Werke der Kunst. Er theilt seine Liebe zwischen beiden und die Kunst kommt dabei nicht zu kurz. Hier lässt sich der geistige Einfluss nicht verkennen, der alle jene starren Unterscheidungslinien der Kasten verwischt, bei deren Betrachtung uns anderwärts oft das Auge schmerzt. Bürger, Beamte und Lehrer, als der bleibende Kern der Bevölkerung, wetteifern in der Liebe zur Kunst, welche das Leben veredelt und verschönt. Ich will nur ein Beispiel davon erzählen. Giessen liegt weit ausserhalb des Kreises, welchen die verbundenen rheinischen Kunstvereine geschlossen haben, und in Folge dieser Lage kann es an dem Turnus der Gemäldeausstellungen nicht füglich Theil nehmen. Gleichwohl sah ich im Jahre 1839 auf den während der Ausstellung in Darmstadt aufgelegten Unterzeichnungslisten plötzlich die Giesser in grosser Masse aufrücken — als neue Mitglieder des Darmstädter Vereins. Sie hatten keinen höheren Anspruch als auf die Verloosung und das Nietenblatt, und sie sprachen keinen anderen Wunsch aus als den bescheidenen: die zur Verloosung in Darmstadt angekauften Bilder für kurze Zeit zu sehen. Kurz, sie begaben sich von vorn herein des Vergnügens im Grossen, um einen Kunstzweck zu fördern. Man legt in der Regel auf solche Umstände kein Gewicht, aber man sollte es wohl thun, weil sich auch darin der in einer Stadt herrschende Geist kund gibt. Ich könnte noch mehre solcher Beispiele für den Kunstsinn in Giessen anführen. Brauche ich wohl noch erst zu erwähnen, dass die Musik dort ein willkommener Gast ist? Die Musik, welche — ganz abgesehen von der selbstständigen Würde der Kunst überhaupt —, eigentlich die »gesellige Kunst« *par excellence* genannt werden kann; die sich in der Familie nicht erst durch ihre vornehme Base »die Kritik« vorstellen zu lassen braucht, sondern ganz einfach in ihrer natürlichen Grazie eintritt und dadurch sogleich alle Herzen erwärmt, — nicht blos für sich selbst, sondern auch für diese untereinander!

Die Geselligkeit der Giesser beschränkt sich nicht etwa streng patrizisch auf die Familienglieder; nein, sie erweitert ihren Kreis zur Gastfreundlichkeit, um jeden Fremden darin

aufzunehmen. Da hat dieser nicht nöthig, vor allen Dingen seinen Stammbaum aufzurollen, oder sich durch ein Schock Empfehlungsbriefe gehörig zu legitimiren, auf dass man dem »Vorzeiger derselben allen gehörigen Vorschub leiste.« Auch ist die Gastlichkeit in Giessen nicht damit abgethan, dass man den Fremden zum Thee oder »auf einen Löffel Suppe« einladet, wobei die Hausfrau ihren Luxus an Silber, der Hausherr die Matadore seines Kellers und beide zusammen ihre ganze Selbstgefälligkeit zur Schau ausstellen, wie man dergleichen Dinge in grossen und reichen Handelsstädten wohl erleben kann, wo dir die Etikette jeden Bissen vergällt und wo deine Sehnsucht nach Beendigung der Mahlzeit grösser ist als dein Appetit vor Beginn derselben war. Das sind Schaugerichte, bei denen das Herz hungrig bleibt, und doch verdirbst du dir den Magen durch eitel Süssigkeiten; bei allen pikanten Saucen vermissest du die gute Hausmannswürze, ohne welche nicht blos die Gerichte, sondern auch die Gesellschaft fade schmecken, nämlich du vermissest die Herzlichkeit. Ganz anders in Giessen. Hier findest du mehr wahren Genuss bei weniger Prunk, weniger feine ausländische Weine als — gut vaterländische und doch auch feine Menschen. Hier steht der Begriff der Gastfreundschaft über dem niedrigen Maasstab der Abfütterung. Ein deutscher Handschlag eröffnet dir gleich von Anfang das ganze Verständniss dieses Begriffes. Man schenkt dir nicht blos eine Einladungskarte, nicht blos eine auf der Goldwage des Anstandes abgewogene Viertelstunde, sondern gleich — sich selbst, und über dies reiche Geschenk kannst du frei verfügen. Und das ist der sicherste Beweis der ächten Bildung, die so himmelhoch über der glatten und kalten Scheinbildung steht, wie Gottes warme Sonne über der Eisfläche, welche freilich auch glänzet. Die ächte Bildung wird immerhin stets die Formen achten, so wie es keine Wahrheit gibt, die nicht auch der schönen Form als Maas und Gränze, ja als Leib bedarf, um sinnlich erscheinen zu können; aber sie wird nie die Form über den Inhalt, die Erscheinungen über die Wesenheit setzen. Mit einem Wort: die ächte Bildung wird sich von der Konvenienz nie tyrannisch beherrschen lassen, sondern vielmehr diese zu sich erheben. Und

eine solche Bildung, auf Biederkeit gegründet, durch Herzlichkeit vollendet, könnt ihr in Gießen finden; sie athmet dieselbe frische Lebenslust im engen winterlichen Familienkreise, wie des Sommers auf freiem Bergesgipfel, wenn der helle Klang der Abendglocken von den Dörfern in der Runde sich in den vollen Chor der Menschenstimmen mischet.

Ja, es ist gut sein innerhalb deiner Mauern, unter deinen wackren Mauern, freundliche Musenstadt! Es ist erfreulich, in deinen engen alten Gassen das stille aber rüstige Schaffen und Streben des Gewerbfleisses zu belauschen und zugleich dies oder jenes Wort zu erhaschen, welches der verständige Bürger während der Arbeit oder Ruhe über Verhältnisse der Zeit ausspricht. Es ist interessant, der geistigen Entwickelung so unbemerkt den Puls zu fühlen.

Ich schliesse mit einem Hinblick auf die Frequenz der Hochschule vom Jahre 1840. Vierhundert und vier Studierende befanden sich von Ostern bis Michaelis in derselben, darunter dreihundert und neun Inländer, (nähmlich aus dem Grossherzogthum Hessen) und fünf und neunzig Ausländer, worunter neun und zwanzig gegen elf Inländer (ein bedeutendes Verhältniss!) sich der Pharmacie und Chemie widmeten, und ausser diesen besuchten ein ausländischer Professor und drei auswärtige Doktoren das chemische Laboratorium. Aus der ganzen summarischen Uebersicht ergibt sich das Verhältniss der Inländer zu den Ausländern 309 zu 95; ein Verhältniss, welches sich dadurch erklären lässt, dass die Inländer in Folge der letzten Grossherzogl. Ministerialverordnung (vom 25ten. Septbr. 1834) gehalten sind, die Landesuniversität zu frequentiren. — Das Amt eines „Grossherzogl. ausserordentlichen landesherrlichen Bevollmächtigten“ ist jetzt mit der Würde eines Kanzlers der Universität in einer Person vereinigt; die unabhängige und wichtig eingreifende Stellung des Universitätsrichters habe ich schon früher erwähnt. Der akademische Senat ist ein doppelter. Der ganze besteht aus dem Rektor (als Direktor) und aus dem Kanzler, dem Syndikus und sämmtlichen ordentlichen Professoren (als Mitgliedern); — der engere aus dem Rektor (als Direktor) und dem Kanzler, dem Syndikus und den Dekanen der fünf Fakultäten (als Mitgliedern). Die Imma-

trikulationskommision ist aus dem Rektor, dem Kanzler, dem Syndikus und dem Universitätsrichter zusammengesetzt. Das akademische Disciplinargericht besteht aus dem Rektor und theils ständigen, theils wechselnden Mitgliedern; ständige sind: der Kanzler, der Syndikus und der Universitätsrichter; wechselnde: ein Mitglied von jeder der fünf Fakultäten; in jedem Jahr tritt ein Fakultätsmitglied aus und der nachfolgende Professor in der Fakultät dafür ein. Die akademische Bibliothekskommission steht unter dem Direktorium des Kanzlers und hat den Rektor, den Kanzler und den ersten Bibliothekar zu ständigen, sodann je ein Mitglied aus den beiden theologischen, der juristischen und medizinischen Fakultät und zwei aus der philosophischen zu unständigen Mitgliedern. Die akademische Administrationskommission unter dem Direktorium des Kanzlers besteht aus dem Rektor, dem Kanzler, dem Syndikus, vier Professoren und dem Kanzleirath. Ich übergehe das Universitäts-Kanzlei- und Polizeipersonal und erwähne nur noch, dass seit 1830 neben der älteren evangelisch- theologischen Fakultät noch eine katholische besteht; der Vortritt zwischen beiden wechselt jährlich.

Folgende Institute und Sammlungen sind mit der Hochschule verbunden: 1) das philologische Seminar, 2) die vereinigte Universitäts- und Senkenbergische Bibliothek, mit deren höchst interessanten handschriftlichen Schätzen der erste Bibliothekar, Dr. Adrian, welcher das Münzkabinet und die Senkenbergische Bibliothek geordnet, das wissenschaftliche Publikum kürzlich bekannt gemacht hat, 3) das anatomische Theater 4) das akademische Hospital mit dem medizinischen und ophthalmischen und dem chirurgischen Klinikum, 5) das Entbindungsinstitut, 6) das chemische Laboratorium, 7) der botanische Garten, 8) die Sternwarte, 9) das physikalische Kabinet, 10) das mathematische Kabinet, 11) das technologische Kabinet, 12) das architektonische Kabinet, 13) das zoologische Kabinet, 14) das mineralogische Kabinet, 15) das pathologische Kabinet, 16) die Sammlung geburtshilflicher Instrumente, 17) die Sammlung der chirurgischen Instrumente, 18) das Kunst-, Münz- und Antiken-Kabinet, 19) der Marstall.

Gleiberg und Vetzberg.

Da stehst du ernst und blickst in's Thal hernieder,
Das wie ein holdes Kind sich dir zu Füßen schmiegt!
Die Freude sendet dir den Schall der schönsten Lieder; —
Er scheucht dir wohl das dunkle Raubgefieder,
Doch nicht den Trotz, der auf dir liegt!

Was sinnst du denn, du greiser Bergeswächter?
Vergang'ner Herrlichkeit? Und schmerzt es dich so tief,
Dass du noch stehen musst in alter ungeschwächter
Urkraft, da längst gewaltige Geschlechter
Die Mutter Erde zu sich rief?

Ein treuer Knecht sahst du vom edlen Stamme
Den Letzten in die Gruft mit Schild und Helm versenkt.
Wähnst du, du wehrtest ab, gleich einem Felsendamme,
Die neue Zeit, die herwogt, Strom und Flamme
Zugleich, und tödtend Leben schenkt?

Du wardst nicht müd', bist, Riese, nur verdrossen
Und denkst im alten Stolz: »Wie klein die Gegenwart!
Wo kriegerisches Volk einzog auf starken Rossen,
Jetzt wird das Thor dem Bürger nicht verschlossen,
Vor dem er einst umsonst geharrt!«

Ja frei und froh, so heben wir die Becher,
Und ebenbürtig zieh'n wir in das Schloss hinein;
Wir klingen wacker an mit goldnem Sorgenbrecher;
Es gilt der alten Zeit, ihr todten Zecher,
Wir bringen's ihr in altem Wein.

Wir ehren sie, da wir, der eignen Kräfte
Uns vollbewusst und froh, sie auch zu üben, stehn;
Wir fühlen noch in uns gesunder Ahnen Säfte
Und schaffen am begonnenen Geschäfte,
Dass Enkel es vollendet sehn.

»Was ist's?« Du fragest noch, o Greis von Steine,
O sähst du wie dies Thal — das ganze Vaterland! —
Wie hier durchs Thal der Strom, der klare, silbereine,
So winde sich um Hohe und Gemeine
Still des Vertrau'ns lebendig Band.

Dann wird der Mensch den Menschen höher achten
Als einst des Standes Schein; ein jeder Schein verbleicht; —
Dann adelt nur die Lieb' und stellt als ew'ge Wachten
Die Geister aus, die sich zum Opfer brachten
Und so der Menschheit Ziel erreicht.

Aber diese Antwort klingt ja wie eine Prophezeiung. Wohl wahr; doch welcher einzelne Mensch kann von sich sagen: »Jetzt habe ich mein Buch abgeschlossen und die Rechnung ist richtig?« Und um wie viel weniger ein ganzes Geschlecht! Immerhin; man sagt der Menschheit heutzutage keine blosse Artigkeit, wenn man ihr gesteht, dass sie ihren höchsten Zweck zu begreifen anfängt; aber man würde sie beleidigen, wenn man ihr zumuthen wollte, sie habe ihn schon erreicht. Sie wird, gerade wie der einzelne Mensch, so lange streben und ringen, als sie lebt. Und das Streben ist so schön! Oder nennen wir's lieber das Leben; denn das ist's ja doch eigentlich.

Zu solchen Betrachtungen kann uns eine Reliquie der Vergangenheit verleiten. Ich weiss nicht, was an jenen Betrachtungen Poetisches sein mag; diese Reliquie selbst ist es wenigstens gewiss. Hat ja doch der unbedeutendste Stein, der uns aus der Vergangenheit übrig blieb, eine goldene Ader der Poesie in sich. Und nun gar dieser Thurm auf dem Gleiberg, der uns noch obendrein durch Das imponirt, was dem Menschen so oft imponirt, durch seinen Trotz. Steht er nicht so keck und gewaltig da, als läse er uns, wie wir so lebensfreudig heranwandeln, schon den Tod auf der Stirne? O, er könnte uns sagen: »Ich sehe das Häuflein Staub zu meinen Füssen, das einst euer Ich war; — diesen ganzen Gliederbau,

diese funkelnden Blicke, diese nervigen Arme, diese hochathmenden Brüste, alles das, was ihr Kraft und Schönheit an euch nennt, kann euer Enkel zwischen zwei Fingern fassen. Nicht umsonst blickt er uns so ernst wie ein Prediger an, dieser steinerne Hochwächter, und doch — ich weiss nicht: seine Leichenpredigt hat durchaus nichts Abschreckendes für mich, obwohl ich sonst schon dem Gedanken an Leichen, wie erst gar den Leichen selbst, so weit ich kann, gern aus dem Wege gehe. Warum? der Verwandlungs-Prozess ist mir zu unästhetisch. Ist er vollendet, nun gut, dann mag ich mich mit den Ergebnissen wohl zu recht finden und einen tüchtigen Schädel ebenso liebgewinnen, wie einen lebendigen Freund, ja vielleicht noch lieber, da ich vom Schädel gewiss weiss, dass er mir die Wahrheit sagt. Ging es doch jenem berühmten Metaphysiker, dem Prinzen Hamlet von Dänemark, auch nicht besser! Theilt ihr diese Sympathie nicht, meine Freunde? O ich wälze feierlich alle Schuld auf den grauen Thurm dort. Was gilt die Wette: ein Zauberer hat ihn einst geweiht, und der alte Zauber dringt noch durch alle Fugen heraus, und weht um die Zinnen und verbreitet sich in weiten Kreisen ringsumher. Lockt er doch auch eben uns hinan! Und wir können nicht widerstreben. Wir kommen schon.

Wir haben die Lahnbrücke in der That glücklich überschritten und wandeln nun (auf preussischem Gebiete) querfeldein, bis wir unter Fruchtbäumen den Hohlweg hinansteigen, der uns zu dem alten Flecken Gleiberg führt. Da machen wir Rast in den Gartenanlagen des hochgelegenen Wirthschaftsgebäudes, wo sich die schöne Welt Giessens fast alltäglich einfindet, um die herrliche Aussicht zu geniessen. Ich löse mir dort ein Billet, welches zur Oeffnung des Schlossthurms erforderlich ist, und klimme nun zum Schlosse hinan.

Sei mir herzlich gegrüsst, liebe kleine Kapelle! Warum drückst du dich so bescheiden an den Bergeshang? Gottes Wort braucht doch wahrhaftig dem weltlichen Leben nicht so auszuweichen! Aber, wo es auch sei, man sucht es doch so gerne, wie das Kind seine Mutter in der Ecke.

Ich stehe jetzt im Burghofe. Vor mir erhebt sich nun der gewaltige runde Thurm, aus Basaltblöcken gefügt, und fussend

auf den Basaltsäulen des Berggipfels, und an ihn schliesst sich das Hauptgebäude der alten Burg, auch in seinen Ruinen noch stark und schön. Ob beide, Thurm und Hauptgebäude aus einer und derselben Zeit stammen, — wer vermag die Frage mit unumstösslicher Bestimmtheit zu beantworten? Ein hochachtbarer Forscher, Professor Nebel in Giessen, welchem man eine genaue Geschichte und Beschreibung des Schlosses Gleiberg*) verdankt, hält es für möglich, »dass der erste Bau und der noch stehende hohe Wartthurm aus den Zeiten der fränkischen Herzoge herrühren;« er will es aber auch nicht in Abrede stellen, »dass die Lothringischen Brüder Richwin und Siegfried, in der Mitte des 10ten Jahrhunderts, die Gründer einer Burg seien, von welcher aus sie das Lahnthal und einen grossen Theil ihres Gebietes überschauen konnten, und, dieses angenommen, stehe der runde Thurm nebst den Hauptmauern nun schon beinahe ein Jahrtausend.«

Jedenfalls war diese Burg einst eine grosse und stattliche **Hofburg**. Ich erinnere mich hier an Ort und Stelle lebhaft der trefflichen Arbeit **Leo's** über »Burgenbau und Burgeneinrichtung in Deutschland vom 11ten bis zum 14ten Jahrhundert,« **) und indem ich die Hauptmomente derselben mit der Einrichtung vor mir vergleiche, ergänzt mir die Phantasie raschgeschäftig alle Lücken, welche Feindeshand und der Arm der Zeit gebrochen haben. Eine Hofburg hatte zuvörderst eine Umgebung aus Mauerwerk oder Pfahlwerk, eine äusserste Umfassung, die »Zingeln«; zwischen diesen und der inneren Mauer befand sich der Zwinger, und aus diesem trat man in den von den Umfangsmauern und den Burggebäuden eingeschlossenen Burghof. Beide Mauern, die des Zwingers und der Zingeln, sind hier noch zu erkennen; um die letztere läuft die sogenannte »Stadtmauer« (welche jedoch erst nach 1331 errichtet worden ist) mit zwei Thoren, dem einen in der Richtung nach Crofdorf, dem andern in jener nach Heuchelheim zu. Unter den, den Burghof einschliessenden Gebäuden fehlen (nach Leo) zwei bei keiner grössern Burg, nämlich der »**Palas**« und

*) In P. Wigands Wetzlar'schen Beiträgen 1839.

**) In Raumers historischem Taschenbuch, 8ter Jahrgang, 1837.

den »Berchfrit«. Der Palas nämlich, in der Regel die eine Seite des Burghofes ein und war sowohl dem Gebrauch als auch dem Umfange nach das Hauptgebäude mit einem weithinschimmernden Dache, mit einem Halbsouterrain im unteren Stocke und der Thüre im oberen, zu welcher von aussen eine Treppe hinaufführte, war ein grosser Saal, an welchen sich zu beiden Seiten die kleineren Gemächer, die »Kemenaten« reihten; in den breiten Fensternischen des Palas hatten die Frauen ihre Ehrenplätze. Die Wände waren zuweilen mit Teppichen bekleidet, der Fussboden in der wonnigen Frühlingszeit mit duftigen Rosen bestreut. Die Kemenaten waren aber nicht etwa blos mit dem Palas verbunden, sondern auch mit den aus der Umfassungsmauern vorspringenden Thürmen, und die streng abgesonderte Wohnung der Frauen, »der Frouwen Heimliche,« wird »die Kemenate« schlechthin genannt. Hier auf dem Gleiberge sind die Grundmauern des stattlichen Palas noch gut zu erkennen; die Formen tragen das Gepräge jenes massiven Baustyls, den man den byzantinischen nennt, besonders auffallend sind die Reste zweier Gewölbe und Nischen, welche Nebel für die Ueberreste der kleinen Burgkapelle hält. Das »Berchfrit« war (nach Leo's Angabe) ein hoher emporragender Thurm, in welchem man durch Treppen in die Höhe stieg, der aber keinen Eingang gleicher Erde hatte, sondern ein Stockwerk hoch. So hatte auch der runde Thurm hier auf dem Gleiberg ursprünglich keine Pforte gleicher Erde. Die jetzige wurde durch die sieben Fuss dicke Mauer erst in neuester Zeit gebrochen, nachdem im Jahre 1838 eine Gesellschaft von Natur- und Alterthumsfreunden in Giessen für die Erhaltung dieses grossartigen Denkmals einer längst entschwundenen Zeit Sorge zu tragen beschlossen hatte. In ganz kurzer Frist kam eine beträchtliche Summe zusammen, welche König Friedrich Wilhelm III. von Preussen, auf dessen Gebiet der Gleiberg liegt, vervollständigte. Alsobald wurde nun rüstig Hand an's Werk gelegt, nach vorhergegangener genauer Berathung jene Pforte in den Thurm gebrochen, im Inneren desselben eine ebenso zweckmässig konstruirte als bequeme und gefahrlose, massive Holztreppe angelegt, die Zinne ummauert und mit einer Falthüre versehen. — Das »Berchfrit«. war

(bemerkt Leo weiter) in der Regel frei von anstossenden Gebäuden, an die Mauer angebaut und auf dem kühnsten Vorsprung des Burgraumes. Beides letztere trifft auch hier zu; in Bezug auf das erstere findet hier eine Ausnahme von jener Regel statt, wiewohl es möglich ist, dass der Thurm ursprünglich frei gestanden und die Mauer später daran gebaut worden. Hat doch die ganze Burg im Verlauf der Jahrhunderte und unter verschiedenen Besitzern so mancherlei Veränderungen und Anbauten erfahren! So zeigt auch, (wie Nebel bemerkt) der Burgzwinger Brustwehren mit Umgängen, eine Befestigungsweise, welche man erst im späteren Mittelalter findet; so liessen die Grafen von Nassau, seit dem 14ten Jahrhundert Besitzer der Herrschaft und der Burg, ein neues Schlossgebäude aufführen, dessen Küche noch ziemlich erhalten ist. Und da die Burg bis in die Zeiten des dreissigjährigen Krieges bewohnt war, so lässt sich denken, dass bis dahin von Zeit zu Zeit manches verändert, oder neu angebaut wurde, wie es die Bequemlichkeit oder der Geschmack der Besitzer verlangte.

Ich denke mir aber jetzt diesen Burghof so, wie er wohl in der allerfrühesten Zeit aussah. Da steht der hohe Thurm frei, daneben das Hauptgebäude noch etwas niedrig und gedrückt, durchaus noch mit dem Gepräge des Zweckes der Beschützung; der Palas ist noch das Heiligthum des Hauses, wo der Herd als geweihter Mittelpunkt steht, wie im »Saal« der germanischen Urzeit. Die Gewölbe sind noch breit und rundbogig, die Fenster nicht hoch, aber schmal, und jedes besteht aus zwei durch eine kurze dicke Säule getrennten, im Halbkreise überwölbten Bogen, über welchen sich ein umfassender dritter Rundbogen spannt. Die Sitte der Bewohner und der Styl ihres Schutz- und Trutzhauses stimmen gut zu dem Berge, aus dessen Gipfel unterirdische Glut die mächtigen Basaltsäulen hervorgetrieben; die Urkraft des Menschen stützt sich hier auf die Urkraft der Natur. Und im ersten Dämmerlicht der Geschichte seh' ich in diesem Burghof hier starke, trotzige Männer wandeln, Stammesvettern jenes Königs Konrad, Herzogs von Ostfranken, welcher sterbend (918) seinen Bruder Eberhard bat die Krone dem Sachsenherzog Heinrich zuzuwenden, und eben dieses Eberhard, der es versprach und hielt,

aber später, dem sächsischen Hause feindselig, 939 im Kampfe erlag. Diese Stammesvettern aus Konradinischem Geblüt, Hermann und Udo, sind mächtige Grafen in der Wetterau und im Oberlahngau; sie erfreuen sich gar grossen Gebietes weit und breit; nur eine Freude bleibt ihnen versagt, ein männlicher Leibeserbe, welcher die Macht des Geschlechtes fortpflanze. Doch Töchter blühen ihnen und eine von diesen, die reiche Erbin, gibt einem Grafen von Niederlothringen ihre Hand. Und so zieht ein neues Geschlecht freudig hier ein. Die junge Hausfrau lässt den Mann ihres Herzens von den Zinnen hinabschauen auf das schöne Land umher und spricht zu ihm: »sieh, es ist dein eigen! Ein herrliches Geschlecht, dies niederlothringische! Doch nicht lange behält es hier diesen Namen. Siegfried, ein Graf desselben Geschlechtes, erwirbt durch Tausch vom Stift St. Maximin bei Trier das Schloss Lützelburg (Luxemburg) und von da an nennt sich sein Geschlecht das der Grafen von Luxemburg, auch von Gleiberg (»Glizberg, Glipperg, Glichberg«)*) und Salm. Dieses Siegfried's Tochter heisst Kunigunde, eine fromme Jungfrau; um sie freit Heinrich der Baiernherzog und erhält ihre Hand; es ist derselbe Heinrich, der nach Kaiser Otto's III Tode zum König der Deutschen und Kaiser gekrönt wird. Diese Kunigunde, so fromm sie ist, kann dennoch dem bösen Leumund nicht entgehen. Sie wird der ehelichen Untreue bei ihrem Herrn verdächtigt; aber siehe da: das Gottesurtheil beweist ihre Schuldlosigkeit, denn unversehrt wandelt sie über glühende Eisen wie über rothe Rosen dahin. Jener Graf Siegfried hat noch einen Sohn Friedrich, der nach des Vaters Tode in Niederlothringen und in Luxemburg die Herrschaft führt und ein zahlreiches Geschlecht hinterlässt. Von dessen Söhnen war Friedrich, der älteste, Herzog in Niederlothringen, und Giselbert Graf von Luxemburg; dieser († 1057) zeugt einen Sohn Hermann, Grafen von Luxemburg und von Salm in den Ardennen, welcher auch Graf von Gleiberg genannt wird; das ist die Seitenlinie des

*) Man leitet den Namen Gleiberg, (alterthümlich auf Glizberg) von »glänzen, gleissen« her, oder vom Bache Glippach, welcher nicht weit vom Berge entspringt.

Geschlechts. Die Hauptlinie aber wird durch einen andern Grafen Hermann fortgepflanzt, welcher wahrscheinlich ein Neffe jenes Herzogs Friedrich von Niederlothringen und somit ein Geschwisterkind des zuerst erwähnten Hermann's, Grafen von Luxemburg ist. Beide Grafen Hermann, sowohl jener von der Nebenlinie als dieser von der Hauptlinie, greifen mächtig in die grossen Geschicke ihrer Zeit ein. Und welche Zeit! Ein Kampf um die Freiheit gegen die Willkühr des Königthum's, wurzelnd in der alten Stammfeindschaft zwischen Franken und Sachsen, breitet sich aus über alles deutsche Land. Ich brauche blos den Namen: Kaiser Heinrich IV zu nennen, diesen so vielfach verlästerten und doch so ehrwürdigen Namen! Sein Vater aus Fränkischem Stamme, jener grosse Charakter, Kaiser Heinrich III, erhebt das deutsche Königthum auf den höchsten Gipfel moralischer Bedeutung und streckt seinen gewaltigen Arm auch über die Kirche aus; er will sie nicht blos von ihrer Verderbniss reinigen; nein, er will auch ihre Anmassungen zurückdämmen. Aber seit der Gewaltige im Dom zu Speier schlummert (seit 1056), artet das Königthum in Willkührherrschaft aus; da erheben sich die Sachsen gegen Heinrich IV und ein vernichtender Hass entbrennt, wie er leider Deutschen gegen Deutsche eigen sein kann. Aber wer trägt die Schuld, dass der junge König von der Kindheit an seine Stellung verkennen lernte? Zwei Geistliche, die Erzbischöfe Anno von Köln und Adalbert von Bremen. Auf ihnen haftet die Zurechnung alles Unheils, welches Heinrich IV und das deutsche Volk in der Folge trifft. Das Herbste dadurch, dass Heinrich IV, vom Hasse gegen die trotzigen Sachsen hingerissen, gegen sie den Papst Gregor VII als Autorität aufruft. Indem er diesen Schritt thut, erkennt er stillschweigend die letztere an und dies muss er noch theuer bezahlen. Bald darnach nimmt sein Glück einen raschen Umschwung, und er will es benutzen, um den Widerstand der Sachsen mit einem Schlage für immer zu vernichten. So führt er (1075) ein zahlreiches Heer gegen sie an die Unstrut und bei Hohenburg kommt es zur entscheidenden Schlacht. Und als sie schon schwankt, und als ihm schon Boten kommen, das Schicksal seiner Schaaren sei an den Untergang ge-

drängt, — da wallen plötzlich von der einen Seite her die Fähnlein des Babenbergischen Kriegsvolkes, von der andern eilt Graf Hermann von Gleiberg herbei und entscheidet den Sieg für Heinrich IV. Dieser hat den vollständigsten Triumpf über seine Feinde errungen; aber er missbraucht ihn, von Leidenschaft verblendet, und furchtbar rächt diesen Missbrauch seine Demüthigung zu Canossa (1077), wo er im wollenen Bußhemde drei Tage lang, barfuss in strenger Winterkälte, vor dem Papste Gregor VII harren muss, bis ihn dieser vom Banne löset. Und weshalb erträgt er, der kluge König, für den sogar allenthalben das Volk einsteht, diese Demüthigung? weil er einsieht, dass die allzumächtigen Grossen gegen ihn sind, und dass die öffentliche Meinung gegen ihn ist, und dass ihm die Krone nicht eher wieder fest auf dem Scheitel sitzen wird, bevor er den Fluch des Papstes davon abgeschüttelt hat. Aber damit ist noch nicht alles gethan. Gott kann verzeihen, die Hierarchie nie. Wenn die Hierarchie hasst, so hasst sie bis in den Tod; aber sie selbst stirbt nicht, denn sie ergänzt sich; nur der Einzelne, den sie vernichtet, kann sich nicht als moralische Person reproduziren. Die Hierarchie salbt Gegenkönige, zuerst jenen Rudolf von Schwaben, dem Gottfrid von Bouillon im Gefecht die rechte Hand abhaut, womit er Heinrich IV Treue geschworen; dann nach Rudolfs Tode 1081 eben jenen Grafen Hermann von Luxemburg aus der Gleibergischen Seitenlinie. Ein arger Kampf ist's, den dieser andre Hermann kämpft. Das Unglück adelt Heinrich IV in den Augen des Volkes, und deshalb spielt der Gegenkönig Hermann von Luxemburg, trotz seines Muthes, gar bald eine traurige Rolle. Das Volk nennt ihn den Pfaffenkönig, spöttisch blos den »Knoblauchskönig«, weil er in Einleben gekrönt ward, wo ein grosser Knoblauchsmarkt; selbst die Sachsen, der Franken alte Feinde, verlassen ihn, da entsagt Hermann von Luxemburg voll Scham über die unwürdige Stellung, die er einnimmt, der Krone 1087 und unterwirft sich dem Kaiser, um durch dessen Gnade seine eingezogenen Güter wieder zu erlangen. Nun aber tritt der andere Hermann der Graf von Gleiberg, — als Sieger an der Unstrut einer der mächtigsten Grossen, bisher so treue, — plötzlich gegen

den Kaiser auf. Aus welcher Veranlassung? Heinrich IV bringt es dahin, dass sein zweiter Sohn Heinrich, als fünfter dieses Namens, zum deutschen König erwählt wird, und darüber grollen mehre Grosse, unter ihnen Graf Hermann von Gleiberg. Aber der junge Heinrich V, ein entschlossener Character, greift zu den Waffen und führt ein stattliches Heer wider die feste Burg Gleiberg. Da schimmern die weissen Zelte im Thal, und eine glänzende Schlange von Waffen windet sich den Berg hinan; die Trompete ertönt, die Sturmleitern liegen an den Mauern, das Kriegsvolk klettert hinan, während die Wurfmaschinen ihre Steinlasten auf Mauern und Zinnen schleudern. Der Uebermacht des jungen Königs kann die feste Burg nicht lange widerstehen. Sie wird erobert und zerstört, und Graf Hermann muss sich unwilligen Herzens dem Sieger unterwerfen. Dies geschieht im Jahre 1103. Aber wie bald wendet sich das Geschick! Der junge König hat noch andre Waffen, als Schleudern, Pfeile, Speere und Schwerter. Er hat die Waffen der schlauen Rede und er hat die Hierarchie zur geschäftigen und verlässigen Freundin, obwohl sie sich seine Herrin dünkt, welche ihm jene Waffen vergiftet und heiligt. Eine entsetzliche Taktik, welche sie anwendet, um das Königthum zu stürzen! Sie vergiftet die Treue, sie bewaffnet den Sohn gegen den Vater. Aber dieser Sohn, welcher sie durchschaut, und nur als Mittel für seinen Egoismus braucht, während sie ihn blos als Mittel betrachtet, wird für das Prinzip des Vaters fortfechten. In dieser traurigen Zeit der Verwirrung, da nichts mehr heilig ist vor Roms Sophismen, weiss der junge König Heinrich den gewaltigen Grafen Hermann von Gleiberg für sich zu gewinnen und versöhnt sich mit ihm. Graf Hermann gelangt nun wieder in den Besitz seiner Feste und stellt sie her. Bald darauf (1104) wirft Heinrich V die Maske weg und fällt von seinem Vater ab; der Papst Paschalis II ertheilt ihm dafür den apostolischen Segen und vollständigen Sündenablass hier auf Erden und im anderen Leben. Da weichen alle unzufriedenen Grossen des Reiches von dem unglücklichen Vater und auch Graf Hermann von Gleiberg schliesst sich an die Parthei des Sohnes. Rasch bricht jetzt die Katastrophe der Kaiser-

tragödie herein. Der Vater sieht sein volles Vertrauen von dem treulosen Sohne getäuscht und sich selbst in dessen Gewalt als Gefangener, zuerst in Böckelheim, dann in Hammerstein. Dort zwingt ihn der Sohn, abzudanken. Noch Schlimmeres befürchtend und von Treuen heimlich gewarnt, entflieht er. In Lüttich bricht endlich dem alten Kaiser (1106) das Herz. Aber selbst seine Leiche soll vor dem Grimm der Hierarchie im Grabe noch keine Ruhe finden, sie wird in Lüttich ausgegraben und nach Speier gebracht; dort steht sie, unbesungen von der Geistlichkeit, fünf Jahre lang in einer ungeweihten Kapelle. Schon im Jahre 1125 stirbt auch Kaiser Heinrich V, kinderlos, wie ihm die Kindespflicht nicht heilig gewesen war. Und, als ob die Genossen den Fluch theilten, wie sie den Verrath getheilt, so erlischt schon um's Jahr 1168 der Mannsstamm der Grafen von Gleiberg, dieser stolzen *proceres imperii*, mit Wilhelm und Otto, den Enkeln jenes Hermann, welcher die Parthei des Sohnes gegen den Vater ergriffen hatte. Hermann's vollständige Geschlechtsfolge ist diese: Er hatte zwei Söhne, Hermann und Dieterich und eine Tochter Klemenzia. Hermann und Dieterich hinterliessen wieder zwei Söhne Wilhelm und Otto diese beiden Vettern theilten die Herrschaft Gleiberg, und Graf Wilhelm erbaute bei dieser Gelegenheit die Burg »zu den Giessen«. Wilhelm hatte einen Sohn, gleichen Namens, welcher entweder noch vor, oder doch kurz nach dem Tode seines Vaters (vor 1167) starb.

Nun zieht ein neues Geschlecht in der Burg ein und ein neues Wappen, das Andreaskreuz mit Rosen in den Winkeln, prangt über dem Thore. Es ist das Wappen der Herren von Merenberg, welche, geringer an Rang und Macht als die Grafen von Gleiberg, deren Besitzthümer erworben haben. Da seh ich den edlen Hartrad von Merenberg wie er weilte und lebte, vor mir, an der Hand seiner Gattin Irmengard, der Erbtochter von Gleiberg, umgeben vom Kreise blühender Kinder. Und mich dünkt, ich hörte Harfenklang und Minnegesang; ist's doch die holde Maienzeit der ritterlichen Poësie, unter deren Blüten er einzieht. Und unterm süssen Schall der Minnelieder, dünkt mich's als sähʼ ich die alte Burg sich ver-

jüngen. Der zierliche Spitzbogen verdrängt, wo er kann, den Rundbogen; statt der massiven kurzen Säule, dieses steinernen Urstamms, erheben sich schlanke junge Stämme, wie durch einen Zauberring zusammengefasst, so dass sie mit gleicher Stärke die Last des Gewölbes tragen. Höfische Pracht schmücket die Wände; bei Kleidern, Geräthen und Schmuck vervielfältigt der Wetteifer im Luxus die Bedürfnisse. Alle Räume sind heller und heiterer geworden und die Menschen sind es auch. Das Ritterthum hat den weiten Mantel seiner Romantik entfaltet. Welch' ein rühriges Leben auf der Burg! Da wandelt der schöne Edelknabe hinter der hohen Herrin. Da tummeln sich die Knappen gar emsig in Schmiede und Stall. Der Koch mit seinen Jungen hat vollauf zu thun, den Gästen ein stattliches Mahl zu rüsten, deren Ankunft der Thurmwart durch seine Hornsignale verkündigt. Das Thor wird aufgethan; sie reiten in blanken Harnischen so freisam heran und grüssen zu den sittigen Jungfrauen hinauf, die dort an den Fenstern weilen. Alle Mienen verkünden ein Fest. Die »Schwertleite« soll vollzogen, der Jüngling durch Ertheilung des Ritterschlages und Umgürtung mit dem Schwerte zum Ritter geweiht werden, und der Spruch erschallt:

»Zu Gottes und Marien Ehr'
Empfange dies und keines mehr,
Sei kühn, biderbe und gerecht,
Besser Ritter denn Knecht.«

So ist er gerüstet und geweiht, das Recht zu behaupten, für den Glauben zu fechten und die Frauen zu schützen mit Schwert und Schild, mit Blut und Leben, und die Ehre führt er im Banner. Auch ein Turnier seh' ich hier im Geiste, die Trompeten schallen, die Schranken thun sich auf, die Ritter messen ihre Kraft und Gewandtheit, und das edle Fräulein spendet dem Sieger den »Dank«. Stolzfreudig steckt er dies Ehrenzeichen an den Helm. Das ist die Zeit, während welcher die Herren von Merenberg hier in der Burg hausen, — von der zweiten Hälfte des 12ten bis in die erste des 14ten Jahrhunderts. Im Jahre 1328 stirbt ihr Mannsstamm mit Hartrad VI aus. Finster blickt der alte basaltene Thurm auf die vielen kleineren Thürme und spitzen Giebel herab, welche das er-

loschene Geschlecht einst, so fröhlich und hoffnungsreich, auf den Mauern rings um den Berg erbaut hatte.

Die Erbtochter Hartrada VI von Merenberg war an den Grafen Johann von Nassau-Saarbrücken vermählt, an welchen nun durch diese Verbindung der Besitz der Burg und Herrschaft Gleiberg übergeht. Von letzterer ist aber nur ein kleiner Theil ihres ehemaligen Umfanges übrig geblieben; Familientheilungen und fromme Stiftungen haben im Laufe der Zeiten manchen schönen Bestandtheil abgerissen und so wird nur das Amt Gleiberg, aus den Ortschaften an der Lahn, aus dem Hütten- und dem Stoppelberge bestehend, nassauisch, und selbst dies ist, mit Ausnahme von Gleiberg, Vetzberg, Atzbach und Dorlar, gemeinschaftlich mit Hessen. Im Besitz der Grafen von Nassau erhalten die Gebäulichkeiten der Burg, wie die Befestigung, manche Zusätze und Veränderungen. In den herrschaftlichen Gebäuden, (welche jetzt der Besitzer der Wirthschaft bewohnt,) befanden sich das Justizamt und die Rentei; noch jetzt erinnert hie und da eine Jahrszahl oder ein Name auf einem Steine an das Ende des Mittelalters. Unfern der Wirthschaftsgebäude rechter Hand, wenn man in den Burghof hinaufkommt, ist der Eingang zum grossen Burgkeller; aus ihm soll ein unterirdischer Gang in den Wald geführt haben; jetzt ist derselbe verschüttet. Vielleicht stammt der Schlossbrunnen ausserhalb der Ringmauer (ein kleinerer verschütteter Brunnen befindet sich im äusseren Burghof) aus der Mitte des 16ten Jahrhunderts; wenn anders nämlich die sinnige Schrift, welche bis vor einigen Jahren auf einem Steine des Brunnengeländers zu sehen war, der Spruch: »Christus ist die Quelle des Lebens« mit dem Namen des Pfarrers, der um 1550 lebte, nicht später als die Entstehung des Brunnens anzunehmen ist.

So steht die Burg Gleiberg, im Besitz der Grafen von Nassau, fest und wohlbehalten bis in die traurigen Zeiten des 30jährigen Krieges. Da schlägt ihr die Stunde des Verfalls. Der deutsche Kaiser, dem Grafen Ernst Kasimir von Nassau schwer zürnend, legt 1635 Beschlag auf Burg und Amt Gleiberg, und übergiebt sie 1637 pfandweise der ihm treu ergebenen Darmstädtischen Linie des fürstlichen Hauses Hessen, und diese lässt die Burg durch Kriegsvolk von Giessen besetzen. Im

Jahre 1646 erhält der Graf von Nassau das Amt und die Burg zurück. Mittlerweile hatte im grossen allgemeinen Kriege, welcher ganz Deutschland entzweit, auch der Streit zwischen den beiden Linien Hessens, der Darmstädtischen und Kasselschen immer zugenommen; da zieht in eben jenem Jahre 1646 plötzlich Hessen-Kasselsches Kriegsvolk gegen die Burg heran, in welcher ein Darmstädtischer Hauptmann das Kommando hat; der feindliche General will sich ihrer durch einen raschen Ueberfall bemeistern; und als dies durch die Tapferkeit der Besatzung vereitelt wird, umringt der Feind die Thore und hält jede Zufuhr von Lebensmitteln ab. Noch einige Zeit lang hält sich die Besatzung wacker, bis endlich die Noth wächst; da ergibt sich jene auf die Bedingung eines freien Abzugs. Dies wird bewilligt und nun zieht das Kassel'sche Kriegsvolk in die Burg ein, plündert sie und schleudert die Brandfackel in die schönen Gebäude. Hochauf lodern die Flammen, die Zinnen und Mauern stürzen bis auf wenige zusammen und ihr Schutt bedeckt weithin die untersten Räume; doch der ehrwürdige Thurm spottet der Wuth der Flammen und des Menschen. So ist in wenigen Stunden das Werk zerstört, welches Jahrhunderte stand, und öde ist die Stätte, wo einst schöne Frauen und hohe Ritter fröhlich wandelten. Noch mehr verödete sie, als im Jahre 1731 auch der Sitz des Amtes von Gleiberg nach Atzbach verlegt wird. Da nahm auch der Flecken Thal-Gleiberg an Wohlstand und Menschen ab, dem einst Kaiser Ludwig der Baier das Recht eines Wochenmarktes gab, und den die Nassauer Grafen mit städtisch-bürgerlichen Freiheiten begabten; niemand mochte gerne mehr in Thal-Gleiberg wohnen, und die Bewohner zogen ins uralte Crofdorf, wo es ihnen wohnlicher war. Wohl aber ist der Flecken heutzutage, da Gleiberg (in Folge des Staatsvertrages von 1816) aus dem nassauischen Besitz in den preussischen überging, wieder belebt von einer wandernden Bevölkerung, welche sich unter die bleibende des Ortes mischt, und oft wimmelt es von frohen Wallfahrern aus Giessen, welche heranziehen zu einem Wunderbilde. Ja, ein solches ist hier oben zu schauen, — das Wunderbild der Natur, und auch hier könnt ihr einen Ablass gewinnen,— einen Ablass von allen Sorgen und trüben Gedanken, die euch

in der engen Stube quälend umringen. Auch hier vor diesem Bilde könnt ihr freudig beten, dem grossen Meister huldigend, der es schuf; hier stimmt das fühlende Herz in Mahlmanns Worte ein:

„Du hast deine Säulen dir aufgebaut
Und deine Tempel gegründet!“ —

Doch, um diess Bild in seiner ganzen Ausdehnung zu betrachten, lasset uns den Thurm besteigen. — Die Zinne ist erreicht; welcher Anblick! Hier bleibt nur ein Herz kalt, das nie erwarmen kann. Versuch' ich's auch hier, das Bild durch Worte nachzuschildern? Ich will wenigstens die Perlen in diesem Kranze erfassen und sie am geistigen Bande aneinanderreihen; so wird diess vielleicht ein Leitfaden für Befreundete.

Ich nehme auf der Zinne den Standpunkt, von wo aus das Auge seine Wanderung in der Runde beginnen soll, so, dass Crofdorf, das hübsche Pfarrdorf, welches (nebenbei bemerkt) schon zur Zeit der Karolinger erwähnt wird, die Mutterkirche Gleibergs, gerade unter mir liegt. Eine Strasse führt in den Wald, und an der Strasse steht eine alte Steinsäule mit dem Wappen von Merenberg und Nassau. Das ist das sogenannte „Frauenkreuz“, von dem die Sage geht: einst habe auch eine Kapelle dabei gestanden (und allerdings sind noch Spuren von Mauerwerk da) und beide, Säule und Kapelle, seien errichtet worden zum Gedächtniss und zur Sühne, weil ein Graf (von Gleiberg oder von Nassau) hier seine Hausfrau ermordet habe. Hinter dem Crofdorfer Walde zeigt sich kaum erkennbar einer der höchsten Berge des sogenannten „Hinterlandes“; doch da ich der Schärfe meines Auges und der meines Fernrohrs nicht traue, so will ich seinen Namen nicht bestimmen. Nun zieht sich die Linie des Gebirges in sanften, kaum merklichen Schwingungen nach rechts. Da seh' ich den spitzen Frauenberg bei Marburg, dahinter etwas weiter rechts den hohen Lohr, noch weiter rechts ganz deutlich die Amöneburg, wo Winfried-Bonifacius einst das Kreuz für Hessen gepflanzt und das Gotteshaus gegründet hatte. In gerader Richtung, unterhalb dem Frauenberg liegt näher zu mir heran die kahle Höhe des Altenberges, und weiter hin rechts, ungefähr unter Amöneburg, Wissmar. Jetzt zeigt sich die Lahn,

die aus dem Thale hervoreilt, sie scheidet den Vorgrund vom Mittelgrund. In diesem letzteren erhebt sich die malerisch schöne Stauffenburg auf dem Gipfel des runden Berges, im Thaleinschnitt rechts liegt Mainzlar; dicht daran ein etwas niedrigerer, aber gleichfalls scheinbar freistehender Berg, dann ein Waldgrund, vor welchem sich die Lahn hinwindet; zwischen diesem Wald und der Lahn liegt die Ruine der Badenburg. In gleicher Linie mit der Richtung von der Stauffenburg bis zur Badenburg zieht sich darüber der Hintergrund hin, und über der Badenburg erscheint Schloss Nordeck in der dunklen Vertiefung des Thales, in welches sich rechts Berge vorschieben. Am Vorsprung der letzten ist die sogenannte Teufelskanzel, der Höhenzug selbst heisst der hangende Stein. Unter Mainzlar aber, im Vorgrund nämlich, also diesseits der Lahn, seh' ich Lollar, und unter der Badenburg Launsbach; und blicke dann zunächst auf den Wettenberg hinab, dessen eigenthümliche Formationen sich hier von der Vogelperspective aus am besten erkennen und überschauen lassen. Eine Volkssage erklärt den Ursprung des Namens Wettenberg (Wedinberg) also: Es hätten in uralter Zeit drei Brüder gelebt, von denen habe der Erstgeborene eine Burg erbaut und weil sie gar fest gewesen, Festberg getauft (das ist Fetzberg); der andere Bruder aber habe auf dem nächsten Berge auch ein Schloss gebaut, gerade wie das erste und desshalb auch Gleichberg genannt und das sei eben der jetzige Gleiberg; der dritte endlich habe mit ihnen gewettet: »ich will euch ein Schloss auf dem drittnächsten Berge hinbauen, das die eurigen noch übertrifft;« und das ist der Wettenberg. Die Sage scheint nicht sehr alt zu sein und bedarf wohl keiner Widerlegung. Von dem Schloss, welches sie auf dem Wettenberg bauen liess, ist übrigens nur noch eine geringe Spur zu finden; aber ein Schanzenaufwurf ist noch zu erkennen. Nun blicke ich wieder über die Lahn und gewahre im Hintergrunde, hinter dem hangenden Stein, das unfern der Wieseck liegende uralte Pfarrdorf Altenbuseck, von welchen eine adelige Familie den Namen führt. Noch weiter hinten dehnt sich ein Höhenzug aus; da liegt: Grossenbuseck mit seinem schönen weissen Schlosse. Dort, zwischen Grossenbuseck und Alten-

buseck, kämpfte im 30jährigen Krieg Christian von Braunschweig mit den Truppen der Liga und musste den Rückzug ergreifen. Weiter unterhalb gegen die Heerstrasse zu, die sich hier in gleicher Richtung mit der Lahn, aber jenseits derselben hinzieht, liegt das Dorf Wieseck. Den Horizont schliessen die blauen Höhen des Vogelsberges, die höchste spitze Kuppe ist der Ulrichstein (1924 pariser Fuss über der Meeresfläche) mit den Schlossruinen. Während nun die Linie des Vogelsberges fortwährend den Horizont schliesst, zeigt sich, immer in der Richtung nach rechts, gegen den Hintergrund zu das Pfarrdorf Rödchen (einst hiess es Rode), und der Giesser Wald beginnt. Jetzt begrüsse ich Schiffenberg über dem dunklen Gehölze, und unten an der Lahn weiterhin das freundliche Giessen. Nun beginnt die Höhe, welche sich nach Grüningen hinanzieht, und darunter liegen Watzenborn und Steinberg; der ferne Spessart, wenn ich dem Auge trauen darf, bildet den Hintergrund. Hinter Grüningen liegt Münzenberg; in gleicher Richtung ganz im Vorgrund unter mir der Hardthof. Ich folge jetzt dem Grüninger Höhenzuge, wo ich im Mittelgrunde Grosslinden, Lützellinden und Kleinlinden gewahre, und entdecke hinter dem Thaleinschnitte die Höhe bei Friedberg, vor welche sich rechts der (1350 pariser Fuss hohe) Hausberg bei Butzbach scheinbar hereinschiebt. Der Hüttenberg schliesst sich daran, hinter welchem wieder die höchsten Gipfel des Taunus ganz deutlich zu erkennen sind. Der Hüttenberg tritt jetzt schärfer am Horizont hervor und an ihn reiht sich der Stoppelberg. Ungefähr in der Mitte dieses Gebirgszuges erkenne ich das alte Dutenhofen, welches ungefähr in der Halbscheid des Weges zwischen Giessen und Wetzlar liegt; die Sage leitet Dutenhofens Namen also her: dort sei in uralten Zeiten der Todtenhof vom ganzen Hüttenberg gewesen. Etwas näher, rechts nämlich, liegt Kinzenbach, wovon sich eine Adelsfamilie schrieb, weiterhin Atzbach am rechten Ufer der Lahn, ein alter Ort (Ettisbach, Adisbach) jetzt der Sitz des Justizamtes. Und wo die Lahn sich am Stoppelberge hin in's fernere Thal windet, kann ich mit dem Fernrohr am Saume des Abhanges links ganz deutlich einen Wartthurm und den Karls-

munt bei Wetzlar erkennen, sodann in der Mittelhöhe des zweithinteren Bergrückens, das hochgelegene Braunfels mit dem stattlichen Schlosse des Fürsten zu Solms-Braunfels, endlich Dahlheim mit der Ruine. Den Hintergrund schliesst der Westerwald. Nun breitet sich der imposante Königsstuhl im Mittelgrunde vor mir aus, im Vorgrunde lehnt sich an dessen Fuss der Schmidthof (einst ein adeliges Haus »zur Schmiede« genannt), weiterhin Rodheim. Im Hintergrunde gewahr' ich auf dem fernsten Berge: Schloss Greifenstein und gedenke der Belagerung desselben durch Türenne, und des Spruchs, der dies Ereigniss im Volksmund erhielt. *) Zwischen diesem und dem Königsstuhl breitet sich ein andrer Höhenzug aus, auf dessen Mittelhöhe (1176 pariser Fuss über der Meeresfläche) Königsberg thront, wohl schon den Römern bekannt und wahrscheinlich durch Marquard von Hohensolms in der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts erbaut. Auf dem höchsten Gipfel seh' ich dann Hohensolms mit dem Schlosse des Fürsten zu Solms-Lich. Fast in gerader Richtung näher zu mir her, steigt im Vordergrunde die Kuppe des Vetzberges empor, während im Hintergrunde der hohe bewaldete Dünsberg (1432 pariser Fuss über der Meeresfläche) vortritt. Vom Dünsberg aber erzählt die Sage: auf seinem Gipfel habe einst ein Schloss gestanden, das nun schon längst verschwunden ist; zu gewissen Zeiten öffne sich der Berg, und wer das Zauberwort wisse, der könne in das Innere treten und die Schätze holen, die drinnen verborgen seien. Zunächst vor dem Dünsberg begegnet mein Blick wieder dem

*) Die Ueberlieferung lautete also: Türenne habe sich überzeugt, dass er das feste Schloss Greifenstein nicht einnehmen könne und habe dies dem Grafen Wilhelm II von Solms-Greifenstein mitgetheilt. Da habe ihn der Graf zum Male geladen und nach der Tafel um Gewährung einer Bitte ersucht. Sie bestand darin, dass Türenne zum Abschied an jedem Thore des Schlosses einen Becher Wein leere. Türenne versprach's, konnte es aber nicht erfüllen, denn der Thore waren zu viele. Und auf das Thor, wo er sein Unvermögen weiterzutrinken bekannte, habe der Graf den Spruch schreiben lassen:

»Greifenstein, du edles Haus,
Nüchtern hinein, trunken heraus!«

Crofdorfer Walde und findet sich so auf dem Ausgangspunkt seiner Wanderung wieder angelangt.

Ungefähr eine halbe Stunde von Gleiberg gegen Westen liegt auf einem frei emporsteigenden Berge die Ruine des Schlosses

Vetzberg.

Nicht so umfangreich und stattlich wie die Gleibergs, nimmt sie sich doch äusserst malerisch aus; und, wenn auch mehr zerfallen, blickt sie doch gar hell und freundlich auf das schöne Thal ringsum herab. Das zerklüftete Mauerwerk lehnt sich gleichsam an den schlanken Thurm, als suche es bei ihm Schutz; dieser selbst blickt (wie ein Sohn zum Vater) zu dem alten ernsten Thurm Gleibergs hinauf. Unterhalb der Ruine schmiegt sich das ärmliche Dörflein an den Berg; kein Gotteshaus ladet die Bewohner mit Glockentönen zu sich ein; einst — doch das ist wohl schon an vierhundert Jahre her — stiegen sie zur Burgkapelle hinan, welche jetzt in Trümmer zerfallen ist. Nahebei liegt der Vetzberger Hof. Welch' einen mächtigen Eindruck auch die Ueberreste Gleibergs und das grossartige Panorama von dessen Thurm hervorbrachten, — es verlohnt sich doch der Mühe, nach Vetzberg hinüberzuwandern und dessen Trümmer in der Nähe zu beschauen.

Woher der Name »Vetzberg« stammt? Man hat schon mancherlei verschiedenartige Ableitungen desselben versucht. Einige meinen: er stamme vom Worte Vogt (im Volksmund: »Voit« oder »Fond«), weil ein Landvogt hier im Schlosse gesessen. Andere nehmen an, ein gewisser Vodo habe dies Schloss erbaut, und daher heisse es ursprünglich »Vodosberg«. In alten Urkunden kommt der Name in den Varianten »Vodinburg, Voitsberg, Vätsberg, Voydesberg, Vogedenberg und Fondsberg« vor.

Wie Vetzberg bescheiden und friedlich neben dem stolzen trotzigen Gleiberg liegt, so folgt auch seine Geschichte einem gleichen Verhältniss. Es ist nicht das Stammschloss eines eigenen Herrengeschlechts. Die adeligen Vasallen der Herren von Gleiberg bauten sich auf dem benachbarten Berge an und er-

hielten das Schloss Vetzberg von diesen zu Lehen. Sie thaten sich als »Ganerben« zusammen, und kommen als solche urkundlich schon 1245 vor; mehrere adelige Mitglieder dieser Ganerbschaft fügten ihrem Namen noch bei: »von Vetzberg«. Im Jahre 1454 waren ihrer neunzehn; diese errichteten einen Burgfrieden unter sich und ihre Vorsteher hiessen »Buwenmeister« (Baumeister); die darüber ausgefertigte Urkunde, das *pactum ganerbicum* von Vetzberg *), ist ein interessanter Beitrag zu den deutschen Rechtsalterthümern. Unter den adeligen Familien, welche zur Vetzberger Ganerbschaft gehörten, fallen uns manche berühmte Geschlechter auf, die von Nordeck, von Buseck, von Holzhausen, die Schenk zu Schweinsberg, die von Schwalbach, die von Breidenbach, die Holzapfel. Die letztgenannten flochten 1467 das einzige romantische Blümchen in die friedliche Geschichte Vetzbergs. Die Holzapfel und ihre Genossen entführten nämlich damals eine Jungfrau vom Hofe des Grafen Johann IV von Nassau-Dillenburg, und flohen mit der Geraubten hieher. Kaum vernimmt der Graf die That, so schwingt er sich, von Zorn entbrannt, mit seinen Mannen zu Rosse und jagd hinter den flüchtigen Räubern her, und unterwegs ruft er alles Volk in den Dörfern auf, ihm gegen sie beizustehen. Am Fuss des Vetzberges erreicht er endlich die Verhassten und ein furchtbarer Kampf beginnt. Vergeblich ihr Muth, vergeblich ihre Tapferkeit; der zürnende Graf trägt den Sieg davon; die Holzapfel und ihre Genossen ergreifen endlich die Flucht, während manche Leiche auf dem Wahlplatz und mancher Verwundete in der Gewalt des Grafen bleibt. — Im Verlauf der Zeiten kam die den Ganerben gemeinschaftliche Burg, zu welcher weiter nichts als ein Stück Feld und ein Stück Wald gehörte, allmälig sehr in Abnahme. Es konnte, seit der Erfindung des Pulvers und der Einführung der Feuergewehre, nicht mehr eine Vorhut für das bei weitem festere Gleiberg sein; man vernachlässigte es. Manche ganerbschaftliche Familie erlosch und kein neues Geschlecht meldete sich zur Aufnahme in den ganerbschaftlichen Verband. Ueberhaupt war die ganze Zeit unvermerkt eine andere geworden, und

*) Mitgetheilt in Abicht's »Kreis Wetzlar« 1. Thl. 4. Beilage.

jene wundersame Gliederung des mittelalterlichen Ritter-, Adel- und Lehnswesens war aus den Fugen gewichen und durch neue Kombinationen im Staatswesen ersetzt worden. So waren im Jahre 1765 nur noch vier ganerbschaftliche Familien übrig: die von Leech zu Mölnhem, die von Schwalbach, (die auch in Giessen als Burgmänner so lange ausgehalten) die Schenke zu Schweinsberg und die von Nordeck. Diese überliessen dem damaligen Landesherrn, dem Fürsten Karl von Nassau-Weilburg, all' ihr Gerechtsame für 2000 Gulden und der Fürst hob die Ganerbschaft auf. Die Gebäulichkeiten der Burg, schon früher ziemlich vernachlässigt, zerfielen nun immer mehr, und es bedurfte blos der Zeit, um sie völlig in Ruinen zu verwandeln.

Der Stein an und für sich ist etwas Todtes; und so ist's auch das ganze Gebäude, wenn es nicht, wie bei einer Burg die Erinnerung, sei es nun Geschichte oder Sage, weiht, wenn ihm nicht, wie bei einem Rathhaus oder bei einer Kirche, die geistige Richtung des Volkes, sei es für das Gesammtbewusstsein der Freiheit und des Rechtes, oder für den Glauben, das Siegel einer höhern Bedeutung aufdrückt; und dann lebt das Gebäude auch bis zum letzten Stein, wie uns das Schlachtfeld lebt, selbst wenn kein Hügel mehr das Grab eines Gefallenen bezeichnet. Aber die Vergangenheit selbst, im Ganzen ist immer poetisch und wird es noch mehr, wo du blos noch zertrümmerte Reste siehst. Gerade dann tritt nämlich die Phantasie liebreich hinzu und, wie sie empfänglich ist für alles, was da war, weil sie die Kraft in sich trägt, es aus Rosenwolken neu zu erschaffen, — so neigt sie sich auch über das Detail und fasst es als Ganzes auf, das sie mit tausend neuen Wesen bevölkern kann. So erweitert und veredelt sie das, was einst vielleicht nur als Genrebild zur grossen ganzen Komposition gehörte. Wer möchte ihr darüber gram sein? Wenn auch der strenge Gelehrte vom Fach sie, als eine unruhige muthwillige Bettina von sich stösst, die alle Bücher durcheinanderwirft und alle Merkzeichen aus denselben zieht, wenn sie auch alle mühsam gesammelten Notizen und Auszüge wie für ein Kalleidoscop durcheinandermengt, — sie ist doch ein liebes, herziges Kind, diese Beherrscherin aller Luftschlösser.

Und sind denn die festesten Schlösser für die Dauer fester als diese ihre Luftschlösser? Lasst sie doch immer emsig nach ihren Launen bauen, lasst sie hie und da umherschweifen, und überall, wo sie Trümmer sieht, die schönsten Formen sich merken, welche sie dann verwendet oder gefällig, wie sie ist, dem Künstler mittheilt. Für den Künstler ist Vetzberg ein schöner Fund, überhaupt für jeden, der Schönheitssinn hat. Er beut ihm den Mittelpunkt eines reizenden Bildes, zu welchem die Natur rings umher einen Mittel- und Hintergrund liefert, so still-heimelig, dass jeder Beschauer den Wunsch in sich aufsteigen fühlt: »*Dolce far niente!* hier kann man sich dir mit vollem Behagen ergeben!«

Badenburg, Altenberg, Kirchberg und Stauffenberg.

Was ist das heute nur für ein Drängen und Treiben zum Wallthor hinaus? Bürger, Studenten und Beamte bunt durcheinander gemengt, zu Fuss, zu Pferd und zu Wagen, — so eilt die Menge mit fröhlichen Gesichtern durch die Vorstadt vor dem Wallthor und füllt die breite Heerstrasse, welche nach Marburg führt. »Wohin?« frage ich den vergnügten Musensohn. »Nach der Badenburg!« ist die Antwort. »Wohin?« so frage ich den Handwerksmann, der seinen saubern Sonntagsrock angezogen und seine Frau am Arme hat, während er sich eben für den gestopften Pfeifenkopf Feuer schlägt und während ihn die liebe Jugend, in ihrer Art stattlich herausgeputzt, vor den Beinen herumläuft, um den Weg gewiss dreimal zu machen. »Ei wohin anders, als auf die Badenburg;« gibt er mir lachend zur Antwort, und in seinem Tone ist eine solche bestimmte Voraussetzung: »ein vernünftiger Mensch kann heute nirgends anders hin als nach der Badenburg gehen,« dass ich mich völlig schämen muss, erst gefragt zu haben. Somit frage ich denn auch gar niemand weiter,

sondern werfe mich getrost in den lustig wogenden Menschenstrom hinein und lasse mich von ihm forttreiben; geschehe nun mit mir, was da wolle, — ich bin mit allem zufrieden.

Es ist aber auch heute ein Pfingstfeiertag, der dem Frühling alle Ehre macht. Aus allen Kreaturen lacht der Wiederschein der reinen Himmelsbläue über uns; ich spreche von mir in der vielfachen Zahl, denn ich betrachte mich als Theil der Volksmenge; es ist überhaupt so schön, sich als Theil eines Ganzen zu denken! Ja, unser denn ist heute der Himmel mit seinem hellen Blau, unser die Strasse, unser das Feld und die Wiese, unser dünkt uns heute die ganze Welt. Liege daheim heute, du ernste Arbeit, die uns so lang umsponnen; heute sind wir dir entschlüpft, wir heben die gelähmten Fittige der Sonne entgegen, wir geben sie dem Wind der Freude hin, der sie schwellt und forttreibt. Gewiss: auch die Freude steckt an, wie der Schmerz. Wenn hunderte mich anlachen, so ganz vom süssen Augenblick trunken, als hätten sie nie eine düstre sorgenvolle Stunde durch und durch empfunden, da schlüpft die Sorge, da verbirgt sich der Gram in der Brust des Einzelnen recht tief hinab, als ob sie beide schliefen, und der Einzelne täuschet sich so gern, als trüge er sie gar nicht mehr mit sich. — Aber was sind das für Feiertagsgedanken! Und stecken jene zwei Kobolde nicht gerade ihre Köpfe durch den Sack, in dem sie eingenäht sein sollen? Fort mit euch! lieber dicht hinter jenen schmucken Sammtröcken gewandelt, von denen ich eben zufällig einen grossen Namen gehört, den Namen eines Erfinders, den ihr in allen Geschichtsbüchern umsonst nachschlagen werdet, den Namen eines Königs, vor dem ich Respekt habe, denn er hat schon viele hunderttausend Menschen froh gemacht. Es ist ein fabelhafter König, dieser brave Mann; aber seine Erfindung ist und bleibt eine Wahrheit. Kurz er heisst Gambrinus, König von Flandern und Brabant, und hat — das Bier erfunden. Ich gestehe: sein Name, wie ich ihn hier aus wackrer Studenten Munde hörte, hat mich elektrisirt; denn wir sind alte Bekannte, König Gambrinus und ich; er schuldet mir und dem Professor Massmann in München noch seinen Dank, dass wir einst, — Massmann

gelehrt, zwar immer, ich etwas oberflächlich-romantisch, — Beiträge zu seiner Biographie veröffentlichten. Wahrscheinlich hat uns der König vergessen, aber alte Liebe rostet nicht und verschmerzt auch den Undank. Ich hatte längst schon dran gedacht, ein Monument für diesen guten alten König von Flandern in Anregung zu bringen. Nun denkt euch meine Freude, als ich mich den Studenten anschliesse und von ihnen vernehme: »sie beabsichtigten nächstens sein Jubiläum zu feiern und zwar auf der Höhe des Felsenkellers zu Giessen.« Ein glücklicher Einfall, bei so vielem Jubel unserer Tage auch dem gesunden Spass sein Recht wiederfahren zu lassen! Die Idee müsste grossartig ins Werk gesetzt werden, mit allem, was zu einem deutschen Mummenschanz gehört; der Witz müsste dabei vollen freien Spielraum haben; doch — — bald hätte ich vergessen, dass wir ja selbander zur Badenburg ziehen, und nachdem das Gespräch nun einmal angeknüpft ist, so bitte ich meine gefälligen Begleiter um nähere Auskunft über das, was die Volksmenge dort heute wohl besonders suchen mag. Ich erinnere mich im alten Johann Just Winkelmann gelesen zu haben: »Zur linken Hand des Busecker Thals gegen den Lohnstrom an einer Waldecke liegt das mit schönen künstlichen Gemäld- und Feld-schlachten gezierte adelige Haus Badenburg, denen von Schrautenbach zuständig.« Es ist schon lange her, seit Winkelmann von jenen »künstlichen Gemäld- und Feldschlachten« schrieb; aber selbst, wenn diese seither nicht verblasst sind, so begreife ich doch kaum, wie so vieles Volk zu ihnen hinausströmen mag, heute, da der Festtaghimmel das belebte reichere Gemälde der Natur beleuchtet. Und es ist auch nicht an dem. Die Gemälde sind verschwunden, und die Natur ist's, welche die Volksmenge hinauslockt. Die Badenburg (so lautet die Auskunft, welche ich erhalte) ist überhaupt einer von den Lieblingspunkten der Giesser, unter denen sie in ihren herrlichen Umgebungen so viel zu wählen haben, dass einem wirklich die Auswahl schwer wird. An Feiertagen aber, wie der heutige, eilt Jung und Alt, vorzugsweise zur Badenburg und ein wahres Volksfest ist dort zu schauen, ein grosses Rendezvous, welches sich alle Stände geben und wobei sich jeder auf seine Weise vergnügt.

Mittlerweise haben wir längst von der ansteigenden Marburger Heerstrasse links ab in den Feldweg eingelenkt, wo uns, die wir in der Tiefe wandern, der Anblick Giessens durch die nächsten Höhen, welche die Stadt auf dieser Seite umgeben, verborgen bleibt; dafür seh' ich die Lahn wieder ganz in der Nähe und das stattliche Burgenpaar, Gleiberg und Vetzberg, welche man in Giessens Umgebungen fast nie aus dem Gesichtskreise verliert, so mannichfach sie scheinbar ihre Lage zu einander, zu ihren Nachbarbergen und zu dem Dünsberg wechseln, so erweisen sie dem Wanderer in Giessens Umgebungen doch stets getreulich denselben Dienst, wie ein hochragender Dom dem Fremden, der sich in einer grossen mittelalterlichgebauten Stadt ohne Führer zurechtfinden will. Mein Weg führt grösstentheils zwischen gesegneten Fruchtfeldern in der Ebene hin, bis er sich wieder zu einem Hügel erhebet, hinter welchem ich Wald gewahre. Vor mir liegt am anderen (rechten) Ufer der Lahn Launsbach, malerisch vor den hinter dem Dorfe emporsteigenden Höhen, weiter hinauf Wissmar, mit seinem neuen hell in die Augen gleissenden Kirchthurm, dessen Architektur übrigens, nebenbei bemerkt, meinem Geschmacke nicht entspricht. Nun wenden wir uns rechts um die Ecke und betreten eine gar hübsch umfriedete Wiese, — vor uns ländliche Gebäude, rechter Hand auf den Anhöhen ein kühles Wäldchen. Nur noch wenige Schritte und wir stehen vor der Mühle, deren Werk die Lahn treibt, und sehen hinan zur

Badenburg.

Wie? diese einzelne kahle Mauer, durch deren zerrissene Fenster das Grün des Laubes dahinter blickt, und — die Badenburg, »das mit schönen künstlichen Gemäld- und Feldschlachten gezierte adelige Haus, denen von Schrautenbach zuständig«? Es war die Badenburg, die im Jahr 1358 Johann von Weitershausen (Weitholshausen) erbaute, deren Besitzer, die Weitholshausen, genannt Schrautenbach, sich auch nach ihrem Schlosse hier schrieben. Wie kommt es, dass von

dem ganzen Umfang der Schlossgebäude fast nur diese Mauer noch steht? Wessen Feindes Hand zerstörte hier? — Keines Feindes Hand; wird mir zur Antwort. Anfangs der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts machte man das Schloss unbewohnbar; man brach Holzwerk, Oefen, Fenster, kurz alles, was einen prekären Werth zu haben schien, aus, und sagte dann zur Zeit, wie König Philipp zum Grossinquisitor: »Thun Sie das Ihre!« Ungefähr im Jahre 1820 erkaufte die Gemeinde Wieseck die ganze Badenburg von den Freiherrn von Schrautenbach; die Gebäude brachte der Kaufmann Taschè aus Giessen an sich, welcher viel zur Verschönerung des Berges beitrug, und namentlich hübsche Anpflanzungen machte. Seit der Zeit ist es ein Lustort. Diese letztere Bestimmung seh' ich auch deutlich. Welches Leben rings umher! Jedes Plätzchen oben auf dem Berge ist von Giesser Familien mit Beschlag belegt, und unten in der schmalen Passage zwischen dem Berg und der Mühle drängen sich immer mehr frische Gäste heran.

Ich habe eben im Gewühle meine bisherigen Begleiter verloren und will der Menge folgend, den schmalen Fusssteig zum Berge hinanwandeln. Da fasst mich plötzlich jemand am Arme; ich blicke mich um und erkenne einen Freund, der zwar nicht ausübender Künstler ist, aber ein für die geeignetste Auffassung schöner Landschaften so geübtes Auge hat, dass ich ihm stets Vorwürfe mache, wesshalb er kein Künsler geworden ist. Er zieht mich sachte aus dem Menschengewühle, und führt mich — ich lasse mich willig lenken, — ans Ufer, wo ein Kahn angebunden steht. Wir steigen ein; ein rüstiger Bursche stösst ab und rudert uns rasch an's jenseitige Ufer. Hier führt mich mein Freund an den Weidenbüschen vorüber, etwa einige hundert Schritte stromabwärts, und bittet mich, das Bild, welches sich mir gegenüber darstellt, zu betrachten. Ich muss gestehn: es macht seinem Geschmack alle Ehre, und ich bin in der besten Hand, die ich mir wünschen kann. Im Vorgrunde links das breite Wehr, wo ein Arm der Lahn schäumend, weiss wie Schnee, herabstürzet, dahinter die Au der Insel, vor mir der geebnete Wasserspiegel, rechts hinter demselben die malerische Mühle, vom Walde auf der Höhe

begrenzt. Die Mitte des Bildes nimmt die letzte noch übrige Hauptmauer der Badenburg auf dem Berge ein, an welche sich links das einfache offene Tempelchen reiht, wo man die herrliche Aussicht geniesst. Das Bild hat nach jenen vielumfassenden Fernsichten, die ich bereits genossen, gleichwohl einen grossen Reiz für mich; es ist so in sich abgeschlossen und vollendet, möcht' ich sagen, dass man mit Behagen alle Details verfolgen kann, deren Zusammenwirken in uns den wohlthuenden Eindruck hervorbringt. Nun will mich mein Freund stillschweigend wieder an den Kahn führen, aber ich lasse es mir nicht nehmen, auch die entgegengesetzte Landschaft zu überblicken. Ich muss es rasch thun, denn mein Freund lässt mir keine Zeit, indem er mich versichert, von dem, was ich hier, mit dem Rücken gegen die Lahn, sehen könnte, hätte ich das Eine (links den Gleiberg und weiterhin Wismar) schon gesehen, und das Andre (den Stauffenberg) würde ich bald noch besser sehen; ich dürfe mir den ersten Eindruck nicht verderben, und so fort. Nun gut, ich gehorche ihm. Er sieht etwas bedenklich auf meine Beine, als wollte er fragen, ob diese noch eine tüchtige Wanderung aushielten, und nachdem ich ihm dies, auf deren Ehre bedacht, unbedingt versichert habe, führt er mich lächelnd wieder in den Kahn. Ich glaube bemerkt zu haben, dass dies Lächeln ein wenig ironisch war.

Und nun wandeln wir zusammen den Fusspfad zum Berge hinan und droben zwischen den fröhlichen Menschen umher, welche sich allüberall gelagert haben. Ja wohl ist's ein wahres Volksfest; man braucht nur die frischen Gesichter anzusehen und man glaubt es gerne. Das geht ab und zu, das scherzt und lacht; es ist doch eine rechte Freude, harmlose, frohe Menschen zu sehen. Hätten sich's die alten Herrn von Weitholshausen wohl je träumen lassen, dass — zwar nicht in denselben Räumen, wo sie selbst guter Dinge waren, wenn sie ihre Harnische abgeschnallt hatten, — nein, dass auf der Stätte, wo einst ihre Prunkstuben standen, die Menschen des neunzehnten Jahrhunderts ohne Harnisch, ohne Allongeperücken und ohne Zöpfe so herzensvergnügt sein würden, dass hier einst so manches »*gaudeamus igitur*« erschallen, dass so

manche erste Liebe durch einen Händedruck eingeleitet oder gestanden würde? Wahrhaftig, wenn sie die Töne der Strauss'schen Walzer hören könnten, die eben jetzt in dem neuerbauten Tanzsaal gespielt und getanzt werden, — wer weiss, ob sie nicht heraufkämen (erzählt uns doch die Sage so viel von der Zauberkraft des Tanzes) und sich in ihrer urväterlichen Tracht mit vor die Reihen der Tänzerinnen stellten und ein schönes Kind aus Giessen mit aller steifen Ehrbarkeit ihrer damaligen Manieren aufforderten? — Uebrigens hatte die Badenburg, wie ich mich eben bei einem Spaziergang durch die Gärten und Umgebungen überzeuge, keinen ganz unbedeutenden Umfang und es mag wahrlich schön wohnen gewesen sein in den hohen geschmückten Gemächern, schön herabzusehn auf die Lahn geradeunten, auf die Thäler und sanft ansteigenden Höh'n.

Aber mein Freund macht jetzt Ernst zum Weiterwandern. „Wohin denn?“ — „„Auf die Marburger Strasse.““ — „Warum? ich habe sie ja nicht weit vor Giessen verlassen?“ — „„Thut nichts; oder vielmehr eben darum! Wir wollen nach Kirchberg und zur Stauffenburg und uns unterwegs — von ferne wenigstens — die Teufelskanzel am hangenden Stein besehen. Auch das herrliche Busecker Thal verdiente wohl, dass wir es besuchten. Auf mein Wort, weit und breit kann man suchen, bis man seines Gleichen findet; und für Sie, als Freund der Geschichte, hat es gewiss noch ausserdem Interesse. Denken Sie nur an die langwierigen Streitigkeiten, welche die Herren von Buseck mit den Landgrafen von Hessen-Darmstadt hatten, denen sie nicht als Landsassen unterthan sein wollten; noch im vorigen Jahrhundert währte ja der Prozess vor dem Reichshofrath und dem Reichstag in Regensburg. Doch ich will heute Gnade für Recht ergehen lassen und wir versparen uns den Besuch des Busecker Thales für ein andresmal; denn heute haben wir allerdings noch manches Stück Weges zu durchmessen.““ — „Wie weit rechnet man die Entfernung nach Kirchberg?“ frage ich hierauf den trefflichen Freund; er zuckt schweigend die Achseln und führt mich auf die Marburger Strasse.

Der Weg ist schön und die Landschaft voll Abwechse-

lung. Da seh ich endlich rechter Hand von der Strasse, feldeinwärts den sogenannten »hangenden Stein«. Es sind eingestürzte Trümmer einer gigantischen Felsmasse, von denen einzelne so drohend hoch überhängen, als sei das Werk der Zerstörung noch nicht vollbracht und müsse sich in jedem Augenblicke erneuern. Aber schon längst hat sich junges Leben zwischen und über den Felsentrümmern verbreitet und verhüllt mit lachendem Waldesgrün die zerklüfteten Massen. Dort an der Ecke raget noch eine eigenthümliche Felsgestalt aus dem Waldesdunkel hervor; das ist die sogenannte »Teufelskanzel«, wo der leidige Gottseibeiuns sein Wesen treibt, wie die Sage berichtet. Der arme Teufel hat sich schon so vielen Spott und Grimm von uns Menschenkindern gefallen lassen müssen, dass man billig einmal auch seine Ehrenrettung versuchen müsste; oder spricht es wohl nicht für ihn, dass er gerade die wildromantischen Punkte einer Landschaft aufsucht und sich dort umhertreibt?

Der runde Berg in der Nähe von Lollar heisst der »Lollarer Kopf.« Wir kommen jetzt an den Lumdabach, der von dem alten Dorfe Mainzlar her aus dem Thale hervoreilt und sich bei Lollar in die Lahn ergiesst; dies letztere Dorf liegt zwischen beiden Wassern. Nun nähern wir uns allmälig dem freundlichen Pfarrort Kirchberg. Das Kirchengebiet desselben umfasste einst Ruttershausen, Mainzlar, Daubringen, Lollar, Heibertshausen und mehre später eingegangene Ortschaften und entsprach dem Gericht Kirchberg, welches aus der Hinterlassenschaft der Herrn von Merenberg an die Grafen von Nassau kam. Graf Johann hatte hier an der Lahn eine Burg erbaut; diese zerstörte ihm Landgraf Hermann, und darüber kam es 1366 zwischen beiden zum Krieg. Im Jahre 1396 vertauschte Graf Philipp von Nassau seinen Antheil an seinen Schwager, den Landgrafen Hermann. Seitdem blieb das Gericht Kirchberg, gleich mehren andern benachbarten Gerichten zwischen Hessen und Nassau gemeinschaftlich, bis endlich im Jahr 1585 eine Theilung zu Stande kam und dieses Gericht ausschliesslich hessisch wurde.*)

*) Schmidt, Gesch. des Grossherzogth. Hessen 1ter Bd. S. 231.

Wir überschreiten jetzt den schmalen wankenden Steg, der hier über die Lahn führt, um zu dem

Altenberg

hinan zu steigen. Der Weg durch den breiten Hohlweg bis zu der Ecke des an die Lützelmark sich schliessenden Waldes ist nicht weniger als anmuthig. An der Waldesecke angelangt, seh' ich jetzt, etwas bedenklich, die ziemlich steile kahle Kuppe des Altenberges vor mir, die noch zu ersteigen ist; aber mein Freund, der die ganze Gegend genau kennt, versichert mich, die Aussicht vom Gipfel sei so lohnend, dass ich die kleine Mühe des noch übrigen Klimmens nicht bereuen würde. Nun denn, frischen Muth! Ich bin von uns beiden am ersten oben und wahrlich: mein Freund hat nicht übertrieben. Unzweifelhaft stand einst auch hier eine Burg, denn im ganzen Umkreise des Gipfels erkenne ich deutlich die Spuren des Mauerwerks; die Geschichte schweigt indessen gänzlich darüber. Ich blicke hinab in das Lahnthal zu meinen Füssen, wie es rings von kreisenden Gebirgsgruppen umschlossen ist, und rufe freudig: „Dort seh' ich ja Marburg!" Die Sonne beleuchtet gerade das Schloss auf dem Berge und die Stadt unter demselben so günstig, dass sich fast jedes Gebäude deutlich erkennen lässt. Begeisternd weht der Odem der Geschichte vom fernen Marburg zu mir herauf und die Gestalten der Vorzeit wandeln durch's Thal. Ich sehe die fromme Dulderin Elisabeth mit ihren zwei Fräulein, ich sehe ihren gewaltthätigen Schwager, den Landgrafen Heinrich Raspe und den wackern Rudolf von Vargula, wie er ihm als deutscher Mann Stirn an Stirn die Wahrheit sagt; ich sehe den fanatischen Ketzerrichter Konrad von Marburg, dessen Angedenken noch heute der Ketzerbach im Volke lebendig erhält; ich sehe das Kind von Brabant und die lange stattliche Reihe der Kommenthure und Ritter des deutschen Ordens, der dort eine Landkommende besitzt. Jetzt schreitet Philipp der Hochherzige in seiner Kraft vorüber; er gründet (1526) die Universität und sucht zwei Männer zu versöhnen, beide die Vorfechter der Glaubensfreiheit, beide gewaltig von Willen und entzweit über eine religiöse Frage;

keiner von beiden weicht von seiner Ueberzeugung; da reichen sie sich die Hände und scheiden von einander und das Marburger Religionsgespräch bleibt ohne Folgen, zur Freude aller Feinde der Reformation. Auch einen Mann der Gegenwart sehe ich — im Geiste — vor mir, der dort im Schlosse sitzt, und zu dem der innige Ostergruss des Dichters hinaufklingt! Da verhüllt eine dunkle Wolke die Sonne. Ich kann das alte Schloss nicht mehr erkennen; ich mag's auch nicht, und hebe die Blicke zu dem hohen Frauenberg im Hintergrunde, wo auf dem Gipfel eines ausgebrannten Vulkans die hohen Mauerreste des Schlosses ragen, welches die Herzogin Sophie von Brabant (die Tochter der heiligen Elisabeth) zwischen 1254 und 1256 erbaute, um sich gegen die feindlichen Angriffe, besonders von der nahgelegenen, damals kurmainzischen Feste Amöneburg zu sichern; weil eine Frau es erbaut, ward das Schloss »Frauenberg« genannt. Jetzt schweifen meine Blicke zur Amöneburg hinüber, deren Gebäude sich eben jetzt in schärferen Umrissen von dem Horizont abscheiden. Nun folgt mein Auge dem mäandrischen Laufe der Lahn und erkennt an deren linkem Ufer im Mittelgrunde Bellenhausen, dann weiter vor Friedelshausen, das einst dem Herrn von Rollshausen gehörte. Da gedenk' ich jenes tapferen Kriegshauptmanns Rollshausen, der zu Zeiten Philipps des Hochherzigen in Frankreich focht, und von dem allerlei Züge im Volksmunde lebten. So heisst's: »er sey in seiner Jugend sehr arm gewesen, also dass er den Pflug unterweilens geführt; endlich sei er des elenden Feldlebens überdrüssig worden und hätte gehört, dass eine Trommel gerühret und Werber da seien. Da er von seiner Mutter Abschied genommen, hätte ihm diese achtzehn Turnos gegeben und gesagt: »Lieber Sohn, ich habe nicht mehr, ziehe hin, Gott gebe dir Glück und Ehr.« Und der Mutter Segen habe sich auf seinem Haupt erfüllet. Auch erzählte man sich, wie er aus Frankreich viele Maulthiere, mit Kronen beladen, in's Hessenland geschickt und ein Haus erbauet habe, so damals »klein Frankreich« genannt worden; endlich die Antwort, die der alte Kriegsmann dem Grafen von Nassau gab. »Es hätte nämlich ein Graf von Nassau in seiner Krankheit die Einbildung bekommen, wenn er einen solchen ihm wohlgeschmeckten

Roggenbrei hätte, wie ihm der hessische Obrister Rollshausen, da sie mit einander in den französischen Kriegen gedienet, bereitet hätte, vermeinte er, wieder gesund zu werden. Der von Rollshausen wird aus Hessen abgeholet, richtet zwar einen solchen Brei zu, allein er wollte Ihrer Gnaden nicht schmecken. „Ja," sprach der von Rollshausen, — „Herr Graf, lasset uns zuvor vierzehn Tage Hunger leiden, wie damals in Frankreich geschahe, — was gilt's: bittre Bohnen werden uns süss schmecken!" — Und was derlei Züge mehr. Von Friedelshausen wendet sich der Strom im grossen Bogen und eilt gegen Kirchberg zu; da steht plötzlich der runde Berg vor uns, auf dessen Spitze die Trümmer der Stauffenburg, weiter unten am Abhang die der Schabenburg stehen, während das Städtchen Stauffenberg sich amphitheatralisch den Berg hinan windet. Am rechten Lahnufer liegt ganz im Vordergrunde auf preussischem Gebiet das alte Pfarrdorf Odenhausen an der Grenze zwischen dem Kurfürstenthum und dem Grossherzogthum Hessen; das Flüsschen Salzböden mündet hier in die Lahn. Die alte Odenhäuser Kirche hat ein eigenthümliches Mauerwerk, welches aus lauter ausgemauerten Schwibbögen besteht. Weiterhin am Flüsschen Salzböden liegt das gleichnamige Dorf am Abhange eines Berges, ein uralter Ort, nach welchem sich eine adelige Familie schrieb. Weiter im Mittelgrund zeigt sich Frohnhausen. Hinter dem Berge, an welchem Salzböden liegt, öffnet sich links ein idyllisches Thal, aus welchem eine Glashütte hervorblickt.

Kaum kann ich mich von dieser Aussicht trennen. Aber mein Freund drängt zum Aufbruch, indem er mich auf die Ruine der Stauffenburg hinweist, die wir noch zu besteigen haben. So rufe ich ein Lebewohl ins Thal hinab und gen Marburg hin sende ich einen stillen, aber treugemeinten Gruss. Und nun folge ich dem Führer. Wir lassen den niedrigeren und ebenfalls kahlen Lützelberg, der sich an den Altenberg reihet, links zur Seite und eilen wieder nach

Kirchberg

hinab. Jetzt rasch die Höhe hinan, auf welcher das interes-

sante alte Gotteshaus steht. Wir nehmen auf der niederen Kirchhof-Mauer Platz, und so haben wir die Kirche in der Perspektive ihrer Längenseite vor uns mit dem Thurm, dessen Dach ganz kürzlich neu aufgesetzt worden ist und ein altes Kreuz für seine Spitze erhalten hat; das Portal mit dem Wappen zeigt sich uns in der Verkürzung. Mehr rechts gewahre ich vor mir in einer geringen Entfernung den Stauffenberg. Am westlichen Abhange desselben zeigen sich die bescheidenen Häuser der sogenannten Stadt bis zu den Ruinen hinan, meist von Obstbäumen unterbrochen. Nun verweilet der Blick auf der unteren oder Schabenburg, bis er sich zum laubumkränzten Gipfel des Berges erhebt, auf welchem die wenigen Reste der oberen Burg ragen.

Durch den wohlgepflegten Garten des Pfarrhauses von Kirchberg wandeln wir nun auf die Strasse hinaus, um das Städtchen

Stauffenberg

und die beiden Burgen zu besuchen. Der Berg, den wir hinansteigen, besteht — eigenthümlich genug — mitten in einer Gegend, wo Sandstein vorherrschend ist, durchweg aus Basaltgebilden, deren imposante Fülle, wo sie frei zu Tage liegen, uns überrascht. Durch ein altes Thor treten wir in einen Hof und stehen plötzlich vor den hohen Resten der Schabenburg. Die Spuren der Zerstörung sind überall noch so frisch, dass ich meine Neugierde nicht zurückhalten kann. Ich ersuche denn meinen Freund um genauere Angaben, und bereitwillig giebt er mir folgende Auskunft, welche allerdings weiter in den Hintergrund der Zeiten zurückgeführt, und mit der oberen Burg beginnt. »Da wir hinaufsteigen,« bemerkt mein Freund, »so thut mein Bericht ein Gleiches.«

Den Namen Stauffenberg hat man wohl in älteren Zeiten von einem altgermanischen Gotte Stuffo ableiten wollen, dessen Existenz übrigens schwerlich anderswo als in dem Kopfe des braven Mannes zu suchen ist, welcher den Namen Stauffenberg dadurch zu erklären versuchte. Im Mittelalter

kommt die Burg (ich spreche nämlich bis jetzt noch immer von der oberen Burg, der eigentlichen alten Stauffenburg, nicht von der unteren, vor welcher wir eben stehen) unter den Benennungen: „Stauffinberg, Stoyphenberg“ u. s. w. vor, und zwar, soweit geschichtliche Nachrichten reichen, im Besitze der Grafen von Ziegenhain, welche Stauffenberg von der Abtei Fulda zu Lehen trugen. Durch Vermählung mit einer Erbtochter von Ziegenhain erhielt Friedrich, ein Sohn des Landgrafen Ludwig des Eisernen von Thüringen (er lebte von 1186 bis 1229) nebst einem Antheil an den Besitzungen des Geschlechtes Ziegenhain, auch einen an der Stauffenburg. Bei dem Vergleich über die Erbschaft zwischen Thüringen und Ziegenhain aber, welcher nach Friedrichs Tode im Jahre 1233 vorgenommen wurde, verzichtete Landgraf Konrad auf die Stauffenburg. Im Jahre 1296 wurde sie durch Kaiser Adolf den Nassauer mit einem stattlichen Heere belagert und zwar aus folgendem Anlass: Landgraf Heinrich von Hessen hatte das Land zwischen seinen Söhnen getheilt und darüber entstand ihm ein Streit mit seinem Sohne Otto, der eine Hausfrau genommen hatte wider des Vaters Willen. Da begab es sich, dass der Landgraf schwer erkrankte und schon für todt gesagt wurde. Als Otto diese falsche Botschaft bekam, zog er gen Kassel und liess sich huldigen, und sein Schwager Graf Gottfried V. von Ziegenhain bestärkte ihn in seinem Beginnen. Da schickte der Landgraf Klagebriefe an den Kaiser Adolf und bat ihn um Hilfe. Der Kaiser kam herbei und der Landgraf erhob sich alsbald vom Siechbette und zog mit dem Kaiser und vielen Herren und reisigem Volk vor die feste Stauffenburg. Nun versprach Gottfried von Ziegenhain in der Bedrängniss, er wolle seinen Schwager Otto zur Unterwerfung bewegen. Und solches geschah auch nach langem Bedenken, also dass Otto die Theilung annahm, wie sie sein Vater bestellt hatte. Elisabeth, die Tochter des Grafen Ludwig von Ziegenhain, erhielt bei ihrer Vermählung zur Aussteuer die Hälfte der Stauffenburg; 1305 wurde diese von Mechtilde, der Wittwe des Grafen Gottfried von Ziegenhain, erkauft. 1314 nahm Graf Johann von Ziegenhain den Grafen Johann von Solms als Burgmann von Stauffenburg auf. 1341 schloss

Landgraf Heinrich II. ein Bündniss mit Johann von Ziegenhain, worin ihm dieser die Oeffnung der Burg versprach. Johanns Sohn, Gottfried, verpfändete 1359 die Burg „mit den zwei Dalen, beide alt und neuere, die darunter sein gelegen," an die Ritter Heinrich von Rollshausen und Vollprecht Schabe; unter diesen „zwei Dalen" sind wahrscheinlich die jetzige sogenannte Stadt und Vorstadt zu verstehen. Die Auslösung fand erst 1409 statt. Die Burg wurde in der Folge noch öfter verpfändet, sowohl im Ganzen, als auch theilweise, — so an Mainz, an Edle von Feuerbach und von Rodenhausen, eben so auch noch später, als sie nach dem Erlöschen des gräflichen Geschlechts von Ziegenhain (1450) mit allen Besitzungen derselben an Hessen fiel; ein Weitershausen, ein Berlepsch, die Edlen von Rollshausen erscheinen, die letzteren bis 1564, als Pfandbesitzer der Stauffenburg. Die untere Burg oder Schabenburg, deren Ruinen noch stehen, wurde erst im 16ten Jahrhundert erbaut, und zwar durch die Rollshausen; den Namen Schabenburg hat sie von der die Familie Schabe. Aus diesem Wechsel der Pfandbesitzer kann man sich die Verbindung der Wappen erklären, welche man am Stadtthore erblickt. Da ist das Wappenbild der Ziegenhainer, der Ziegenkopf auf dem Helm, und an dessen Hals ihr Stern; zwischen den Hörnern befinden sich die zwei verkreuzten Schaufeln der Rollshausen, und unter dem Stern die Wappen der Familien Schabe und Rau.

Die obere Burg wurde während des Krieges zwischen Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt, dieser traurigen Episode in dem blutigen Epos des dreissigjährigen Krieges zerstört, ob aber „durch untergelegtes Pulver in die Luft gesprengt," wie Winkelmann versichert, möchte ich diesem Gewährsmann nicht unbedingt nacherzählen.

Die untere Burg, ein zwei Stockwerk hoher Bau im länglichen Viereck mit gleich hohen vorspringenden Thürmen und Zinnen, stand wohlerhalten mit ihrer ganzen inneren Einrichtung, kurz: völlig bewohnbar, bis noch vor ungefähr 25 Jahren. — Sie befand sich im Besitz reicher Privaten, welche sich — wie man sagt — um den Knoten einer sehr verwickelten Erbtheilung mit dem Schwert zu durchhauen,

kurz entschlossen, das stattliche Gebäude, welches eine wahre Zierde der ganzen Umgebung war, zu verkaufen, und zwar auf den Abbruch! für einen wahren Spottpreis, wenn man den Umfang der Gebäulichkeiten und der dazu gehörigen Grundstücke ermisst. Der Kauf wurde abgeschlossen, und der neue Besitzer beeilte sich mit dem Abbruch nur allzusehr, um Steine zu gewinnen, obgleich sich in der Nähe Staufenbergs ein ganz vortrefflicher Sandsteinbruch befindet. Und welche Mühe hatte man bei dem Werke der Zerstörung! Die Burg setzte dem modernen Vandalismus einen solchen Widerstand ihrer Solidität entgegen, wie eine starke Mannesnatur in den besten Jahren der Ungeschicklichkeit eines Charlatans. Man musste alle Gewalt anwenden, um den beklagenswerthen Zweck zu erreichen. Darum sind denn die Spuren der Zerstörung überall noch so frisch, wie von gestern, und allerdings scheint das Werk noch nicht ganz vollbracht zu sein. Stehn ja doch die Hauptmauern noch in ihrer vollen Höhe, die Thürme, die Pforten; — also: welche schöne Menge — von Steinen ist noch übrig! Etwas nordöstlich oberhalb der Burg stand [illegible] ganz kurzen Zeit eine Kirche, — sie war freilich nicht [illegible] alten Baustyles, wenn man mich recht berichtet, und obendrein etwas baufällig, so gleichviel; da, wo sie stand, liegt jetzt ein wüster Trümmerhaufe. Warum greift der Mensch der Zeit vor? Genügt es ihm nicht, ihren Arm auf seinem eigenen Nacken zu fühlen? Warum will er im Frieden nachholen, was der Krieg vergass? Hier, umrauscht von den Erinnerungen der vaterländischen Geschichte, hätte ein Mann wohnen müssen mit einem Herzen, erfüllt von treuer Liebe zu ihr; hier in den urahnlich geschmückten Räumen, die so traulich winkten, hätte er still forschen und wirken müssen, und hätte sich, an's Fenster oder auf die Thurmzinne tretend, erholen können in der Betrachtung der lieblichen Natur. Hier, in der Mitte des Weges, der die beiden Hochschulen Giessen und Marburg verbindet, hätte er ihre Gelehrten gastlichen Empfanges vereinigen können, und wie manche Frucht eines Gedankenaustausches beim traulichen Symposion wäre der Wissenschaft und dem Vaterlande gereift!

Doch fort jetzt mit den trüben Gedanken! Verscheuche

Du sie, freundliche Natur, die Du stets über der Zerstörung Dein frisches grünes Gewebe ausspannest und selbst über Leichen deine glühenden Blumen ausstreuest, dass uns der Anblick des neuen Lebens, das aus dem Tode keimt, an das grosse, unvergängliche erinnere, — Natur, die Du sogar, wenn Du selber im Todesschlummer gebannt zu sein scheinst, Deine Schneekristalle spriessen lässest, während unter dem starren weissen Leichentuche schon die lebendige junge Saat dem Lichte entgegenwächst. — Der jetzige Besitzer der Schabenburg hat, — man muss es ihm nachsagen — einen guten Willen und sucht die verödeten Räume in einen Garten umzuwandeln. Arm in Arm mit dem Freunde durchwandle ich diese Anlagen, und unvermerkt sind wir dabei zwischen Mauerresten und aus den Erdschichten hervorquellenden Basalten immer näher hinangestiegen, bis wir uns plötzlich, überrascht, mitten in den Ruinen der oberen Stauffenburg finden. Welche Aussicht auf das Lahnthal! Ueberall in der Runde find' ich liebe Bekannte, diese Ruinen vom Frauenberg an bis zum Vetzberg, bis Giessen hin. Und welche andre, dem Auge so wohlthuende engere Aussicht in die Waldgründe und Thalschluchten, wie ich jetzt mich wende und zwischen den Trümmern an den Rand des Berges hintrete. Die Feierstille des Abends ist drüber ausgegossen; des Menschen Tagewerk ist vollbracht und die Poesie beginnt ihr geheimnissvolles Schaffen in der ungestörten Waldeinsamkeit.

Und nun, bevor uns die Nacht nöthigt, den Bergesgipfel zu verlassen, und uns zur Heimkehr anzuschicken, noch einen flüchtigen Blick über die Ruinen hin! Kaum lässt sich aus ihnen die Konstruktion der Burg erkennen, wie sie einst hier stand, und ich muss den wackern alten Merian anrufen, der Phantasie zu Hilfe zu kommen; leider hat er aber gerade die Stauffenburg auf seinem Blättchen gar stiefväterlich bedacht. Wie es scheint, so erhoben sich ein viereckiges Hauptgebäude mit vier Erkerthürmchen, ein hoher Thurm mit Zinnen und ein kleinerer mit einem spitzen Dache im Schlosshofe; diesen umgab eine Mauer, welche sich nach der Stadtseite hinzog und starke Ringmauern wanden sich längs des Bergabhanges bis zur Schabenburg hinab.

»Scheiden und Meiden thut weh! Aber es muss geschieden sein. Und so lebet wohl, ihr Ruinen der Stauffenburg! Eilenden Fusses steig' ich mit dem Freunde den Berg hinab. Die Nacht hat ihre Herrschaft angetreten, als wir unten ankommen, und unsern Heimgang nach Giessen beginnen. Noch einmal betracht' ich jetzt die Landschaft, welche wir durchwallen, in zauberischer Mondbeleuchtung; ich verbinde alle Bilder, welche ich in mich aufgenommen, leise zum schönen Ganzen und erfreue mich dabei eines stillen erquickenden Nachgenusses.

Schiffenberg.

Wenn man zum Neuweger Thore hinauswandelt und den Weg nach dem Buschischen Garten rechts ab lässt, so kommt man auf einem durch Felder und Gärten hinziehenden Fusspfade in ein ziemlich sandiges Terrain, durch welches die Strasse nach dem Walde führt. Vor sieben Jahrhunderten ragte dieser Wald, der »Wiesecker Wald« genannt, noch weit in die Gegend herein, vielleicht bis an die Stätte, wo heutzutage Giessen steht, und gehörte, wie die ganze Gegend den mächtigen Grafen von Gleiberg.

Die Tochter jenes Grafen Hermann von Gleiberg, welcher zur Zeit des Kaisers Heinrich IV, zuerst für diesen in der Schlacht an der Unstrut gegen die Sachsen, dann gegen ihn, mit Heinrich V eine so bedeutende Rolle spielte, hiess Klemenzia und war an den Grafen Gerhard von Geldern vermählt. Nach dem Tode ihres Gemahls stiftete sie mit Bewilligung ihrer Neffen, der Grafen Otto und Wilhelm von Gleiberg dort auf der beträchtlichen Höhe im Wiesecker Wald, welche ich am Ausgange der Strasse vor mir sehe, nämlich auf dem Schiffenberg (»Sceffenberg,« »Scheffenberg heisst er in den Urkunden des Mittelalters) im Jahre 1129 eine Kirche und ein Kloster für Chorherrn von der Regel St. Augustins und begabte diese Stiftung mit 20 Huben angerodeten Landes im Wiesecker Wald und zwei Huben in Konradsrode (einem Dorfe, welches in der Folge erloschen ist). Später wurden

die 20 Huben auf 30 ausgedehnt; die auf dem angerodeten Lande angelegten neuen Dörfer, Steinbach, Watzenborn und Gariwarthsteich (das heutige Garbenteich) nebst zwei anderen, Lotthen und Kronebach, (die längst eingegangen sind) wurden nach Schiffenberg eingepfarrt. Ausser diesem Chorherrnstift auf der Höhe des Schiffenberges wurde später am Fusse desselben ein Nonnenkloster, »Zelle« gestiftet, dessen im Jahre 1274 zuerst erwähnt wird; es stand unter dem Propst des Chorherrnstiftes, welches Landgraf Heinrich I (»das Kind«) nach Erkaufung der Herrschaft Giessen von dem Pfalzgrafen von Tübingen, mit mancher Schenkung trefflich bedachte. Wie es nun den reichen geistlichen Herrn auf dem Schiffenberge so wohl erging, auf dass sie sich, unbekümmert um die Sorgen des zeitlichen Lebens, um so besser mit jenen für das ewige befassen möchten, war ihnen das erstere doch immerhin gut genug. Statt sich zu kasteien, Seelmessen zu lesen, und Tag und Nacht zu beten, sassen sie lieber in ritterlicher Tracht auf schönen Rossen, hatten die Armbrust auf dem Rücken und den Falken auf der Faust und ritten zum edlen Waidwerk in den Wald hinaus. Und kamen sie von der Jagd heim, so stand ein ausgesuchtes Mal gerüstet, wobei die Kunst des Koches allen Fastengeboten Trotz bot; da floss feiner Wein, reichlicher als vonnöthen; Saitenspiel, Gesang und Lachen erscholl im Refector. Oder sie ritten zu Hofe und tändelten dort gerne mit schönen Frauen. Der Cölibat war zwar eingesetzt, aber wer mochte das Gebot so genau nehmen? »Keine Regel ohne Ausnahme!« dachten diese geistlichen Herren, und so kam's unvermerkt dahin, dass die Ausnahme bei ihnen zur Regel wurde, — zu einer Regel, an die der heilige Augustin wohl nicht gedacht hatte. Kurz es war ein Leben in Saus und Braus auf dem Schiffenberg. Nun die lustigen Chorherrn dort waren nicht die einzigen Geistlichen in damaliger Zeit, welche sich hier auf Erden einen Vorschmack des ewigen Lebens bereiteten, wo der Himmel nach dem Volksspruch voll Geigen hängt. Die Entartung der Geistlichkeit war etwas sehr Gewöhnliches, wie heftig auch diejenigen höher gestellten Männer desselben Standes dagegen eiferten, welche wohl einsahen, dass diese Entsittlichung den

Spaten für das Grab der Hierarchie schon immer tiefer und tiefer eingebohrt hatte. Ich habe gewiss nicht übertrieben, indem ich das allgemeine Sittengemälde auf dieses einzelne Stift übertrug. Ich kann einen Gewährsmann vor mich hinstellen, dem man wohl glauben wird, weil er selbst ein Geistlicher ist; nämlich den Erzbischof Balduin von Trier (im 14. Jahrhundert) unter dessen Sprengel Schiffenberg wie Giessen gehörte. Der beste Beweis für die Treue des Bildes ist der, dass der strenge Erzbischof daran verzweifelte, den Lebenswandel der dortigen Chorherrn in strengere Gleise zu bringen.

Desshalb übergab er denn die geistliche Stiftung zu Schiffenberg dem deutschen Ritterorden zu Marburg, mit der Bedingung, dass dieser zwölf geistliche Ordensbrüder und darunter wenigstens sechs Priester zu Schiffenberg halten solle, — eine Bedingung, welche im Jahre 1325 die Abänderung erlitt, dass nur sechs geistliche Brüder und darunter drei Priester und sechs Ritter in Schiffenberg wohnen sollten und zwar die geistlichen Brüder unter einem Propst, die Ritter unter einem Kommenthur. — Der deutsche Orden rechnete damals die Ballei Hessen zu seinen bedeutenderen Balleien. Seit dem Jahre 1233 war er in Marburg ansässig, wo der fünfte Meister, Landgraf Konrad von Thüringen, unter thätiger Mitwirkung seiner Ordensbrüder und der hessischen Ritterschaft den Grundstein zu der Elisabethskirche gelegt hatte, in welcher er selbst, so wie viele Landgrafen und deutsche Herrn begraben liegen und die Wappen der Landkommenthure aufgehängt waren. Die Ballei Hessen bestand aus der Landkommende Marburg, der Kommenthurei Griffstädt in Thüringen, der Kommenthurei Flörsheim in der Pfalz und der Kommenthurei Schiffenberg. Bei der Uebergebung Schiffenbergs an den Orden der deutschen Herrn war das Nonnenkloster Zelle ausgenommen gewesen, es erhielt einen eigenen Propst und musste die Hälfte seiner Güter an Schiffenberg abtreten. Was hatte aber diese »Emanzipation der Frauen« von den Herrn zur Folge? Die armen Nonnen waren, wie es scheint, keine guten Hausfrauen und verstanden die Wirthschaft so schlecht, dass ihr Kloster schnell in Abnahme kam. Kein adeliges Fräulein hatte Lust sich bei

demselben zur Einkleidung zu melden, die Nonnen mussten jetzt nämlich, statt aus bunten Lappen zierliche Kleider für das Christkindchen zu nähen, sich selber Leinwand spinnen, wenn sie halbwegs anständig aussehen wollten; sie mussten sich ihren Kohl selbst bauen, wenn sie nicht hungern wollten. So kam's dahin, dass im Jahre 1449 die Oberin des Klosters nur noch vier Nonnen unter ihrer geistlichen Herrschaft hatte. Da baten die Frauen, man möchte ihr Kloster doch wieder mit Schiffenberg vereinigen, und dies letztere wurde ihnen auch 1470 bewilligt. Ich weiss nicht, ob sich das Nonnenkloster dadurch wieder bedeutend erholte; es scheint jedoch nicht; denn nach dem Jahre 1485 geschieht desselben keine Erwähnung mehr. Um so stattlicher blühte die Deutsch-Ordens-Kommenthurei Schiffenberg fort; der Kommenthur von Schiffenberg kam zu den Hessischen Landtagen und nahm seinen Platz unter den Ständen ein. Gleichwohl gab es schwere Irrungen zwischen dem Orden und den fürstlichen Häusern Kassel und Darmstadt, Irrungen, welche bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinabreichten und durch Schriften für und wider die Streitfrage der öffentlichen Meinung zur schiedsrichterlichen Beurtheilung unterlegt wurden. Diese Streitfrage betraf eben die Landkommende Marburg und die Kommende Schiffenberg und drehte sich um die Anerkennung oder Nichtanerkennung der Reichsunmittelbarkeit der Ballei Hessen, deren Landsässigkeit die Fürstenhäuser zu ihren Gunsten diplomatarisch beweisen wollten. Da erschien von Seiten des Ordens ein »historisch diplomatischer Unterricht und gründliche Deduktion von hohen Ordens und Ballei Hessen Immedietät, Exemption und Gerechtsamen,« von Seiten Hessen-Cassels eine »historische und rechtsbegründete Nachricht von dem Ursprung, Wachsthum und Landstandschaft des deutschen Hauses und der Landkommende Marburg«, von Seiten Hessen-Darmstadt's eine »beurkundete Nachricht von dem Deutsch-Ordens-Haus und Kommende Schiffenberg«, von Seiten des Ordens hinwieder ein »entdeckter Ungrund derjenigen Einwendungen, welche gegen des hohen deutschen Ritterordens, löbliche Ballei Hessen, insbesondere der Landkommende bei Marburg und Kommende Schiffenberg wohlhergebrachten Im-

mediatät, Exemption und gerechtsamen fürgebracht worden, — alle mit Urkunden belegt, um Gründe und Gegengründe der Ansprüche zu beweisen. — Das verhängnissvolle Jahr 1800 entschied die ganze Streitfrage rasch und durchgreifend. Napoleon hob nämlich am 24. April des genannten Jahres den deutschen Orden im ganzen Umfang des Rheinbundes auf und vereinigte dessen Besitzungen mit den Domänen jener Fürsten, in deren Gebiete dieselben lagen. So kam die Kommende Schiffenberg an Hessen-Darmstadt, der letzte Landkommenthur von Hessen war Alexander Friedrich Wilhelm, Freiherr von Seckendorf, welcher 1814 starb. Seit 1809 ist nun Schiffenberg ein beträchtliches Domänialgut, welches in Pacht gegeben wird; dort oben, wo einst die Chorherrn so lustig und dann die deutschen Herrn so fürstlich hausten, sitzt nun ein Pächter, welcher von Seiten des Eigenthümers verpflichtet ist, eine Wirthschaft zu halten; und zwar, wie es scheint, nicht zu seinem Nachtheil, denn Ausflüge nach Schiffenberg, welches nur eine Stunde von Giessen entfernt ist, werden mit Recht oft genug von dort aus unternommen.

Indem ich im Walde geradeswegs fortwandere, um den Schiffenberg zu erreichen, sehe ich rechts den forstbotanischen Garten. Er gehört zu der im Jahre 1825 errichteten Forstlehranstalt, welche mit der Universität verbunden, den ordentlichen Professor der Forstwissenschaft zum Director, einen zweiten Lehrer für die praktische Unterweisung der Forst-Akademiker hat und unter der obersten Leitung und Disciplinargewalt der Universität steht. Dieser forstbotanische Garten ist eben so zweckmässig und schön angelegt als weit ausgedehnt und verdient wohl einen eigenen Besuch.

Bald erreiche ich jetzt den Fuss des Schiffenberges und steige auf engen traulichen Pfaden, die von jungem Laubholz überwölbt sind, zu dem Gipfel empor; so mancherlei halbverwachsene Kreuzwege durchschneiden den Forst; durch das zarte Laub schimmert das Sonnenlicht, wie durch die bunten Fenster eines alten Doms und die Säume der schlanken Stämme glänzen von Gold; man sieht das Original einer Claude-Lorrain'chen Beleuchtung mit allen ihren poetischen Zaubern. — Nun habe ich die kunstlose Bergtreppe erstiegen und stehe

auf der von bunten Gruppen belebten Terasse, welche sich vor der Umfassungsmauer der weiland Kommende ausbreitet. Hier eröffnet sich mir wieder eine herrliche Aussicht. Da seh' ich in der Gluth des Abends die zwei stattlichen Thürme der Ruine Münzenberg auf dem Bergesgipfel und gedenke der mächtigen Dynasten, welche einst dort sassen, und deren Mannsstamm im Jahre 1255 erlosch. Dort hinter Grüningen liegt Friedberg, und dort gewahre ich auch unter den einzelnstehenden Bäumen die Stätte, wo Ney am 21. April 1797 von den Oesterreichern gefangen wurde. Weiter vorn zeigen sich die Dörfer Watzenborn und Steinberg. Rechts winket mir Giessen, umgeben vom Vetzberg und Gleiberg, vom Dünsberg und Wettenberg.

Nun trete ich durch das Pförtchen in den Hof der weiland Kommende. Gerade mir gegenüber sehe ich die uralte Kirche, mit ihrem in der Mitte sich erhebenden, niedrigen, achteckigen Thurm. Die eine Abseite der Kirche ist jetzt in eine offene Halle verwandelt worden. Im Inneren der Kirche deren Raum durch Zubauten ganz verengt worden ist, befindet sich gar wenig alte Plastik, in der Mitte ein Taufstein aus Tuff. Eine zerschlissene alte Fahne, noch über dem weiland Altare befestigt, weht wie ein Panier der Zerstörung in der Zugluft; der kalte Grabesboden der Vergänglichkeit spielt mit ihren letzten verblichenen Fasern. Ich denke: um Mitternacht steigt der Kommenthur, der sie dem Feinde abgewann, aus seinem Grabe und greift nach ihr hoch hinauf, um sie mit sich hinabzunehmen in sein steinernes Haus? denn es jammert ihn, wie sie so verloren und einsam in der entweihten Kirche über den aufgewühlten, zerbrochenen Steinen Wache hält: »komm', du letztes Kleinod unserer Herrlichkeit«, flüstert er zu ihr hinauf; »komm', und ruhe auf meinem Herzen.« Aber vergeblich müht er sich ab, sie zu erreichen; die Glocke schlägt eins und der Todte muss unwillig wieder hinabsteigen zu seinen schlafenden Brüdern. Mich gemahnt diese Fahne in der düstern Kirche, als wäre sie selbst eine Leiche.

Es ist interessant, den alten Kirchenbau umwandelnd zu betrachten; leider aber ist es unmöglich, alle einzelnen Theile

genauer zu untersuchen; denn bald hier, bald da ward vermauert und verstellt, und wo man eindringt, wühlt man im Dunkeln auf bestaubten morschen Brettern, die unter dem Tritte zusammensinken, oder man stösst auf wüste Trümmerhaufen. Gespenstiges Schaffen der Verwesung rings umher! Ich trete wieder in den Hof hinaus, sauge die balsamische Abendluft und blicke rings um mich her. Das emsige Treiben der Landwirthschaft in diesen alterthümlichen Räumen, weit entfernt die Illusion zu zerstören, vervollständigt sie vielmehr. Wie hier, zum Thore mir gegenüber, der schwere Fruchtsegen hochgepackt auf Wagen hereingebracht wird, wie dort links am Brunnen die schmucke Dirne den Eimer emporwindet, wie hinter mir zum Pförtchen herein die Knechte und Mägde mit Rechen und Sicheln lustig singend kommen; — da denkt man sich leicht in die Zeit der Ordensherrschaft zurück und erwartet, dass der ernste Schaffner aus der Thüre des Hauses unter das dienstbare Volk trete, den Segen Gottes in Empfang nehme, die Säumigen zurechtweise, dem Fleissigen ein freundliches Wort sage und wie über allen unsichtbar die Ordnung des Hauses schwebe, in welche sich jeder Untergebene willig füget, weil er sich unter ihrem Schutze wohlbefindet. Und wie wohlerhalten und traulich ist das Wohnhaus der Herrn, über dessen Thüre sich das stattliche Wappen befindet. Man merkt wohl, dass es noch kein volles Menschenalter her ist, seit es die alten Eigener verlassen haben, welche die nöthigen Reparaturen von Epoche zu Epoche dem herrschenden Geschmack anpassten, ohne doch den alterthümlichen Grundcharakter des Ganzen verwischen zu können, — diese eigenthümliche Mischung von Klösterlichkeit und Noblesse. Denn durchwandert man das Innere mit allen seinen Gelassen, deren viele jetzt dem Wirthschaftszwecke überlassen sind, so findet man sich wohl leicht angemuthet, d'ran zu denken, dass hier einst keine Hausfrau gewaltet, nach deren Verlangen diese oder jene Ecke zu irgend einem häuslichen Gebrauche benützt worden sei, um im Ganzen und Grossen Raum oder Kosten zu sparen; man sieht, dass hier reiche edle Herrn zusammengelebt, welche von einer solchen beschränkten Oekonomie nichts gewusst, welche sich nur in weiter Räumlich-

keit gefielen und von ihrer Wohnung, deren Anständigkeit ihrer Herkunft und ihrer selbstständigen Würde entsprechen musste, jene kleinen hausbürgerlichen Einrichtungen ferne hielten, welche eine Hausfrau oft für unentbehrlich halten würde, und welche, obwohl sie alles gleich zur Hand stellen sollen, doch die Bequemlichkeit meistens eher hindern, als fördern.

Um übrigens einen malerischen Gesammtüberblick Schiffenbergs selbst, das ist: des Herrenhauses mit den Wirthschaftsgebäuden und dem eigenthümlichen Kirchthurme zu gewinnen, muss man einen ausserhalb desselben etwas unterhalb gelegenen Standpunkt auf dem Kornfeld, unfern des Waldsaumes, aufsuchen. Dann zeigt sich rechts der Abhang des Berges mit hübschen Baumgruppen besetzt, oben die Gebäulichkeiten in der Perspective, — links der Wald hinab, und zwischendurch öffnet sich die reizendste Fernsicht auf Felder, Vorhöhen und Berge, deren sanfte Konturen in einer magischen Abendbeleuchtung verschwimmen.

Es ist indessen Zeit geworden, an die Heimkehr nach Giessen zu denken, und ich schicke mich dazu an. So verlasse ich denn das Haus Schiffenberg und folge wieder dem anmuthigen Waldpfade, der mich den Berg hernieder auf die breite Fahrstrasse bringt. Hier sehe ich wieder den forstbotanischen Garten und kann nicht umhin, demselben gegenüber in den Wald einzulenken, um mir den Weg nach dem Ludwigsbrunnen zu suchen, von dessen anmuthiger Lage ich schon manches vernommen habe. Da komme ich aufwärts steigend, zuerst zu einem mit Basalt eingefassten runden Bassin, einem Plätzchen, wohl werth, sich eben so gut einen Herman bei Dorotheen als Staffage hinzu zu denken, wie bei jenem Brunnen vor Wetzlar. Zwar ist die Oertlichkeit hier durchaus nicht so eng umschlossen wie dort, wo die Treppe hinab in der engen Brunnennische gerade nur Raum genug für ein liebendes Paar ist; aber hier kommen aus allen Schluchten der Waldeinsamkeit die freundlichen Elfen herbei, und schlingen unsichtbar den unlösbaren Kreis um Jüngling und Jungfrau, und Vöglein singen ihnen von allen Zweigen ein süsses Brautlied. Ich eile die Höhe im Walde weiter empor; da

steh' ich plötzlich vor dem Brünnlein, das aus dem Felsen quillt, rings von Basaltblöcken umgeben. Zur Seite ab senkt sich eine tiefe Schlucht, worin noch vor wenigen Jahren die junge Welt gern bei Fackelschein tanzte; steil über dem Brunnen geht es zum offenen ländlichen Tempel, der auf Baumstämmen ruht; moosbewachsene Felsblöcke bieten sich ringsum zu Sitzen, und nach allen Seiten hin laufen, wie Strahlen vom Centrum, die Waldgänge aus. Jetzt sind diese grösstentheils wieder verwachsen und die ganze liebliche Anlage wird nur selten mehr besucht.

Und nun verdopple ich die Schritte, um Giessen zu erreichen. Est ist Nacht geworden, und von ferne winken mir die Lichter der gastlichen Stadt.

Noch eine kurze Sommernacht — und ich muss auch von ihr scheiden, die ich mich nach allen Ausflügen in die Umgegend, immer mehr wie meine Heimath zu betrachten gewöhnte. Ihr freundlichen Bilder, die ich hier geschaut, ich rufe euch nicht: »kommet und durchflechtet meine Träume!« Ihr kommt ungerufen und bleibet dem Herzen, wie alles Schöne.

RUINE BADENBURG

Vorträge,

gehalten

in den Verſammlungen

der

deutſch-katholiſchen Gemeinde

zu

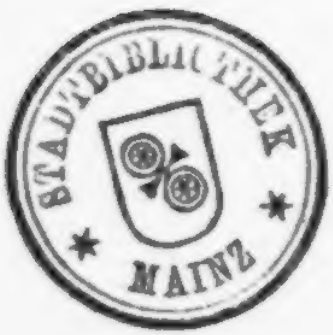
Darmſtadt

von

Eduard Duller.

3/334

Mainz,
im Monat März 1848.



STADTBIBLIOTHEK
MAINZ

Druck von Henninger u. Comp.

Kat

Vorbemerkung.

Indem ich die Vorträge, welche ich in den Sommer- und Herbſtmonaten dieſes Jahres vor der deutſch-katholiſchen Gemeinde zu Darmſtadt hielt, vielfach geäußerten Wünſchen zufolge, nunmehr im Druck erſcheinen laſſe, fühle ich auf's Lebhafteſte, wie ſehr ich dieſelben einer nachſichtigen Beurtheilung anheimſtellen muß.

Möchte der Leſer, bevor er die nachfolgenden Blätter aufſchlägt, einerſeits bedenken, daß ſie von einem Laien herrühren, der von der Anmaßung: ſich auf theologiſchen Boden zu ſtellen, weit entfernt iſt, und möchte derſelbe anderſeits wieder zur Begründung ſeiner Nachſicht nicht unberückſichtigt laſſen, daß es mir, mitten im Drange von Beſchäftigungen aller Art, an der zur gediegeneren Ausarbeitung erforderlichen Muße durchaus gebrach. Erkennt der Leſer auch in der un-

vollkommenen Ausführung doch die Lauterkeit meines Strebens, vorzugsweiſe auf das Sittlichkeitsgefühl zu wirken, ſo beurtheilt er jene Mängel der Ausführung vielleicht weniger ſtreng.

Darmſtadt, im Dezember 1845.

Eduard Duller.

I.

Am 8. Sonntage nach Trinitatis.

(13. Juli).

Theure Glaubensgenoſſen!

Der Tag, welchen wir ſo lange erſehnt hatten, an welchem wir als deutſch-katholiſche Gemeinde zur Feier unſeres erſten Gottesdienſtes verſammelt waren, an welchem wir aus dem Munde eines trefflichen Predigers erhebende Worte der Ermahnung, der Ermuthigung, der Stärkung vernahmen, an welchem wir zum erſtenmal das Abendmal, ſo wie unſer Heiland es eingeſetzt, in beiderlei Geſtalt genoſſen, der Tag, an welchem zum erſtenmal das Sakrament der Taufe in unſerer Gemeinde geſpendet wurde, dieſer Tag, mit welchem für uns alle gleichſam eine geiſtige Wiedergeburt begann, — dieſer hehre, bedeutungsvolle Tag liegt nun hinter uns. Aber dieſer Tag iſt uns nicht blos vorübergegangen wie ſo mancher andre in unſerem an Leiden und Freuden wechſelvollen Leben; nein, eine gute Saat hat er in unſeren Herzen für die Zukunft zurückgelaſſen, und o möchten unſere Herzen für dieſe gute Saat auch immerdar ein guter Boden ſein und bleiben, möge uns der Herr die Kraft erhalten, dieſe gute Saat ſorgfältig zu pflegen, auf daß wir uns dereinſt herrlicher ſegensreicher Früchte erfreuen könnten! Wir haben nun mit Gott als deutſche Katholiken den Weg betreten, auf welchem wir zum Vater zu kommen hoffen. Wir nennen uns mit vollem Rechte deutſche Katholiken. Das griechiſche Wort „katholikos“ heißt auf deutſch: allgemein, alſo heißt „chriſt-katholiſche Kirche“ nichts anderes als: „allgemeine Kirche Chriſti“,

und dieſer allgemeinen chriſtlichen Kirche gehören nun wir Deutſche an, als Deutſche, als Unterthanen eines deutſchen Fürſten, als Bürger eines deutſchen Staates. Indem wir alſo freudig entſchloſſen den Weg als deutſche Katholiken betreten haben, einen Weg, von dem kein Seitenpfad mehr nach Rom führt, einen Weg, der nur von einem deutſchen Herzen zum andern, der das Herz des Volks nur näher zum Fürſten führt, ſuchen wir auf dieſem Wege, über welchem die wahrhaft allgemeine Kirche Chriſti ihre große unſichtbare Kuppel wölbt, ſuchen und finden wir auf demſelben die Religion Chriſti, ſo wie ſie Chriſtus gelehrt hat, als lauteres, von Menſchenwerk unverfälſchtes und ewiges Gotteswerk, als Religion der Liebe, des Friedens, der Wahrheit und der Sittlichkeit, als die Religion, welche alles, was Gott an ſchönen und edlen Keimen in die Menſchennatur gepflanzt hat, gedeihen läßt und die ganze Menſchennatur zu immer höherer Vervollkommnung verklärt. Auf daß wir auf dieſem Wege nicht abirren, geht uns ein treuer zuverläſſiger Freund zur Seite, dem wir getroſt vertrauen dürfen; es iſt kein irdiſcher Freund, deſſen Kraft etwa ermüdet, nein, ein geiſtiger, der unſere ermüdende Kraft aufrichtet und erhält; dieſer Freund iſt das Evangelium. „Evangelion" dieſes griechiſche Wort bedeutet zu deutſch: frohe Botſchaft, Botſchaft des Heils. Dieſe frohe Botſchaft iſt auch an uns ergangen, auch in unſere Herzen iſt ſie eingezogen. O ſo wollen wir uns untereinander auch an dieſer frohen Botſchaft erquicken, ſo wollen wir, was uns ſo lange verſagt war, freudigen, gläubigen Gemüthes genießen, das Wort des Herrn! Laſſen ſie uns daheim im ſtillen Kreiſe der Familien die erhabenen und doch einfach verſtändlichen Lehren der höchſten Weisheit und Tugend frommen Sinnes darinnen leſen, feſten reinen Willens laſſen ſie uns dieſelben beherzigen, durch einen chriſtlich tugendhaften Wandel laſſen ſie uns ſtets bethätigen, daß die Botſchaft des Heils wirklich in unſere Herzen eingezogen und darinnen lebendig geworden iſt. Laſſen ſie uns aber auch, ſo oft wir an jenen Sonntagen, an welchen wir vor der Hand uns noch nicht zu einem von einem Geiſtlichen unſerer Kirche geleiteten Gottesdienſte verſammeln können, laſſen ſie uns, ſo oft wir an ſolchen Sonntagen als Gemeinde verſammelt ſind, die heilige

Schrift aufſchlagen und in Gemeinſchaft daraus jene Epiſteln und Evangelien leſen, welche auf den betreffenden Kirchentag fallen, auf daß unſer religiöſer Eifer immer warm bleibe, auf daß wir immer mehr in die Kenntniß der Lehre Jeſu Chriſti eindringen. Wenn wir dieſen Vorſatz auch ferner ausführen, ſo werden wir uns zugleich in den Zwiſchenräumen von einem Gottesdienſte zum andern, welche vor der Hand noch ſtattfinden und ſo Gott will bald immer kürzer werden möchten, immer würdiger im Geiſt und in der Wahrheit zu jedem kommenden Gottesdienſte vorbereiten. Die Bibel war ja die erſte Liebesſpende, welche wir, als unſere Zahl noch ſehr gering war, von einem evangeliſchen Mitchriſten erhielten, wir ſahen gerührt und tief bewegt darin eine ſchöne Vorbedeutung! Laſſen ſie uns dies Buch jetzt aufſchlagen. Es ſind für den heutigen Sonntag, den 8. nach Triniatis, angezeichnet die Stelle in der Epiſtel des Apoſtels Paulus an die Römer, im 8. Kapitel, 12—17. Vers, und ferner die Stelle in dem Evangelium des h. Matthäus, im 7. Kapitel 15—23. Vers.

Welche wichtige Lehren für uns liegen in dieſen Worten der Epiſtel St. Pauli! Welche beherzigenswerthe Ermahnungen! Paulus verkündigt uns, daß „wir nicht einen knechtiſchen Geiſt empfangen haben, daß wir uns abermals fürchten müßten, ſondern einen kindlichen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater, — daß wir Gottes Kinder ſind, und Miterben Chriſti!“ Erwägen wir dieſe Worte in ihrer vollen Bedeutung! Wir ſind nicht Schuldner des Fleiſches, nicht Geſchöpfe des blinden Zufalls, nicht Knechte des Irdiſchen! Wir ſind Kinder Gottes: durch den Geiſt, durch die ſittliche Freiheit hat Gott uns zu ſeinen Kindern gemacht, durch den Geiſt, durch die ſittliche Freiheit hat er uns die Möglichkeit gegeben, im Kampfe mit dem Irdiſchen nach dem Ewigen zu ringen und den Sieg zu gewinnen, den Sieg des Geiſtes, immer vollkommener zu werden, dem heiligen Urbild deſſen, der der Quell aller Vollkommenheit iſt, uns immermehr zu nähern. Mögen wir dies nie, unter keinen Umſtänden, in keiner Lage des Lebens vergeſſen, daß wir uns würdig machen müſſen des Namens: Kinder Gottes, Miterben Jeſu Chriſti zu heißen!

Wenn uns die Verſuchung nahet, wenn uns die Leiden-

ſchaft bethören, wenn uns ein irdiſcher Vortheil verlocken will, o möge dann laut in unſerem Herzen die Mahnung ertönen: „Du ſchwaches Menſchenherz, kannſt du, von Sünde getrübt, es wagen, dich ein Kind Gottes zu nennen? Wird Gott dich, den er zu ſeinem Kinde berufen, als ſolches erkennen, wenn dir irdiſche Leidenſchaft, irdiſcher Vortheil höher galt als die Annäherung zu deinem ewigen heiligen Vater?“ — Wir wandeln dahin in der Fülle der Kraft und Geſundheit und fühlen uns ſo ſtark, als könne Krankheit oder Tod nie an uns kommen! Aber ſchon der nächſte Augenblick ruft uns vielleicht aus dieſem irdiſchen Daſein ab. O ſo laſſen Sie in jeder Stunde des Lebens an die Stunde des Scheidens denken, daß wir in dieſer Stunde rein, wie es einem Kinde gebührt, vor den Vater hintreten können, und ihm ſagen: „Herr, du haſt mich nach deinem Ebenbilde erſchaffen, und ſiehe: alſo komme ich, nimm mich auf als dein Kind!“ — Laſſen Sie uns in den Tagen des Glückes denken: „Darin erkenne ich, o Herr, daß du mein Vater biſt, denn ein Geſchenk deiner Vaterliebe iſt alles das, was ich bin und was ich habe; o Herr und Vater, verleihe deinem Kinde die Kraft, alles Gute, was du mir gegeben, allen Segen, womit du mich begnadet haſt, treulich anzuwenden zum Nutzen deiner anderen Kinder, die als ſolche, als Miterben Chriſti, meine Brüder ſind!“ Wenn aber das Unglück über uns kommt, wenn die Nacht der Sorgen und Kümmerniſſe über uns ausgebreitet iſt, wenn wir irdiſches Gut verlieren, wenn Schmerzen der Krankheit uns auf's Lager niederſtrecken, wenn uns das Liebſte und Theuerſte, was wir auf Erden hatten, zum Grabe hinausgetragen wird und eine Scholle nach der andern dumpf auf den Sarg hinunterfällt, der unſern Gatten, unſere Gattin, unſer Kind, unſere Aeltern, unſern Bruder, unſere Schweſter umſchließt, — wenn wir redlich gerungen haben ein ganzes langes Leben hindurch für das, was uns recht und gut erſchien, und keinen andern Lohn als Verkennung, Verläumdung, ja vielleicht Verfolgung dafür einärnten, wenn der, den wir für den treueſten Freund unſerer Seele gehalten haben, uns verräth, wenn wir Niemand, Niemand auf der weiten Erde mehr haben, an deſſen Herzen wir unſeren Schmerz ausweinen können, — o dann, meine theuren Freunde, dann tönet uns der Ruf zu:

„Du biſt ein Kind Gottes!“ dann fühlen wir und wiſſen, daß wir doch nicht verlaſſen ſind, daß ein ewiges Vaterherz für uns ſchlägt und unſer nicht vergißt und uns nur prüfen will, ob unſere kindliche Liebe zum Vater auch ſo groß, ſtark und treu iſt, daß ſie uns ſeiner Liebe würdig macht! Dann, o dann weicht die Nacht vor unſeren Blicken; dann legt ſich dieſer Gedanke der Vaterliebe wie Balſam auf unſere Gebreſte; dann ſind wir nicht mehr arm, wenn wir auch alles irdiſche Gut verloren haben; dann wiſſen wir, daß unſere Lieben nicht in ein Nichts vergangen, daß ſie nur heimgegangen ſind zum ewigen Vater und uns dort erwarten; dann haben wir den reichſten Lohn für ein hienieden verkanntes redliches Wirken; dann ſagen wir dem treuloſen Freunde: „Ich zürne dir nicht, denn wie kann ein Bruder dem verirrten Bruder zürnen? O Herr, der du der Vater von uns beiden biſt, öffne auch ihm das Auge, erhebe ihm die Kraft der ſittlichen Freiheit, daß er die Knechtſchaft des Wahns und der Sünde abſchüttle, und daß er rein werde, und des Namens: dein Kind zu heiſſen, ſich wieder würdig mache!“ So möge uns dieſer Gedanke, dieſer Ruf der heiligen Schrift in allen Lagen unſeres Lebens laut zutönen; dies Gefühl: Gottes Kind, Miterbe Chriſti zu ſein, uns zu allem Guten erwecken und beleben! Daran mögen wir uns ſtets auf's Lebhafteſte erinnern, wenn wir im Gebet des Herrn die erſte Bitte ſprechen, die da beginnt: Vater unſer!

Und noch Eines laſſen Sie uns hierbei in Erinnerung bringen. Wie ſchön iſt das irdiſche Verhältniß zwiſchen einem Vater und ſeinen Kindern. Gibt es ein Glück, welches der Freund des Vaters, der Mutter an ihren Kindern gleich käme, für die ſie vom erſten Augenblicke des irdiſchen Daſeins an in tauſend Sorgen gewacht, die ſie mit tauſend Mühen behütet und erzogen, für die ſie im Schweiße ihres Angeſichts gearbeitet haben? Gibt es aber auch einen edleren Stolz, als den des Kindes, wenn es rein vor ſeine Aeltern hintreten kann, wenn es, groß geworden, alles errungene irdiſche Glück, alle erworbene irdiſche Ehre dankbar, gleichſam wie einen duftigen Kranz zu den Füßen der Aeltern niederlegen und ſagen kann: „Seht! alles was ich bin, dank ich euch!“ O möchten wir doch bei unſerem irdiſchen Verhältniß zwiſchen Aeltern und

Kindern immer das große ewige Verhältniß Gottes als Vaters zu uns ſeinen Kindern und unſer der Kinder zu ihm dem ewigen Vater als erhabenes Urbild und Muſter, dem wir nachſtreben müſſen, vor Augen haben! O möchte in jedem ſolchen irdiſchen Verhältniß immerdar nur die lauterſte, wechſelſeitige Liebe walten, und nie ein Schatten des Unfriedens, der Zwietracht, des Mißverſtändniſſes verdüſternd ſich darüber legen! Insbeſondere aber wir, meine theuren Glaubensgenoſſen, wollen dies uns recht ernſt zu Gemüthe führen, und uns geloben, alſo in reinſter, innigſter Liebe zu wandeln, wir, die wir unſeren erſten Schritt ja deßhalb gethan haben, um eben die Liebe und den Frieden zu ſuchen, zu befeſtigen und zu verbreiten, wir, die wir untereinandrr durch Gottes Gnade in Liebe und Frieden vereinigt ſind und bleiben! Uns liegt es insbeſondere ob, durch einen ſittlichen Wandel, der uns als Kinder Gottes und Miterben Jeſu Chriſti darthut ein allgemein erkennbares Zeugniß für unſere große und heilige Sache vor Gott und der Welt abzulegen, und allen denen, welche uns um unſeres gethanen Schrittes willen mißkennen und verläumden, ein Beiſpiel der Liebe zu geben! Das ſollen wir, das wollen wir. So werden die Worte des heutigen Evangeliums: „Ein jeglicher guter Baum bringet gute Früchte," auf uns ihre Anwendung finden, und „an unſeren Früchten," das iſt an unſeren Werken, „ſoll man uns erkennen," als diejenigen, „die da thun den Willen des Vaters im Himmel," und daß das Reich dieſes Vaters, das Reich der Liebe, des Friedens und Verſöhnung durch die Wahrheit und Sittlichkeit ſchon hier auf Erden ſich ausbreite, wie wir im Vaterunſer die Bitte ausſprechen: „Zu uns komme dein Reich."

Haben wir nun ſo die Worte des Apoſtels Paulus in ſeiner Epiſtel an die Römer beherziget, ſo fordern uns auch die des Evangeliſten Matthäus zu einer ebenſo ernſten Beherzigung auf. Seine Worte nämlich, da er vor den falſchen Propheten warnet, „welche in Schafskleidern zu euch kommen, aber inwendig reißende Wölfe ſind," dieſe Worte ſind doppelt bedeutungsvoll in der ernſten Zeit, in welcher wir das Glück haben zu leben. Ja: das Glück haben, ſage ich, denn iſt es nicht ein Glück, ein großes Glück, in einer Zeit zu leben, da endlich der Geiſt wieder wie vor dreihundert Jahren auf-

ſteht, da wieder, wie vor dreihundert Jahren, die Wahrheit des Glaubens ihr urheiliges Recht fordert und erringt, und da wieder die Gewiſſensfreiheit nach dem Siege ringen kann, um Tauſenden und Abertauſenden die lange vorenthaltene Palme des Seelenfriedens reichen zu können? Aber laſſen Sie uns nicht glauben, daß dieſer ſchöne unblutige Sieg bereits errungen ſei; laſſen Sie uns vielmehr Gott dafür danken, daß auch wir in dem unblutigen Geiſteskampfe noch rüſtig mitkämpfen können, um endlich den heiligen Gottesfrieden im Staat, in den Ehen und Familien herzuſtellen.

Täuſchen wir uns nicht darüber, wer unſere Gegner ſind! Unſere Gegner ſind nicht etwa unſere römiſch-katholiſchen Mitchriſten, ſelbſt diejenigen nicht, welche durch üble Rathgeber gegen uns fanatiſirt werden. O nein! Wir erblicken in unſern römiſch-katholiſchen Mitchriſten unſere Brüder, und o laſſen Sie uns ſie ſtets als ſolche betrachten; mir aber erlauben Sie, dies bei jeder Gelegenheit Ihnen immer auf's Neue wieder in's Gedächtniß zu rufen. Unſere Gegner ſind auch nicht etwa dieſer oder jener römiſch-katholiſche Geiſtliche. O nein! Wir wiſſen, wie viele achtungswerthe Männer ſich unter der Zahl derſelben befinden, welche, wenn ſie auch unſerer Sache nicht beitreten, dennoch im Geiſte chriſtlicher Liebe leben. Unſere Gegner ſind nur der Geiſt des Haſſes, der Geiſt der Unduldſamkeit, das Prinzip der Verdammung, der Jeſuitismus und Romanismus, die Jeſuiten und Römlinge; unſere Gegner ſind die Feinde des Fortſchrittes, die Feinde der Wahrheit, die Feinde des Friedens, die Feinde des deutſchen Geiſtes, die Feinde der deutſchen Fürſten und der deutſchen Staaten.

Täuſchen wir uns nicht über die Zahl unſerer Gegner! Wahrlich: ſie ſind zahllos wie der Sand am Meer. Schätzen wir ihre Macht nicht deßhalb gering, weil ſie jetzo nicht mehr blanke Schwerter führen, weil wir jetzo keine Bartholomäus-Nächte, keine Dragonaden, keine Scheiterhaufen mehr zu befürchten haben, und weil, — Dank ſei es dem Ewigen und unſeren deutſchen Fürſten! — hier in deutſchen Landen das Geſetz wie ein Cherub, der ſeine Fittiche ausſpannt, über uns wachet und uns vor dem wilden blutigen Ausbruche des Fanatismus decket.

Um ſo mehr aber, meine theuren Glaubensgenoſſen, müſſen

wir Gott bitten, daß er uns ſtets wach erhalte, daß er uns fort und fort ſeine Klarheit gebe, damit die Liſt derjenigen, welche unſere große, heilige Sache untergraben wollen, uns nicht verblenden uns nicht ſchaden können. Denn das iſt gewiß: weil ſie nunmehr einſehen, daß rohe Gewaltthat ihre Zwecke nicht fördert, ſo bedienen ſie ſich der Liſt. Es heiſt im Evangelium von den Gegnern der wahren Chriſtuslehre: ſie würden ſagen: „Herr, Herr, haben wir nicht in deinem Namen geweiſſaget? Haben wir nicht in deinem Namen Teufel ausgetrieben? Haben wir nicht in deinem Namen viel Thaten gethan?“ Ja, leider haben ſie das gethan, die Weltgeſchichte kann es bezeugen, die Weltgeſchichte, die da in ihren Tafeln all das Blut aufgezeichnet hat, welches im Namen Gottes, im Namen Jeſu Chriſti vergoſſen worden iſt von ſo Vielen, welche ſich Diener Gottes nannten, ja welche ſich „Geſellſchaft Jeſu“ zu nennen wagten! Wahrlich, wahrlich: nicht minder gefährlich iſt jetzt die Liſt! Wir kennen die Mittel und Wege, welche an vielen Orten nunmehr angewendet werden, um Diejenigen, welche ihr richtiges Gefühl, ihr Wahrheitsdrang, ihr religiöſes und ſittliches Bedürfniß zum Anſchluß an die große heilige Sache antreibt, davon zurück zu halten. Wir wiſſen, wie ſie eingeſchüchtert werden. Wir wiſſen, wie man uns und unſer reines Werk verdächtigt. Wir wiſſen, welche Mühe man ſich giebt, um unſer ganzes Beginnen als ein zweckloſes, als ein erfolgloſes darzuſtellen.

Aber wir wiſſen auch, daß Gott mit uns iſt, wie er mit allen Denjenigen iſt, die eines reinen Willens ſind. Deßhalb, wenn wir geſchmäht, geläſtert, verfolgt werden, laſſen Sie uns Liebe geben für allen Haß, den wir empfangen, Wahrheit geben für alle Lüge, die uns aufgebürtet wird. Nicht unſere Worte, unſere Werke ſollen uns rechtfertigen; ſind unſre Werke Werke des Lichts, ſo wird die Nacht ſie nicht zerſtören können. Aber wachen und beten wollen wir und müſſen wir unermüdlich, wappnen müſſen wir uns mit dem Schilde des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, auf daß alle Liſt daran abpralle. So gerüſtet und Gott mit uns, wollen und werden wir, wenn uns der Zorn entgegentritt, ihm das Lächeln eines reinen Bewußtſeins, das Lächeln der Schuldloſigkeit und des Gottvertrauens entgegenſtellen, ſo gerüſtet und Gott mit uns, wollen wir, wenn uns die Verſuchung nahet,

wenn ſie mit Geſchenken an uns kommt, wenn ſie uns Anerbietungen weltlichen Vortheils macht oder uns durch Rückſichten auf weltlichen Nachtheil einſchüchtern will, ihr ruhig entgegenſtehen und ſagen: „Eures Vortheils bedürfen wir nicht eure Drohung ſchreckt uns nicht; wir gehen ruhig unſeren Weg und gehet ihr den eurigen; verfolget uns, wir verfolgen euch nicht; fluchet uns, wir bitten Gott, daß er alle Menſchen ſegne und euch das Licht ſchenke, auf daß auch ihr lieben könnet.“ So denken wir nach den Worten des Evangeliums den Willen unſeres Vaters im Himmel zu thun, und der Vater im Himmel wird uns beſchützen, daß auch alle Liſt, uns von der erkannten Wahrheit abtrünnig zu machen, an uns abgleite.

Und ſeht, ſo kommen wir denn immer und immer wieder auf die Liebe zurück, als auf den Grundſtein unſeres Wollens und Strebens, als auf das Ziel unſeres Erdenlebens, als auf das Eine und Unvergängliche, wofür der Heiland freudig in den Tod gegangen. Und daran wollen wir auch feſt halten immerdar. Das iſt der Kern des Chriſtenthums! Das muß der Kern in unſeren Herzen ſein! Das iſt's, was uns wahrhaft zu Kindern Gottes macht, weil Gott, unſer aller Vater, die Liebe ſelber iſt. Dafür kämpfen wir mit Geiſt und Herz und Leben. Dies Zeichen: „Liebe,“ ſteht als Zeichen des Kreuzes, an dem der Heiland aus Liebe ſein Leben für die Menſchheit hingegeben, auf unſerer Fahne, und dieſe Fahne hält der Heiland als Oſterfahne in Händen: Er, der jetzt neuerdings geiſtig auferſtanden iſt in der Menſchheit, und alſo bei uns ſein möge bis ans Ende aller Tage! Amen.

II.

Am 9. Sonntage nach Trinitatis.

(20. Juli).

Meine theuern Freunde und Glaubensgenoſſen!

Unſerm gefaßten Vorſatz getreu, ſind wir auch heute wieder zuſammengekommen, um nicht blos über unſere Ge-

meindeangelegenheiten uns zu beſprechen, ſondern auch gemeinſam Epiſtel und Evangelium zu leſen. (Paulus an die Korinther, im 10. Kapitel 6. bis 13. Vers. Evangelium Lukas, im 16. Kapitel vom 1. bis zum 9. Vers).

Aus beidem, der Epiſtel und dem Evangelium, können wir wichtige Ermahnungen für uns entnehmen. In der Epiſtel nämlich erkennen wir die Aufforderung zur ſteten ſorgfältigen Wachſamkeit über uns ſelbſt, „daß, wer ſich laſſet dünken, er ſtehe, wohl zuſehen möge, daß er nicht falle," und die Ermahnung zur religiös-ſittlichen Standhaftigkeit bei der Verſuchung. Das Evangelium erinnert uns daran, daß Alles, was wir hienieden ſind und haben, nur ein uns von Gott anvertrautes Gut iſt, über welches wir ihm Rechenſchaft ablegen müſſen. Laſſen ſie uns, meine theuren Freunde und Glaubensgenoſſen, über Beides jetzt, da wir verſammelt ſind, nachdenken; laſſen ſie uns aber auch daheim die Worte der heiligen Schrift erwägen und immer wieder auf's Neue uns lebhafteſtens in's Gedächtniß zurückrufen; und Gottes Gnade möge uns, wo wir auch ſeien, hier im Kreiſe der Gemeinde, ſo wie daheim beiſtehen, daß wir die ſittliche Kraft und den feſten Willen behalten, um das, was uns die heilige Schrift lehrt, auch auszuführen durch einen ächt chriſtlichen Lebenswandel.

Die Epiſtel Pauli fordert uns dazu auf: Wir ſollen uns des Böſen nicht gelüſten laſſen, wir ſollen uns nicht hinreißen laſſen durch die Leidenſchaft unſerer Sinne. Allerdings iſt der Trieb derſelben oft gar mächtig und leider ſieht man im Leben genug Beiſpiele, wie ſelbſt beſonnenen Menſchen durch die Leidenſchaft ſich zu ſolchen Reden und Thaten hinreißen laſſen, daß man im Zweifel iſt, ob derjenige, welcher ſolche Reden der Leidenſchaft geführt, ſolche Thaten der Leidenſchaft gethan, in dieſem Augenblicke auch bei klarem Verſtande war. Und wenn wir die Hand auf's Herz legen, wenn wir auf unſer eigenes vergangenes Leben zurückdenken, — dürfen wir denn uns ſelbſt freiſprechen davon, daß die Leidenſchaft auch uns nicht ſelten übermeiſtert, auch uns ſchon zu Worten und Thaten verleitet hat welche eines Menſchen unwürdig ſind, der von ſeinem Schöpfer und Vater das allertheuerſte und koſtbarſte Gut vor allen andern Kreaturen erhalten hat, nämlich die ſittliche Freiheit? Dieſer ſittlichen Freiheit aber entäußert ſich jeder,

welcher ſich von der Leidenſchaft, vom blinden Trieb der Sinne hinreißen läßt, gleichviel ob dieſer nun Zorn, Haß, Fanatismus, oder ob er Geiz und Neid, oder ob er Unmäßigkeit und Sinnenrauſch heiße. Für den wahrhaft ſittlichen Menſchen, für den ächten Chriſten ſind dieſe Leidenſchaften zwar Feinde, aber keine unüberwindlichen. Er überwältigt ſie nicht durch die bloße Kraft des Verſtandes; nein nur durch die Macht eines Willens, welcher dem Urbild der Vollkommenheit redlich nachzuſtreben und dies Urbild möglichſt zu erreichen ſucht. Nur durch die Macht eines ſolchen Willens iſt er im Stande, der Verſuchung durch Leidenſchaft mit Siegesgewißheit entgegen zu treten. Für den Menſchen jedoch, welcher jenes heilige und ewige Urbild, welcher das wahre Ziel ſeines Daſeins all den tauſenderlei kleinen Intereſſen des täglichen Lebens, all den Rückſichten des Augenblickes hintanſetzt, für einen ſolchen Menſchen iſt die Leidenſchaft allerdings die gefährlichſte Feindin, die furchtbarſte Tyrannin! Erſt lockt ſie ihn ſchmeichleriſch an, ſich ihr zu nähern, erſt bethört ſie ihn durch allerlei freundliche Ausſichten auf Befriedigung ſeiner Wünſche; wenn er ſich ihr aber nähert, wenn er ihr folgt, wenn er ſich ihr hingiebt, dann wehe ihm, dann beherrſcht ſie ihn plötzlich ſo ganz und gar, daß er ihr endlich völlig als Sklave verfallen iſt. Schlimmer, elender als das Thier, liegt er dann vor ihr im Staube; er hat ihr dann den geiſtigen und ſittlichen Adel geopfert, den ihm Gott gegeben; alle höheren unvergänglichen Freuden eines reinen Bewußtſeins, allen Anſpruch auf die Achtung ſeiner ſittlich denkenden und ſittlich handelnden Mitmenſchen, ja ſeine Selbſtachtung hat der Verblendete der Leidenſchaft hingeopfert, und wenn der flüchtige Rauſch des Augenblicks vorüber iſt, ach, dann iſt es zu ſpät, dann muß er beſchämt ſich ſelbſt geſtehen, daß er ſich um ſein edelſtes Gut ſelbſt beſtohlen hat. Dann hat ihn ſeine trotzige Zuverſicht verlaſſen, in welcher ihm dünkte: er ſtehe und könne niemals fallen; er iſt gefallen, ach, und leider hat er gar oft nicht mehr ſo viel ſittliche Kraft, um ſich wieder zum Beſſern aufzuraffen; ſondern er ſinkt und ſtürzt gar oft nur noch immer tiefer hinab. Das iſt die Verſuchung, von welcher der Apoſtel ſpricht. — Aber der Apoſtel ſpricht auch: „Es hat euch noch keine denn menſchliche Verſuchung betreten.“

Wohl erſcheint uns die Leidenſchaft als etwas grauſenhaft Dämoniſches, als eine finſtere geheimnißvolle Macht. Aber nicht ein Geiſt des Abgrunds iſt's, der uns verſuchen dürfte; das Dämoniſche dieſer Macht liegt nur darin, daß wir der Verſuchung nicht widerſtehen wollen, da uns doch Gott eben die Kraft des Willens gegeben. Der Apoſtel ſagt: „Gott iſt getreu, der euch nicht läßet verſuchen über euer Vermögen, ſondern machet, daß die Verſuchung ſo ein Ende gewinne, daß ihr's könnet ertragen.“ Dies Vermögen nun, durch welches wir die Verſuchung überwinden können, durch welches wir der Verlockung der irdiſchen Leidenſchaft Trotz bieten, und aus dem Kampfe mit ihr als Sieger hervorgehen können, dies hohe herrliche Vermögen, das den Menſchen als Menſchen auszeichnet, hat Gott in uns gelegt. Erwägen wir dies wohl, erwägen wir dies in jedem Augenblicke unſeres Lebens, in allen Verhältniſſen!

Immer iſt und bleibt dies von Gott gegebene Vermögen in uns, die Verſuchung zu überwinden. Felſenfeſt aber wird dies Vermögen, wenn wir in jedem Augenblick eben daran denken, daß es uns von Gott gegeben worden iſt, daß es, wie unſer ganzes Daſein überhaupt, gleichſam nur ein anvertrautes Gut iſt, über welches wir ihm, als dem wahren und ächten Eigenthümer alles deſſen, was wir haben, Rechenſchaft geben müſſen. Dieſer Haushalter, von welchem die Gleichnißrede des Evangeliums ſpricht, iſt der Menſch, — der Reiche, deſſen Güter derſelbe verwaltete, iſt Gott! O wohl der Reichſte, der alle Fülle der Gnade und des Segens beſitzt, deſſen Erde und Himmel, alle Sonnen und jedes Würmlein im Staube ſind, deſſen die Myriaden Sterne ſind und jedes Menſchenherz iſt, dem alle Welten preiſend und anbetend gehorchen, Er, der Eine, Ewige, Allgütige, Unerforſchliche! Und unſer jedem hat er das Daſein anvertraut. Dies Vermögen wie unſer ganzes Daſein iſt ſein; es iſt ſein Werk, und ſo unerſchöpflich iſt die Fülle ſeiner Macht und Gnade und Liebe, daß dieſes Daſein nimmermehr enden ſoll, und daß der Tod darüber keine Macht hat und daß die Sünde über uns keine Macht hat, wenn wir nur wollen!

Anvertraut! Erwägen wir die ganze hohe Bedeutung

davon! In diesem Menschendasein was ist da alles dem, der es besitzt, vom rechten Eigenthümer, von Gott anvertraut! Während der Dauer eines irdischen Lebens ist jedem von uns die unermeßliche Summe von so viel Stunden und Augenblicken anvertraut, in welcher wir uns selbst vervollkommnen und zur Vervollkommnung, zum Heil und Segen unserer Nebenmenschen wirken können. Anvertraut ist uns unser Leib als die edelste und reinste Form, die Gott erschaffen, daß wir sie ihm rein unentweiht als einen ächten Tempel des Geistes wieder überantworten, an welchem wir herrlich fortgebaut haben. Anvertraut ist uns die Verkündigung der Herrlichkeit Gottes durch die Menschennatur! Anvertraut ist uns die rechte Verwaltung des Vermögens der göttlichen Liebe, daß sie durch Menschenliebe reiche Zinsen trage. — Anvertraut ist uns, die wir in der Gegenwart leben, die Zukunft des Menschengeschlechts; anvertraut ist hiebei jedem sein Theil, daß jeder redlich dazu beitrage, damit diese Zukunft eine große und herrliche werde, damit der Geist Gottes, der Geist Christi dereinst in der ganzen Menschheit wohne und lebendig sei als ein Geist der Wahrheit, des Friedens und der Liebe! Begeistert, aber in tiefer Demuth rufen wir aus, meine theuren Freunde und Glaubensgenossen: Dank dir, du Ewiger, Unforschlicher! Wir fühlen, daß wir leben, weßhalb und wofür wir leben, wir fühlen, daß du auch uns gewürdigt hast, für eine solche Zukunft nach unsern geringen und schwachen Kräften zu wirken; wir bitten dich: stärke unser irdisches Vermögen durch deine ewige Kraft, daß auch wir redlich zur Erreichung jenes hohen Zieles beitragen; stärke uns, daß wir immerdar erkennen: unser ganzes irdisches Dasein ist nur ein uns von dir anvertrautes Gut, welches wir getreu nach deinem Willen verwalten müssen; stärke uns, daß wir's vollbringen, daß wir nicht bloß durch Worte, sondern eben immer auch durch Werke in deinem Geiste, durch einen ganzen Lebenswandel voll Liebe das Reich der Liebe und des Friedens auszubreiten vermögen!

Aber, meine theuren Freunde und Glaubensgenossen! lassen Sie uns jederzeit erwägen, daß auch uns die Versuchung immerdar nahe ist! Jener Haushalter, von dem das Evan-

gelium ſpricht, war ein ungetreuer! Beſtreben wir uns redlich, auf daß wir dieſem ungetreuen Verwalter und ſeinen Nachfolgern nicht ähnlich werden. Wir wollen aber auch dahin redlich ſtreben, daß der Spruch des Evangeliums, welcher nur des Gegenſatzes willen geſchrieben iſt, auf uns nicht angewandt werden könne, der Spruch: „Die Kinder dieſer Welt ſind klüger denn die Kinder des Lichts.“ Nein, wir wollen wahrhaft Kinder des Lichts zu werden, zu ſein und zu bleiben ſtreben. Ja! Kinder des Lichts! Dieß ſoll fort und fort unſer heiliger Wahlſpruch ſein. Denn Licht und Liebe ſind Eins, und, Kinder der ewigen Gottesliebe, wollen wir auch Boten, Verbreiter derſelben, wollen wir auch treue Kämpfer der göttlichen Wahrheit ſein und beides durch wahrhaft chriſtliche Sittlichkeit bethätigen!

Welche Verſuchungen aber können uns nahen, die wir bekämpfen, durch deren Ueberwindung wir uns als Kinder des Lichts kundgeben und bewähren müſſen? Jedes Verhältniß unſers menſchlichen Lebens enthält die Möglichkeit der Verſuchung, daß wir über den Augenblick das Unvergängliche, über dem Irdiſchen das Ewige, über dem ſinnlichen Reiz den göttlichen Adel, die höhre Würde der Menſchennatur vergeſſen. Aber auch in jedem Verhältniß und in jeder Stunde haben wir gegen jede Verſuchung den beſten Schild, die beſte Kraft, ihr zu widerſtehen, wenn wir in jedem Augenblick daran denken: Gott ſieht auf dich! Gott hat dich nach ſeinem Ebenbilde erſchaffen! Dieſem Urbilde ſollſt du immer ähnlicher werden! Iſt dieſe Handlung, die du eben zu thun im Begriffe biſt, auch eine ſolche, daß ſie vor dem Allwiſſenden als eine ihm wohlgefällige beſtehen kann, iſt ſie auch eine ſolche, durch welche du dem Urbild aller Vollkommenheit, Tugend und Sittlichkeit näher kommſt? O laſſen Sie uns bei jeder Verſuchung ſtets dieſen Maßſtab an die Handlungen legen, welche wir zu begehen im Begriffe ſind, und dieſer Maßſtab wird uns gewiß nie trügen.

Welche Verſuchungen können aber uns, gerade uns insbeſondere nahe kommen, uns, die wir uns in dem Sinne, welchen wir heute vor acht Tagen erwogen haben, mit vollem Rechte deutſche Katholiken nennen? Gewiß denkt keiner

von uns daran, — o und keiner von uns möge und wird je daran denken, das ihm anvertraute Gut zu veruntreuen. Welches iſt aber das Gut, das uns insbeſondere anvertraut worden? Es iſt die Erhaltung, ja, ich ſage es freudig: die Rettung der wahren reinen Chriſtuslehre als einer Religion der Wahrheit, des Friedens der Liebe und der Sittlichkeit; dieſes höchſte Gut der Menſchheit und der deutſchen Nation haben wir deutſche Katholiken überkommen, in brüderlicher Gemeinſchaft mit unſeren theueren evangeliſchen Brüdern und Mitchriſten. Und wahrlich: reich begnadet ſind wir von Gott, daß wir ſo treue Helfer, eine ſo feſte Stütze in den ächtchriſtlichen Herzen unſerer evangeliſchen Brüdern haben! In wie vielen Fährlichkeiten ſind ſie uns treu zur Seite und ſchlagen die Angriffe unſerer Gegner auf uns muthig und treu ab! Immer müſſen wir ihnen dafür innigſt nicht blos durch Worte, ſondern durch Werke danken! Immer müſſen wir ihres brüderlichen Schutzes, ihrer Treue für uns durch unſere Treue für ſie uns würdig zeigen! Immer müſſen wir beweiſen, daß wir mit ihnen Eins ſind durch die Liebe, Eins durch die Wahrheit, Eins durch's Vaterland! Wohl mag die Verſuchung Alles aufbieten, um dieſen ſchönen Bund der Liebe und Treue zwiſchen uns deutſchen Katholiken und euch, deutſche evangeliſche Chriſten zu trennen! Aber beim Himmel: es ſoll ihr nicht gelingen, ſie ſoll nur das erreichen, daß wir deſto feſter aneinander hangen. Aber auch wir für uns ſelbſt müſſen zeigen, daß wir muthig für unſere Sache ſtehen. Hier in dieſer großen Sache laſſe ſich keiner von uns einſchüchtern, weder durch Drohung noch durch Liſt! Hier in dieſer großen Sache laſſe ſich keiner von der Verſuchung überwältigen, ſein einzelnes Selbſt hervorzuheben und geltend zu machen. Hier ſei — und hier iſt, darf ich getroſt hinzufügen, — keine Eitelkeit, keine Ruhmſucht, keine Selbſtgefälligkeit! Hier unterordnet jeder ſein Intereſſe, ſeine irdiſchen Rückſichten der großen und heiligen Sache, ſo lange er lebt, auf daß er im letzten Augenblicke ſeines irdiſchen Daſeins einſt mit gutem Gewiſſen ſagen könne: Ich habe nicht meinem Selbſt, ich habe nur der Wahrheit, der Liebe, der Menſchheit gedient, und dieſe Ueberzeugung müſſe es ſein, welche ſanft wie ein Engel Gottes jedem von uns die Augen zudrücke, welche jeden von uns ſanft

und treu über die dunkle Brücke des Todes ins ewige Reich des Lichts und der Liebe zu unserm Vater führe!

Aber eine andere Versuchung als diejenige, welche ich so eben erwähnte, kann uns nahe treten und tritt uns auch wirklich nahe. Wir sehen nämlich, wir hören es täglich, wir empfinden es stündlich, daß von Seiten unserer Gegner alles aufgeboten wird, um uns zu kränken und zu verläumden unsere edelsten Absichten werden als unedle verdächtigt; man schilt uns Sektirer, uns, die wir ja blos dahin streben, daß die Kirche Christi eine wahrhaft allgemeine werde durch Wahrheit und Liebe! In Zeitungen, welche unseren Gegnern dienen wird unser Heiligstes verhöhnt, werden wir der Obrigkeit als gefährliche, unseren römisch-katholischen Mitchristen als unsittliche und gottlose Menschen geschildert und — im strengsten Sinne des Wortes: die Lüge erschöpft sich, um die Wahrheit zu vernichten! Aber, so wahr ein Gott lebt: die Lüge, die uns verderben will, giebt nicht wider uns, sondern nur gegen sich selbst giebt sie Zeugniß; denn indem unsere Gegner zur Lüge, zur Verläumdung, zur Verspottung und Verhöhnung ihre Zuflucht nehmen müssen, beweisen sie nur, daß die Wahrheit nichts von ihnen weiß, daß sie nichts von der Wahrheit wissen, sonst würde ja die Wahrheit ihnen Waffen geben; sie beweisen nur, daß die Liebe nichts von ihnen weiß, daß sie nichts von der Liebe wissen; sonst würden sie uns ja nicht verfolgen! Ihr Gegner, die ihr uns mit der Lüge bekämpfet, denkt ihr denn nicht, daß es einen ewigen Gott gibt, welcher der einzige ewige Urborn der Wahrheit ist? Ihr, die ihr bethört und leidenschaftlich euren Haß auf uns wälzet, denkt ihr denn nicht, daß Gott der Urborn der Liebe ist, daß Gott das Werk der Liebe, als sein Werk beschützt, vor dem all die Werke des Hasses in Staub zerfallen müssen?

Aber hier steht nun uns, als unvollkommenen Menschen, wie wir sind, die Versuchung nahe, daß wir, von unseren Gegnern zum Zorn gereizt, uns wieder vom Zorn hinreißen lassen könnten und sei's auch ein gerechter Zorn, — daß wir uns verleiten lassen könnten, ihren Zorn mit unserm zu erwiedern! Es ist wahr: sie fordern uns trotzig dazu heraus; wer kann das läugnen? dies eben ist die Versuchung, die wir

zu bekämpfen haben, weil wir ſie nicht meiden können. Aber wir ſuchen und finden den Sieg nicht darin, das wir uns mit ihnen feindlich meſſen! Wir ſuchen und finden den Sieg darin, daß wir im Kampfe mit uns ſelbſt beſtehen, nämlich im Kampf mit der Aureizung: unſern Gegnern Gleiches mit Gleichem zu erwiedern. Gleiches mit gleichem; ich meine nicht etwa, a's ob irgend einer von uns die Verſuchung in ſich fühlte, die Lüge durch Lüge zu bekämpfen, die Winkelzüge durch Winkelzüge, die Verhöhnung durch Verhöhnung. Wohl aber iſt es denkbar, daß einer von uns ſich verſucht fühlen könnte, den blinden Zorn der Gegner gleichfalls mit Zorn zu erwiedern, und wer kann ſich überwachen, daß dieſer Zorn nicht auch ein blinder ſei? Nichts davon! Kämpfen müſſen wir, ja das müſſen und wollen wir; das haben wir im Voraus gewußt, daß das Licht nicht ohne Kampf den Sieg gewinnt. Und wir freuen uns dieſes Kampfes, weil er ein heiliger iſt. Aber laſſen Sie uns auch nie vergeſſen, daß er ein heiliger iſt! Darum: nicht Haß gegen Haß, nicht Grimm gegen Grimm, ſondern Wahrheit gegen Lüge, Wahrheit gegen Trug! Wollt ihr wiſſen, welche Waffe wir wider unſere Gegner kehren müſſen? Welcher Waffe ſie nicht widerſtehen können? Vor welcher Waffe ſie in dieſem großen Geiſteskampf um die heiligſte Sache unterliegen? Dieſe einzige Waffe iſt unſer Leben. Ein wahrhaft chriſtliches, wahrhaft ſittliches Leben! An dieſer Waffe ſollen ſie ſich verſuchen, wenn ſie's vermögen! Stehen wir alle einträchtig da, jeder uneigennützig, treu, unerſchütterlich im Glauben und in der Wahrheit, ſtehen wir alle da, jeder bereit, für Fürſt und Vaterland Blut und Leben hinzugeben, ſtehen wir da, bereit in jedem Augenblick mit Aufopferung unſeres eigenen Vortheils das Glück, die Aufklärung, die Bildung und Sittigung unſerer Mitmenſchen zu ſchaffen, ſtehen wir alle da wie Ein Mann, unerſchütterlich durch unſer Wirken, ein Beiſpiel der Sittlichkeit zu geben wie Chriſtus in ſeiner Religion uns gelehrt hat, — dann, laßt doch unſre Gegner, ſo viel ihrer ſind und welcher Mittel ſie ſich auch bedienen mögen, dann laßt ſie ſich nur abmühen, um unſerem Streben einen Flecken anzuheften; es iſt vergeblich; es gelingt ihnen nicht. Unſre Zeitgenoſſen werden die Lüge durchſchauen und die Nachwelt wird gerecht richten.

So müſſen wir demnach der Verſuchung begegnen, welche unſere Gegner an unſere irdiſche Schwäche richten; ſo werden wir ſiegen durch die Kraft Deſſen, deſſen Namen wir bekennen, deſſen Geiſt wir uns zur Richtſchnur nehmen, deſſen Heiligkeit uns und alle Menſchen heiligen möge.

So mögen und müſſen denn aber auch wir die Zeit, die uns hienieden zugemeſſen iſt, weiſer, im chriſtlichen Sinne weiſer benützen als jener ungetreue Haushalter es gethan hat, von dem die Gleichnißrede des Evangeliums ſpricht. Benützen wir alſo die Zeit wahrhaft chriſtlich weiſe, verſäumen wir keinen Augenblick, um das uns für Jetztzeit und Nachwelt anvertraute Vermögen getreulich zu verwalten, um den uns anvertrauten Auftrag recht zu beſtellen; dann wahrlich, dann bedürfen wir jener irdiſchen Klugheit nicht, deren ſich jener ungetreue Verwalter bediente und durch welche die Kinder dieſer Welt klüger ſind als die Kinder des Lichts, — einer Klugheit, durch deren Erwähnung das Evangelium in ſeiner Gleichnißrede nur anzeigen will, daß wir im geiſtigen, im ſittlichen, im wahrhaft chriſtlich-religiöſen Sinne ebenſo ächt-weiſe zu Werke gehen ſollten, als die Kinder dieſer Welt um ihres irdiſchen Vortheils willen blos irdiſch-klug handeln. Denn um wieviel höher ſteht der Lohn und die Sicherheit eines chriſtlichen Gemüthes, das für Wahrheit, Liebe und Sittlichkeit ſein Leben lang gekämpft, aber dem bloß irdiſch-klugen, aber doch eigentlich ungetreuen Verwalter, welcher ſich, nachdem er vom Eigenthümer verſtoßen wird, wenigſtens ſein zeitliches Einkommen ſichern will!

Auf meine theuren Freunde und Glaubensgenoſſen! Laſſen Sie dieſe Verſuchung: Gleiches mit Gleichem, Zorn wider Zorn, Haß wider Haß, nicht an uns kommen! Unſere Sache iſt zu groß, zu heilig, als daß wir ſie anders denn mit reinem Herzen vertheidigen und zu Ende durchführen dürften! Gott iſt mit uns, wir werden dieſer Verſuchung nicht erliegen, und wenn ſie auch noch ärger käme! Kämpfen aber, das ſag' ich nochmals, das ſag' ich freudig, ja kämpfen müſſen und wollen wir, und das werden wir, geiſtig, mit der Wahrheit und durch die Wahrheit, und durch ſie werden wir ſiegen, wie unſere lieben evangeliſchen Brü-

der geſiegt haben. Kampf ſcheuen wir nicht, aber wir kämpfen den Kampf der Liebe gegen den Haß, den Kampf der Duldung gegen die Unduldſamkeit, den Kampf der Eintracht gegen die Zwietracht, den Kampf Chriſti. Nicht der Lorbeer, ſondern die Palme ſoll der Preis unſeres Sieges ſein. Vor den Vater wollen wir einſt hintreten und ſagen: „Siehe, hier iſt unſer irdiſches Daſein, das uns von dir anvertraut worden; hier iſt es, wir haben redlich damit Hausgehalten! Es iſt uns gegeben worden als ein Pfand der Liebe, und wir haben Liebe als Zinſen gewonnen auf der Erde; es iſt uns gegeben worden als ein Pfand der Wahrheit zu verwalten, und die Wahrheit hat durch Chriſti Kraft und unſere Treue Zinſen getragen. Die Verſuchung iſt an uns getreten; aber wir haben auf dich geſchaut, o Herr, und haben gehofft in den Worten der Schrift: „Gott iſt getreu.“ — Und ſo laß o Herr, immerdar die Worte und den Geiſt der heiligen Schrift in uns lebendig ſein! Mach' uns muthig für Dich und erhalt' uns demüthig dabei vor Dir; mach' uns ſtark und erhalt' uns, daß wir unſere Schäche vor Dir erkennen! Stark mach' uns durch deine Liebe, ſtark für die Liebe, ſtark für die Wahrheit, auf daß keine Verſuchung der Welt vermöge uns abtrünnig zu machen von der Wahrheit.

Amen!

Am 10. Sonntage nach Trinitatis.

(27. Juli)

Epiſtel Pauli an die Kor. Kap. 12. V. 1 — 11.
Evangelium Lukas, Kap. 19. V. 41 — 48.

„Und er (Jeſus) ging in den Tempel und fing an auszutreiben, die darinnen verkauften und kauften. Und er ſprach zu ihnen: Mein Haus iſt ein Bethaus: ihr aber habt's gemacht zur Mördergrube!“ Solches geſchah vor achtzehn Jahr-

hunderten; uns aber bedünkt, als ſei es erſt geſtern geſchehen, als wären wir ſelbſt Zeugen geweſen der Entweihung des Tempels, als hätten wir ſelbſt die Tiſche der Wechsler geſehen, als hätten wir ſelbſt das Klirren der Goldſtücke gehört, die durch die Hände der Käufer und Verkäufer rollten. Und in der That: wir haben auch ſelbſt geſehen, ſelbſt gehört: denn das Schauſpiel der Tempelentweihung, das vor achtzehnhundert Jahren gegeben wurde, hat ſich vor einem Jahre erneuert und ein eigenes Feſt ſoll nun die Erinnerung an dieſe Erneuerung erhalten! Vor einem Jahre, nahe um dieſe Zeit war es, daß alle Heerſtraßen von Menſchen wimmelten, von Armen und Reichen, Jungen und Alten, Geſunden und Kranken, (ach, die Meiſten waren nicht blos am Körper krank!) die — nicht etwa zum Tiſche des Herrn hinzogen, ſondern zu den Tiſchen derer, die darinnen im Tempel verkauften. Vor einem Jahre, nahe um dieſe Zeit trieb ein unſeliger Wahn, ſorgfältig gepflegt und erhalten, zahlloſe zu geiſtiger Unfreiheit erzogene, in geiſtiger Unmündigkeit niedergehaltene Menſchen des deutſchen Volkes alle nach einer Stadt und darin nach einer Stätte hin, wo ein Kleidungsſtück, zur Verehrung ausgeſtellt, welches angeblich Jeſus Chriſtus, da er auf Erden wandelte, getragen haben ſoll, derſelbe Jeſus Chriſtus, welcher die, ſo im Tempel verkaufeten und kaufeten, ausgetrieben und zu ihnen geſprochen hatte: „Es ſtehet geſchrieben, mein Haus iſt ein Bethaus, ihr aber habt's gemacht zur Mördergrube," derſelbe Jeſus Chriſtus, den die Menſchheit als ihren Erlöſer feiert, weil er ſie von der geiſtigen und ſittlichen Knechtſchaft der Lüge und der Sünde erlöſet hat! Hätten wir dies Schauſpiel nicht ſelbſt erlebt, wir würden ſagen: nein, es iſt unmöglich, daß ein ſolches gegeben werden könne im 19. Jahrhundert inmitten des deutſchen Volkes, aus deſſen Mitte die Erfindung des Buchdrucks in alle Welt ausging, in Mitten des deutſchen Volkes, das ſich berufen glaubt und von vielen für berufen erachtet wird, als treuer Sämann aller Bildung für alle Welt dazuſtehen, in Mitten dieſes deutſchen Volkes, das mehr als einmal das edle Herz der europäiſchen Völkerfamilie genannt worden iſt. Aber wir haben es wirklich erlebt: ja: leider, muß jeder Deutſche dazufügen, der noch ein Gefühl für das hat, was Vernunft und was Unvernunft,

was Ehre und was Schmach ist. Und doch auch wieder nicht leider, muß jeder von uns ausrufen; denn das Maaß mußte endlich so gefüllt werden, daß es überlief, die gehöhnte Vernunft, das geknechtete religiös-sittliche Gefühl in unserer deutschen Nation, sie mußten endlich diese äußerste Demüthigung erfahren, daß sie endlich vom langen unerträglichen Druck aufschnellten, daß endlich das deutsche Gemüth rief: „Bis hierher Rom, und nicht weiter!“ daß endlich der deutsche Geist sich erhob, mit seinem Scheitel wieder das lange Jahrhunderte hindurch getragene Joch stieß, fühlte, daß es morsch sei, es zerbrach, sich in seiner angebornen Hoheit wieder frei aufrichtete und, gen Himmel empor blickend, den Wink des Himmels erkannte, daß dies Deutschland berufen ist, den Impuls einer großen menschheitlichen That zu geben. Dies deutsche Volk aber, das einen solchen Impuls gibt, es hat selbst den Impuls empfangen durch keinen andern als durch Jesum Christum. Denn wie er damals vor achtzehnhundert Jahren sichtbar leiblich in den Tempel trat und die austrieb, die drinnen verkauften und kauften, so kam er jetzt wieder, einher in seiner wunderbaren milden Reinheit, um sein geistiges Haus, die Kirche, die wahrhaft katholische, das ist, allgemeine, von allem Menschenwerk, von allem Aberglauben, aller Lüge und Unfreiheit wieder zu reinigen; er kam wieder in seiner vollkommenen Heiligkeit, um sein Volk durch die Wahrheit zu heiligen. Sein Hauch wars, von dem das Angesicht des Volkes plötzlich in der Röthe eines gerechten heiligen Zornes aufflammte, seine Hand, die das Volk ergriff, daß es aufstand und ihm nachfolgte, daß es, wie Christus die Entweihung nicht länger geduldet, gleichfalls nicht länger solche Schmach ertragen wollte. Diese gerechte Entrüstung, welche die deutschen Herzen zum Entschluß, zur That trieb, — sie kam nur aus Liebe, aus jener mächtigen Liebe zur Wahrheit die die Welt bezwungen, aus heiliger Gottes- und Menschenliebe. Die Stätten, wo bisher Haß und Zwietracht und Verfluchung gethront, sollten von nun an nur der Liebe, der Eintracht und dem Segen in der Wahrheit, wie Jesus Christus sie gelehrt und mit seinem Blute besiegelt, wiedererrungen werden und angehören.

„Und er lehrte täglich im Tempel“, heißt es dann im

Evangelium, nachdem gesagt ist, daß Christus die Verkäufer aus dem Bethaus getrieben, das sie zur Mördergrube gemacht; dieß geschah vor achtzehnhundert Jahren. Aber es geschah und geschieht auch heut. Denn eingezogen ist der Geist Christi in seine Kirche, die da eine allgemeine ist, und lehret darin täglich, und tausende von Herzen kommen zu ihm, um seine Lehre zu vernehmen, und ihre Zahl wächst von Tag zu Tage. Ja, selbst unter Vielen von denjenigen, die noch nicht kommen, ist entweder schon die Sehnsucht nach dem Einen Ewigen, nach der Wahrheit, erwacht, oder, es ist wenigstens das Gefühl des Ungenügens in ihnen rege geworden, daß der Zustand zwischen Nacht und Dämmerung, worin sie sich noch befinden, ein unseliger, ein trostloser sei. Wie Viele aber auch selbst noch in der alten Weise fortleben und forterhalten werden, ohne Sehnsucht nach dem Licht, ohne das Gefühl dieses Ungenügens, ja vielleicht sogar noch in einem anscheinenden Genügen an der Nacht oder Dämmerung, — der geistige ewige Christus lehrt dennoch jetzt fort und fort täglich im Tempel; der Urborn der Wahrheit und der Liebe fließet dennoch unversiechbar, ob auch noch Viele nicht zu ihm kommen, oder abgehalten werden, den Weg dahin zu finden. Und so wenig eines sterblichen Menschen Kraft im Stande ist, diesen ewigen Born zu verstopfen, oder ihm seinen Lauf zu verdämmen, so wenig vermag auch eines Menschen Kunst oder List den Weg zu diesem Born für die Dauer unzugänglich zu erhalten; die heilige Gottesquelle rauscht lauter und mächtiger, als alles Menschenwort tönen kann, welches die Bethörten durch die Lüge: sie sei versiecht oder an einzelne Wenige verpachtet, noch weiter bethören will.

„Aber die Hohenpriester und Schriftgelehrten und die Vornehmsten im Volke trachteten ihm nach, daß sie ihn umbrächten," heißt es weiter im Evangelium. Solches ist vor achtzehnhundert Jahren geschehen, und geschah, geschieht es heute noch? Wohl haben sie dem geistigen Christus, der neuerdings in den Tempel getreten, um sein Haus wieder zum Bethaus zu machen, wohl haben sie ihm nachgetrachtet, daß sie ihn umbrächten, und wohl hätten sie's gethan, wenn sein Werk nicht Gottes-werk wäre, das keine List und Gewalt umzuwerfen vermag, wenn das Volk, dies edle deutsche Volk nicht von seinem,

Christi, Odem angehaucht, nicht von seinem Geiste durchdrungen wäre, der es jetzt treibt, von der Wahrheit nicht zu lassen, nein, für sie zu stehen bis zum letzten Pulsschlag, bis zum letzten Gedanken der Seele.

Und wie es in der Schrift von den „Hohenpriestern und Schriftgelehrten und Vornehmsten im Volke" heißt: „sie funden nicht, wie sie ihm thun sollten, denn alles Volk hing an ihm und hörte ihn", — Freunde, seht ihr das auch nicht noch jetzt in deutschen Landen? Die Gegner unserer großen und heiligen Sache finden nicht, wie sie ihm thun sollten, dem Geiste Jesu Christi, der zu uns gesprochen hat und dem wir folgen; mit all ihrer List und Verläumdung finden sie nicht, wie sie ihm bestricken sollen, diesen Geist der Wahrheit, der all ihre List und Lüge zu Schanden macht; und das Volk hängt diesem Geiste an und höret ihn, weil er jedem redlichen Herzen verständlich und offenkundig und tausendmal klarer ist als all die Trugschlüssel von einem besonderen Seligkeitsmonopol, das durch eine privilegirte Kaste verwaltet wird, weil er tausendmal klarer ist für Kind, Mann und Greis, dieser Geist einer allumfassenden aufopfernden Christusliebe, als der Geist, der einen Andersdenkenden verdammt und uns zumuthen will, unsere evangelischen Mitbrüder ebenfalls zu verdammen, der eine „gemischte Ehe" zum „Konkubinat", der Kinder aus einer solchen zu „zwieschlächtigen Bastarden" stempelt, der dem römisch-katholischen Unterthan in seinem evangelisch-christlichen Fürsten einen „Ketzer" zeigt; denn wahrlich: in diesem Geiste einen Geist der Wahrheit, der Liebe und des Friedens zu erkennen, ist schwer. Auch wir haben in diesem Geiste einen Geist der Wahrheit, der Liebe und des Friedens nicht erkannt, und uns darum von ihm losgesagt.

Wir stehen nun da, Gottes Schutz über uns, festen Willens, das zu halten und durch die That zu beweisen, was wir in unserem Glaubensbekenntniß als Ausdruck unseres innersten Wollens und Strebens in Worten zusammengefaßt haben, daß wir völlige Gewissensfreiheit, freie Forschung und Auslegung der heiligen Schrift gestatten, allen Zwang, alle Heuchelei und alle Lüge verabscheuen und daher in der Verschiedenheit der Auffassung und Auslegung des Inhalts unserer Glaubenslehren keinen Grund zur Absonderung oder Verdam-

mung finden. Nie wollen wir dieſem Grundſatz untreu werden, nie zugeben, daß gebreht und gedeutelt werde an dieſem feierlichen Gelöbniß, das endlich den Beſtand eines inneren Friedens im Hauſe und im Staate, den Beſtand der Ordnung und der Sittlichkeit verbürgt, durch das wir in den römiſch-katholiſchen wie in den evangeliſchen Chriſten Brüder erkennen und ſie als Brüder lieben, wie ſie uns als ſolche erkennen und lieben. Keine Abſonderung, keine Verdammung alſo jemals mehr aus Grund einer Verſchiedenheit der Auffaſſung und Auslegung des Inhalts unſerer Glaubenslehren, aus Grund eines verſchiedenartigen engeren oder weiterumfaſſenden Symbols! Abſonderung um deſſenwillen, hieße das nicht: Chriſto und uns ſelbſt untreu werden, hieße das nicht: das von Selbſtſucht und menſchlicher Leidenſchaft gereinigte Gotteshaus neuerdings entweihen, dem heiligen Gottesfrieden den kaum errungenen Altar wieder entreißen und der Zwietracht die Schlüſſel des Heiligthums wieder überantworten, ſo daß gar bald auch die alte geiſtentmannende, herzvergiftende Gewiſſensknechtſchaft wieder in daſſelbe einziehen könnte? Nein, das ſei ferne!

Dünken wir uns aber auch nicht allſicher gegen eine ſolche Gefahr! Richten wir vielmehr unſere Aufmerkſamkeit dahin, wo wir glauben, daß ſie ſich möglicherweiſe zeigen könne, gleich jenen kleinen, anfangs blos wie ein Punkt am Saume des Horizonts erſcheinenden dunklen Wölkchen, welche ſich in ungeahnter Schnelligkeit vergrößern und den ganzen Himmel mit Finſterniß umziehen; bewahren wir gleich von vornherein die Klarheit des richtigen Verſtändniſſes deſſen, was das Weſen unſerer Sache iſt, was uns Noth thut!

Die Gefahr könnte beſtehen in einer möglichen Zerſplitterung der edelſten Kräfte. Veranlaßt aber könnte dieſe Zerſplitterung, ja zum feindſeligen Gegenſatz könnte ſie werden, wenn jeder Einzelne, meine er's noch ſo redlich, ſeine individuelle Anſicht über die Form des chriſtlichen Glaubensbekenntniſſes zur allgemeinen machen und dahin ſtreben wollte, daß dieſe ſeine individuelle Anſicht als allgemein bindende Norm aufgeſtellt werde. Iſt aber einmal ein ſolches ausſchließendes Streben da, dann iſt allerdings auch die

Abſonderung nicht fern, und dann kommt auch die Verdammung bald nach. Würden unſre Gegner dann nicht laut Triumphgeſänge anſtimmen, wenn ſie eine ſolche Abſonderung in unſeren Reihen wirklich wahrnähmen?

Aber dieſe Freude ſei ihnen nicht gegönnt. Denn erſtens ſind wir deutſche Katholiken duldſam in allem, und nur gegen Eins wollen wir unduldſam ſein, nämlich gegen die Unduldſamkeit; ja, den Frieden erſtrebend, redlichen Willens, eine allgemeine chriſtliche Verſöhnung zu erwirken, haſſen wir den Haß, ſind wir unverſöhnlich gegen die Lüge; wir bemitleiden den Mitbruder, der von Wahn befangen iſt, aber die Verdummung die bekämpfen wir, deſſen wollen wir kein Hehl haben. Dann zweitens: beachten wir eins: Wir halten nicht am Buchſtaben feſt, ſondern am Geiſt. Denn der Buchſtab feſſelt, Freiheit iſt nur im Geiſt, der Buchſtab tödtet, der Geiſt macht lebendig. Nicht der Buchſtab kann den Geiſt, kann des Menſchen innerſten Glauben, kann Gottes Weſenheit genügend ausdrücken; nicht aus Buchſtaben läßt ſich ein Symbol aufſtellen, ein einziges, unwandelbares, welches jedem von Tauſenden verſchiedener Faſſungskraft gleich genügen könnte. Ein ſolcher Zwang darf und kann in unſerem gereinigten Bethauſe nicht Eingang finden. — Das iſt ja eben das Göttliche, das in der Menſchheit liegt, daß nicht eine Menſchennatur ebenſo durchaus gleich erſchaffen iſt wie die andere, daß jede in eigener Freiheit, auf eigene Weiſe das Göttliche zu erfaſſen, das jedes Gemüth dem Ideal der höchſten Vollkommenheit auf ſeinem eigenen Wege näher zu kommen ſucht. In dieſer unendlichen Mannigfaltigkeit der Geiſter, der Kräfte und der Beſtrebungen iſt doch das Zeugniß, und zwar das höchſte, deſſen die Menſchheit fähig iſt, für die Eine ewige Wahrheit des Göttlichen, für die lebendige Offenbarung deſſelben enthalten. Dieſe Mannigfaltigkeit, dieſe tauſendartige Verſchiedenheit der Auffaſſungsweiſe des Göttlichen iſt nothwendig, auf ihr beruht die Grundbedingung der ſittlichen Exiſtenz des Menſchen, die Möglichkeit des Strebens und Ringens nach Vervollkommnung! Beachten wir dies, danken wir dem Himmel dafür! Die Einigung, die wahre, dauernde Einheit wird nicht durch die Zwangskette der Buchſtaben erhalten,

ſondern durch das heilige unſichtbare Band, welches der Geiſt ſchlingt. Uns, die wir die römiſche Zwangskette zerriſſen, uns ziemt es, zu zeigen, daß die Einigkeit, die uns jetzt verbindet, eine geiſtige, eine Einigung durch den Geiſt Chriſti, alſo eine Einigung nicht im todten Buchſtaben, ſondern in der Wahrheit und in der Liebe iſt. Nicht der iſt ein Chriſt, der ſich nach Chriſti Namen nennt, ſo wenig als die ſogenannte „Geſellſchaft Jeſu" eine chriſtliche iſt, ſie hat den Namen, weiter nichts, ſie entheiligt dieſen Namen durch die That. Die Nachfolge Chriſti im Geiſt und in der Wahrheit iſt's, die den Chriſten macht! Ohne jene ſittliche Freiheit, durch welche jeder einzelne Chriſt ſeine individuelle Auffaſſung der höchſten Dinge zur vollen Wahrheit eines innigen lebendigen Glaubens zu machen fähig iſt, ohne dieſe ſittliche Freiheit iſt es unmöglich, jene wahre Nachfolge Chriſti zu erreichen, denn eben dieſe ſittliche Freiheit und der Glaube, der ſich daraus — nicht vergänglich auf den Lippen, ſondern unvergänglich im ganzen Menſchen — aufbaut, eben ſie macht uns alle ſtark im Geiſte Chriſti; im chriſtlichen Wandel, eben ſie iſt's, die eine wahrhaft allgemeine Kirche erſchafft und erhält, wie wir ſie in unſerem Glaubensbekenntniß ausgeſprochen haben, dieſe allgemeine Kirche, deren lebendiger Eckſtein Chriſtus iſt und bleibt.

„Es ſind mancherlei Gaben," ſagt Paulus, „aber es iſt ein Geiſt, und es ſind mancherlei Aemter, aber es iſt ein Herr, und es ſind mancherlei Kräfte, aber es iſt ein Gott, der da wirket alles in allem." O möchten alle, alle Chriſten dies immerdar treulich und reiflich erwägen, auch diejenigen, welche allzuſehr am Buchſtaben hangen und darüber möglicherweiſe den Geiſt nicht völlig klar erkennen, welchen der alte ſtarre Buchſtab nicht auszudrücken vermag! Möchten wir alle ſtets daran denken, daß der Geiſt nie ſtille ſteht weil er eben aus der ewigen Wahrheit iſt, und daß alſo die Form, die er ſich zu irgend einer beſtimmten Zeit erſchaffen, nicht auch als abſolut gültig für alle Zeiten ſich behaupten kann. Für alle Zeiten gültig iſt nur Eins und das iſt und bleibt die Wahrheit, die da Eins iſt mit der Liebe, die da beide als eins und daſſelbe ſind offenbart worden in Jeſu Chriſto, der am Kreuze ſtarb. Dies

lebendige Beiſpiel iſt's, das die ganze Menſchheit für alle Zeiten in ſich tragen muß.

„Es ſind mancherlei Gaben, aber es iſt ein Geiſt," ſagt der Apoſtel. Der Eine hat die Gabe des Worts, der Andere hat die Gabe der That; der Eine hat die vorwiegende Gabe des Verſtandes, der Andere die des Gemüths! Aber der eine Geiſt, in welchem Verſtand und Gemüth, Wort und That ſich einigen und aus dem ſie entſpringen, iſt der der Liebe und der Wahrheit; den Geiſt laſſen Sie uns kundgeben, daß er, Chriſti Geiſt, auch unſer ſei, den laſſen Sie uns kundgeben jeder in ſeiner Weiſe, aber jeder durch ſein ganzes Daſein!

„Es ſind mancherlei Aemter, aber es iſt ein Herr, ſagt der Apoſtel. O möchte uns dies Wort immer daran erinnern, daß wir alle, weſſen Standes und Amtes wir ſind, doch eigentlich nur ſeine Diener ſind, daß er uns allen gleichmäßig, jedem nach ſeinen Kräften, aufgetragen hat, ſein Reich der Liebe, des Friedens, der Wahrheit auszubreiten. Wie groß macht uns dieſer Gedanke, daß wir, was wir auch auf Erden unſerm Stande nach treiben, doch in Allem und Jedem, im Hausſtand und in der Familie, im Dienſte des Staats, der Kirche, der Wiſſenſchaft, doch alleſammt nur Diener des höchſten Herrn, Vollſtrecker ſeines Rathſchluſſes, Werkzeuge zur Ausführung ſeines ewigen Liebeswerkes ſind, durch welches die Menſchheit durch Wahrheit und Liebe immer vollkommener und in ihrem ewigen Urbild immer ähnlicher werden ſoll!

„Und es ſind mancherlei Kräfte, aber es iſt hier Ein Gott, der da wirket in allen," ſagt der Apoſtel. „Ein Gott!" und durch ihn ſind wir Hunderttauſende von Kräften. Möge jeder dieſer Hunderttauſende von Kräften ſich nach dem ihr von Gott verliehenen eigenthümlichen Vermögen zum Segen des Menſchen für alle anderen Kräfte entfalten. Wie auch all dieſe Kräfte nach verſchiedenen Richtungen auseinanderweichen, Eins iſt und bleibt ihr Mittelpunkt — Gott! Darum mögen ſie ſich ſelbſt unter einander nicht befehden, nicht aufreiben im nutzloſen Kampfe. Nein! Es folge jede von Gott verliehene und ausgeſandte Kraft immerhin ihrem eigenen Wege! Aber jede erkenne auch, daß auch jede andere von demſelben Mittelpunkt ausgeht wie ſie, von demſelben Urquell der Liebe

und der Wahrheit, von Gott, daß ſie dieſem Urquell wieder zuſtreben müſſe! Handeln wir in dem Sinne! Handeln iſt das Siegel, welches der Menſch vor Gott und der Welt auf ſeinen Glauben drückt. Wir halten feſtiglich an Gottes heiligem Wort, aber wir müſſen es bethätigen. Das Wort Gottes muß in uns That werden, aus unſerer innerſten Seele muß dieſe That herauskommen und die Worte des Apoſtels beweiſen: „Dies alles wirket in uns derſelbe einige Geiſt!“ Alſo meine Freunde, wie auch des Menſchen Natur jedem ſeine beſondere Wirkſamkeit zutheilt, ſeien wir einig in der Wahrheit, ob wir auch im Buchſtaben auseinanderweichen, ſeien wir einig in der Liebe und laſſen wir uns durch den Buchſtaben darin nicht irre machen!

Sind wir ſo einig in der Wahrheit und in der Liebe, dann ſind wir als Chriſten einig in Gott! Dann behüten wir einig als getreue Schaar den geiſtigen und unſichtbaren Tempel einer wahrhaft allgemeinen Kirche, in welchem keine menſchliche Selbſtſucht ihren Wechſeltiſch aufrichtet, dann iſt dieſer Tempel unſer ewiges Wohnhaus, das uns nicht entriſſen werden kann durch irgend eines Feindes irgend eine Liſt; dann, ob die ganze Welt uns bedräuet, ſind wir in dieſem Hauſe ſtark und unantaſtbar durch die Liebe und die Wahrheit. Dann öffnen wir aber auch die Pforten dieſes großen geiſtigen Tempels, auf daß jeder eintrete, der ſich aus Nacht nach Licht, aus Haß nach Liebe ſehnt, auf daß jeder komme, der lange nach dem gemeinſamen Vaterherzen geſchmachtet und daß er dann auch Bruderherzen finde; ja ſelbſt jeder, welcher uns jetzt noch verkennt und verfolgt, wird und möge, darum beten wir, in dieſem Hauſe Jeſu Chriſti Eintritt und Aufnahme und chriſtliche Bruderherzen finden.

Aber auch jedes Herz, meine Freunde, möge ein wahrer Tempel werden. Ja, ein Tempel des lebendigen Gottes, nicht die unheilige Stätte, worin die Mörder des Seelenfriedens, Selbſtſucht, Haß, Zwietracht, oder wie ſonſt irdiſche Leidenſchaften heißen, ihr Weſen treiben, nein, nochmals ſag' ich's, jedes Herz möge ein wahres Bethaus ſein, ein Tempel Gottes! Gebe uns Gott die Kraft, jede irdiſche Leidenſchaft, die es entweihen könnte, immerdar daraus zu entfernen! Gebe uns Gott die Kraft, es jetzt und immerdar rein und unentweiht

zu erhalten, als einen wahren Tempel. Die Wahrheit hat uns nach dem Ausſpruch der heiligen Schrift frei gemacht; die Liebe wird uns frei und in der Wahrheit erhalten! Möchte aber auch der Ewige es fügen, daß jener große Tag dereinſt anbräche, da die ganze Chriſtenheit nur ein einziger Tempel würde, rein und heilig, würdig, daß darin der geiſtige Chriſtus inmitten aller der Seinigen weile! Dazu, o du ewiger Gott, verleihe uns deine Gnade, uns und allen den Deinigen, unſern Brüdern auf deiner ſchönen Erde, daß alle mit dem Apoſtel erkennen und bekennen: Es iſt Ein Geiſt, es iſt Ein Herr, es iſt Ein Gott!

Amen.

IV.

Am 11. Sonntage nach Trinitatis.

(3. Auguſt.)

Meine Freunde!

So oft wir das Evangelium aufſchlagen, iſt uns, als entdeckten wir, nachdem wir lange dürſtend gegangen, eine friſche Quelle. Wir ſchöpfen aus ihr, ſie erquickt uns, und neugeſtärkt ſetzen wir unſere Wanderſchaft fort. So ſchlugen wir auch heute das Evangelium auf, und der ewige Bronnen der Wahrheit iſts, der uns entgegenquillt. Wir laben uns daran und erſtarken davon an Geiſt und Gemüth, an unſerm ganzen Sein. Die einfachen und doch ſo ergreifenden Worte in der Gleichnißrede Jeſu (Evangelium Lukas, Kap. 18 9—14 V.) lehren uns, was wahre Frömmigkeit iſt, und welche Art von Selbſterkenntniß ſich der Menſch zu eignen machen muß, wenn er dem Urbild der höchſten Vollkommenheit immer ähnlicher werden will.

Wahre Frömmigkeit iſt diejenige, die aus einem lebendigen Glauben kommt, nicht etwa blos aus dem ſinnloſen Haften und Hangen am todten Buchſtaben. Wahre Frömmigkeit bindet ſich nicht an Worte, ſie iſt eine immerwährende That, ſie

iſt ein ganzes Leben; nicht eine Form, nicht eine Redensart, nicht eine regelmäßig wiederkehrende Reihe von Lippengebeten iſt ſie, deren Wortlaut der ganze Menſch nicht entſpricht. Der lebendige Glaube aber, aus welchem die wahre Frömmigkeit entſpringt, worauf beruht der? Der wird aufgebaut auf der Erkenntniß, daß wir Geſchöpfe des Ewigen, daß wir Kinder des Vaters ſind, daß er, der allein Vollkommene, er, der Inbegriff aller Vollkommenheit, uns zwar unvollkommen, aber mit dem Drange nach Vollkommenheit zu ſtreben, und mit dem Vermögen dazu erſchaffen hat. Keines von Beidem darf der Menſch jemals vergeſſen oder überſehen, weder daß er unvollkommen, noch daß ihm das Vermögen der Vervollkommnung von ſeinem Schöpfer gegeben iſt. Indem er erkennt, daß er als Geſchöpf unvollkommen iſt, erkennt er die beſchränkenden Gränzen ſeiner menſchlichen Natur; indem er ſich bewußt wird, daß ihm ſein Schöpfer das Vermögen der Vervollkommnung gegeben hat, wird er auch der Pflicht inne ſich zu vervollkommnen, und erhebt er ſich, um die Beſtimmung des Menſchen zu erfüllen, nämlich: um durch ſittliche Freiheit das Streben nach einer Vereinigung mit Gott, d. i. die Heiligung des Menſchen möglichſt zu verwirklichen.

Kein Menſch iſt vollkommen, wird je ganz vollkommen, oder kann, ſo lange ſein irdiſches Daſein währt, jemals ganz vollkommen werden. Dieſe Unvollkommenheit der Menſchennatur aber iſt eben die nothwendige Grundbedingung ſeiner Exiſtens als Menſch; ohne ſie wäre für ihn gar keine Möglichkeit vorhanden, ſich als Menſch das Verdienſt des Lebens erringen zu können. Ohne das Vorhandenſein dieſer von der menſchlichen Natur unzertrennlichen Unvollkommenheit wäre es nämlich unmöglich, die Tugend als das zu erwerben, was ſie iſt und ſein muß, als einen Triumph der ſittlichen Freiheit, welche den Menſchen vor allen anderen Geſchöpfen auszeichnet und ihn zur Krone der Schöpfung macht. Der Menſch muß alſo dieſe weiſe Einrichtung ſeines Schöpfers, daß dieſer ihn unvollkommen geſchaffen hat, ebenſo ſehr mit Demuth erkennen, als auch anderſeits eben durch dieſe Erkenntniß wieder ein wahrhaft religiöſes Selbſtgefühl erlangen.

Dieſe Demuth iſt keine blinde Zerknirſchung in Verzweiflung, ſondern blos ein gläubiges Anbeten der ewigen

unerforschlichen Weisheit. Diese Demuth machte den Menschen erst zum Menschen, denn sie erweckt ihn zur Erkenntniß und erhält ihn in der Erkenntniß, daß er Geschöpf, daß er Kind Gottes ist; sie erhebt ihn durch diese Erkenntniß aus allen Labyrinthen des sogenannten Zufalls auf jene höhere Stufe, wo er zuerst ahnt, wo er dann aber auch innig glaubt, daß alles, was ihm hienieden unbegreiflich scheint, nach jenen heiligen Gesetzen vorgeht, welche der Ewige in seiner Weisheit und väterlichen Liebe aufgerichtet hat. Wenn der Mensch in dieser Demuth, die keine knechtische, sondern nur eine rein kindliche ist, gläubig zum Vater emporblickt und im Gedanken seiner Unvollkommenheit gegen das göttliche Urbild aller Vollkommenheit, erst recht erkennt wie unendlich viel ihm noch zu thun übrig bleibt, so wird er sich auch über diejenigen unter seinen Mitmenschen nicht thöricht überheben, von welchen er meint, daß sie auf einer niedrigeren Stufe der religiösen und sittlichen Entwickelung stehen als er, so wird er nicht mit jenem Pharisäer beten: „Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher oder auch wie dieser Zöllner;“ vielmehr wird er solche Mitmenschen, von denen er glaubt, daß sie auf einer niedrigeren Stufe als er stehen, liebreich zur höheren heranzuziehen suchen; er wird nicht eitles Genügen über seine höhere Vollkommenheit, sondern reinbrüderlichen Schmerz über ihre geringere empfinden. Wenn aber sein Herz dieser Empfindung fähig ist, wenn er jener Erkenntniß gemäß handelt, dann wird er selbst einen Schritt weiter zu seiner eigenen Vervollkommnung thun, indem er seinen gefährlichsten Feind, die Selbstsucht überwindet, welche dem Menschen anfänglich schmeichelt, um ihn zu täuschen, und welche ihn, wenn sie in seinen Mitmenschen, wenn sie ihn seinem Gott und Vater entfremdet hat, in der ernsten Sterbestunde aufs Furchtbarste enttäuscht; denn in dieser Stunde zerstiebt alle Eitelkeit, aller Schein, alles Genügen der Augenblicke, und der Mensch, der vor seinem Schöpfer steht, und für die Anwendung der ihm verliehenen sittlichen Freiheit sich dann verantworten muß, hat in dieser Stunde nicht Worte, nicht Lippengebete, sondern einzig und allein sein ganzes Leben zum Anwalt, zum Zeugen. O möchten wir in jeder Stunde unseres Lebens, in Freud' und Leid, an diese Stunde unseres Uebergangs aus dem irdischen Leben in ein anderes denken!

Mögte uns dieſer Gedanke aber auch immer wieder auf den andern Gedanken hinlenken, daß unſer Leben einen Inhalt haben muß, wenn wir uns würdig machen wollen des hohen Namens Menſch! Dieſer Inhalt des Lebens, was iſt's? Vervollkommnung unſerer ſelbſt, kraft des Vermögens, das uns Gott dazu verliehen hat und nach dem Vorbild, das er vor uns aufgeſtellt. Dies höchſte Vorbild der Menſchheit iſt Jeſus Chriſtus. Wenn je, ſo lange es eine Weltgeſchichte gibt, ein Leben einen heiligen Inhalt hatte, ſo iſt es das Jeſu Chriſti. Wenn je, ſo lange Menſchenherzen ſchlagen, ſo lang ein Menſchengemüth Ahnung des Göttlichen, Sinn für Wahrheit und Liebe, für das Heilige und Unvergängliche, für die Kindſchaft des Menſchen zu Gott in ſich trug, wenn je ein Leben eine einzig große, ewiggöttliche That der Wahrheit und Liebe war, ſo iſt es das Jeſu Chriſti. Wahrlich: der höchſte Triumph der Menſchheit iſt ausgedrückt in jenem Spruche des Evangeliſten: „das Wort iſt Fleiſch geworden und hat unter uns gewohnet!“ Blicken wir auf Jeſum Chriſtum! Aus Niedrigkeit und Dunkelheit tritt er hervor in ſeiner erhabenen Einfachheit; er ſpricht das Wort der göttlichen Wahrheit, das den Menſchen erſt zum Menſchen macht, indem es ihn Gott als Vater erkennen läßt; und ſchlichte Herzen hören gläubig dieſe ſo erhabene und ſo einfache Lehre des Heils, ſie erkennen und bekennen demüthig Jeſum Chriſtum als den Erlöſer der Menſchheit durch die Kraft des Lichts und der Liebe, als den Mittler des Geiſtes mit Gott, während der eitle Dünkel der Schriftgelehrten, die ſich vollkommen dünken, die ſich für unfehlbar halten, dieſe Botſchaft des Heils nicht erkennt, vielmehr verwirft und bekämpft! Jeſus Chriſtus tritt vor mit heiligem Muth der Wahrheit und der Liebe, um die Menſchheit aus der Unvollkommenheit der Lüge, des Wahns und des Haſſes zu erlöſen; er tritt vor, verklärt in Reinheit und Heiligkeit, und ruft ſeinen Anhängern zu: „nehmet mein Kreuz auf euch und folget mir nach;“ er geht um der Menſchheit willen, daß er ſie zur Vollkommenheit führe, den Weg des Kreuzes, er trägt ſein Kreuz und das Kreuz, durch ihn zum Symbol der Erlöſung geweiht, trägt ihn, und ein heiliger Liebestod für die Wahrheit erweckt die Menſchheit zu einem neuen nimmer endenden Leben.

Iſt aber mit ſeinem Liebestode am Kreuze die Erlöſung der Menſchheit abgeſchloſſen worden? Iſt der Chriſt würdig ſich nach Chriſtus zu nennen, der ſich einzig und allein auf das Verdienſt des Erlöſers und Mittlers Jeſu Chriſti verläßt? Oder iſt nicht vielmehr jener des Chriſtennamens würdig, welcher das Verdienſt Jeſu Chriſti ſich auch vermittelſt des ihm von Gott verliehenen Vermögens der Selbſtvervollkommnung ſelbſt zu erringen, und ſo lebendig, wahrhaft im Geiſte, Jeſu Chriſto nachzufolgen ſucht? Jeſus Chriſtus hat uns erlöſet, daß wir, kraft jenes Vermögens, immerfort nach Vervollkommnung unſer ſelbſt ſtreben und zur Vervollkommnung unſerer Mitmenſchen, ja der ganzen Menſchheit unermüdlich wirkend, in chriſtlicher Demuth, aber auch voll chriſtlichen Gottvertrauens, und voll chriſtlichen Menſchenbewußtſeins mitwirkend beitragen. Die Aufforderung dazu iſt in jenem Gebot Jeſu Chriſti enthalten: „Liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt.“ Wir beweiſen die Liebe unſer ſelbſt nur durch die Vervollkommnung unſeres Selbſt nach dem Urbilde Jeſu Chriſti, alſo beweiſen wir die Nächſtenliebe durch unſer Streben nach Vervollkommnung unſerer Mitmenſchen. Dadurch beweiſen wir aber auch, daß wir Gott über Alles lieben. Denn wer kann ſagen, daß er den Vater wahrhaft liebt, wenn er nicht auch deſſen Kinder liebt? Wer kann ſagen, daß er den Vater ehrt, wenn er nicht alles dran ſetzt, daß die Würde der Kinder des Vaters zur Anerkennung komme? Streben wir alſo nach unſerer eigenen Vervollkommnung und gleichmäßig nach jener unſerer Mitmenſchen, dann handeln wir als Chriſten wahrhaft zur Ehre Gottes, unſeres Vaters, dann heiligen wir ſeinen Namen, und wirken, daß ſein Reich zu uns komme.

Laſſen Sie uns in allen Verhältniſſen unſeres Lebens daran denken und uns geloben, darnach treulich zu handeln. Und gewiß, es gibt kein Verhältniß des Lebens, keinen Stand, keine Zeit, keinen Ort, da wir nicht darnach handeln könnten! Es kann's der Hausvater und kann's die Hausmutter im ſtillen Kreiſe ihrer Kinder, wenn jedes ſich ſelbſt zu vervollkommnen ſucht und ſowohl durch dies lebendige Beiſpiel als auch durch chriſtliche Lehre und einen ächt menſchlich-chriſtlichen Plan der Erziehung die Kinder als Menſchen und Chriſten zu

vervollkommnen ſtrebt. Es kanns von Eheleuten jeder Theil für ſich und jedes am andern, und kann auf dieſe Weiſe am ſchönſten durch die That beweiſen, was denn die Ehe eigentlich iſt, daß ſie nämlich ein ſittlicher Bund iſt, vor Gottes Angeſicht aus Liebe geſchloſſen, auf wechſelſeitiger Achtung begründet, von Gott geweiht zum Zwecke jener wechſelſeitigen Vervollkommnung, durch welche die wechſelſeitige Achtung unerſchütterlich befeſtigt und alſo die wahre Liebe, die höhere geiſtige und ſittliche Liebe bis zum Tode und bis über's Grab hinaus erhalten wird. Es kann's ferner der Bürger, ſei's im Handel und Wandel, ſei's als Gewerbsmann, ſei's als Diener des Staates und der Kirche, der Kunſt und der Wiſſenſchaft und der Volksbildung; es kann's der Dienende; es kanns jeder, in jedem Stand, in jeder Stunde, in Freud und Leid, wenn wir überall in jedem Schickſal, das uns betrifft, in jeder Lage unſeres Lebens das Walten Gottes erkennen, und dabei an Gott als den Urquell der Vollkommenheit denken, und ermeſſen, wie weit wir noch davon entfernt ſind, wie unendlich viel uns zu thun übrig bleibt, um ihm näher zu kommen.

Erwägen wir dies recht lebhaft, ſo erwägen wir zugleich und wiſſen, was Pflichterfüllung heißt, und daß wir zunächſt durch treue Pflichterfüllung, jedes in ſeinem Stande, den Weg zur Vervollkommnung unſer ſelbſt, dadurch aber auch den Weg zur Vervollkommnung unſerer Mitmenſchen finden. Handeln wir in dieſem Geiſte, dann wird uns ein Lohn nicht ausbleiben, dem kein irdiſcher Lohn, keine irdiſche Ehre und Auszeichnung gleichkommt. Dieſer Lohn iſt das Bewußtſein, daß wir, wie der Apoſtel Paulus in der heutigen Epiſtel (I. Kor. 15. V. 1—10) ſagt, erkennen und uns geſtehen dürfen: „Gottes Gnade iſt an mir nicht vergeblich geweſen.“ Gibt es einen ſüßern Lohn? O wohl dem, der, wenn er am Abend eines langen Lebens von vielen harten Mühen ausruht, vor Gott ſagen darf: „Ich habe viel gerungen, ich habe viel gelitten, ich habe redlich geſtrebt, alles in demüthiger Erkenntniß, daß des Menſchen Kraft unzulänglich iſt, aber auch in der Erkenntniß daß Gottes Kraft des Menſchen Kraft hebt und hält und hinanzieht. All, was ich auf Erden gethan, habe ich gethan, um mich als Menſch, als ein Geſchöpf Gottes

würdig zu erweiſen, um mich der unendlichen Vollkommenheit meines Schöpfers zu nähern. Alles was ich auf Erden gethan, habe ich durch die Kraft Gottes vermocht, der mich mit ſeinem theuerſten Geſchenk; der ſittlichen Freiheit begnadet hat; und dieſe Gnade iſt an mir nicht vergeblich geweſen!“ Laſſen Sie uns immerdar daran denken, laſſen Sie uns immer ſo leben, laſſen Sie uns immerdar ſo handeln, ſo lange Gott unſer irdiſches Daſein friſtet. Dann folgen wir Chriſto nach, dann haben wir das Wort der heiligen Schrift in unſer Herz aufgenommen, dann heiligt uns das Evangelium und macht uns zu wahren Kindern Gottes; dann, meine Freunde, beſitzen wir die ächte Frömmigkeit, und dieſe ſoll jetzt und immerdar auch die unſrige ſein.

Amen.

V.

Am 12. Sonntage nach Trinitatis.

(10. Auguſt.)

„Und ſie brachten zu ihm einen Tauben, der ſtumm war und ſie baten ihn, daß er die Hand auf ihn legete; und er nahm ihn von dem Volk beſonders und ſpützete und rührete ſeine Zunge und ſahe auf gen Himmel, ſeufzete und ſprach zu ihm: Hephatha, das iſt, thue dich auf. Und alsbald thaten ſich ſeine Ohren auf und das Band ſeiner Zunge ward los und er redete recht.“ (Marcus 7. 32, 35).

Ein Laie lieſt dieſe Stelle des Evangeliums von der wunderbaren Heilung der Taubſtummen durch Jeſum Chriſtum. Er überläßt es dem Theologen, ſich über das Thatſächliche, welches dieſer Kunde zu Grunde liege, zu verbreiten, den einzelnen Fall im religiöſen Zuſammenhange mit ähnlichen darzuſtellen. Mir, dem Laien ſei es erlaubt, über eine geſchichtliche Bedeutung mich auszuſprechen, in welcher mir jene Stelle wie eine vor- und rückwärtsgekehrte Prophezeihung aufzugehen ſchien.

In dieſem Taubſtummen erblickte ich die ganze Menſchheit vor Chriſtus, ja — ich darf es nicht verhehlen, erblickte

ich auch die Chriſtenheit, und insbeſondere das deutſche Volk. In der Heilung des Taubſtummen ſah ich eine wirklich wunderbare Heilung, nämlich die Heilung der vorchriſtlichen Menſchheit durch Chriſtum, und der chriſtlichen Menſchheit, des deutſchen Volkes durch den Geiſt; in dieſer großen Heilung erblickte ich eine Heiligung. Ich ſage aber deßhalb: wunderbar, weil mir die Offenbarung des göttlichen Geiſtes in der Menſchheit, wie ſich uns dieſelbe in der Weltgeſchichte zeigt, als das allergrößte Wunder erſcheint. Dieſe Offenbarung iſt eine doppelte, fürs erſte diejenige, die in der Erſcheinung Jeſu Chriſti als neuer Tag der Menſchheit aufging und dann diejenige Erſcheinung Jeſu Chriſti, welche ſeither in der Menſchheit ſelbſt fort und fort wirkt, und ſo die Menſchheit heiligt.

Die Menſchheit vor Chriſtus! Laſſen ſie uns nicht einſeitig über das ſogenannte Heidenthum aburtheilen! Tauſend Zeugen reden, daß auch in der Menſchheit vor Chriſtus der göttliche Geiſt ſich geoffenbaret hat! In allen Völkern des vorchriſtlichen Alterthums reden die großen Ideen, welche die geiſtige und ſittliche Entwickelung derſelben bewegt haben, von dem Vorhandenſein und Wirken deſſelben zeuget die übereinſtimmung dieſer Ideen, welche alle nach einem und demſelben Punkte hinweiſen, wo der Lebensnerv des Menſchen ſeine Wurzel nur in dem Einen, Ewigen, Unwandelbaren, in Gott findet; es redet das Eine Uebereinſtimmende, welches auch mitten aus den verſchiedenartigſten ſinnlichen Vorſtellungen von der mannichfachſten Wirkſamkeit der göttlichen Kräfte heraus zu erkennen iſt; es zeugt dafür die Stimme des menſchlichen Herzens, welche mit der Kraft einer innigſten Ueberzeugung der Glauben an eine Unſterblichkeit fordert und dieſen Glauben auf Gott baut; es redet dafür im ganzen Heidenthum der Drang des menſchlichen Herzens, welches ſich, wie die Sonnenblume nach dem Lichte, von allen Wirkungen nach der Urſache, von allen wirkenden Kräften nach dem Urborn, aus welchem all dieſe Kräfte nur als Erſcheinungen und Kundgebungen ausſtrömen, welches ſich, mit einem Worte, nach dem ewigen, unwandelbaren Einen hinwendet; dieſes Sehnen aller nach dem Einen, dieſe

Ahnung eines Einen und Ewigen Allwaltenden, Allweiſen, Allgerechten, Allvaters im Glauben zur beſtimmten Vorſtellung zu bringen, darnach haben von uralten Zeiten her die Weiſeſten, die Beſten und Tugendhafteſten gerungen, und Manche von ihnen haben dieſem Streben nach religiöſer Wahrheit freudig ihr Leben aufgeopfert. Was an Wirkungen des im Menſchen vorhandenen Göttlichen ſich zeigen konnte, jede Tugend, deren das Kindheits- und das Jugendalter der Menſchheit fähig waren, hat ſich dafür bethätigt; aber all das Treffliche und Herrliche, all die Strebungen und Thaten der Selbſtentäußerung des Einzelnen waren eben nur einzelne; denn es war, möchte man ſagen, wohl eine unaustilgbare, mächtige Ahnung im Heidenthum vorhanden, daß die Menſchheit von der Kraft des göttlichen Geiſtes beſeelt und bewegt ſei, daß, ſollte ſich das Göttliche in ihr offenbaren, die Hingebung des Einzelnen nothwendig ſei; aber zur der Erkenntniß vermochte das Heidenthum nicht durchzudringen, daß ſich der göttliche Geiſt in der freien Entwickelung der ganzen Menſchheit offenbare und daß dieſe Entwickelung und Offenbarung eben nur möglich werde durch eine vollkommen bewußte freie Selbſtaufopferung jedes Einzelnen für die höchſte heilige Idee, durch welche die Menſchheit ein ſittliches Ganze iſt. Selbſt dem edelſt organiſirten glücklichſt gebildeten Volk des Heidenthums, den Hellenen, galt die vollendete Formſchönheit des Menſchen das Höchſte und es kam über der herrlichſten Bildung nach Auſſen nicht zum Verſtändniß einer inneren Harmonie der Menſchheit. Die heidniſche Menſchheit war — wie ein Tauber und Stummer! Sie konnte das belebende Wort der allgemein-menſchlichen Liebe, dies Wunderwort, welches die ganze Menſchheit von der Selbſtſucht des Einzelnen von ſeiner eigenen ſelbſtiſchen Befangenheit befreien ſollte, ſie konnte dies heilige Wort nicht finden, um es auszuſprechen; ſie war ſtumm, wie viel ſie auch auf die Laute der einzelnen Weiſeſten, Tugendhafteſten und Edelſten gehorcht hatte; das alles waren nur die einzelnen Laute, aber ſie vermochten ſich nicht ineinander zu flechten zum einen großen, lebendigen und belebenden Wort. So im vorchriſtlichen Heidenthum. — Nicht ganz ſo, aber ähnlich im vorchriſtlichen Juden-

thum. Das Judenthum war das kostbare wohlverschlossene Gefäß, in welchem der Glaube an Einen Gott bewahrt wurde inmitten des Heidenthums. Israel erkannte diese seine hohe Sendung; aber indem es sich als „auserwähltes Volk Gottes" betrachtete, trat es den andern Völkern stark und feindselig gegenüber und erhob sich über dieselben; so verlor auch Israel die Idee der Menschheit als eines großen Ganzen, als einer heiligen Völkerfamilie, deren jedes Glied durch den Geist Gottes gleichberechtigt und den andern gleichverpflichtet ist; indem nun Israel eine großartige Abschließung seiner Nationalität erreichte, wurde ihm diese verderblich, weil sie verknöcherte; indem Israel seine politische Selbstständigkeit verlor, verdüsterte sich ihm auch der Begriff des einen Gottes; er hoffte von demselben einen bloß weltlichen einen ausschließlich nationalen Wiederhersteller politischer Macht; es stand in der Menschheit isolirt, behauptete sich mit bewundernswerther Kraft und Ausdauer in dieser Stellung, vermochte jedoch ebendeßhalb jenes eine, große, lebendige und belebende Wort nicht auszusprechen.

Dies Wort ward nun Fleisch. Dies weltbefreiende Wort, welches das uralte Räthsel der Menschheit löste, dies Wort, welches der Menschheit mit einem Male das heilige Geheimniß ihrer Abkunft und ihrer Bestimmung entschleierte, dies Wort, welches die Menschheit zum eigentlichen göttlichen Bewußtsein ihrer selbst erhob, sprach Jesus Christus aus; er sprach es aus durch seine Lehre, er sprach es aus durch sein Leben und seinen Kreuzestod. Nun war die Menschheit durch ihn bewußt der in ihr ewig lebendigen Kraft des göttlichen Geistes, welcher göttliche Geist der Wahrheit von jedem einzelnen Gliede der Menschheit für alle Zeiten gültig offenbart werden kann durch die Liebe. So hatte nun jener großen Taube, die Menschheit, durch Jesum Christum plötzlich das Vermögen erhalten, zu hören, zu verstehen; und dieser großen Taube, die Menschheit hörte und verstand. Aber indem dieser großen Taube, die Menschheit, hörte und verstand, hatte er auch zugleich das Vermögen erlangt, das, was er nun hörte und verstand, durch Wort und That auszudrücken, oder mit andern Worten: er konnte auch sprechen. Ja, aussprechen konnte nun die Mensch-

heit endlich ihr durch Jeſum Chriſtum zur vollen Klarheit erlöſtes Gottbewußtſein durch Wahrheit und Liebe, und ſie that es; und der große Stumme, genannt Menſchheit, ſprach alſo von nun an, ſprach durch Jeſum Chriſtum Die Erlöſung von Taubheit und Stummheit, dieſes durch Jeſum Chriſtum errungene Bewußtſein der Menſchheit über ihr Verhältniß zu Gott und über ihre Beſtimmung, ein Bewußtſein, in welchem die Bedingung ihrer Fortbildung und in welchem das Bewußtſein jedes Einzelnen von der Nothwendigkeit und der Beſtimmung, von dem ſittlichen Inhalt ſeines Einzelbaſeins enthalten iſt, das iſt das größte und heiligſte Wunder in der Weltgeſchichte! Innerhalb der Jahre, da Jeſus Chriſtus aufgetreten, gelehrt, gelitten und ſich in freier Gottesliebe für den Sieg der Gottes-wahrheit in der Menſchheit geopfert, liegt der Keim von Jahrtauſenden; in ſeinem Sieg des Gottesgeiſtes über das einzelne Menſchenſelbſt iſt der ewige Sieg der Menſchheit begründet und unaustilgbar enthalten. Die Menſchheit, die vor ihm ſtumm geweſen, weil ſie taub war, hört für alle Zeiten, ſie hört nun immerdar die Sprache der göttlichen Wahrheit; — und ſie redet nun immerdar, ſie redet dieſe göttliche Wahrheit immerdar durch die Menſchenliebe!

Allerdings kamen und ſchwanden ſeit der Erſcheinung Jeſu Chriſti auf Erden manche Jahrhunderte, in welchen die Menſchheit, oder um mich enger und richtiger auszudrücken, die Chriſtenheit, d. h. der Inbegriff aller derjenigen, welche ſich nach Jeſus Chriſtus nannten, neuerdings leider wie jener Taube und Stumme erſchien! Wer kann, wer darf dies läugnen? Ach, wer kann, wer darf es läugnen, daß gerade die Chriſtenheit Jahrhunderte hindurch taub war gegen jene Stimme Chriſti, welche ihr die Erlöſung durch die Wahrheit als eine ewige kund gegeben hatte, daß ſie ſtumm war, um jenes Wort der Liebe zu ſprechen, durch welches die Erlöſung in der Wahrheit vollendet werden ſoll? Erlaſſen Sie es mir, dieſe Behauptung durch eine Reihe von geſchichtlichen Thatſachen zu belegen. Erlaſſen Sie es mir, von den erſten Meinungsverſchiedenheiten über Glaubensſätze an bis zu allen jenen Scenen überzugehen und ſie aus-

zumalen, da das weltbefreiende, welterlösende Wort der Wahrheit, durch welches die Menschheit in sich das Göttliche erkennen sollte, da das weltbefreiende, welterlösende Wort der Liebe, in welchem diese Erkenntniß der Menschheit ewig fortentwickelt werden sollte, zu Verketzerungen, Untreu, Haß, Aufwiegelung des Volks gegen die Fürsten, zu Meineid und Mord als falscher Bannerspruch entweiht wurde; erlassen Sie es mir, Ihnen zu schildern, wie der ewige Christus von sogenannten Christen neuerdings an's Kreuz geschlagen wurde; erlassen Sie es mir, Ihnen zu schildern, wie die göttliche Wahrheit von dem der Menschheit durch Christus errungenen Gottbewußtsein neuerdings verläugnet, wie die christliche Menschheit neuerdings um ihre Erlösung zur Wahrheit und Liebe durch sogenannte Christen betrogen worden ist. Sollte ich dies alles ausführen, ich müßte Tage lang sprechen, statt Stunden lang! Lesen Sie selbst all den Frevel, der im Namen Jesu Christi während so vieler Jahrhunderte begangen worden ist von Menschen, welche sich nicht bloß Christen, sondern bevorzugte Verkündiger seiner Lehre nannten und — diese seine Lehre fälschten, indem sie das Gottbewußtsein der Menschheit zu vernichten suchten. Vernichtet aber sollte dies werden, wenn jedem einzelnen Menschen der ihm von Gott eingepflanzte Drang nach Wahrheit als Sünde dargestellt und in unbedingten blinden Gehorsam unter die Befehle derjenigen, die sich Jesu Christi Statthalter auf Erden nannten und sich für ausschließliche Besitzer des heiligen Geistes ausgaben, verwandelt wurde. Damit nun diese irdische Statthalterschaft, dieses sogenannte ausschließliche Besitzthum des heil. Geistes sich behaupten konnte, mußte nicht bloß die Klarheit des einzelnen Menschengeistes und ganzer Völker systematisch getrübt, sondern es mußte auch, wenn diese Klarheit einmal getrübt worden, die dem Menschen angeborne Liebe systematisch in Haß gegen alle diejenigen verwandelt werden, welche sich nicht davon überzeugen konnten, daß alles das, was diese sogenannten irdischen Stellvertreter Christi und Gottes als göttliches Gebot verkündigten, wirklich auch göttliches Gebot sei, ja daß Haß und Verfolgung, Mord und Aufruhr, Inquisition u. s. w. (alles im Namen Gottes!) wahrlich nicht menschlich sei. Und nun frage ich Sie, ob das Prinzip, wel-

ches die christliche Menschheit neuerdings taub machen wollte gegen die Stimme des Ewigen, der sich in ihr offenbart, neuerdings taub gegen den göttlichen Anruf zu ihrer Bestimmung, neuerdings taub gegen jeden Ruf der göttlichen Liebe, die sich in der Menschheit als allgemeine Menschenliebe kund gibt, ob dies Prinzip, welches wenigstens einen Theil der Christenheit Jahrhunderte lang auch wirklich taub und Jahrhunderte lang auch wirklich stumm, d. h. zum lebendigen Bekenntniß der Wahrheit und Liebe unfähig gemacht hat, nun frage ich Sie, ob dies Prinzip dem Geiste Jesu Christi entspricht?

Die Weltgeschichte hat auf diese Frage bereits geantwortet, und zwar durch den Mund des deutschen Volkes. Diese Antwort, welche von Deutschland aus über den ganzen Erdkreis hinscholl und die Grundfesten des Vatikans erschütterte, diese Antwort, die vor dreihundert Jahren gegeben wurde, war die Reformation. Sie war ein zweiter größerer Hermannssieg über einen Varus und seine Legionen. — „Varus! Varus! gib mir meine Legionen wieder!“ so rief damals bei jenem Hermannssieg im Teutoburgerwald der römische Kaiser Augustus in seinem Palatium zu Rom. „Gib mir meine Legionen wieder!“ so rief auch vor dreihundert Jahren der geistliche Weltbeherrscher im Vatikan. Und es erstanden ihm auch neue Legionen! Legionen, wie Rom nie kraftvollere, sicherer treffende, mordlustigere gehabt, Legionen, die nicht blos in geschlossenen, sichtbaren Reihen und Gliedern aufmarschirten, nicht überall mit klingendem Spiel und Schlachtgesang, — nein, Legionen, die ihre Soldaten auch einzeln, in unscheinbarer unkennbarer Verkleidung überall hin aussandten, hier einen in eine Hütte, dort einen in einen Palast, den einen als Beichtvater, den anderen als Lehrer, den dritten als Staatsmann, den vierten als Lebemann, alle als Feinde und Verfolger des göttlichen Bewußtseins der Menschheit, alle als Feinde ihrer freien Entwicklung, alle als Feinde der Wahrheit, alle als Feinde des Friedens und der Liebe! Muß ich erst den Namen dieser römischen Legion aussprechen? Sie lesen ihn mir von den Lippen. Es sind die Jesuiten! Verlangen Sie, daß ich ihnen Beweise vorlege, daß diese Legion des Vatikans der Todfeind des Geistes der Wahrheit und

des Friedens und der Liebe, der deutschen Nation und der ganzen Menschheit ist, die sie um ihr großes heiliges Bewußtsein betrügen will? Schlagen Sie die Bücher auf, in denen von dem dreißigjährigen Krieg Deutscher gegen Deutsche verzeichnet steht.

Die Menschheit erhebt ihre Anklage wider diese römische Legion vor Gottes Richterstuhl und wahrlich jeder Deutsche kann noch heute Zeugniß ablegen vor diesem höchsten Tribunal, daß, gibt es eine Niedertracht und Schmach, die einem Volk und seinen Fürsten zugefügt werden kann, daß sie durch die Jesuiten und Helfershelfer unserm deutschen Volk und unseren deutschen Fürsten angethan worden ist. Ist es nicht Schmach und Schande genug, daß dadurch ein Theil unseres Volkes dreihundert Jahre länger im Zustand der Taubheit gegen die Stimme der Liebe, des Friedens, des Gesetzes, des Gehorsams gegen Fürsten und Obrigkeiten, im Zustand der Stummheit erhalten worden ist und mit geschlossenen Lippen dastehen konnte, wenn Rom gegen den westphälischen Frieden sowie gegen die Bundesakte protestirte? Ist es nicht Schmach und Schande genug, daß ein großes Volk stillschwieg, als wäre es taub und stumm, wenn der Mann zu Rom diejenigen verflucht, die ihn nicht als Stellvertreter Christi anerkennen, und wenn er alle diejenigen, die er die Seinigen nennen zu dürfen glaubt, zur Verfolgung, zur Vertilgung dieser sogenannten „Ketzer" aufruft? Ketzer aber sind nach dem römischen Wörterbuch alle von Rom unabhängigen evangelischen Christen, gleichviel ob Fürsten oder Volk. Ist es nicht Schmach und Schande genug, wenn das sittliche deutsche Volk es sich gefallen ließ und gefallen läßt, daß Rom die Heiligkeit der Ehe dem Konkubinat hintansetzt, indem es dem Priester die Ehe verbietet? Von Roms Geboten und Praxis über die „Misch-Ehen," nicht zu reden! Und ist es nicht Schmach genug, wenn ein Volk bei seinem Gottesdienste nicht einmal die eigene Sprache hörte, sondern hören mußte, daß der Priester in einer fremden unverständlichen die Gebete hersagte? Und ist nicht Schmach genug, daß ein Volk es sich gefallen ließ (weil es dazu systematisch erzogen ward) die Vergebung des allbarmherzigen Gottes für erkannte und innigbereute Sünden erst durch die willkürliche Vermittlung eines Menschen

zu erbetteln, eines ſterblichen Menſchen, der ſie auch nach Belieben verſagen kann oder wenigſtens vorgibt, ſie verſagen zu können? Wenn der Umſtand, daß ich ein Theil eines großen bildungsfähigen Volkes wie das deutſche Solches und noch bei weitem mehr gefallen ließ, nicht beweiſt, daß es oder ſein Theil taub und ſtumm iſt, ſo gibt es überhaupt gar keine Taubheit und Stummheit auf Erden. Aber freilich: über Taube und Stumme läßt ſich ja am leichteſten herrſchen; und herrſchen wollte Rom von Anbeginn! Und herrſchen wollten die Jeſuiten, indem ſie Rom dienten. — Rom und der Katholicismus ſind zweierlei; die allgemeine chriſtliche Kirche iſt eine chriſtliche durch Chriſtus und eine allgemeine durch den Menſchengeiſt, und auch Römer können allerdings ſo gut wie Deutſche, wie Franzoſen, Briten, Hindus und Hottentotten Mitglieder dieſer katholiſchen, d. h. allgemeinen Kirche ſein; aber der Katholicismus, d. h. die allumfaſſende Allgemeinheit der chriſtlichen Kirche kann nichts ausſchließlich römiſches ſein; ſonſt hebt ein Begriff den andern auf, wie es denn auch wirklich der Fall iſt. Sind nun aber Rom und der Katholicismus zweierlei, ſo ſind allerdings Rom und der Jeſuitismus einerlei, ihrem Prinzip nach, und werden's bleiben, ſo lange jedes von beiden exiſtirt! Der Jeſuitismus fällt nicht ohne Rom, Rom nicht ohne den Jeſuitismus. Rom herrſcht durch den Jeſuitismus, der Jeſuitismus herrſcht durch Rom. Dieſe Herrſchaft iſt nur möglich durch Unmündighaltung der Menſchheit, die Unmündigkeit der Menſchheit nur durch Unmündighaltung des Einzelmenſchen; dieſe einzige Möglichkeit begründet zugleich das Prinzip; und dieſes Prinzip iſt alſo kein anderes als: Krieg dem Geiſt, Vernichtung dem Geiſt! Da nun der Geiſt durch Chriſtus ſeiner ſelbſtbewußt geworden, ſich auf Chriſtum als Meiſter und Vorfechter und höchſtes Ideal ſtützt, ſo iſt der Krieg Roms und des Jeſuitismus gegen den Geiſt, dieſer offen und heimlich geführte Krieg, auch ein Krieg gegen Chriſtus.

Und ſie hofften ſchon den Sieg davon getragen zu haben; aber, das iſt ein Fingerzeug des Göttlichen, daß das Ungöttliche, Unmenſchliche in ſich ſelbſt den Widerſpruch trägt,

im Widerſpruch die Verblendung, in der Verblendung den Uebermuth, im Uebermuth den Keim des Verfalls, des unausbleiblichen Unterganges.

Einmal ſchon war eine Stimme des Gerichtes erſchollen, welche die Aufhebung des Jeſuitenordens ausſprach, und dieſe Stimme kam aus den Kabinetten katholiſcher Höfe, des ſpaniſchen, des portugieſiſchen, des franzöſiſchen, des öſterreichiſchen, mehrerer italieniſcher, ja ſie kam vom Vatikan ſelbſt! Aber ſo lange die Hierachie noch lebte, war der Jeſuitenorden nicht todt. Und wir ſahen es, wie er wieder erſtand. Wir ſahen es, wie Rom und der Jeſuitismus den alten Bund untereinander kundgaben, wie ſie beide das Streben gar nicht verhehlten, die chriſtliche Menſchheit, insbeſondere aber das deutſche Volk wieder zum Tauben und Stummen zu machen, wenigſtens vorerſt einen Theil deſſelben, damit dieſer nicht ein deutſches Wort zu hören, nicht einen Schlag des deutſchen Herzens zu vernehmen, nicht ein deutſches Wort je zu ſprechen, nicht eine deutſche That je zu thun im Stande ſei; denn Rom wußte wohl: würde ein ächt deutſches Wort vernommen, ein wahrhaft deutſches Wort geſprochen, dann käme doch wohl wieder eine Stunde, da der Vatikan in ſeinen Grundfeſten zitterte und der Weltherrſcher auf den ſieben Hügeln verzweiflungsvoll ausriefe: „Varus, gib mir meine Legionen wieder!“ Rom hielt dies jedoch vorderhand nicht für möglich, es wußte zu gut, wie weitumfaſſend es ſeine geiſtige Legion ausgeſtellt hatte, wie die Soldaten derſelben ganz feſt, ſogar in proteſtantiſchen Staaten hinreichenden Platz für Entdeutſchung für Verrömlichung gewonnen zu haben, es war ſo ſicher ſeines nahen Sieges, daß es bereits Triumphe anſtellte; — was hatte es denn von dieſem armſeligen, rings von den ſichtbaren und unſichtbaren Legionen umgarnten, von dieſem taubſtummen deutſchen Volke noch irgendwie zu befürchten?

Rom hatte dabei nur an einen Einzigen nicht gedacht; aber dieſer Eine war nicht todt, dieſer Eine war nicht vergeſſen und hatte auch des deutſchen Volkes nicht vergeſſen. Dieſer-eine nämlich war Jeſus Chriſtus. Dieſer Jeſus Chriſtus war einſt zu dem Taubſtummen getreten und hatte ihm die Finger in die Ohren gelegt und die Zunge berührt

und gen Himmel aufblickend gesagt: „Thue dich auf," und alsbald hatten sich des Taubstummen Ohren aufgethan und das Band seiner Zunge war los geworden, und er redete recht, wie uns das Evangelium berichtet, worin von Jesue geschrieben steht: „Er hat alles wohl gemacht, die Tauben macht er hörend und die Sprachlosen redend." Derselbe Jesus Christus nun, der stand auch in unsern Tagen und stehet bei dem deutschen Volke, geistig in seiner ganzen Kraft und Herrlichkeit, und wirket das Wunder auf's Neue, Rom und allen seinen Legionen zum Trotz. Denn indem Rom und der Jesuitenorden zu dem deutschen Volke sprachen: du sollst taub bleiben für alle Zeiten für die Stimme der Wahrheit und der Liebe, indem sie dem Volk, welches sie drei schwere Jahrhunderte lang taub erhalten, das Schwert des Fanatismus gegen jeden „Ketzer" daß heißt gegen jeden Unrömischen in die Hand gaben, indem sie also auch römisch-katholische Menschen des deutschen Volks zum Widerspruch gegen evangelisch-deutsche Fürsten bewaffneten, da legte Jesus Christus, der im Geiste Neuerstandene, diesem deutschen Volke die Finger in die Ohren und nun verstand dies deutsche Volk auf einmal: die Wahrheit von der Lüge, und das Göttliche von willkürlicher Menschenzuthat zu unterscheiden, aber das Göttliche im Menschen zu erkennen; nun verstand es auf einmal, wie der Anruf der Liebe und des Friedens und der Treue und der Eintracht ihm durchs geöffnete Ohr ins Herz drang. Und wie dieser Ruf im deutschen Herzen kräftigen Wiederhall fand, da schleuderte das edle Volk mit Abscheu das ihm in die Hand gedrückte Schwert des Fanatismus weit von sich weg. Und Jesus Christus, der im Geist Neuauferstandene, rührte dem deutschen Volk die Zunge, und das Band seiner Zunge ward los, und es redete recht. Es redete laut vor aller Welt und sein erster Laut war: „Preis der heiligen ewigen Gotteskraft, die mich erlöst;" und sein zweiter Ruf, da es recht redete, war das Wort des Apostels Paulus: „der Buchstabe tödtet, aber der Geist machet lebendig." Und der dritte Ruf des deutschen Volkes war: „Ich erkenne den Herrn, daran, daß ich, der ich durch den Buchstaben Roms getödtet worden, neu wieder lebendig worden bin durch den Geist, denn „„der Herr ist der

Geiſt."" (2 Ep. Kor. C. 3. v. 17). Und lebendig will ich bleiben, und nimmermehr der Knechtſchaft des Buchſtabens verfallen, das mich durch den Buchſtaben getödtet hat. Ich erkenne, ich deutſches Volk, die Gnade Gottes an mir, daß ich erwacht bin zu einem neuen Leben, zu einer lebendigen und unaustilgbaren Freiheit im Geiſt, in der Wahrheit und in der Liebe, und dieſes Leben will ich der ganzen Menſchheit verwerthen, und dieſe Kraft in der Einheit ſoll mir keines Menſchen Gewalt oder Liſt jemals mehr zerſplittern." So ſteht nun das deutſche Volk da, neuerdings wie vor dreihundert Jahren, geheilt von Taubheit und Stummheit, im neu erwachten Bewußtſein, daß, ſo wie ſich Gott in der Menſchheit ewig offenbart, er ſich auch in der freithätigen Entwickelung des deutſchen Volkes jetzo offenbart; voll des heiligen Willens ſteht es da, das deutſche Volk, dieſe von ihm endlich erkannte Beſtimmung redlich zu erfüllen, und ſich nicht mehr irre machen zu laſſen durch Liſt und Gewalt Roms und ſeiner neuen Legionen; — es ſteht mit Gott, es ſteht durch Gott, für Gott; es ſteht mit Chriſtus, durch Chriſtus und für Chriſtus; es ſteht mit dem Geiſt, durch den Geiſt, für den Geiſt und wird nicht wanken und wird nicht abirren vom rechten Wege der größten und höchſten und unaufhaltbaren Einigung in Wahrheit und Liebe, und ob auch die Feinde der Wahrheit und der Liebe, der Klarheit und des Friedens, des in der Menſchheit ſich offenbarenden göttlichen Geiſtes und der Menſchheit wohl um hunderttauſende noch mehr wären, als ſie ſind. Das deutſche Volk weiß jetzt, — und der neuerſtandene Chriſtus iſt's, durch den es das weiß, — es weiß, was es in der Reihe aller Völker zu thun hat, das deutſche Volk weiß, daß es für alle Völker voranſchreiten muß, durch alle Gefahren in heiligem Gottvertrauen, in geheiligtem Selbſtgefühl kühn hindurchſchreiten muß, unbekümmert, ob ihm hier gegrollt, oder dort freundlich zugelächelt wird. „Gott will's, ſo riefen einſt die Kreuzfahrer, um ein heiliges Grab zu finden, und Tauſende nahmen das Kreuz. „Gott will's, ſo ruft jetzt das deutſche Volk, um ein heiliges Leben durch Chriſtus und in Chriſtus zu finden. Nicht ohne Kampf wird es daſſelbe finden aber freudig hat es dieſen unblutigen Kampf

des Geiſtes begonnen und führt ihn freudig aus. Denn es weiß, daß es, ſelbſt geheilt von Taubheit und Stummheit, auch alle Taubheit und Stummheit auf Erden heilen, alle Herzen zu der großen Erkenntniß leiten muß: In der Menſchheit offenbaret ſich der Geiſt Gottes.

Auf, dafür, mein geliebtes deutſches Volk! Auf dafür zum großen Geiſteskampf! Es iſt ein heiliger Kampf! Gott ſieht auf uns! Auf dafür, ihr all' meine theuern Freunde und Mitgenoſſen hier und aller Orten im lieben Vaterland, wir alle, denen der neuerſtandene Jeſus Chriſtus die Ohren geöffnet, um ſeinen Ruf, um den Aufruf zur Ehrenrettung des deutſchen Volkes, um den Aufruf zur Erfüllung ſeiner Stellung in der Menſchheit zu verſtehen! Auf mit Gott, rüſtig, gottergeben voran in unſerm Werke, furchtlos und treu! Auf und rüſtig voran, wir alle, denen der neuerſtandene Jeſus Chriſtus das Band der Zunge gelöſt! Erfüllen wir das Wort des Evangeliums! Reden wir recht! Reden wir die Wahrheit, dann reden wir recht. Kümmere ſich keiner um das, was menſchliche Rückſicht heißt, ob der oder jener neben ihm vielleicht das übelnehmen möchte, was der, dem der Geiſt Chriſti, der Geiſt der Wahrheit die Zunge gelöſt, für Recht und Wahrheit hält! Wir ſind geiſtig befreit, die Wahrheit zu hören; erweiſen wir uns dieſer göttlichen Befreiung würdig, indem wir ſie ausſprechen! Wir ſind befreit, nicht daß wir auf's neue Knechte werden der eitlen irdiſchen Rückſichten, ſonſt wendet ſich Jeſus Chriſtus von uns ab, und er hat keinen Theil mehr an uns, und wir haben ſeiner kein Theil, wenn wir ſeinen Geiſt verläugnen! Dieſen endlich errungenen Zuſtand von Taubheit und Stummheit — bewähren wir ihn! Reden wir nicht durch Worte, reden wir durch die That! Unſer Leben müſſe beweiſen, daß wir als deutſche Chriſten auf jener Höhe des Bewußtſeins ſtehen, von welcher aus man jeden Unterſchied der Confeſſionen nur wie Nebel vor der Einen Sonne der Wahrheit und Liebe verſchwinden ſieht! Unſer Leben müſſe beweiſen, daß wir auf jener Höhe des Bewußtſeins ſtehen, wo die Menſchheit ihre Beſtimmung darin erkennt, daß ſich Gottes Geiſt in ihr ewig offenbaren will, und daß dieſe Offenbarung durch die freie Thätigkeit jedes ein-

zelnen Volkes und jedes einzelnen Menschen im Volke erwirkt werden kann. Fühlen wir uns so als Söhne Gottes, in der erhabensten, sittlichen Bedeutung dieses Worts! Wirken wir alle gemeinlich zusammen, daß Mitwelt und Nachwelt uns Deutschen das Zeugniß geben müssen: dieß deutsche Volk hat den Geist verstanden, der lebendig macht, diesem Geist gemäß hat es für die Menschheit sich hingegeben.

So werden wir, von Stummheit und Taubheit geheilte, so werden auch wir geheiligt durch Christus, in Christus, nach Christus. Auf, rüstig vorangeschritten im großen Werke, an dessen Vollendung mitzuhelfen wir gerufen und gewürdigt worden! Schaffen wir redlich, standhaft, furchtlos und treu, daß das erhebende Wort Jesu Christi, welches im Evangelium verzeichnet steht, auf unsere Gegenwart endlich angewandt werden und von ihr gelten könne, das erhabene Wort, das da lautet: „Die Blinden sehen, und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, und die Tauben hören, die Todten stehen auf, und den Armen wird das Evangelium geprebigt." (Matth. K. 11 V. 5.) Ja du lebendiger Gott, deine Kraft ist's, durch die wir endlich sehen und die Wahrheit des von dir der Menschheit gesendeten Christenthums erkennen! Ja du lebendiger Gott, deine Kraft hat uns die Glieder bewegt, daß wir sie rüstig rühren, um dein Werk zu vollenden. Ja du lebendiger Gott, rein schafft uns deine Kraft von dem Aussatz der Lüge, und rein wollen wir das Christenthum unsern Enkeln bewahren, und rein von dem Aussatz der Untreue und Zersplitterung, ganz durch Treue wollen wir sein und bleiben. Ja du lebendiger Gott, die Todten stehen auf! denn dies deutsche Volk galt schon als todt und sollte fort und fort todt bleiben, aber es erstand vom Tode zu neuem Leben, weil den Armen, die den theuersten Schatz, die Wahrheit und Liebe verloren hatten, durch deine Gnade das Evangelium, die frohe Botschaft des Heils, wieder geprebigt wird, das da ist in der Wahrheit, durch welche wir sehen, uns regen, rein bleiben, hören und leben, und die so wahr ein Gott lebt, nicht überwältigt werden kann!

Amen!

VI.

Am 13. Sonntage nach Trinitatis.

(17. August).

„Du ſollſt Gott deinen Herrn lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüthe, und Deinen Nächſten als dich ſelbſt.“ (E. Lukas 10. 27.)

O thue Dich weit auf, Menſchenherz, und empfange dies göttliche Gebot, wie die Blume ihren Kelch öffnet, wenn der Strahl der Sonne ſie berührt, und ihren ſüßeſten Duft ausſtrömt gleichſam zu Dank und Preis des Lichtes. Der Duft deiner Seele, o Menſch iſt die Liebe. Göttliche Liebe hat dich erſchaffen! Ehre deinen Schöpfer, indem du ſein Weſen, die Liebe, durch deine Liebe zu jedem Miterſchaffenen bethätigſt.

Die Liebe iſt nur eins, wie die Wahrheit nur Eins iſt. Das Weſen der Liebe iſt ewig und unergründlich; es ruhet in Gott und gehet von ihm aus. Aber verſchieden ſind die Arten, in welchen ſich die Liebe kundgibt, und in dieſen Kundgebungen iſt die Liebe jedem verſtändlich als göttlichen Urſprungs, als der Weg der Menſchen zur Vereinigung unter einander durch Gott und als der Weg zur Vereinigung jedes Menſchen mit Gott, als die eigentliche innere Wahrheit des Menſchendaſeins, als das eigentliche unvergängliche Leben. Und alſo verſtehen wir jenen Spruch Jeſu Chriſti: „Ich bin der Weg und das Leben und die Wahrheit, Niemand kommt zum Vater denn durch mich“ (Joh. 14. 6.) in ſeiner ganzen Bedeutung, denn durch Jeſus Chriſtus hat die Liebe ihren göttlichen Urſprung für alle Zeiten auf's Glorreichſte kundgethan; dieſe Liebe iſt's, welche, Eins mit der Wahrheit, die Menſchheit erlöſt und heiligt.

Nicht alle Arten, auf welche ſich die Nächſtenliebe kund gibt, können wir heute der Reihe nach betrachten, meine Freunde. Das heutige Evangelium (Lukas 10. 23 — 37.) weiſt uns durch den Sinn der Gleichnißrede zunächſt auf die Kundgebung derſelben durch die Wohlthätigkeit hin, und dieſe iſt es denn, welche wir heute vorzugsweiſe betrachten wollen.

Wo du auch gehst, auf allen Wegen
Tritt dir ein Engel stets entgegen,
Ein heilig Buch in seiner Hand,
Drin steh'n die Namen all geschrieben
Der Menschen, die durch treues Lieben
Gott ihrem Vater treu geblieben
Und sich als Brüder all bekannt.
Doch strahlt so hell des Engels Wesen,
Daß deinem Aug' die Kraft vergeht,
Im offnen Buche nachzulesen,
Ob auch dein Nam' schon drinnen steht.
Drum denk': das Blatt, das dir sich eignet,
Es sei noch leer im großen Buch;
Ja, wär dein Nam' selbst drinn verzeichnet, —
So lang du lebst, ist Platz genug,
Von Tag zu Tag drauf einzutragen
Noch eine neue Liebesthat;
Dann wird der Vater einst dir sagen:
Dein irdisch Sein war Himmelssaat!

Indem wir nun heute, meine Freunde, über Mitgefühl, Mitleiden und Wohlthätigkeit nachdenken, möge uns zuerst der treffliche „Führer auf dem Lebenswege" *) die Stimmen der Weisesten und Edelsten darüber vermitteln.

Mitgefühl und Mitleiden! „Der, welcher die Tugend höher achtet, als Alles, was die Welt Schönes bietet, ist eines der erhabendsten Wesen. Wer freudig für das Glück Anderer leidet, steht höher als der Schmerz und der Tod, unter deren Hand der niedrige Mensch zittert. Je mehr er für das Heil Anderer an seinem eigenen irdischen Wohlergehen einbüßt desto geringer scheint ihm das, was die Erde und das Urtheil der Menschen gewähren kann. Eine einzige großmüthige That, bei der du das Irdische für das Göttliche wegwirfst adelt dein Gemüth für immer und verklärt dich. Frage den Liebenden, den Freund, ob er Schmerzen fühle, wenn er für ein geliebtes Wesen, für einen Freund arbeiten kann? Frage ihn, ob er elend ist in dem Augenblick, wenn er, um sie zu retten, sich selbst in die Gefahr wirft? Frage ihn ob er sich mit allem Golde der Welt die Süßigkeit des Bewußtseins von einer Edelthat abkaufen lassen würde? Frage die zärtliche Mutter, wenn sie am Krankenlager des Kindes bange Nächte durchwacht, um

*) Fr. Reiche.

ihm das Leben zu retten, — ob ſie es jemals bereut, daß ſie ſich um die Anmuth und Erquickung des Schlummers gebracht? Frage ſie, ob es ihr weh thut, den letzten Biſſen Brodes dem hungrigen Kinde dargereicht zu haben, während ſie ſelbſt nach Nahrung ſchmachtete? Frage den treuen Vater, ob es ihn Ueberwindung koſtete, allen Bequemlichkeiten, Freuden und Zerſtreuungen zu entſagen, um den Seinigen ein anſtändiges ehrenhaftes Auskommen zu erwerben? Oder ob ihn die Wunden ſehr brannten, die ihm die ſaure Arbeit für ſeine Lieben verurſachte? Ob er die Schweißtropfen viel achtete, die er um ihres Wohles willen am heißen Tage der Noth vergoß? Frage den dankbaren Sohn, der lieber arbeiten und darben, als ſeine betagten Aeltern Noth leiden ſehen will: ob ihm die magere Koſt nicht lieber ſei als jeder Leckerbiſſen, jedes ſchweigeriſche Gaſtmahl, bei welchem er des Kummers ſeiner Aeltern eingedenk ſein müßte? Frage die gute Tochter, welche auf den fröhlichen Genuß ihrer Jugendzeit Verzicht that, um die Stütze einer kränklichen Mutter, eines hülfloſen Vaters zu werden: ob ſie die Himmelswonne, die ſelige Zufriedenheit ihres Gemüthes vertauſchen möchte gegen glänzenden Schmuck, gegen Schmeicheleien zahlreicher Verehrer, gegen jedes Wohlleben, das ſie ſich unabhängig von ihren Aeltern bereiten könnte? Und, wie mit Freude der Liebende für die Geliebte, die Mutter für das kranke Kind, der Vater für ſeine Angehörigen, der edelmüthige Sohn, die dankbare Tochter für ihre Aeltern leiden ſo laß auch du gern das Uebelſte über dich ergehen, wenn du damit größere Uebel von Anderer Haupt abwehreſt. Der Schmerz, den du leideſt, indem du für Anderer Wohl duldeſt, wird die Kraft deiner inneren Seligkeit ſteigern. Je größer dein äußeres Opfer, je größer die innere Seligkeit. Der Schmerz ſelbſt verwandelt ſich in einen Theil der Wonne, die dich beſeligt, vermehrt deine Würde, erhöht den Glanz deiner That; das Auge mag weinen; das Herz iſt beglückt, der Körper mag leiden, die Seele jauchzt im Siegesgefühle!" — O wahrlich dieſe innere Freude am Helfenkönnen und Helfen welche ſich an das Mitleiden ſchließt, dieſe Freude, welcher keine andere auf Erden gleichkommt, welche durch nichts anderes aufgewogen wird, aber alles andere aufwiegt, dieſe Freude iſt nur eine Blüthe an dem unvergänglichen Reiſe, welches in

jedes Menſchenherz gepflanzt iſt, und an dem ſüßen Duft der Blüthe erkennen wir die heilige Hand, welche das Reis pflanzte.

Wohlthätigkeit. „Im Menſchen wohnt ein himmliſcher Ton, durch den er der Gottheit ſelbſt ähnlich wird. Es iſt die Stimme der Barmherzigkeit, wenn ſie mild, wie Geſang des Himmels im Frühlingshauche herabweht in die Höhle des Elends. Höre es, Menſch! Nie wirſt du ſelbſt heiter ſein, als in jenen Momenten, wo du fühlſt, daß die Gottheit dich gewürdiget habe, Andere zu erheitern. Aber gib fröhlich, wenn du gibſt. Ein Geber, der nachdenkt über das, was er geben ſoll, gibts nicht von Herzen, ſondern von Verſtand. Wohlthätigkeit iſt nur dann wahre Tugend, wenn der Trieb dazu aus innerer Theilnahme am Unglück der Armen entſpringt. So ſagt uns Paulus: „Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und hätte der Liebe nicht, ſo wäre mirs nichts nütze.“ (Paul. Kor. I. 13. 3.) Nicht die That ziert das Herz, ſondern der Wille muß die That ehren. Sei wohlthätig mit Weisheit! Begünſtige nicht träge Müßiggänger im Laſter ihrer Faulheit! Schenke deine Gaben einer brodloſen Familie, die jedes rechtliche Mittel verſucht, ſich das Leben, wenn auch noch ſo kärglich zu friſten! Schenke Sie einer Mutter in deren Armen unerzogene Kinder weinen, einem kranken Vater, dem zur Arbeit die Kräfte mangeln. Schenke ſie verwaiſeten Geſchwiſtern, die ihre Tage, ihre Nächte kümmerlicher Mühe weihen, um das Andenken ihrer erblaßten Aeltern zu ehren. Schenke ſie einem jungen Ehepaar, willig zur Arbeit, aber arm an Mitteln! Schenke ſie einer verlaſſenen Waiſe, die kärglich gegen Froſt und Hunger geſchützt, ohne Mittel zu einer beſſeren Erziehung, ſchon in den Kindertagen aus bitterer Armuth den Grund zu einem ganzen Leben voll Dürftigkeit und Elend legt. Werde ihr Vater, ihre Mutter, ihr Schutzengel! Gehe hin, der du es vermagſt, werde der Engel, den Gott in der trüben Unglücksſtunde ſendet, um ſie von der Verzweiflung zu erlöſen. Gehe hin und breite den Glanz der Freude über bleiche Wangen, die in den Tagen des Kummers längſt das Lächeln verlernten *)!“

Aber, o Menſchenherz, die Wohlthätigkeit, die du üben

*) Fr. Reiche.

ſollſt, auf daß du das Göttliche der Liebe, welche in dein Herz gepflanzt iſt, bethätigſt dieſe Wohlthätigkeit, an welcher ein Menſchenherz das andre als Gotteskind erkennen ſoll, — ſie beſchränkt nicht bloß auf die Linderung leiblicher Noth! Größer, ſchlimmer, verderblicher als leibliche Armuth, als leiblicher Hunger und Froſt, als leibliche Entblößung, ſind geiſtige und ſittliche Verwahrloſung, durch welche der Menſch in Gefahr iſt, den Adel der Menſchennatur, die Ahnung ſeines göttlichen Urſprungs, die Erkenntniß ſeiner Beſtimmung zu verlieren. Blicke um dich, du, der du das Gebot: „Gott zu lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüthe,“ redlich erfüllen willſt, indem du das zweite Gebot: „Deinen Nächſten als dich ſelbſt zu lieben,“ zu erfüllen trachteſt! Ach, nur all zu viele Gelegenheit wirſt du finden, deine ganze Lebenskraft einzuſetzen, um geiſtigem und ſittlichem Elend deines Nächſten zu ſteuern. Manchmal vielleicht fühlſt du dich von Schauder ergriffen, als ſtündeſt du vor einem Abgrunde, in welchen dein Nächſter blind hineinzuſtürzen im Begriffe iſt. Da zögere nicht! Reiche ihm die rettende Freundeshand, die Bruderhand; ziehe ihn zurück mit aller Kraft deines Herzens. O erblicke aber auch in dem Sünder immer nur den Menſchen, liebe ihn als deinen auf falſchem Wege wandelnden Bruder, wenn du auch die Sünde haſſeſt und verabſcheueſt. Bedenke, daß jede Sünde nur ein Irrthum der Seele, des Wollens iſt, der aus Verdüſterung des ſittlichen Erkenntnißvermögens entſteht. Fühlſt du ſelbſt eine größere Klarheit der Erkenntniß des Wahren, Guten und Rechten in dir, o ſo ſuche dahin zu wirken und laſſe im Wirken nicht ab, daß auch dein irrender Nächſter, dein Mitmenſch, der auf dem Abwege iſt, wo er Gott und ſich ſelbſt zu verlieren in Gefahr iſt, daß er jene Klarheit wieder erlange, durch welche es ihm möglich wird, das Wahre, Gute und Rechte zu erkennen, und jene Stärke des Willens, um demgemäß zu handeln. Wirke aber zu dieſem Zwecke nicht bloß durch Worte, welche die Liebe dir eingibt, ſondern auch durch die That, insbeſondere durch dein Beiſpiel; dein Wort werden dem Geirrten eine Leuchte, dein Beiſpiel ſei der feſte ſtarke Stab, an welchem er ſich aufrichte und den erkannten beſſeren Weg weiter wandle; und ſo möge Je-

fus Christus als ewig getreuer Wegweiser euch beiden voranschreiten! Suche wahre Aufklärung, ächte Bildung zu verbreiten, wo und wie du kannst! Sie sind die größte Wohlthat, die segensreichste Liebesgabe, welche ein Menschenherz dem andern spenden kann. Denn „die Liebe," wie Paulus sagt, „freuet sich der Wahrheit." (Kor. I. 13. 6.) Wahre Aufklärung, ächte Bildung aber bestehen nicht bloß in Bereicherung des Verstandes mit nützlichen Kenntnissen, sondern auch in der Reinigung des Herzens von Leidenschaften, in der Erhebung des Gemüthes vom Irdischen zum Göttlichen; wahre Aufklärung und ächte Bildung bestehen in einer gleichmäßigen Erleuchtung des Verstandes zum menschlichen Bewußtsein und Erwärmung des Gemüthes zur höchsten Menschenliebe. Beides zusammen bildet die Vervollkommnung, durch welche sich der einzelne Mensch Gott nähert und die ganze Menschheit ihr erhabenes Ziel erreichen kann. Wirke also in deinem Kreise, um die Nacht von Vorurtheilen aufzuhellen, um deinem Nächsten die Fesseln abzunehmen, durch welche er verhindert ist, von seiner Vernunft Gebrauch zu machen. Betrachte die geistige und sittliche Bildung welche du selbst besitzest, als ein von der göttlichen Liebe dir anvertrautes Gut, welches du bei deinen Mitmenschen ausleihen mußt, damit die ganze Menschheit reiche Zinsen davon erhalte. Lasse dich deßhalb nicht beirren, wenn man dich anfangs verblendet zurückweisen sollte, indem du dich mit dem Theil deines geistigen Gutes demjenigen naheſt, der dessen bedürftig ist; sondern glaube, daß das Auge der ewigen Liebe auf deine Hand sieht, die zu solchem Zwecke deinem Mitmenschen entgegenstreckest, und daß die Macht der ewigen Liebe auch seine Hand leise und ihm selbst unmerklich bewegt, damit sie sich der deinigen nähere; verzage also nicht an der ersten Schwierigkeit, am ersten Zögern von seiner Seite. Dränge aber auch das, was dir wahr, gut und recht scheint, deinem Nächsten nicht gleichsam wie einen ungestümen Ueberfall auf. Am allerwenigsten dann, wenn es sich um seinen Glauben handelt, — und selbst dann nicht, wenn du einsiehst, daß er von Aberglauben befangen ist. Wohl ist es Pflicht jedes redlichen Menschen, dazu beizutragen, daß die unselige Nacht des Aberglaubens allmählig schwinde; aber indem du den Aberglauben bekämpfest, hüte dich wohl,

den einzelnen Menschen, der von demselben noch befangen ist, zu erbittern! Das Reich des Lichtes wird ausgebreitet durch die Kraft der Liebe, welche den Haß überwindet, gleichwie die Sonne keiner fremden Beihülfe bedarf, um die Nacht zu vertreiben. Beherzige überhaupt das große Wort: „Die Religion scheide nicht die Liebe, sie scheide nicht die Herzen der Menschen von einander, sondern verbinde sie fester. Einst stehen wir alle vor Gott, wir alle sind seine Kinder, ohne Unterschied des Standes, der Sprache und des Glaubens.“ Weiset dich dein Wirkungskreis darauf an, religiöse Vorurtheile, religiösen Aberglauben zu zerstreuen, o so thue dies immer, erhoben und bewegt von dem einen Geiste, durch welchen du dich als Bekenner Jesu Christi kundgeben kannst, durch den Geist, der die Versöhnung, den Frieden in der Wahrheit herzustellen strebt. Beherzige die Worte Paulus: „Die Liebe ist langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibet nicht Muthwillen, sie blähet sich nicht, sie stellet sich nicht ungeberdig, sie läßet sich nicht erbittern.“

O wie viel, wie unendlich viel bleibt dir zu thun, du Menschenherz, das jenes heilige Gebot Jesu Christi, das Gebot der Nächstenliebe in sich aufgenommen hat und treulich wirken will, um durch Linderung geistigen und sittlichen Elends durch Heilung der geistigen und sittlichen Wunden des unglücklichen Mitmenschen, durch immer größere, immer allgemeinere Ausbreitung von geistiger und sittlicher Erziehung und Veredlung des Nächsten, das Reich Gottes auf Erden herzustellen! Erwäge, in welchem innigen Zusammenhange und wechselseitigem Einfluß leibliche Noth und geistig-sittliche Verwahrlosung stehen. Betrachte daher nicht jede von beiden einzelnen, sondern auch beide in diesem Zusammenhange, ergründe die Ursachen und suche dem Uebel von der Wurzel aus beizukommen. Verbrechen verhüten, das Ueberhandnehmen von Verbrechen unmöglich machen, o wahrlich, meine Freunde, das ist eine Aufgabe, würdig des Menschen als Christen; das ist ein Bewußtsein, freudiger als jenes, welches uns beseelt, wenn wir einen Mitmenschen vom leiblichen Tode gerettet haben. Das ist aber auch ein Wirkungskreis, so groß und weitumfassend, daß jeder, ob er gleich keine einflußreiche hohe Stelle im Dienste des Staats oder

der Kirche einnimmt, dennoch ſich vollkommen bethätigen muß. Und jeder kann es auch! Siehe dir ein Kind an! Hülflos wird es geboren und begrüßt mit Weinen das Licht der Welt! Der Reiche, der Wohlhabende, dem es geboren wird, empfängt es mit Thränen der Freude! Ach, haſt du auch all die Herzſchläge der Sorge und des Kummers gezählt, womit der Arme dies ſchönſte, herrlichſte Geſchenk empfängt, durch welches Gott den Liebesbund der Aelternherzen begnadet? Ach, der Arme, der mit ſeiner Hände Arbeit kaum das Brod für ſeine Liebesnothdurft erſchwingen kann, nun ſieht er vor ſich das hülfloſe Weſen, welches ihn mit ſtummen Blicken um Erhaltung, um Erziehung anfleht! Soll der Arme es erhalten, ſo muß er hinaus, um zu arbeiten; er läßt es daheim in der kahlen Hütte bis zum Abend, er entbehrt jedes Lächeln ſeines Kindes, er entbehrt jede Freude an deſſen Entwicklung und Gedeihen; er kann es nicht pflegen, er kann es, wenn es heranwächſt, nicht bilden; er muß es heranwachſen und großwerden laſſen, bis es körperlich fähig iſt, mitverdienen zu helfen, damit Aeltern und Kind ſich nur ſatt eſſen können! Sich ſelbſt überlaſſen, ſchlimmer Geſellſchaft verderblichen Einfluß preisgegeben, wächſt ſolch ein Kind oft heran ohne Kenntniß von Gott, unempfindlich geworden gegen jede Regung des Guten und Edlen! Das ſind die Keime geiſtiger und ſittlicher Verwahrloſung, das ſind die Keime von Aberglauben, Unglauben, Verbrechen. Unſäglich viel und unſäglich Segensreiches iſt ſchon geſchehen, um dieſe des Verderbens zu erſticken, und nur mit entblößtem Haupte und mit einer Thräne des Dankes im Auge kann der Menſchenfreund das Wort: „Kleinkinderſchule“ ausſprechen. Aber wie ſegensreich dieſe Anſtalten und ähnliche auch wirken, — unendlich viel bleibt eben noch immer zu thun; von Stufe zu Stufe des kindlichen und des Jugendalters muß die treue Fürſorge der Nächſtenliebe mitaufwärtsſchreiten, bis der Erwachſene ſelbſtſtändig daſteht, ſelbſtſtändig genug durch inneren ſittlichen Halt, um auch inmitten leiblicher Noth doch das Höchſte, das Menſchenbewußtſein, feſt zu behaupten. Auch für ſolche ſchrittweiſe folgende Fürſorge haben wir treffliche Anſtalten, zumal wir in unſerm lieben Deutſchland, in unſerm lieben Heſſenland, und ſomit Gelegenheit genug, auch in dieſer Hinſicht unſere Nächſtenliebe

zu bethätigen! O möchten wir es auch immerdar thun! Je größer die Ausbreitung geiſtig-ſittlicher Bildung, um ſo weniger Verbrechen, um ſo weniger Strafen; denn um ſo weniger leibliche Noth, ſolche nämlich, die eine nicht blos zeitliche und leichter abwendbare, ſondern eine bleibende und ſchwer auszurottende iſt. Laßt uns, o meine theuren Freunde, doch dies ja recht lebhaft und dauernd beherzigen!

Dann werdet ihr erſt Menſchen, ganz vollkommen,
Wenn ihr des Menſchen ganzes und vollkommnes
Weh zu empfinden wißt, und — es zu lindern
Nicht bloß, nein, künft'gem Jammer vorzubeugen
Und künft'ger Sünde, — Menſchen bilden wollt!
Das iſt der heil'ge Geiſt, der in uns redet,
Und jeder kann des Geiſtes Ruf verſtehn
Und jeder handeln, wie's der Geiſt gebeut.

Ja, Jeder, ohne Unterſchied, meine Freunde! Welchen Unterſchied gäbe es denn, der uns zu trennen und zu hindern vermöchte, alle nach Einem und demſelben Geiſte zu handeln? Dieſer Geiſt iſt der göttliche der Liebe. Vor dieſem Geiſte ſind wir alle gleich, denn er hat uns gleichbefähigt zum Guten und Rechten und Wahren! Dadurch beſteht ja die Menſchheit als Menſchheit daß jeder einzelne Menſch von Anfang her denſelben göttlichen Keim der Liebe ins Herz gepflanzt erhielt. Erwägen wir nun einmal, welche Unterſchiede uns etwa zu trennen vermöchten! Iſt es der des Standes? Allerdings ſind in jeder bürgerlichen Geſellſchaft Verſchiedenheiten des Standes vorhanden und werden ſo lange vorhanden ſein, als eine bürgerliche Geſellſchaft, als es einen Staat gibt; und dieſe Unterſchiede ſind durchaus nothwendig, damit jede Kraft ihren beſtimmten Wirkungskreis habe, in welchem ſie ſich entfalten kann; durch das regelmäßig geordnete Ineinandergreifen dieſer verſchiedenen Wirkungskreiſe erhält ſich die bürgerliche Geſellſchaft als eine ſittliche Anſtalt. Aber jene nothwendigen Unterſchiede des Standes ſcheiden eben blos die einzelnen Wirkungskreiſe, nicht aber ſcheiden ſie die Menſchen von einander; ſie weiſen nicht den Einen auf Thätigkeit, den Andern auf Unthätigkeit in der Nächſtenliebe hin. Der Menſch bleibt in jedem Menſch und es wird ihm durch dieſe nothwendigen Unter-

ſchiede des Standes eben die Möglichkeit gegeben, in ſeinem beſtimmten Wirkungskreiſe um ſo kräftiger und folgenreicher die allgemeine Nächſtenliebe zu bethätigen. Eben ſo wenig trennt der Unterſchied des Eigenthums, welcher eben ſo natürlich, eben ſo nothwendig als jener des Standes iſt. — Dieſer Unterſchied des Eigenthums, indem nämlich der Eine mehr, der Andere minder begütert iſt, hindert weder den Einen noch den Andern daran, daß jeder nach ſeinen Kräften für's leibliche, geſchweige denn für's geiſtig-ſittliche Wohl ſeiner Nebenmenſchen möglichſt vollkommen wirke. Oder trennt vielleicht der Unterſchied des Glaubensbekenntniſſes? O möge dies nie der Fall ſein! Möge nie die Art in welcher der Einzelne Gott verehrt, in welcher er ſein Streben nach religiöſer Wahrheit zu verwirklichen glaubt, ihn dem für alle Menſchen als Geſchöpfe Gottes gemeinſam gültigen Gebot der Liebe, der Nächſtenliebe abtrünnig machen, durch deſſen redliche Erfüllung der einzelne Menſch unter allen Umſtänden und in allen Verhältniſſen darthuen kann und darthuen muß, daß er Gott über alles liebt, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüthe. Insbeſondere, meine theuren Freunde, laſſen Sie uns dies auch unſeren römiſch-katholiſchen Mitchriſten bewähren. Sie ſehen: ich komme neuerdings darauf zurück. Vorzugsweiſe ihnen müſſen wir dies durch all unſer redliches Thun kundgeben, weil ſo viele unter ihnen nicht richtige Begriffe von uns erhalten, weil man ſo vielen unter ihnen die irrige Vorſtellung beibringt, als ſei unſere Sache ein Abfall vom Chriſtenthum überhaupt, ja ein Abfall von Gott, als ſeien wir deutſche Katholiken Unchriſten und Gottloſe, — eine irrige Vorſtellung, welche bei ihnen dadurch erhalten und beſtätigt wird, weil ihnen meiſtentheils jede Gelegenheit benommen wird unſeren gottesdienſtlichen Verſammlungen beizuwohnen oder die von uns ausgehenden Schriften zu leſen und ſo das reine Weſen den hehren Zweck unſerer Sache kennen zu lernen, während ihnen nur ſolche Schriften zu Hände kommen, in welchen unſere Sache falſch dargeſtellt und verläumdet wird, unſere Abſichten ganz und gar mißdeutet werden. Gerade unter dieſen Umſtänden ſind wir um ſo mehr verpflichtet, durch die reinſte thatſächliche Liebe allen unſeren römiſch-katho-

liſchen Mitchriſten von Tag zu Tag und von Stunde zu Stunde darzulegen und ſie davon zu überzeigen, daß Streben nach Wahrheit und Leben in Liebe bei uns eins ſind, daß wir nicht gegen Perſonen, nicht gegen die römiſch-katholiſchen Chriſten, nicht gegen den und jenen römiſch-katholiſchen Prieſter kämpfen, geſchweige denn gar ſie verachten oder haſſen, ſondern daß wir einzig und allein gegen das Prinzip kämpfen, wodurch unſere geliebten römiſch-katholiſchen Mitchriſten und ihre Geiſtlichen gebunden und gehalten werden, Andersglaubende entweder als ewig Verlorne zu beweiſen oder als ewig Verworfene zu haſſen. Nur dies Prinzip wollen wir erſchüttern, damit die chriſtliche Liebe zur allgemeinen Wahrheit werde; die römiſch-katholiſchen Mitchriſten lieben wir aus voller Seele, und hören nicht auf, ſie zu lieben, auch wenn ſie uns verkennen. Die römiſche Hierarchie bekämpfen wir, aber deßwegen hören wir nicht auf, römiſch katholiſche Geiſtliche zu achten, welche ſich durch chriſtlichen Wandel chriſtlicher Achtung würdig machten und derſelben fortwährend würdig erhalten; wir hören auch deßwegen nicht auf, ſie zu achten weil ſie etwa unſerer Sache nicht beitreten. Können wir denn in ihren Herzen leſen? Kennen wir denn die Rückſichten, die ſie beſtimmen? Wollen wir uns denn anmaßen, darüber zu entſcheiden? Ferne ſei das von uns immerdar! Ferne ſei es von uns, ihre Ueberzeugung gering zu ſchätzen, auch dann, wenn ſie mit unſerer Ueberzeugung nicht übereinſtimmt, wenn es nur wirklich ihre Ueberzeugung iſt, — ihren Glauben wenn es nur wirklich auch der Glaube ihres Herzens iſt. Alſo noch einmal und immerdar: das laſſen ſie uns recht heilig halten: „Kein Unterſchied des Glaubensbekenntniſſes, der unſer allen Menſchen, allen Mitchriſten gleichermaßen ſchuldige Liebe beeinträchtigen dürfte!“ Und dieß iſt auch der Sinn der Gleichnißrede im heutigen Evangelium. Derjenige, welcher dem unter die Räuber gefallenen und verwundeten Juden beiſtand und ihm Oel in die Wunden goß und den Wirth zur Pflege des Kranken dingte, war ja nicht ein Glaubensgenoſſe des Unglücklichen, ſondern ein Samariter; aber er war auch mehr als ein Samariter und ein Glaubensgenoſſe, — er war ein Menſch! Jeſus Chriſtus!

O möchte dieſer Anruf an alle Menſchenherzen, den du in deiner Gleichnißrede in ſo ergreifender rührender Einfachheit niedergelegt, o möchte er doch zu allen Zeiten, und insbeſondere jetzt in unſerer Zeit, zu allen Menſchenherzen ohne Unterſchied des Glaubensbekenntniſſes tönen, o möchte er doch von jedem vollkommen verſtanden werden als ein Anruf der Liebe, die ſich durch die Liebe jedes Menſchenherzens kund geben muß! O möchten wir, meine theuren Freunde, ihn recht tief erfaſſen und durch unſer ganzes Leben bewahrheiten, daß wir mit ihm den Geiſt Jeſu Chriſti in uns aufgenommen, daß Jeſu Chriſti Geiſt lebendig in uns fortwirkt! Hand in Hand, das Herz erhoben zum heiligen Allvater und zu dem, der die Menſchheit von Wahn und Haß erlöſt und fähig gemacht hat, die Wahrheit der Liebe zu erfaſſen und die Liebe in Wahrheit auszudrücken, — ſo laßt uns geloben, was wir jetzo geloben: Begegnet uns auf unſerm Lebenswege fremdes Leiden, ſo wollen wir nicht fragen ob der Leidende Chriſt oder Jude oder Heide, ob Katholik oder Proteſtant, ſondern nur fragen, wo und wie wir ihm helfen können. Wir ſehen in ihm nur den Menſchen, wir fühlen uns nur als Menſchen; denn wir ſind alle, alle, ob uns auch Zunge und Sitte trennt, Kinder eines Vaters im Himmel; und wir Chriſten, wie auch unſere beſonderen Bekenntniſſe verſchiedenartig lauten, wir halten ja alle feſt an Chriſtus, dem einen und demſelben, dem ewigen, lebendigen, freien unwandelbaren Jeſus Chriſtus in deſſen Erſcheinung die Menſchheit den Lichtpunkt ihres aus Gott ſtammenden und zu Gott führenden Bewußtſeins gefunden. Wie durch ihn endlich nur Eine Wahrheit in der Liebe und nur Eine Liebe in der Wahrheit offenbar worden, ſo laßt uns auch alle, alle, die wir Jeſum Chriſtum nennen, die Eine Wahrheit in der Liebe erſtreben und in der Wahrheit die Eine Liebe finden. Das iſt die Eine Sonne, in deren Schein jedes Auge klar ſieht, jedes Herz erwarmt zu wahrem, großem, allgemeinem Menſchenthum. In der hellen Klarheit, die von dieſer Sonne ausgeht, erkennen wir von jedem Mitmenſchen nicht blos das einzelne Zeichen, nicht blos den einzelnen Zug, nicht blos den Ausdruck einer zeitlichen Stimmung; in der

hellen Klarheit, die von dieſer Sonne ausgeht, erkennen wir in jedem den ganzen Menſchen, in dem, den wir früher nie geſehen, den Bruder, in dem, der uns bisher ferne ſtand, den Nächſten. Unſer Herz grüßt ihn ſo, unſer ganzes Sein, durchwärmt von jener Sonne, bewährt durch die That, daß er uns der Nächſte iſt. Das iſt die Eine Sonne, die einſt verſchleiert geweſen, wie das Allerheiligſte im Tempel. Und gleichwie der Vorhang des Tempels zu Jeruſalem zerriß, als Jeſus Chriſtus vollendete, ſo hat Jeſus Chriſtus durch ſeine Vollendung den Schleier für immer zerriſſen, welcher jene Eine Sonne umhüllte. Durch die Kraft dieſer Einen Sonne iſt ein großer heiliger Frühling der Menſchheit aufgegangen. Die Strahlen dieſer Sonne haben die ſtarren Eiſesdecken geſchmolzen, die ſich um jedes Einzelherz legten, und mächtig brauſet und rauſchet nun der befreiete Quell der Liebe, und tränket das Gefilde der ganzen Menſchheit. Die Strahlen dieſer Sonne haben jede lang verſchloſſene Knospe des Einzelherzens aufgeſchloſſen, und nun hat ſich jede zur Blüte entfaltet, und wie verſchieden auch jeder einzelne Blütenkelch an Geſtalt und Farbe ſei, aus allen und jeder ſtrömet doch nur Ein und derſelbe ſüße Duft Einer einzigen heiligen Liebe. O brauſe und rauſche, du Quell, o ſtröme aus tauſend und abertauſend aufgeſchloſſenen Blütenkelchen, du einer und einziger Duft! O blühe fort und fort, du großer, heiliger Frühling der Menſchheit! All die Fülle deiner Pracht und Herrlichkeit, all die jauchzenden Stimmen der Menſchen, die ſich durch Chriſtum als Freie, als Brüder erkannten, alle die Freude der ſpendenden, der aufopfernden Menſchenliebe, all das Lallen der Empfangenden, die ſich vom harten Lager des Elends, wo ſie ſich vereinſamt und verlaſſen wähnten, in friſcher Zuverſicht auf das Wirken des Einen ewigen Vaters erheben, — alles, alles dies ſtimmet mit dem linden Säuſeln und mit dem mächtigen Donner zu einem einzigen Frühlingspſalm, zu einem einzigen hohen Liede der Menſchheit, ſo weit der Himmel ſich über die Erde ſpannet und ſo weit das Meer ſie umgürtet, und dieſes hohe Lied lautet: „Jeder Menſch, jedes Standes, jedes Alters, jedes Geſchlechts, jedes Glaubens iſt jedem der Nächſte! Wir lieben jeden, uns ſcheidet keine Glaubensform; im Menſchen ehrt der Menſch Gottes

Ebenbild! Uns allen iſt Ein Vater, der uns durch Eine Liebe verbildet."

Stimmt ein in dieſes hohe Lied der Gottesliebe! Stimmt ein nicht blos durch Worte, die von den Lippen tönen. Lauter als alle Worte, kräftiger, gottwohlgefälliger tönet die That der Nächſtenliebe an jenes große ewige Vaterherz, das uns alle umſchließet. Iſt jedes unſerer Herzen in dieſem großen Liebesfrühling der Menſchheit wirklich ein geöffneter Blüthenkelch, aus dem der eine göttliche Duft ausſtrömt, o dann, meine Freunde reift auch die Frucht. Und dieſe Frucht iſt die Heiligung der Menſchheit. Freunde! fühlt ihre eure Herzen nicht höher ſchlagen, wenn ſie dieſer Erkenntniß ſich bewußt werden? O ſo haltet feſt an dieſer Erkenntniß in jedem Augenblick eures Lebens! Liebet euch untereinander durch Gott als Nächſte, Näheres hat euch Gott nicht gegeben, als den Menſchen. Dies Allernächſte betreuet von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüthe! Wahrlich, wahrlich, dann ſeid ihr auch Gott dem Vater nahe, dann habet ihr auch ihn desgleichen geliebt!

O laß uns ſtets, ſo lange wir auf Erden,
Des Vaters heilig-ewiges Gebot,
Das erſte und das letzte, Liebe lernen!
Nie lernt ihr aus! Die Anfangsgründe bleiben
Das Ziel für alle! Und, was jeder lernt,
Das ſtreb' er eifrig, Andre auch zu lehren
Mit Gott die Menſchen und im Menſchen Gott
Zu lieben! Dadurch laßt uns Menſchen ſein!
O laßt uns beten durch die That! Die That
Der Lieb' iſt Gott das Schönſte, Liebſte, weil
Sie ganz ſo euer, weil ſie menſchlich iſt.
So, wenn uns unſere Thaten Menſchen nennen,
Wird Gott uns einſt als ſeine Kinder all,
Wird Chriſtus uns als ſeine Jünger kennen!

VII.

Am 14. Sonntage nach Trinitatis.

(24. Auguſt).

Meine Freunde!

Wer ſein Leben nicht an den flüchtigen Augenblick heftet, der denket, wenn er ſich heute ſeines Daſeins freut, gerne auch ſchon an den kommenden Tag, der ſucht ſich auch die Bedeutung des kommenden gerne klar zu machen, um denſelben bewußt, wie es dem Menſchen geziemt, zu durchleben. Bedeutungsvoll iſt aber kein Tag im Menſchenleben für Denjenigen der das Leben höher auffaßt, dem es in einem ſittlichen Zuſammenhange der verſchiedenen Pflichten erſcheint; und nur ein Leben, ſo erfaßt, ſo gelebt, iſt ein wahrhaft Gott wohlgefälliges, dem Vorbilde Jeſu Chriſti nachſtrebendes Leben.

So laſſen Sie uns denn, meine Freunde, auch am heutigen Tage, da wir als deutſch-katholiſche Gemeinde wieder verſammelt ſind, an den morgenden Tag denken, laſſen Sie uns durch die Bedeutung deſſelben in der Reihe der andern Tage an eine beſondere Pflicht erinnert werden, welche in dem großen ſittlichen Zuſammenhange unſerer Pflichten nicht genug erwogen zu werden verdient, damit ſie von uns allen ſtets redlich erfüllt werden könne. Habe ich, um die Bedeutung des morgenden Tages zu bezeichnen, wohl nöthig mehr zu ſagen, als: „Es iſt der Ludwigstag"? Der Name, welcher dieſen Tag für uns Heſſen zum Feſttag macht, dieſer Name tönt gar mächtig an jedes Herz und weckt in jedem das heilige Gefühl der Vaterlandsliebe.

Das Vaterland iſt der Brennpunkt, in welchem die Volksliebe des Fürſten und die Fürſtenliebe des Volks zuſammentreffen, und das Chriſtenthum gibt beiden, gibt der Vaterlandsliebe die Weihe. Und ſo laſſen Sie uns denn heute unſere Betrachtung nicht an die Epiſtel und das Evangelium, welche auf den heutigen Tag fallen, knüpfen, ſondern die Bedeutung der Vaterlandsliebe, aber auch zugleich die hohen und herrlichen Pflichten betrachten, welche uns daraus erblühen.

Was iſt Vaterland? Antwort gibt dir der Himmel über dir, der ſich über deiner Wiege ausſpannt, Antwort gibt dir das Säuſeln des Windes, der über das Grab deiner Aeltern, deiner Lieben rauſcht. Antwort giebt dir dein Herz, wenn du hinblickſt auf Tauſende von Menſchen, ob ſie aus der Hütte oder aus dem Pallaſt hervortreten, welche alle deine Sprache reden und verſtehen, welche alle das große Eine fühlen, was du fühlſt, das Große, daß alle Eins ſind für Eines, die da alle das Eine erſtreben, was du erſtrebſt das gemeinſame Glück Aller durch die Unterordnung jedes Einzelnen unter das Höchſte, und durch die Erfüllung jeder Einzelpflicht die Größe, die Herrlichkeit, die Unantaſtbarkeit, die Ehre des Ganzen. Dieſe innige Verbindung ſo vieler Menſchen von gleicher Volksabſtammung zu einem einzigen großen, ſtarken, ſelbſtſtändigen Ganzen, in welchem der Einzelne wieder die vollkommene Anerkennung und den ſicherſten Rechtſchutz ſeiner Perſönlichkeit findet, dieſe innige Verbindung iſt nichts Zufälliges, ſie beruht auf einer ſittlichen Nothwendigkeit. Denn ſie iſt nur möglich dadurch, indem jeder Einzelne ſich bewußt und freiwillig ſeiner Selbſtſucht entäußert und ſich im Ganzen größer und ſtärker wiederfindet. Dieſe ſittliche Grundlage iſt aber auch eine Chriſtliche. Denn das Chriſtenthum beruht ja auf der freien Hingebung des Einzelnen für Alle, ſo wie es eben aus dem Opfertode ſeines heiligen Stifters ſeinen Urſprung und durch denſelben ſeine ewige Bedeutung erhalten hat. Mit Recht nennt man alſo einen chriſtlichen Staat denjenigen, deſſen belebende Seele dies chriſtlich-ſittliche Bewußtſein iſt und ſich durch die That bewährt. Die That aber, der Ausdruck dieſes Bewußtſeins, iſt die Treue. Jene chriſtlich-ſittliche Grundlage aber entſpricht auch dem Charakter des deutſchen Volkes, unter deſſen Eigenſchaften eben die Treue von uralten Zeiten eine der ſchönſten und glorreichſten iſt. Und ſo ſpricht man mit Recht von einem chriſtlich-deutſchen Staate, wenn ſich in demſelben die Vaterlandsliebe jedes Einzelnen, der demſelben angehört, nicht blos in wohltönenden Worten, ſondern durch die immerwährende That der Treue kundgibt.

Treue! Nichts würde halten und Beſtand haben in

dieſem irdiſchen Daſein, wenn die Treue plötzlich aus demſelben verſchwinden könnte! O, dann fehlte der Menſchheit der helle Tag; und in der grauſen Finſterniß würden ſich diejenigen, welche Gott durch die heiligſten Triebe der Aeltern-, der Kindes-, der Geſchwiſtern-, der Freundesliebe als wechſelſeitige Beſchützer Herz an Herz zu einander geführt, dann würden ſie ſich blind als Feinde gegenüber ſtehen, mit der Erkenntniß der ſüßen Pflicht der Treue, die auch jedem zugleich ein köſtliches Recht an den Andern gibt, mit dieſer Erkenntniß würde auch die Erkenntniß jeder anderen Pflicht verſchwinden, und im unausbleiblichen allgemeinen Verfall und Untergang der Sittlichkeit würde das Diadem der Menſchheit zerbrochen.

Doch wenden wir uns ab von dieſem Bilde einer Möglichkeit, welche ſich nie in Wirklichkeit verwandeln möge! Und an uns iſt es ja, dies zu verhindern! Betrachten wir lieber das helle, ſonnige Gegenbild! die kleinſte engſte Hütte, auf deren Schwelle der Mangel ſitzt, wird zur reichgefüllten Schatzkammer, wenn die Armen, welche ſie bewohnen, nach den Worten Chriſti: wo zwei in meinem Namen beiſammen ſind, da bin ich unter ihnen, in ächt chriſtlicher Treue verbunden ſind; denn wahrlich, wenn da der Hausvater heimkommt vom harten Tagewerk und das erworbene Brod ſeinen Kindern bringt und bricht, und mit ſeinem Weibe dem Geber aller guten Gaben danket, dann ſieht zwar kein Menſchenauge, aber der Allgegenwärtige ſiehet dieſe Herzen der armen Familie aufgeſchloſſen, und ſieht einen Schatz der Liebe darinnen, größer und ſegensreicher als der Mammon aller Reichen zuſammen genommen, und dieſe Hütte iſt ein Tempel Gottes und eine feſte Burg, in welche kein Feind des Seelenfriedens einzudringen vermag. Siehe den Freund an, der ſeinen Freund durch Aufopferung alles irdiſchen Gutes vom unverſchuldeten Bankrott rettet, oder den Freund, der, auf die Gefahr hin, zurückgeſtoßen zu werden, ihn vom Wege des Irrthums, der zum moraliſchen Untergang führt, zurückhält, oder den Freund, der um des Freundes willen die Verkennung von aller Welt nicht achtet, der lieber alles Ungemach auf ſich nimmt als von ſeinem Freunde läßt, — ein ſolcher Freund hat das Kreuz Chriſti auf ſich genommen und folget Chriſto

nach auf dem Wege der Treue, aber dieſe Laſt dieſes Kreuzes iſt ſüß und es wird auch ihm zum Siegeszeigen. Siehe den tapfern, braven Krieger, der, von Feinden ganz umringt, vielleicht ſein Leben noch retten könnte, wenn er ſeinen Kameraden verlaſſen würde; aber er verläßt ihn nicht, nein er deckt ſeinen lieben verwundeten Kameraden mit ſeinem Leibe, mit ſeinem Herzen, bis endlich er ſelbſt, der Uebermacht erliegend, wundenbedeckt, zurückſinkt, — o glorreicher Tod der Treue; die Siegesmuſik der Feinde tönt dann nicht dem Sieger, ſie tönt dem Beſiegten zu Ehren, und, ob kein Kreuz die Stätte bezeichnet, wo die beiden treuen Kameraden Herz an Herz ruhen, es erkennet ſie Der, der die Auferſtehung und das Leben iſt! — Sieh' auf dies Krankenbette, an welchem der Arzt ſitzet und auf die Züge des Kranken ſorgſam blickt, die lange, lange Nacht hindurch, und ſo eine zweite und dritte Nacht; er thut es nicht um Geld, denn der Kranke iſt arm, er thut es nicht um Ruf und Ehre, denn Niemand erfährt von ſeinem Thun; er thut es, weil die Treue, die Berufstreue es ihm heißt, die nach nichts Irdiſchem fragt und durch nichts Irdiſches bewegt und getrieben wird; endlich verklärt ein Strahl des Entzückens das Auge des Arztes, und leiſe, aber aus tiefſtem Grunde der Seele ſpricht er: „Herr Gott, ich danke dir; er iſt gerettet;" und der Kranke iſt's auch; aber der Arzt ſelber hat den Krankheitsſtoff empfangen; er trägt ihn heim und wird davon hinweggerafft; er ſtirbt den heiligen Tod der Treue; doch nein, er lebt, er lebt in Gott, welcher die ewige Treue iſt! Noch einen anderen Arzt will ich dir zeigen, es iſt ein Seelenarzt, ein Prieſter. Er hat nach dem Worte Chriſti: „Der gute Hirt läßt ſein Leben für ſeine Schafe," ſein ganzes Leben dem Zwecke hingegeben, das Wort Gottes gefangenen Sträflingen zu verkündigen und Herzen, welche durch eine lange Gewohnheit ſündhaften Lebens verſteinert wurden, zu durchdringen mit dem Lichte der göttlichen Gnade, auf daß ſie ein neues Leben beginnen; ihn ſchreckt die dumpfe Luft des Körpers nicht ab, nicht ſchreckt ihn das trotzige rohe Wort, mit dem er ſich anfangs empfangen hört; er wird nicht müde, er läßt nicht ab, bis endlich auch im verſtockteſten Herzen des Verbrechens ſich die Mahnung der Reue regt, bis endlich auch ein Auge, das

nie geweint, in Thränen aufblickt nach dem Ewigen, den es so lang verloren; so erhellet die Treue auch die dunkelste Nacht. Siehe den eifrigen Forscher der Wahrheit. Er sucht sie mit aller Inbrunst seines Herzens, mit aller unermüdlichen Geduld, deren ächte Liebe fähig ist, mit aller Aufopferung seiner Zeit, seiner Gesundheit, seiner Kräfte zu finden, — nicht etwa, um durch sie, wenn er sie gefunden, Ehre vor der Welt zu gewinnen, sondern um ihre Ehre und Herrlichkeit weit zu verbreiten, um des Segens, den sie gewähren kann, um aller jener geistigen und sittlichen Schätze, welche sie besitzt, sein Volk und die Menschheit zum Zweck ihrer Veredlung theilhaftig machen zu können. Jahrelang sucht er vielleicht vergebens, jahrelang bespötteln ihn vielleicht Unverstand, Selbstsucht und Gleichgültigkeit als einen Thoren; aber seine Treue wanket nicht, endlich sieht er das Antlitz der Wahrheit, endlich entschleiert sie sich ihm, da sinkt er zur Erde; aber „sonnig ist sein Grabhügel; auf ihn streuet der Morgen seine Perlen, ihn beleuchtet der Abend mit den letzten Strahlen der scheidenden Sonne, ihn macht der Mond zum Tempel des edelsten Sinnes für Wahrheit und Recht, und auf ihm sieht der Glaube den Himmel offen.“

Der Allen dienet, der ist wahrhaft frei,
Wie, Alles wärmend, Sonnenschein im Mai;
Nicht sich allein streut Sonne Licht und Segen,
Nicht sich zur Lust entströmt der Wolke Regen,
Nicht sich zum Stolz hängt reif die Frucht am Baume,
Nichts ist in aller Zeit, in allem Raume,
Was nur für sich; die Ströme, die da wallen,
Die Länder schön beherrschend, dienen allen; —
Laßt uns der wahren Freiheit Kraft empfinden,
Der Einzelheit uns frei bewußt entbinden,
Das Ich aufgeben und es tausendfach
In tausend Herzen schöner wiederfinden!

Betrachten wir die christliche Treue nun aber auch, wie sie sich im engeren Verhältniß zum Vaterland, als lebendiger Ausdruck ächter Vaterlandsliebe kundgibt und wie wir Deutsch-Katholiken sie bethätigen. Hauptsächlich in dreifacher Weise, nämlich a. als Treue der Söhne Eines Vaterlandes, der Staatsbürger Eines Staa-

tes unter einander, dann b. als Treue Aller und jedes Einzelnen zum Geſetz und endlich c. als Treue Aller und jedes Einzelnen zum Fürſten.

Die chriſtliche Treue der Staatsbürger untereinander entſpringt aus derſelben Quelle chriſtlicher Verpflichtung, wie die Nächſtenliebe. Müſſen wir, wenn wir wahre Menſchen, ächte Chriſten ſein wollen, in jedem Menſchen unſeren Nächſten als uns ſelbſt lieben, wie Chriſtus das heilige Gebot aufgeſtellt hat, ſo begrüßen wir insbeſondere in unſerem Mitbürger unſeren Nächſten. Iſt doch der chriſtliche Staat gleichſam eine erweiterte große chriſtliche Familie in demſelben Geiſte und Sinne, wie wir in der Menſchheit wieder eine einzige große Völkerfamilie erkennen! Fühlen wir nur Recht die ganze chriſtliche Bedeutung des Familienverbandes, ſo fühlen wir zugleich aufs Lebhafteſte, daß uns innerhalb der großen chriſtlichen Familie genannt Staat jeder Mitbürger blutsverwandt iſt, ja innigſt verwandt ſind alle durch den gemeinſamen Urſprung, durch die gemeinſame Sitte, durch die gemeinſame Geſchichte, durch die gemeinſame Beſtimmung, und wer erſt ſpäter, fremden Urſprungs, fremder Zunge in dieſen großen Familienverband des Vaterlands und Staates eingetreten, der verliert jeden Unterſchied zwiſchen ihm und den älteren Genoſſen der Familie indem er die Gemeinſamkeit der Rechte und Pflichten, die Gemeinſamkeit des Geiſtes, die Gemeinſamkeit des heiligen Geſetzes mit allen übrigen theilt, — des Geſetzes, das nicht bloß äußerlich über allen Staatsgenoſſen ſteht, ſondern gemeinſam in allen Staatsbürgern leben muß, und dann aus, ihnen herauswirkend, der Stirne einer Nation erſt den wahren unauslöſchlichen geiſtigen Charakterausdruck verleiht, an welchem ſie vor allen anderen zu erkennen iſt.

Betrachtet ſich nun jeder Staatsbürger als Glied einer großen Familie, und ſieht er in jedem ſeiner Mitbürger gleichſam ſeinen Verwandten im geiſtigen und ſittlichen Sinne, dann wird er auch mit hoher Seelenfreude erkennen, welch einen großen Wirkungskreis er in dieſem engeren Verbande vor ſich hat, um ſeine chriſtliche Nächſtenliebe durch die ſchöne That der Bürgertreue zu beweiſen und ſich zugleich die Achtung aller Mitbürger wie das lohnende

Bewußtſein zu erringen, daß er ſeinen Platz ausfüllt, — eine Freude des Bewußtſeins, welche der ächte Chriſt nicht genießen kann, ohne Gott dafür zu danken, daß er ihm jenen Wirkungskreis eröffnet, daß er ihm ſo viele Gelegenheit dargeboten hat, ſeinen Mitbürgern nützlich ſein zu können. Wenn der deutſch-katholiſche Staatsbürger die chriſtliche Grundlage, die chriſtliche Bedeutung des Staates, als einer Anſtalt zum Schutz des Einzelnen durch Alle und zur wechſelſeitigen Vervollkommnung und Veredlung Aller, richtig erfaßt, ſo wird er zunächſt, — wie bei der Nächſtenliebe überhaupt — ſo auch in der Liebe zu ſeinen Mitbürgern ſich durch keinen Unterſchied des Ranges und Standes, des Eigenthums oder des Glaubensbekenntniſſes beirren laſſen; er wird in jedem den Blutsverwandten lieben; er wird jede Spannung und Kränkung, welche durch ſolche Unterſchiede etwa hervorgerufen werden könnten, durch den Gedanken an das Allen gemeinſame Gebot der Nächſtenliebe, und durch den Gedanken an das allen Bürgern gemeinſame höchſte Intereſſe des Vaterlandes, ſeines Glückes und ſeiner Wohlfahrt durch inneren Frieden in der Wahrheit und ſeiner Ehre zu verſöhnen ſuchen, ſo weit dies jedem Einzelnen in ſeinem Wirkungskreiſe möglich iſt. Handelt aber jeder in ſeinem wenn auch noch ſo kleinen Wirkungskreiſe in dieſem Geiſte, dann wahrlich iſt auch das gemeinſame Intereſſe des ganzen Vaterlandes wohlbeſtellt. Die Treue der Mitbürger unter einander zum wahren Heil des gemeinſamen Vaterlandes zeigt ſich durch die ächte Bürgertugend Gemeinnützigkeit, eine Tugend, deren Geltung der deutſche Katholik vorzugsweiſe bethätigen will. Aus dem Kreiſe der Familie geht dieſe Tugend aus, einen größeren, weiteren Kreis findet ſie im Intereſſe für das Wohl der Vaterſtadt, im weiteſten, größten umfaßt ſie das ganze Vaterland, als eine immerwährende thätige Geneigtheit: „für den wahren Vortheil der Familie, der Vaterſtadt, des Vaterlandes nach allen Kräften, ſelbſt wenn perſönlicher Schaden droht, Alles redlich beizutragen.“ Der deutſche Katholik iſt klar darüber: „Selbſtſucht zerfrißt die heiligen Bande des Bluts und der Freundſchaft; verjährte Vorurtheile hält ſie aufrecht. Sie trennt Gemeinden von Gemeinden, Stände von Ständen, Bürger von Bürgern.

Sie unterhält die allen gleichverderblichen Flamme eines gegenſeitigen Haßes!“ Der deutſche Katholik öffnet ſein Bürgerherz der Stimme, die alſo zu ihm ſpricht: „Befördere das gemeine Beſte, ohne Lohn dafür zu begehren! Ziehe den gemeinen Nutzen deinem eigenen vor! Erkaufe, wenn es nicht anders ſein kann, das Wohl Aller mit deinem eigenen Schaden,“ und wahrlich, du haſt dennoch einen reichen Gewinn vor Gott und in deinem Bewußtſein! „Bringe deinen Mitbürgern zu ihrem Beſten gern ein Opfer mit freudigem Gemüth! Hat dich der Himmel mit Reichthümern geſegnet, ſo gehe hin und verbreite dieſen Segen zum Theil durch nützliche Stiftungen und Anſtalten über Tauſende deiner minder reichen Mitbürger oder ihrer Kinder. Biſtdu nicht begütert, ſo hilf mit deinen Kenntniſſen oder Geſchicklichkeiten, mit deiner Erfahrung! Erwarte keine Gelegenheiten, ſondern ſuche ſie auf, wo du zum Wohlſtand und Nutzen, zur Ehre und zum Glanz der Gemeinde oder des Vaterlandes beitragen kannſt. Dann lebſt du als chriſtlicher deutſcher Bürger und dann ſtirbſt du einſt mit dem ſüßen Bewußtſein: „Ich habe nicht vergebens gelebt, meine Werke ſprechen von meinen Thaten.“ Dann wird auch die Nachwelt von dir ſagen, daß du das Herz für dein Volk gehabt, wie es der edle Dichter*) bezeichnet:

An unſrer Väter Thaten
Mit Liebe ſich erbau'n,
Fortpflanzen ihre Saaten,
Dem alten Grund vertrau'n;
In ſolchem Angedenken
Des Landes Heil erneu'n,
Um unſre Schmach ſich kränken,
Sich unſrer Ehre freu'n,
Sein eignes Ich vergeſſen
In Aller Luſt und Schmerz, —
Das nennt man, wohl ermeſſen,
Für unſer Volk ein Herz!“

Betrachten wir jetzt die zweite Art, in welcher dem deutſchen Katholiken die Kundegebung der echten Vaterlandsliebe

*) Uhland.

erſcheint. Es iſt die chriſtliche Treue aller und jedes einzelnen Staatsbürgers zum Geſetz, der chriſtliche Gehorſam unter demſelben. — Was iſt das Geſetz? Es iſt die erſte und letzte, die höchſte, heiligſte, unantaſtbare Grundbedingung alles geſellſchaftlichen Zuſammenlebens. Das Geſetz iſt der Inbegriff aller jener Rechte, welche Gott dem Menſchen von Anfang her verliehen hat, damit ſich der Menſch als ein freies Weſen auf Erden behaupten kann. Aber dieſe Freiheit des Menſchen iſt etwas Höheres als etwa bloße Ungebundenheit der phyſiſchen Kraft und des ſinnlichen Theils; ſoll der Menſch beweiſen, daß er ein Geſchöpf Gottes iſt, ſo muß ſich ihm die Freiheit zur höchſten Sittlichkeit verklären, und der Ausdruck der höchſten ſittlichen Freiheit iſt nun eben das Geſetz. Der geſelliglebende Menſch, der in den Schutz des Geſetzes tritt, um durch daſſelbe vor der rohen Selbſtſucht und der blinden Willkür des andern neben ihm Lebenden ſicher zu ſein, übernimmt mit dieſer Berechtigung zugleich auch die Pflicht, Alles aufzubieten, damit auch jeder Andere dieſe koſtbare Berechtigung ungeſtört genießen könne. Im Geſetz iſt alſo die innigſte wechſelſeitige Durchdringung von Recht und Pflicht jedes Einzelnen vorhanden, und durch die getreue Erfüllung der Pflicht von Seiten jedes Einzelnen wird das Recht für Alle gewährleiſtet; der Einzelne gibt bewußt und freiwillig das Recht, welches ihm von Anfang her zuſteht, in den Inbegriff aller Rechte jedes anderen Einzelnen hin; ja er verzichtet bewußt und frei auf ein Mehr von Rechten, damit ein Anderer nicht am Recht geſchmälert, damit Allen zuſammen eins und daſſelbe alle umfaſſende, alle ſchützende Recht zu Theil werde, und ſo hat der edle deutſche Dichter Recht, der da ſagt: „ſo ſeht ihr im Geſetz verklärt vollkommner Freiheit Bild,“ d. h. wahrer ſittlicher Freiheit. Erwägen wir all das, was ich eben geſagt, ſo ſehen wir klar, ſo fühlen wir lebhaft, daß dem Weſen des Geſetzes auch der Grundgedanke des Chriſtenthums vollkommen entſpricht, welches die Hingebung jedes Einzelnen für das Wohl Aller ſeinen Bekennern zur Pflicht macht; und wahrlich: das Buch der Bücher, wie oft wir es aufſchlagen, enthält die zahlreichſten, deutlichſten Auf-

forderungen zum unverbrüchlichen Gehorſam unter das Geſetz. Haben wir alſo das Glück, Chriſten, — haben wir das Glück, Bürger eines chriſtlichen Staates zu ſein, ſo müſſen wir erkennen, daß der Gehorſam unter das Geſetz eine wahrhaft chriſtliche Pflicht iſt. Erkennen wir aber dies, ſo müſſen wir auch dem gemäß handeln. — Indem wir aber dem Geſetz gehorchen, gehorchen wir ihm nicht als Sklaven mit ſchlecht verholenem Widerwillen gegen eine drückende Uebermacht; nein wir gehorchen ihm in aller Freudigkeit eines Freien. Das Geſetz iſt kein aufgedrungenes Joch, keine Feſſel; nein, das Geſetz iſt der feſte Bau, durch ſittliche Freiheit begründet, das Heiligthum, in deſſen ſchützendem Umkreis wir der wahren ſittlichen Freiheit erſt recht bewußt werden. Wer dies Bewußtſein errungen, der gehorcht dem Geſetz nicht aus Furcht, ſondern aus Liebe, gleichwie auch Derjenige, deſſen Glauben rein und lauter iſt, Gott nicht aus Furcht ſondern aus Liebe verehrt. Daß aber eben dieß höhere klarere Bewußtſein immer allgemeiner werde, dazu beizutragen, iſt die Pflicht jedes chriſtlichen Staatsbürgers, welcher ſein Vaterland und ſeine Mitbürger liebt. Wird dieß klarere Bewußtſein immer allgemeiner, auch in den unteren Schichten der bürgerlichen Geſellſchaft, wird gleichmäßig in allen Klaſſen derſelben der Gehorſam unter das Geſetz als Treue erfaßt, und wird dadurch in immer mehren Bürgern das wahre Hochgefühl der Freude daran rege, die Heiligkeit des Geſetzes untaſtbar zu erhalten, — dann, meine Freunde, ſteht das Vaterland auf einem guten Grunde, und keine Macht der Welt vermag dann ſeine Selbſtſtändigkeit zu untergraben; ſeine Ehre zu ſchmälern! Handeln wir alſo immer in dieſem Geiſte! Trage jeder von uns durch Wort und That, durch Ermahnung und Beiſpiel dazu bei! Dann verwittre manche Kerkermauer, hinter welcher kein Verbrecher mehr die Schuld getrübter Erkenntniß und irrigen Wollens büßt! Dann wandelt, lieben Freunde, Jeſus Chriſtus in ſeinem Volke umher, denn jeder Staat, in welchem jeder Bürger das Geſetz heilig achtet, iſt Jeſu Chriſti Reich, ein Reich der Liebe und des Friedens, des Geiſtes, der Wahrheit, der Kraft und der Herrlichkeit.

Es bleibt uns noch übrig, auch die dritte Art zu betrachten, in welcher dem deutſchen Katholiken die Kundgebung ächter Vaterlandsliebe erſcheint; es iſt die Treue Aller und jedes Einzelnen zum Fürſten.

Wir ſind Deutſche, meine Freunde; dem Himmel ſei Dank dafür, daß wir's ſind, und wir wollen's mit Gottes Hülfe auch bleiben; deutſche Katholiken nennen wir uns ja und wiſſen, warum wir uns ſo nennen. So verſteht jedes Herz hier ein deutſches Bild, deſſen ich mich nun bediene. Tritt hinaus unter Gottes freien Himmel, der ſich über Berg und Thal, Wieſe und Strom, Stadt und Dorf in heiterer Bläue wölbt; hoch oben ſteht die Sonne, die mit ihrem Schein Alles erhellt, daß du in jedem, der dir begegnet, den Menſchen, den Mitbürger erkennſt, die Sonne, die mit ihren Strahlen Alles reifet, was dir und Tauſenden zur erquicklichen Nahrung wird, welche dir Gott ſchenket; ein lindes Säuſeln fährt dahin über deinen Scheitel, über die goldenen Häupter der Aehren, über die Wellen des Stromes, du glaubſt dem Odem des heiligen Gottesfriedens zu ſpüren; und wahrlich: ſo iſt es auch, der Allmächtige, Allgütige waltet hier unſichtbar, und du ahneſt ſeine Nähe durch die Schönheit und Herrlichkeit ſeiner Werke. Siehe, in dieſer Landſchaft gewahreſt du eine hohe ſtattliche Eiche. Ein Jahrtauſend und Jahrhunderte ſind wie eilende Wolken am Himmel über dieſer Eiche hinweggezogen; mancher gewaltige Sturm hat durch ihre Aeſte und Zweige getobt; aber — die Eiche iſt all dem Toben der Stürme nicht erlegen, nein, ſtärker geworden iſt ſie in den Stürmen, und noch iſt das Mark ihres Stammes geſund, ihre Wurzeln greifen weiter und weiter im feſten Grund der heimiſchen Erde hinaus, als ein Auge errathen kann; ihre Zweige ſtrecken ſich mächtig hinaus, als lüden ſie jeden müden Wanderer ein: ſich drunter niederzulaſſen und drunter nachzuſinnen über all das Herrliche in Natur und Menſchen, wodurch Gott ſeine Macht auf Erden verkündigt; das Grün der Krone dieſer Eiche hoch oben in der heiteren Luft iſt noch ſo friſch wie vor einem Jahrtauſend. Kein anderer Baum nah und fern hat ſo kräftige, ſo tief und feſt greifende Wurzeln, einen ſo edlen Stamm, einen ſo hohen Wuchs nach dem Licht der Sonne zu, und eine ſo wunderbarherrliche Krone,

als dieſe Eiche hat. Fühlſt du, deutſches Herz, was ich meine? Der Grund, in welchem die übertauſendjährige Eiche wurzelt, iſt das deutſche Vaterland, reich und herrlich, fruchtbar und gottgeſegnet, ſoweit das Auge ſchauen mag; die Eiche, die ſo manchem Sturm getrotzt, deren Stamm ſo gewaltig, deren Mark ſo geſund, deren Zweige ſo zahlreich, ſie iſt das Volk; die herrliche Krone iſt der Fürſt; der Himmel, der ſich drüber wölbt, iſt das Geſetz, und die Sonne, welche die Krone vergüldet, deren Licht alle die Aeſte und Zweige durchzittert, iſt der Geiſt. Ja, das bekenn' ich: dies Bild ſteht unauslöſchlich in meinem Herzen, und die Bedeutung dieſes Bildes möchte ich, ſo viel in meinen geringen Kräften ſteht, jedem deutſchen Herzen einpflanzen können, auf daß jedes deutſche Herz dazu beitrage, daß dies Bild für immerdar die vollkommne Wahrheit ausdrücke. Kannſt du dir, deutſches Herz, den Stamm denken ohne den Boden, in dem er wurzelt? Kannſt du dir den Stamm denken, den geſunden, unverſtümmelten Stamm, ohne ſeine höchſte und herrlichſte Zierde, die hohe edle Krone? Kannſt du dir aber auch die Krone denken ohne den Stamm? Da iſt keine Trennung, da beſteht kein Theil für ſich allein und abgeſondert; öde und wüſt wäre der Boden ohne den Stamm, der Stamm entweiht, wenn ihm die Krone genommen würde, die Krone welk, wenn vom Stamm getrennt! Nein, Eines wächſt aus dem Andern, beſteht durchs Andre, mit dem Andern, Alles gedeiht unter dem Einen Himmel, durch die Eine Sonne, zu Einer Größe und Herrlichkeit, welche vor aller Welt von der ewigen Kraft Gottes Zeugniß ableget; und wahrlich, die Hand, welche da trennend eingreifen wollte, ſie würde an Gott frevln, weil ſie ſein ſchönſtes Werk zerſtören würde. Sie alſo, deutſches Herz: das mein' ich alſo ferner: Es kann keiner ſagen, daß er ſein Vaterland liebe, den Grund und Boden, aus welchem die Eiche erwuchs und in welchem ſie wurzelt, wenn er nicht die Eiche liebt und zu erhalten ſucht, das Volk, und es kann keiner ſagen, daß er ſein Volk liebt, die ſtattliche Eiche, wenn er nicht mit aller Treue dafür ſorgt und wacht, daß die Krone heilig und unangetaſtet bleibe, d. i. der Fürſt. Wer das eine von dieſen dreien verſehrt, der bricht allen

dreien die Treue, und der frevelt an dem Himmel, der ſich drüber wölbt, an dem Geſetz und an der Sonne, die durch Licht und Wärme Gedeihen und ferneres Wachsthum und Beſtand verleiht, an dem Geiſt. Gleichwie der Begriff des Vaterlandes nur durch das Leben eines Volkes zur Wahrheitwird, ſo erhält auch das Wort Vaterlandsliebe erſt Bedeutung durch die That der Volkstreue. Wo aber, wie bei uns in deutſchen Landen, (wie insbeſondere auch hier) der Fürſt nicht blos die Krone des Landes trägt, ſondern die lebendige Krone des Volkes iſt, da offenbart ſich jene Volkstreue nicht blos in der Treue der Mitbürger untereinander, nicht blos im treuen Gehorſam unter das Geſetz, ſondern auch als Treue zum Fürſten. Ein Himmel iſt's, der über beide ſich wölbt, Eine Sonne, welche beide erhellt, beide erwärmt und jeden Theil für den andern, den Fürſten für das Volk, das Volk für den Fürſten erhellt und erwärmt. Und daß dieſe Eine Sonne — eine Sonne des Segens iſt, wer von uns fühlt dies nicht, wer von uns wird nicht auch künftig, jetzt und immerdar mit allen Kräften, die ihm der Himmel verliehen, freudig dahin zu wirken ſuchen, daß dies Verhältniß auch für alle fernen Zeiten unerſchütterlich fortbeſtehe? Wir haben die Pflicht, nicht blos für unſere eigene Perſon in dieſem Geiſte zu handeln, ſondern auch unſere Kinder in dieſem Geiſte zu erziehen. — Wir ſind nicht blos uns ſelbſt dem Vaterlande ſchuldig. — Wir haben ihm auch die Geiſtesrichtung, die ſittliche Bildung des nachwachſenden Geſchlechtes zu verantworten. Erwägen wir die ganze Verantwortlichkeit, die auf unſern Schultern liegt!

Von uns hängt es ab, ob das Vaterland eine Zukunft hat oder nicht; von uns hängt es ab, ob auch in ſpäten Jahrhunderten, noch Deutſchland als das Land genannt wird, auf welches der Geiſt ſegnend niederſtrahlt, das Land, in welchem die Treue feſtſteht, wie unſere tauſendjährigen Eichen. Das Volk des Geiſtes hat man uns oft ſchon vorzugsweiſe genannt. Machen wir, daß dies keine leere Redensart ſei; laßt uns nicht ſelbſtgefällig genug ſein, uns mit einer ſolchen zu begnügen! Jetzt, jetzt meine Freunde, hat uns Gott die Gelegenheit in die Hand gegeben. Jetzt hat er

uns neuerdings die Möglichkeit eröffnet, ein Volk des Geiſtes zu werden und zu bleiben. Dank ihm und Preis dafür! Aber Dank und Preis ihm durch die That! Wir ſtehen für den Geiſt durch die Treue, die da ein guter, ein ewiger, ſittlicher Boden des Geiſtes iſt. Auf dieſem Boden ſtehend, blicken wir hinab zu den Wurzeln der deutſchen Eiche, den ſtattlichen Stamm und die Aeſte und Zweige hinan, und mit gleicher Liebe und gleicher Begeiſterung hinauf zur herrlichen Krone. Wehe dem, der ſie antaſtet! Heiße er wie er wolle, wir dulden keine Antaſtung der Krone durch eines Feindes Hand! Wer uns die Krone antaſtet, der beraubt den Stamm, der entwürdigt den Stamm. Wir alle ſtehen, und wollen und werden ſtehen, wir alle wie Ein Mann, um Wurzeln, Stamm und Krone zu wahren und zu vertheidigen, wenn es unſerer Treue bedarf, im Frieden und im Krieg, gegen Liſt und Gewalt, und wir vertrauen dabei auf den alten Himmel, der ſich über Krone und Stamm wölbt, und auf die alte Sonne, die Krone und Stamm beſcheint, und auf den alten Gott, deſſen heiliger Wille die deutſche Eiche tief wurzeln und hoch wachſen und beſtehen ließ und ſo auch fort und fort erhalten möge!

VIII.

Am 15. und 16. Sonntage nach Trinitatis.

(31. Auguſt und 7. September.)

Liebe Freunde!

Jeſus Chriſtus, unſer Heiland, weiſet uns im Evangelium tröſtend und erhebend auf die göttliche Vorſehung hin, welche über uns waltet; er ermahnt uns zum feſten Vertrauen auf dieſelbe; er ſpricht aber auch zu unſeren Herzen, wie wir in dieſem vollkommenen gläubigen Vertrauen auf die göttliche Vorſehung keineswegs müßig bleiben, ſondern unter dem Schutze der Vorſehung die Dauer unſeres irdiſchen Daſeins weiſe benützen ſollen, um uns durch die Sorge

für die Leibesnothdurft nicht beirren und hindern zu laſſen an der werkthätigen Sorgfalt für unſere geiſtige, ſittliche und religiöſe Vervollkommnung, damit das Reich Gottes auf Erden hergeſtellt werde. Und der Apoſtel Paulus gibt uns in ſeinem Sendſchreiben an die Galater heilſame Fingerzeige über die Art und Weiſe, wie wir dieſen hohen Zweck erreichen können. Laſſen Sie uns, meine Freunde, die Stunde, in welcher wir heute wieder vereinigt ſind, dazu benützen, daß wir jene troſtreiche Hinweiſung und jene erhabene Ermahnung unſeres Herrn und Heilandes und jene heilſamen Fingerzeige des Apoſtels in unſeren Herzen einbürgern. Laſſen Sie uns endlich mit dieſen Betrachtungen auch jene verbinden, zu welcher uns die Erzählung von der Erweckung des Todten durch Jeſum Chriſtum auffordert, und durch dieſe Schlußbetrachtung wieder zum Erſten und Einen, zum feſten Glauben an Gottes Liebe und Treue, zurückzukehren.

Greift an euer Herz, und ihr fühlt die Unzulänglichkeit, die Vergänglichkeit alles Irdiſchen, das Unſtäte und den Wechſel vom Glück und Unglück. Denn dies Herz, ob es auch im jetzigen Augenblick vielleicht ſtill und ruhig ſchlägt, — gab es nicht ſchon Stunden, in denen es, ſchwer beklommen von Furcht und Sorge, bänger ſchlug? Hat es nicht ſchon vor dem möglichen Verluſt eines theuren Gutes in unſäglicher Sorge gezittert? Hat es nicht ſchon einen ſolchen bejammert und war es ihm nicht ſchon, als müſſe es entzweibrechen vor Schmerz? Dies Herz, das jetzt ſo gleichmäßig ſchlägt, wird es nicht leiſe von Bangen überſchlichen, wenn die ernſte Stimme daran hallet: „Herz, wie lange wirſt du noch ſchlagen?“ — Ihr ſtehet in einem ſchön und ſtark gebauten ſtattlichen Hauſe; das Fundament iſt gut gelegt, die Mauern ſind wohlgefügt, das Dach trefflich aufgeſetzt, der Giebel ragt, vom Sonnenſchein verklärt, ſtolz in die klare Luft empor, die inneren Räume ſind hell und freundlich ausgeſchmückt, ihr wohnet darin und denket nicht an die Möglichkeit, aus dieſem ſchönen Wohnſitz je vertrieben zu werden; — und plötzlich fällt ein Funke hinein, der Funke wird zur Flamme, die Flamme zur Feuersbrunſt, das Haus zum Trümmerhaufen. — Ihr habt euch durch redlichen Fleiß und kluge Umſicht ein Vermögen erworben, durch deſſen Beſitz ihr euch im Stande ſeht, eueren

Kindern eine sorgfältige Erziehung zu geben, in dessen Besitze ihr mit Gemüthsruhe dem Herannahen eueres Lebensabends entgegensehet; — aber während ihr sorglos in süßem Schlummer liegt und von den heiteren Tagen eines zukünftigen sorgenlosen Alters träumt, ist ein Dieb in euer Haus gedrungen, er hat euch das Erworbene entrissen, und, wenn ihr erwacht, sehet ihr mit Schrecken, daß die Frucht eures Fleißes dahin ist, daß ihr mit eurem Vermögen auch jede Hoffnung verloren habt, welche euch lange Jahre hindurch bei all eurem Fleiße ermuntert, gehoben und gestützt hatte. — Ihr habt einen Freund, auf dessen Redlichkeit ihr bauet, ihr schwöret auf ihn, und glaubet: eher würde die Welt untergehen, als daß euch der verließe, für den ihr euer Gut und Blut freudig hinzugeben bereit seid; — aber eines Tages geht er hin, und verläßt euch, und verräth euch, euer und seiner heiligsten Pflicht um irgend eines irdischen Vortheils willen vergessend, und nun, da ihr fühlet, daß gleichsam eine Wurzel aus eurem Herzen gerissen worden, in welche sich die Wurzeln eures ganzen Daseins verflochten haben, nun dünket ihr euch ärmer und verlassener, als ob ihr Haus und Hof und Hab' und Gut verloren hättet, und preiset den Bettler glücklich, der doch einen andern Bettler zum Freund hat, ja, dem der treue Hund nachgehet, wenn er von Thüre zu Thüre wandelt und um ein Stück Brod bittet. — Ihr habt einen wohlerworbenen guten Ruf, ein Gut, das mehr werth ist, als eitel Mammon, ihr freuet euch dessen, und es ersetzt euch viele andere Glücksgüter, deren ihr nicht theilhaftig worden seid, und ihr glaubt, wenn ihr alles verlört, dies Gut könne euch Niemand entreißen; — aber siehe: eines Tages ist er dahin, die teuflische Schlauheit eines unversöhnlichen Feindes hat euren guten Ruf vernichtet, und ihr vermögt ihn durch alle Bemühungen nicht wieder herzustellen, weil unglücklicherweise der Schein wider euch ist. — Ihr habt eure gesunden, kräftigen Glieder, euer scharfes helles Augenlicht, und habt gar wackre Lust dazu, nach allen euren Kräften redlich zu arbeiten, und hofft: so werdet ihr euch schon glücklich durchs Leben durchschlagen; aber — ein Fall, nicht einmal von der Höhe, nein vielleicht auf ebenem Boden, im Zimmer, — und euer Arm, euer Fuß ist gebrochen oder gelähmt, — eine Sekunde, und euer

Augenlicht ist erloschen! — Ihr wandelt dahin in der Fülle eurer Gesundheit, und der nächste Augenblick wirft euch aufs Krankenbett, für lange Tage und Nächte, für lange Monden, für lange Jahre. Unzulänglichkeit, Gebrechlichkeit, so weit wir blicken; Wechsel der Verhältnisse, Wechsel von Freud und Jammer, von Besitz und Verlust, nirgends ein Verlaß und ein fester Halt des Irdischen! O da möchte wohl manches Herz, wenn es bloß erdwärts blickt und denkt, der Mensch ist von Staub und wird wieder zu Staub, da möchte es wohl verzagen und in Verzweiflung zu Grunde gehen.

Doch verzage nicht, Menschenherz! Blicke nicht erdwärts! Blicke empor! Unsere Bestimmung ist nicht an den Staub geknechtet. Unsere Bestimmung geht vom Ewigen aus und strebt deßhalb vom Zeitlichen zum Ewigen zurück. Diese Erkenntniß hat uns Jesus Christus gebracht, unser Heiland und Seligmacher; wahrlich: dadurch bringt er uns Heil, dadurch macht er uns selig, daß er uns aus allem Haften am Zufall zum Ewigen, und aus allem Jammer über zeitliches Elend zur Fähigkeit des Glaubens erlöset hat, durch welche wir uns über dasselbe erheben. Seitdem Jesus Christus auf Erden erschienen ist, gibt es keinen bloßen Zufall mehr, sondern durch ihn ist uns die Offenbarung einer göttlichen Weltordnung erschienen; durch ihn sind wir zu der Erkenntniß gelangt, daß ein heiliger ewiger Wille lebt, daß eine göttliche Vorsehung über uns waltet. Durch Jesum Christum wissen wir, daß über uns Allen ein einziger ewiger Vater wacht. O wie entzückend ist dieser Gedanke; wie trostreich und beruhigend ist der feste Glaube an das Walten der Vorsehung! Sie umfaßt Allweisheit, Allmacht und Allgüte zugleich. Alles, was da ist, es ist nach dem unerforschlichen Plane der göttlichen Allweisheit da, — durch die unbegreifliche Allmacht des Allweisen geschaffen, und diese Schöpfung einer jeglichen Kreatur ist geworden durch die Allgüte des einen, ewigen, allweisen, allmächtigen Vaters. Welches Menschenauge sieht die Spuren der Allmacht, ohne daß der Verstand die deutlichen Zeichen der Allweisheit ahnte, und ohne daß das Herz den segnenden Odem der Allgüte fühlte? Beides, Allweisheit und Allgüte des Einen Allmächtigen, der uns Alle geschaffen,

ist nur Eins; es ist Eine Sonne, vor welcher jeder düstre Nebel schwindet. Der Gedanke an das Walten eines blinden Ohngefährs, an die willkürliche Macht eines blinden Zufalls macht uns verzweifeln, drückt uns zum willenlosen Thier herab; der christliche Glaube an die Vorsehung macht uns erst zum wahren Menschen, denn er erhebt uns zum klaren Bewußtsein, daß wir alle Kinder des Einen, ewigen, heiligen Vaters sind, der uns erschaffen, um nicht wieder aufzuhören zu sein, der für uns alle wacht, der uns aller nie vergißt, wie uns ja Jesus sagt, daß kein Sperling vom Dache fällt ohne Wissen und Willen des Vaters, und daß jedes Haar auf unserem Haupte gezählt ist vom Vater, d. h. daß uns nichts begegnen kann ohne die Fügung der weisen göttlichen Vorsehung, deren Wege zwar oft für unser menschliches Auge dunkel und unerforschlich sind, aber dennoch herrlich zum Ziele unseres Heiles hinführen, wenn wir sie nur gläubig wandeln. Halten wir den innigen Glauben an die Vorsehung fest, an das Walten des ewigen Vaters, dessen Allmacht unbegreiflich, dessen ewige Pläne der Weisheit unergründlich, dessen Liebe unerschöpflich ist, dann vermag alles irdische Unglück uns zu beugen, aber nicht zu zerschmettern. Wenn unser stattliches Haus in einen Aschen- und Trümmerhaufen zusammensinkt, dann sprechen wir, vom Glauben an die Vorsehung aufrecht erhalten: „O Herr, du hast es also beschlossen; du bist mein festeres Haus, das nicht wanket, und in dir will ich wohnen.“ Wenn wir alles irdische Gut verlieren, dann sprechen wir, vom Glauben an die Vorsehung gehoben, anbetend: „Du Herr, hast's gegeben, du Herr, hast's genommen, dein Name sei gelobt! Du bist mein Schatz, der Schatz der Liebe, den ich nie verlieren kann, und der sich mir in Ewigkeit bewahret.“ Wenn uns ein Freund plötzlich abtrünnig wird und uns verräth, dann sprechen wir, vom Glauben an die Vorsehung getröstet, anbetend! „O Herr, du bist mein Freund, auf den ich vertraue, und du lässest mich nicht, ob auch alle Welt von mir ließe.“ Wenn uns unser Ruf ohne unser Verschulden durch Feindestücke geraubt wird, dann sprechen wir, vom Glauben an die Vorsehung beruhigt, anbetend: „ Vor dir, o Herr, liegt ja mein Wandel offen, vor dir ist mein Herz aufgeschlagen, du kennest mein Wollen,

Streben und Handeln, denn es ranket ſich empor zu dir, und in dir blühet es rein und untadelhaft, und was liegt an aller Menſchen Meinung, wenn du es rein erfindeſt!“ Wenn wir plötzlich den freien Gebrauch unſerer geraden Glieder verlieren, wenn uns die Sehkraft des Auges plötzlich erliſcht, dann lehrt uns der Glaube an die Vorſehung beten: „O Vater im Himmel, du biſt mein Stab, an dem ich nicht wanke, du biſt mein Licht, das nimmer erliſcht, das Licht, das meine irdiſche Nacht erhellet, auf daß ich nicht irre.“ In aller Trübſal ſtärket uns das gläubige Vertrauen auf das väterliche Walten der Vorſehung, daß wir nicht verzagen, ſondern getreulich ausharren. In allem ſchmerzlichen Leiden auf dem harten Krankenbette kann uns kein Arzt der Welt eine ſo heilſame Arzenei reichen, als der Glaube an die Vorſehung, welche durch die Krankheit des Körpers unſere Seele zur Geneſung vorbereiten und führen will. Und kommt jener ernſte Augenblick, in welchem die Seele ihre irdiſche Hülle verläßt, dann wird der ſcheidenden Seele der Glaube an die Vorſehung zum tröſtenden Engel; ſie klammert ſich an ihn; er decket ſie mit ſeinen Schwingen und führet ſie zum Herzen des ewigen Vaters. So verliert durch den Glauben an die Vorſehung alles irdiſche Unglück ſeine herbſte Bitterkeit und der Tod ſeinen Stachel.

Der feſte Glaube an die Vorſehung ſoll uns aber auch von der drückenden Bürde aller jener kleineren Sorgen um die täglichen wirklichen oder eingebildeten Bedürfniſſe befreien, jener kleineren Sorgen, durch welche der Menſch ſo häufig von der größeren und wichtigſten Sorge um ſeine geiſtige, ſittliche und religiöſe Vervollkommnung, um die Erreichung ſeiner Beſtimmung abgehalten wird. In dieſem Sinne ruft uns unſer Heiland zu: Niemand kann zwei Herren dienen. Beſchäftigen wir uns aber ausſchließlich mit der Sorge um unſer leibliches Theil, ſo laſſen wir uns allerdings von dieſer Sorge völlig beherrſchen und es bleibt uns keine Zeit, dem höchſten Herrn zu dienen, uns jenem wahren großen Gottesdienſte zu widmen, welcher ſich nicht auf einzelne Stunden beſchränken, ſondern unſer ganzes Leben umfaſſen ſoll. Ja, unſer ganzes Leben ſei nur ein einziger Gottesdienſt; und er iſt es, wenn wir in jedem Augenblick unſeres Lebens

Gott vor Augen haben, wenn wir vor jeder Handlung daran denken, ob ſie mit den Geboten Gottes und der Lehre unſeres Heilandes übereinſtimmt. Vor dieſer höchſten und wichtigſten Sorge müſſen demnach alle jene kleinen und geringfügigen verſchwinden, und darum ruft uns unſer Heiland zu: „Ihr ſollt nicht ſorgen und ſagen: Was werden wir eſſen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden; nach ſolchem allem trachten die Heiden, denn euer himmliſcher Vater weiß, daß ihr deß alles bedürfet.“

So halte feſt, o ſchwaches Menſchenherz, am Glauben an die göttliche Vorſehung, erhebe dich durch denſelben von den Banden der kleinlichen Sorge des Tages, erhebe dich zu jenem höheren Standpunkt, welcher dem Chriſten geziemt. O möchten Mahlmanns Worte nicht vergebens zu dir tönen, möchten ſie dich erkräftigen: „Nur wenige Tage hält hier mich das Irdiſche! Vater, bewahre mich, daß mir der Erde Glück, daß mir des Lebens Laſt, daß mir des Tagwerks kleine Geſchäftigkeit nicht umwölke den freien Blick, nicht in Feſſeln ſchlage den Geiſt, daß er das Heilige, nimmer Vergängliche über den kurzen Traum irdiſcher Wallfahrt thöricht vergeſſe! Enge Beſchränkung hält mich gefangen, wie das Schiff auf dem Meer den Segelnden hält. Er blickt aus den Wellen der ſtürmiſchen Fluthen empor zu den Sternen und hält ſeinen Lauf; ſo blick' ich aus Wogen des ſtürmiſchen Lebens, o Vater, zu dir! O laß du mein Auge ſtets zu dem Ewigen, laß mein Gemüthe zu Großem und Heiligem immer gerichtet ſein! O gib meiner Seele, nach dir zu verlangen! Gib der Verlangenden, daß ſie dich ſuche! Segne die Suchende, daß ſie dich finde! Und hat ſie gefunden, ſo laß in den Flammen der heiligſten Liebe geläutert ſie werden und rein von den Flecken des ſündigen Lebens. O gib meinem Herzen, du gütigſter Vater, Erhebung im Glauben und Kraft in der Hoffnung, und — was auch im Leben mich kränkt und bekümmert — beſtändige Liebe!“

„Trachtet am Erſten nach dem Reiche Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit.“ ſpricht unſer Heiland Jeſus Chriſtus.

Was iſt das Reich Gottes? Wo iſt es?

Das Reich Gottes iſt deine Seele, o Menſch, wenn du ſie Gott geweiht haſt, wenn Gott allein darin herrſcht, wenn

dein ganzes Leben ein einziger Gottesdienſt iſt. Das Reich Gottes iſt die Ehe, wenn beide Gatten verbunden ſind durch einen in beiden gleich ſtarken Glauben an Gott, durch eine in beiden gleich mächtige Hoffnung auf Gott, durch eine in beiden gleich lebendige Liebe zu Gott, welche Liebe beide gleich heiligt. Das Reich Gottes iſt der Familienverband, wenn Aeltern und Kinder, Brüder und Schweſtern im Geiſte leben und im Geiſte wandeln, wie der Apoſtel ſagt und einer des andern Laſt trägt; der Geiſt aber, in dem wir leben und wandeln ſollen, iſt der Geiſt Gottes. Das Reich Gottes iſt die Hütte des Armen, wenn Glaube, Hoffnung und Liebe darinnen wohnen. Das Reich Gottes iſt der fürſtliche Palaſt, wenn Weisheit und Gerechtigkeit immerdar aus demſelben zu allem Volke ausgehen, welches der König der Könige dem Fürſten anvertraut hat. Das Reich Gottes iſt der offene Markt, wenn chriſtliche Treue und Redlichkeit auf demſelben ſchaltet und waltet. Das Reich Gottes iſt die Schule, wenn der Lehrer in derſelben jedes Kinderherz im Geiſte Gottes zu bilden ſucht, und, wie der Apoſtel ſagt, auf den Geiſt ſäet, daß von dem Geiſte das ewige Leben geerntet werde. Das Reich Gottes iſt der Staat, wenn die Treue ſein Fundament iſt, wie ich es in unſerer letzten Verſammlung geſchildert habe, wenn ſie ſich kundgibt als Treue der einzelnen Staatsbürger unter einander, als Treue Aller und jedes Einzelnen zum Geſetz, wenn innigſte Eintracht, innigſtes wechſelſeitiges Vertrauen Fürſt und Volk verbindet, wenn jeder Staatsangehörige nach dem Worte des Apoſtels handelt: „Laſſet uns nicht eitler Ehre geizig ſein, unter einander zu entrüſten und zu haſſen, ſo ein Menſch etwa von einem Fehl übereilt würde, ſo helfet ihm wieder zurecht mit ſanftmüthigem Geiſte, laſſet uns Gutes thun und nicht müde werden, denn zu ſeiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören.“ Und wahr iſt das Wort der Weiſen: Die Saat des Guten vernichtet kein Sturm der Zeit; kein heiliger Gedanke bleibt ohne Frucht, kein Wort, für Recht und Wahrheit geſprochen, hallt kraftlos dahin, kein Samenkorn, das du ausſtreuteſt, geht in der ſittlichen Welt verloren. Du wirſt am Tage der Garben die Früchte derſelben erblicken und dir von ihnen unſterbliche Kränze winden.“ Das Reich Gottes iſt die Kirche, jene heilige, allgemeine, wenn jeder, welcher ihr an-

gehört, „seine Kniee beuget gegen den Vater unſeres Herrn Jeſu Chriſti, der der rechte Vater iſt über Alles, was da Kinder heißet im Himmel und auf Erden, daß er uns Kraft gibt, nach dem Reichthum ſeiner Herrlichkeit ſtark zu werden durch ſeinen Geiſt an dem inwendigen Menſchen und Chriſtum zu wohnen durch den Glauben in unſern Herzen, und durch die Liebe eingewurzelt und gegründet werden," wenn uns alſo die Kirche umfaſſet als ein unſichtbarer heiliger und reiner Tempel, darin Gott angebetet wird im Geiſte und in der Wahrheit, und darin der Geiſt ewiglich wirket. Das Reich Gottes iſt die ganze Menſchheit, wenn ſie ſich bewußt wird ihrer Abkunft von Gott, wenn ſie bewußt wird, daß in ihrer Entwickelung ſich Gott offenbaret, daß Gott ihr ihre Beſtimmung vorgezeichnet hat, daß alle Geſchicke der Völker nach Gottes Plan, durch Gottes Kraft ſich vollenden. Das Reich Gottes iſt alſo ein geiſtig-unſichtbares, welches alle irdiſchen Reiche in ſich einſchließt; das aber iſt die Aufgabe jedes Einzelnen, dazu beizutragen, daß das Reich Gottes ſichtbar werde im Großen und Kleinen durch die Ausbreitung der Wahrheit und der Liebe. Es dehnt

Die Grenzen aus, bis es die ganze Erde
Umfaßt; und wer's begreift, der wartet nicht,
Bis erſt das Werk gethan, und bis das Licht
Geſiegt, daß er des Reiches Bürger werde.
Nein, jetzt ſchon legt er Hand
An's Werk, und wirkt am großen Liebesband
Im Stillen eifrig mit, und trägt getreu
Zum heil'gen Werke Stein' herbei
Für's Fundament, und ſchämt ſich nicht, ſein Leben,
Sei's auch beim Bau als Mörtel nur, als Kitt, —
Läßt ſich nur binden Stein an Stein damit,
Er freut ſich hoch, es dafür hinzugeben.
Er thut es nicht um Lohn,
Viel wen'ger kümmert ihn der Menge Hohn,
Die That und Willen abmißt nach Gewinn
Und auf den Augenblick den Sinn
Gerichtet hält; er wirkt für künft'ge Zeiten.
Und wenn er auch, verkannt, verhöhnt, erliegt,

Nun denn, meine Freunde, was hält uns ab, Bürger dieſes Gottesreiches zu werden, wie Jeſus Chriſtus, unſer Heiland, uns dazu berufen hat? Was hält uns ab, nach der Gerechtigkeit zu trachten? O laſſen Sie uns ſeinem Aufrufe folgen! Iſt es denn ſo ſchwer?

Allerdings haben wir manche Feinde, die uns davon abhalten, nicht äußere Feinde, ſondern Feinde in uns. Es ſind die ſinnlichen Leidenſchaften, die aus der Selbſtſucht entſtehen, es ſind die Selbſtgefälligkeit, der Leichtſinn, der Stolz, der Haß, die Habſucht, der Neid, der eitle Ehrgeiz. Jedes einzelne von ihnen untergräbt uns die ſittliche Kraft, durch welche wir das Reich Gottes zu erſtreben und zu verwirklichen vermögen; alle zuſammen vollenden unſere Schwäche. Es ſind mächtige Feinde, aber ſie ſind nur mächtig, wenn wir ſie mächtig werden laſſen; ſie ſind nicht unüberwindlich. Sie ſind am leichteſten zu überwinden, wenn wir ſie bei der erſten Verſuchung, mit welcher ſie uns nahen, bewältigen. Verſäumen wir dieſen erſten Zeitpunkt, ſo werden ſie allerdings raſch viel gewaltiger und furchtbarer. Seien wir daher jeden Augenblick gerüſtet, um ihnen zu begegnen! Halten wir unſere Sinne im Zaum, zügeln wir unſere Begierden! Bedenken wir, wie ehrenvoll es iſt, zu ſiegen, und daß kein Sieg ohne Kampf möglich iſt! Bedenken wir aber auch, daß wir, je länger wir kämpfen, auch um ſo mehr an Kraft und Hoheit gewinnen und unſeres irdiſchen Daſeins ſowie des künftigen Lebens um ſo würdiger werden. Erwägen wir das Wort: „Die Stunde der Verſuchung iſt für den Weiſen die Stunde des Triumphes ſeiner Religion und ſeiner Ueberzeugung, nie hat er anders Gelegenheit, ſich ſo in ſeiner Größe zu zeigen. Sie iſt für den Weiſen die Stunde der Selbſtverläugnung, die Stunde der geiſtigen Verklärung und des Gottähnlichwerdens. Er fühlt ſein beſſeres, für den Himmel gebornes Selbſt; er bringt ſeinen heiligen Grundſätzen ein Opfer, das um ſo ſchöner iſt, je mehr Mühe und Selbſtüberwindung es ihn koſtete. Die Stunden der Verſuchung ſind es, auf welche der Weiſe am Ende ſeiner Tage mit dem innigſten Entzücken zurückſieht; ſie ſind ja die treueſten Bürgen und Zeugen für die wahre Reife ſeines Geiſtes zu einer beſſeren Welt, zu höheren Beſtimmun-

gen. Sie sind es, deren Erinnerung ihn auf dem Sterbelager besiegt, daß er den Blick in die Ewigkeit richten und bei sich sprechen kann: Auch ich habe einen guten Kampf gekämpft *)!"

Dann aber lassen Sie uns auch bedenken, daß uns zu diesem Kampfe gegen die in uns vorhandenen Feinde, welche uns versuchen und hindern nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit zu trachten, der Herr der Heerschaaren väterlich rüstet. Es liegt nur an uns, ob wir uns der Rüstung und Waffen bedienen wollen, die er uns darbeut. Würde man aber den nicht als einen Thoren verlachen, der angebotene Waffen zurückwiese, wenn er einen Kampf zu bestehen hat; Diese Waffen, die uns unser Vater darbeut, damit wir die Versucher bekämpfen und besiegen, — sie sind das Schwert des Geistes, um die Wahrheit zu erringen und die Liebe zu schützen, und Gottvertrauen als Schild. Alle Pfeile des irdischen Ungemachs, des irdischen Kummers, der Nahrungssorgen prallen an diesem Schilde machtlos ab. O lassen Sie uns dies kostbare Kleinod treu bewahren! Lassen Sie uns, indem wir nach dem Reiche Gottes trachten, indem wir unser eignes Herz, unsern Ehebund, unseren Familienverband, den Markt des bürgerlichen Verkehrs, die Schule, das Vaterland, die Kirche zum Reiche Gottes zu machen streben, indem wir unser ganzes Leben zu einem einzigen immerwährenden Gottesdienst machen wollen, lassen Sie uns von Allem immerdar gläubig auf die göttliche Vorsehung vertrauen! Wie auch im vielfach bewegten Erdenleben Schmerz und Freude wechseln, ob wir in Sonnenschein wandeln oder in der Nacht, ob leiser Blüthenduft um uns säuselt, oder Stürme uns umtoben, ob Alles um uns wanket und sinkt und abfällt, ob wir Alles verlieren, was der Mensch auf Erden verlieren kann, — sei getrost, Menschenherz, brich nicht vor Jammer in Verzweiflung! Ein heiliges Vaterauge wacht über dir, ein heiliges Vaterherz schlägt für dich, du bist nicht verloren, du hast noch einen Helfer, Arzt, Retter, deinen Vater, deinen Gott!

So laßt uns denn auch zum Schlusse unserer heutigen

*) Fr. Reichr.

Betrachtungen die ergreifende Kunde des Evangeliums von der Erweckung des Todten durch Jesum Christum im Herzen festhalten. In den wenigen Zeilen jener einfachen Erzählung liegt Alles, was ein Menschenherz erschüttern und aufrichten kann. Seht eine Mutter, eine Wittwe verliert ihren einzigen Sohn durch den Tod. O, ein Mutterherz! Eines Mutterherzens Wonne an ihrem Kinde vermag die Sprache nicht auszudrücken, die versteht kein Mensch auf Erden vollkommen, Gott allein faßt sie ganz. Aber eines Mutterherzens Schmerz ist der Inbegriff alles menschlichen Schmerzes, alles menschlichen Jammers, und den vermag kein Mensch mit ihr zu tragen, den kann sie nur ausströmen in Gottes Vaterherz, und dafür von diesem das gleiche unbegreifliche Maaß des himmlischen Trostes erhalten. Christus sprach zu der Wittwe: „Weine nicht!“ Was alles liegt in diesem Worte! Dies Wort: „weine nicht!“ o lasset es uns recht vollkommen verstehen! Es heißt: Vertraue im unsäglichsten Schmerz gläubig auf Gott! Gott misset dir kein Maaß des Jammers zu, das er nicht reichlich vergelte! Thränen umdüstern deinen Blick, daß er nur den Staub sieht! Erhebe dich gläubig zu dem Vater, und er trocknet deine Thränen, auf daß du über das Grab, welches die irdische Hülle deines Liebsten auf Erden bedecket, hinaufblicken kannst in das ewige Leben! Christus rührte den Sarg an und sprach: „Jüngling, ich sage dir, stehe auf.“ Und der Todte richtete sich auf und fing an zu reden, und er gab ihn seiner Mutter!“ O laßt uns, meine Freunde, in jenen düsteren Stunden, da wir am Sarge eines geliebten Todten stehen, gläubig, hoffend, vertrauend auf Gottes Vaterliebe, daran denken! Du, insbesondere, Vaterherz, Mutterherz! Sieh, das Kind, das dir Gott gegeben, es war eine Blüte, welche nur kurze Zeit in irdischem Boden stand, auf daß du dich daran erfreutest, und sie betreuest, die du mit aller innigen Liebe pflegen solltest, damit sie immer schöner und herrlicher gedeihe, reife und zur gottwohlgefälligen Frucht werde. Siehe: nun nimmt sie der ewige Vater, indem er sie von dir zurückfordert, nur aus deiner treuen Pflege in die seinige, in die allertreueste; er verpflanzt sie aus dem irdischen Boden in den ewigen, er bewahrt sie, und sei getrost,

Elternherz, er bewahrt auch dich, und einſt wirſt du ſie herrlich wieder finden! Zu jedem unſerer Lieben, die wir als todt beweinen, ſpricht der ewige Vater: „Stehe auf!“ Und jeder lebet fort beim Vater und jeder redet von der Herrlichkeit; und jeden Sohn giebt der ewige Vater ſeiner Mutter, ſeinem Vater, jede Mutter giebt er ihrem Kinde, jedem Bruder ſeinen Bruder, jedem Freund ſeinen Freund, jedem Gatten ſeinen Gatten wieder! O, glaubt, vertraut auf ſein heiliges Walten, harret aus in der Liebe und in der Hoffnung, denn eure Todten leben. Saget nicht: wir haben ſie verloren! O nein! Sie ſind ja treu aufbewahrt! Sie ſind heimgegangen zum Vater; das iſt das rechte Wort für Sterben. Und auch ihr werdet heimgehen, um ſie für ewig wiederzufinden; auch ihr werdet heimgehen in jenes große Gottesreich des ewigen Lebens, das keines Menſchen Verſtand zu faſſen vermag, zu dem aber der innige Glaube euch den ſicheren, untrüglichen Weg bahnet, — ein Weg durch die finſterſte Nacht, ein Weg, auf welchem Jeſus Chriſtus uns geleitet zum himmliſchen Vater, der keines ſeiner Kinder vergißt. „Dem ſei Ehre in der Gemeine, die in Chriſto Jeſu iſt, zu aller Zeit! Von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen!“

IX.

Am 19. Sonntage nach Trinitatis.

(28. September.)

Meine Freunde!

Als wir vor viertehalb Monaten zu einer Gemeinde der deutſch-katholiſchen Kirche zuſammentraten, da war es rechteigentlich der Aufruf des Apoſtels, wie wir ihn in der heutigen Epiſtel (Eph. IV. 22, 24) leſen, welcher uns zu dieſem Entſchluſſe erweckt und bewegt hatte, der Aufruf: „Erneuert euch im Geiſte des Gemüthes und ziehet den neuen Menſchen an, der nach Gott geſchaffen iſt in rechtſchaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit.“ Ja, erneuet haben wir uns im Geiſte des Ge-

müthes und den neuen Menſchen angezogen, und wir haben damit auch jenen beſeligenden inneren Frieden gewonnen, den wir früher lang genug vergeblich geſucht hatten. Laſſen Sie uns aber ſolche Erneuerung mit jenem allerdings großen und entſcheidenden Entſchluſſe unſerer Losſagung von Rom, den wir gefaßt und ausgeführt, noch keineswegs als vollendet und abgeſchloſſen betrachten. Dieſe Erneuerung unſeres ganzes Menſchen iſt nur dann eine vollkommene, wenn wir Tag für Tag fortwährend daran wirken. Wie wir dies vermögen, dazu geben uns die weiteren Stellen der Epiſtel Anleitung, welche ſich an jene bereits mitgetheilte unmittelbar anſchließen. „Wahrheit und Liebe," das war, und das iſt, und das bleibt unſer Wahlſpruch beim großen Werke der Kirchenreinigung, der Rückkehr von Menſchenſatzungen zum Urchriſtenthum. Wir ſuchen die unentſtellte Wahrheit, wir ringen und ſtreben, daß ſie den Sieg gewinne. Damit aber dies der Fall ſein könne, müſſen wir ſelbſt durch und durch wahrhaftig werden. Es gilt, in ſolchem Geiſte uns ſelbſt zu neuen Menſchen unabläſſig fort und fort zu erziehen; es gilt, unſer ganzes Volk durch Wahrheit zu erneuen. Dieſe Aufgabe laſſen Sie uns, meine Freunde heute betrachten.

Blicken wir ernſt und ſtreng in die Verhältniſſe der Gegenwart, ſo kann es uns nicht entgehen, daß, wie viel Großes und Herrliches auch den Fortſchritt des Menſchengeiſtes bekundet, gleichwohl eine drückende Schwüle des Mißbehagens vorhanden iſt, eine Unzufriedenheit Vieler mit manchen Zuſtänden und faſt jedes Einzelnen mit ſeiner Stellung. Es iſt Allen mehr oder minder unheimlich zu Muth, gleich als fühlte man: es müſſe in der bürgerlichen Geſellſchaft irgend ein fremdartiges, ſtörendes Element verborgen liegen, wodurch das fördernde organiſche Ineinandergreifen ſo vieler geſunder und rüſtiger Kräfte gehindert werde. Und allerdings täuſcht uns dieſe Ahnung nicht; allerdings, meine Freunde, befindet ſich ein ſolches fremdartiges Element in unſerer bürgerlichen Geſellſchaft, es ſtöret und hemmet und läßt kein Gedeihen werden, wenn die Geſundheit hergeſtellt werden ſoll; wenn unſer Volk wahrhaft tüchtig, rein, edel, groß und mächtig werden will, dann muß es dieſen unſichtbaren Feind, der in ſeiner

Mitte weilt, der seine Kräfte aufzuzehren droht, der es entnervt, aufsuchen und verjagen. Wer ist aber dieser Feind? Wie heißt dies störende und fremdartige Element? Es heißt die Lüge.

Es liegt in der Unvollkommenheit der menschlichen Natur begründet, daß wir uns nur zu leicht vom Schein täuschen und hinreißen lassen! Wie Wenige sind weise genug, um dem Scheine nicht zu trauen, um das Wesen vom Schein zu trennen! Wie Wenige sind stark genug, dies bei sich selbst zu thun! Wir beginnen damit, daß wir uns selbst täuschen über uns selbst, und wir enden damit, daß wir Andere täuschen, oft wissentlich, oft nicht einmal freiwillig, und so haben wir plötzlich das Unnatürliche statt des Naturgemäßen, und statt sittlich freie Menschen zu sein, welche bewußt und groß die höchsten Zwecke der Menschheit zu erfüllen streben, sind wir dann nur allzuoft blos Knechte des Scheins oder, was dasselbe ist, der Lüge, und nützen unser ganzes Leben ab in steten Reibungen ohne andern Zweck und anderes Ziel als: um einen Augenblick an den anderen zu ketten und — diese Kette zu schleppen. Wie viele Beispiele könnte ich anführen, welche diese traurige Thatsache bezeugen! Fassen wir nur einen Fall heraus, wie er sich oft begibt, oft gar nicht beachtet wird! Wir gehen auf der Straße und sehen zwei Familien nach einem und demselben Vergnügungsorte hinwandeln, die Hausväter mit ihren Frauen und Töchtern; betrachten wir ihre elegante Kleidung, die Kostbarkeit der Stoffe, die Heiterkeit der Gesichter, so müssen wir glauben, daß sich beide Familien in ganz gleichen glücklichen Vermögensverhältnissen befinden; wer würde es für möglich halten, daß die eine Familie einzig und allein auf die nicht allzuhohe Besoldung des Hausvaters angewiesen ist, welche für diesen Aufwand der Frau und der Töchter nicht hinreicht, während die andere allerdings sich im Besitz eines bedeutenden Vermögens befindet, welches ihr diesen Aufwand gestattet. Unselige Macht des Scheins! Wie bethörest du den Minderbegüterten, eine Gleichstellung mit dem Mehrbegüterten im Aeußerlichen zu suchen! Schein! O lassen Sie uns ihn beim rechten Namen nennen! Er heißt Lüge, und die Lüge verderbt! Laßt uns dieser Familie, die

ſich vom Scheine bethören läßt, nur einmal nachfolgen, nicht etwa zu dem Luſtorte, nein nach Hauſe, wenn der Vater, ein braver Beamter oder Gewerbsmann, einſam um Mitternacht noch wacht und in tauſend Sorgen rechnet und die Probe ſeiner Rechnung nicht finden kann.

Laßt uns blicken in die dunkle Verzweiflung ſeines Herzens, wenn er ſich gezwungen ſieht, ein neues Anleihen zu machen, um den mahnenden früheren Gläubiger endlich wenigſtens theilweiſe zu befriedigen. Laßt uns dem Lebensgange dieſer Familie folgen bis zu dem Augenblick, wo dem Hausvater das Herz bricht! Welchen Erſatz gibt der Schein in dieſer Stunde? Erniedrigung, Scham, Verzweiflung, vielleicht den einzigen Weg des Laſters, der Schamloſigkeit, des moraliſchen Untergangs, um den Schein noch eine kurze Friſt länger dienen, um ein entweihtes Herz, einen entweihten Körper noch eine kurze Friſt länger mit eleganten Kleidern verhüllen zu können! Es iſt entſetzlich; ſo lohnt der Schein, ſo lohnt die Lüge! Dies ein einzelner Fall, ein einzelnes Beiſpiel aus dem alltäglichen Leben! All der Jammer, der darin liegt, — er iſt nichts gegen den Unſegen, den das Scheinleben und die Lüge in allen Schichten der bürgerlichen Geſellſchaft verbreiten. Begegnen wir nicht überall der Herrſchaft des Scheins, der Lüge? Ziehen wir nicht mit geſchmeidiger Höflichkeit den Hut vor den und Jenem, den wir in unſerm Innern haſſen und verachten, empfehlen wir uns nicht mit konventioneller Unterwürfigkeit ſeiner Wohlgewogenheit, weil wir wiſſen, daß er Einfluß und Macht hat, uns zu nützen oder zu ſchaden? Wir ſind in eine Geſellſchaft eingeladen, die Tochter des Hauſes trägt ein Tonſtück, oder irgend ein Gaſt trägt eine Dichtung vor; weder das Tonſtück und die Dichtung an und für ſich, noch die Art des Vortrages entſprechen unſerem Geſchmack, und gleichwohl überhäufen wir die Vortragenden mit Lobeserhebungen; wir verlaſſen die Geſellſchaft gelangweilt und verſichern der Hausfrau beim Scheiden doch unſeren Dank für die angenehme Unterhaltung, die wir genoſſen; nicht genug ſolcher Unwahrheit, wir beſchwichtigen uns ſelbſt darüber, daß wir ſie ſprechen, durch die Vorſtellung, daß uns die Pflichten der Artigkeit dazu zwängen! Und

wie oft handeln wir ganz ähnlich, nämlich unwahr, unredlich, wenn uns jemand um unser Urtheil über sein Werk fragt! Wir loben es ihm ins Gesicht, obwohl wir es innerlich tadeln, und beschwichtigen uns selbst durch die Vorspiegelung: daß wir dem Fragenden, durch einen Tadel, der doch nichts besser machen würde, nicht weh thun wollten! Jämmerliche mattherzige Sophisterei! Wie unendlich viel Schein, Täuschung und Unwahrheit walten überhaupt vor in unserem geselligen Leben, im Schriftthum, in der Erziehung, im Schulwesen, im Volksleben. Und wie viel Selbsttäuschung haben wir stets zur Hand, um das Vorhandensein von all der Unwahrheit mit hundert Scheingründen zu entschuldigen! Der Kaufmann preist uns eine geringe Waare als gut und entschuldigt sich bei sich selbst damit, daß er sonst sein Geschäft benachtheiligen würde. Der Kritiker preist ein schlechtes Buch in einem öffentlichen Blatte als gut, und entschuldigt sich bei sich selbst damit, daß er dem ihm befreundeten Verfasser nicht schaden oder ihn sich nicht zum Feinde machen wolle, oder weil er von demselben bei einer andern Gelegenheit wieder gelobt zu werden hofft. Der Hauslehrer von den Aeltern befragt, ob ihre Kinder Fortschritte machen, bejaht dies, obwohl gerade das Gegentheil der Fall ist; er spricht die Unwahrheit, um die Gunst der Aeltern und seine Stelle nicht zu verlieren, weil er die Schwäche der Aeltern und deren blinde Vorliebe für ihre Kinder kennt. Ja selbst in der Ehe ist so häufig blos Schein und Unwahrheit! Wie manche Frau spricht zu jedem Urtheil, zu jeder Handlung des Mannes unbedingt ihr billigendes Ja, und zwar nicht etwa bloß aus Furcht vor seinen Launen, vor seinem Eigensinn und Zorn, nein, wie häufig wirklich aus allzugroßer Liebe, weil sie es nicht über's Herz bringen kann, ihm durch eine ehrlich herausgesprochene entgegengesetzte Meinung weh zu thun. Ist aber dann, frage ich, die Ehe auch wirklich das, was sie sein soll, wirklich ein sittliches Verhältniß, eine Anstalt zu wechselseitiger Vervollkommnung, eine gegenseitige Durchdringung der Seelen, von denen eine die andere bilden und veredeln soll? O wie viele solcher Einzelfälle und Beispiele könnte ich noch anführen, und bedarf es für den denkenden Menschen erst einer längern

Auseinanderſetzung, um einzuſehen, daß, wo die Grundlage der Wahrhaftigkeit fehlt, jedes Verhältniß auch der Treue entbehrt und einen Keim von Unſittlichkeit enthält, woraus mit der Zeit die Früchte des Verderbens reifen? Sehen wir auf unſer Volk im Ganzen und Großen! Was könnte es ſein, wäre ihm nicht leider ſeit Jahrhunderten das Gift fremder Lüge eingeimpft worden! O dies Gift hat leider gewirkt, entnervend und lähmend, daß das Haupt des Volkes, einſt hochaufgerichtet, wie das Haupt eines Miſſethäters vor Scham und Scheu tief nieder ſich beugte. Können wir es uns verhehlen: dadurch iſt unſer deutſches Volk allmählig ſchwach und ſiech geworden, daß es ſeine edelſte Kraft, die für unſterbliche Thaten beſtimmt war, in armſelige Worte und Redensarten verzettelte, welche noch dazu gerade die Thaten, an deren Stelle ſie ſich ſetzten, parodirten. Das iſt die größte, verderblichſte Lüge, die zum Himmel ſchreit, daß eitle Selbſtgefälligkeit uns ein Scheinleben erſchuf, ein Traumleben; wir wiſſen alle, daß es ein Schein-, ein Traumleben iſt, daß wir zu Grunde gehen müſſen, wenn wir es fortſetzen, und — dennoch ſetzen wir es fort; Dinge, die erſt vollbracht werden müſſen, wenn wir eine Zukunft haben ſollen, ſetzen wir träumend als bereits geſchehen voraus; auf dieſer traumhaften Grundlage bauen wir phantaſtiſch weiter, und die nothwendige Folge iſt, daß uns mittlerweile das unbewachte heilige Feuer auf dem Herde erliſcht, daß uns der vernachläßigte Herd ſelbſt in Trümmer zuſammenſinkt. Sagen Sie ſelbſt, meine Freunde, wenn eben wir, die wir uns jetzt mit Gottes Hülfe endlich als deutſche Chriſten erneuet haben, wenn eben wir auf unſere eigene Vergangenheit zurückblicken, müſſen wir uns nicht geſtehen, daß auch wir Jahrelang ein ſolches Schein- und Traumleben geführt haben? War es nicht eine Lüge, wenn wir in die prunkvollen Redensarten von einem großen, einigen Deutſchland, in den Feſtesjubel darüber einſtimmten, während wir ſelbſt gleichſam nur als Fremde am eigenen Herde daſtanden und unſere himmliſchen Pflichten, ja die Heiligkeit der Treue zu Fürſt und Vaterland bedingt, beſchränkt, zum Theil vernichtigt wußten durch die Machtſprüche eines überalpiſchen Tribunals, das in dies ſogenannte einige Deutſchland mit unſichtbaren Armen hineingriff und Deutſche von Deutſchen ſonderte, Deutſche gegen Deutſche ſtellte? Weßhalb konnte dieſer un-

natürliche Zuſtand ſo lange halten und fortbeſtehen? Wer zwingt uns überhaupt, dem Schein zu huldigen und ein Element, welches die Familie, den Handel und Wandel, die ganze bürgerliche Geſellſchaft vergiftet, zu erhalten? Wer iſt denn der Gewaltige, der unſere Willenskraft niederhält, wenn unſere beſſere Erkenntniß uns vor der Dienſtbarkeit unter Scheinleben und Lüge erröthen macht? Dieſer Gewaltige, dem wir gehorchen, — offen herausgeſagt: es iſt die Feigheit. Nur die iſt's, die unſer Blut ſtocken macht, unſeren Blick trübt, unſere Glieder lähmt und unſeren Geiſt feſſelt, daß wir unfähig ſind, die Wahrheit zu ſprechen, nach der Wahrheit zu handeln, wahrhaftig zu leben, und ſo das höchſte Ziel zu erreichen, nämlich: wahre Menſchen zu ſein. Wie die Feigheit die Helfershelferin des Scheins und der Lüge, ſo iſt der Muth dagegen der edle treue Ritter der Wahrheit. Betrachten wir beide; die Feigheit macht uns verächtlich, indem ſie uns zu Sklaven des Scheins und der Lüge macht; der Muth adelt uns, denn er macht uns durch den Sieg der Wahrheit, den wir mit erkämpfen, ihrer ewigen Herrlichkeit theilhaftig. Werden wir zögern, welches von beiden wir wählen ſollen, wofür wir uns zu entſcheiden haben? Nimmermehr! Hatten wir einmal den Muth, den erſten großen Schritt zu thun, der Menſchenſatzung entſchloſſen den Rücken zu kehren, uns den lockenden weichen Armen der Syrene zu entringen, die uns ſo lange umſchlungen gehalten, und das ernſte heilige Antlitz der religiöſen Wahrheit zu ſuchen, — nun denn, ſo laßt uns auch den Muth haben, die Herrſchaft des Scheins und der Lüge in allen unſeren Lebensverhältniſſen, wo ſie ſich eingeniſtet, zu bekämpfen und auszurotten. Muth gehört allerdings dazu, das darf ſich Keiner verhehlen, Muth gegen die Macht aller derjenigen, welche die Wahrheit nicht hören wollen; aber dieſer Muth wird zur heiligen Zuverſicht; wenn wir daran denken, daß wir als Chriſten Demjenigen nachzufolgen gelobt haben, welcher den Muth der Wahrheit durch ſeinen Tod am Kreuze beſiegelt hat.

Wollen wir die Herrſchaft der Lüge bekämpfen, das Reich der Wahrheit ausbreiten, ſo müſſen wir bei uns ſelbſt beginnen. Wer von uns muß ſich nicht geſtehen, daß er ſich von der ſchmeichelnden Stimme der Lüge gerne täuſchen ließ? O des Menſchen Herz iſt nur allzuſchwach und entſchuldigt nur allzuleicht das Hinhorchen nach dem, was unſerer Eitel-

keit, was unſerem ſinnlichen Verlangen ſchmeichelt! Seien wir wahrhaft gegen uns ſelbſt; faſſen wir den rechten Muth dazu, und wir vermögen es dann. Stellt ſich unſerem ſinnlichen Verlangen ein Wunſch dar, der mit unſerer Pflicht im Widerſpruche iſt, und will uns die Selbſtſucht zuflüſtern: dieſe Handlung, die wir zu thun im Begriffe ſtehen, müßten wir vollbringen, weil unſer ganzes Lebensglück davon abhänge, — dann tritt du hervor, Muth der Wahrheit, und du ſegne ihn, ewiger Gott der Wahrheit, und gib ihm die Kraft, auf daß dieſer Muth uns laut zurufe: „Herz, du belügſt dich ſelbſt, ſchäme dich, freier Geiſt, dich der Selbſtſucht gefangen zu geben.“ Und wahrlich, horchen wir auf dieſe ernſte Stimme, dann ſiegt auch das jedem Menſchen angeborne Rechts- und Sittlichkeitsgefühl, und ſein Sieg, der uns adelt, erfüllt uns mit bei weitem ſüßerer Freude, mit bei weitem reinerer und länger andauernder, als das bloße Wohlbehagen iſt, welches uns die Befriedigung unſerer Selbſtſucht gewähren kann. Wie oft, wenn wir einen hohen und edlen Zweck vor uns ſehen und uns innerlich gedrungen fühlen, denſelben zu erreichen, wie oft glauben wir dann eine undurchdringliche Scheidewand von Rückſichten zwiſchen jenem Zweck und uns ſelbſt wahrzunehmen; wir ſagen uns und Andern: „Ja, dies Werk iſt edel, ich erkenne das, ich möchte es wohl fördern, ich fühle, daß ſeine Förderung meinen Anſichten, meinen Grundſätzen entſpricht, aber — ich bin an Rückſichten gebunden, welche mich jetzt noch hindern.“ Freund, der du dies ſagſt, wiſſe: du täuſcheſt dich. Welches ſind denn dieſe Rückſichten? Du antworteſt mir darauf etwa: Ein Freund, ein Verwandter, ein einflußreicher Gönner, welcher entgegengeſetzter Anſicht iſt, würde mir dann wohl zürnen, würde ſich von mir abwenden, würde mir meine Stellung verkümmern, meinen Verdienſt ſchmälern, wenn ich jenen Zweck fördern, jene Wahrheit bekennen, an jenem Werke mitſchaffen würde. Freund, der du mir oder vielmehr dir ſelbſt dieſe Antwort gibſt, faſſe doch den Muth und ſei aufrichtig, ſei wahr gegen dich ſelbſt. Denke: Du ſtehſt nicht vor Menſchen, ſondern vor Gott dem Allwiſſenden, und vor dieſem allein frage dich ernſt: Was iſt heilig, jener hohe Zweck, zu dem dich dein beſſeres Selbſt hinzieht, jene Wahrheit, welche du erkennſt, oder die Rückſicht, an welcher dein irdiſches Theil dich gefangen hält!? So frage dich, und nach der Antwort, welche dein beſſeres Selbſt dir gibt, handle, dann biſt du des Chriſtennamens

werth. Christen nennen wir uns; Christus selbst aber nennt uns nur dann seine Jünger, wenn wir durch freie schöne That unsere Heiligung erwirken wollen. Der Weg dazu geht aus von der Wahrhaftigkeit gegen sich selbst.

Haben wir aber den schönen sittlichen Sieg errungen, daß es uns unmöglich ist, gegen uns selbst unwahr zu sein, uns selbst zu täuschen, uns selbst zu belügen, — dann, meine Freunde, wird es uns auch unmöglich sein, gegen unsere Mitmenschen unwahr zu sein, und die Lüge irgendwo zu dulden, wo wir sie auf unserem Lebenswege antreffen und bekämpfen können. Denn wir wissen dann durch die Erfahrung unseres eigenen Herzens, daß die Lüge deßhalb so verabscheuungswürdig ist, weil sie so unnatürlich ist in der sittlichen Weltordnung; wir wissen, daß selbst durch die sogenannte Nothlüge nichts für die Dauer gerettet, daß nirgends ein fester sittlicher Halt auf solch ein Fundament gebaut werden kann, daß über kurz oder lang die Wahrheit als ewiges Wesen dennoch ihr Recht behaupten muß und daß alle Folgen des Scheins und der Lüge je fester sie ineinandergewoben sind, um so mehr das Netz des Verderbens bilden. Wie nur alles Sittliche naturgemäß ist und sich dauernd behauptet, so muß alles Naturwidrige als unsittlich sich in Nichtigkeit auflösen; das gilt im Kleinen und Großen, bei Menschen und Staaten, und wenn wir bei beiden diese Auflösung naturwidriger Zustände, jahre- oder jahrhundertlanger Lüge oder Selbsttäuschung auf gewaltsame Weise sich vollenden sehen, so giebt sowohl die Seelengeschichte des Selbstmörders als auch die Geschichte aller Staatsumwälzungen nur Zeugniß für die Lehre: daß Unwahrheit, Selbsttäuschung und Lüge ihr Gericht und ihre Verdammung von allem Anfang her in sich selber tragen. O möchten wir dies immerdar treu beherzigen, meine theuren Freunde! Lassen Sie uns geloben: sowie gegen uns selbst, so wollen wir auch stets und unter allen Umständen, unbekümmert um Gunst oder Mißgunst wahr sein gegen unsere Mitmenschen!

Seien wir aufrichtig gegen uns selbst und gestehen wir uns nur, daß es eine Thorheit oder eine Feigheit, oder beides zusammen ist, wenn wir dem Gedanken nachgeben: Es könne Umstände und Verhältnisse geben, in welchen man die Wahrheit nicht aussprechen dürfe. Es gibt keine solche Umstände, keine solche Verhältnisse, es giebt — füge ich hinzu, — keine Person, keinen Menschen von Fleisch und Blut, vor welchem

die Wahrheit zu verſchweigen, und erſt gar die Unwahrheit, die Lüge zu ſprechen, Pflicht, ja nur zu entſchuldigen wäre; — es wäre denn freilich, daß ſich einer als Sklave fühlte, aber Knecht iſt nicht der, der da dient, nicht der, der in Ketten geboren iſt, Knecht iſt nur der, der Knechtsſinn hat, und der iſt nicht werth, ein Menſch, ein Geſchöpf nach Gottes Ebenbild, ein Chriſt, ein Miterbe Jeſu Chriſti zu heißen. Für den ſittlich Freien giebt es keine irdiſche Rückſicht, die ihn zwänge, ſelbſt vor dem Feinde, der ſein Leben in der Gewalt hat wie eine Blume, die er zerknicken kann, die Wahrheit zu verſchweigen oder die Unwahrheit, gar erſt die Lüge zu ſagen. Geſetzt den Fall: ich bin arm, ich habe Weib und Kind, ich weiß, was ich ihnen ſchuldig bin, und will meine Pflicht gegen ſie auch redlich erfüllen; nun lebt mir ein reicher Verwandter, der mir all ſein Vermögen im Teſtament zugedacht hat, aber ſeine Ueberzeugung, z. B. ſeine religiöſe, iſt der meinigen geradezu entgegengeſetzt und er beharret darauf mit ſolchem Eigenſinn, daß er mich zu enterben droht, wenn ich die meinige nicht aufgebe. Oder ich wäre Beamter, ich wäre Soldat, und mein Vorgeſetzter, der eine der meinigen entgegengeſetzte Ueberzeugung hat, drohte mir, wenn ich die meinige nicht aufgebe, mit Zurückſetzung, mit Chikane, oder ich wüßte es, daß mir dieſe würden. Soll ich, in einem dieſer Fälle, wenn ich Stirn an Stirn ſtehe, wenn es ſich darum handelt, einfach zu ſagen: „Ja“ oder „nein“, ſoll ich, darf ich, aus Noth, aus dringendſter Noth mit der von mir erkannten Wahrheit zurückhalten, ſoll ich lügen, ſoll ich zweideutig beſchwichtigen, um jene Pflicht gegen Weib und Kind nicht zu verabſäumen? Wohl weiß ich, meine Pflicht gegen Weib und Kind iſt heilig; Gott hat mir beide anvertraut, Gott bin ich für ſie verantwortlich. Aber ich weiß auch: in dieſem ernſten Augenblick, da es ſich um Wohl und Weh meiner Familie handelt, da ich ſie und mich durch die ausgeſprochene Wahrheit vielleicht in Gefahr bringen, durch die Lüge vielleicht ihre Exiſtenz ſichern kann, in dieſem Augenblick, das weiß ich, ſieht Gott auf mich; Gott hört, was ich ſpreche, erkennt, was ich denke, wiegt gerecht beides gegen einander ab. Dieſer Allwiſſende iſt noch mächtiger als der Allermächtigſte auf Erden, von deſſen Laune oder Eigenſinn mein und der Meinigen Wohl und Wehe abhängen ſoll. Dieſer Allwiſſende hält mich und die Meinigen und

decket mich mit der Hand seiner Allmacht, und es kann meinem Weib und Kind und mir selbst kein Haar gekrümmt werden ohne den Willen des Allgütigen. So unterm Aug' des Vaters, ob auch all mein Wohl und Weh auf dem Spiele steht, sprech' ich die Wahrheit, wie jener große deutsche Mann zu Worms und sage: Gott helfe mir, Amen! So wollen wir also wahrhaft sein und die Wahrheit reden vor Freund und Feind, vor Mächtigen und Geringen, vor Vorgesetzten und Dienenden. Indem wir die Wahrheit muthig sprechen, zwingen wir selbst dem Feinde der Wahrheit Achtung vor ihr ab und ermuthigen diejenigen, welche den Muth, die Wahrheit zu sprechen, sich noch nicht eigen gemacht haben. Indem wir also selbst muthig die Wahrheit sprechen, unbekümmert um Gunst oder Mißgunst, tragen wir durch unser Beispiel dazu bei, daß das Reich der Wahrheit immer mehr Bürger gewinnt. O es ist schon ein hoher Gewinn, wenn die Menschen sich dran gewöhnen, die Wahrheit zu hören, wenn sie es nicht mehr wie ein Wunder anstaunen, daß ein einzelner furchtlos die Wahrheit spricht! Je mehr sie die Wahrheit reden hören, so mehr gewöhnen sie sich dran, daß sie selbst sie auch sprechen; je mehr werden sie einsehen, daß die Schminke auf den Wangen ein Gift und daß die gesunde Röthe der Unschuld tausendmal schöner ist; je mehr Wahrheit, gesprochen und vernommen und wieder gesprochen, so mehr Treue in der Familie im Handel und Wandel, im Staat; um so fester und allgemeiner die Achtung vor dem Gesetz, um so weniger Verbrechen und Verbrecher, um so sicherer die bürgerliche Gesellschaft und die Throne! Die Wahrheit wird euch frei machen, heißt es in der heiligen Schrift! Ja sie macht uns frei, uns Bürger, vom Wahn, vom Aberglauben, von der Unsittlichkeit, euch, Mächtige der Erde, macht sie frei von aller Gefahr, die euch durch die Aufhetzung zu Meuterei und Aufruhr droht, sie macht euch frei von Zwischenträgern und Jesuiten, sie macht euch frei durch die Treue; die Wahrheit, — Fürsten und Volk macht sie nicht bloß frei vom Ausland, sondern beide macht sie groß, stark, unbezwinglich, eins durchs andere, eins fürs andere. Darum laßt uns, die wir ein solches Vaterland haben wollen, ein glückseliges durch Treue, ein großes und starkes, in das keine fremde Macht wagen dürfe, nur mit dem Finger einer Hand hineinzugreifen und das zu sondern und durch Mißtrauen zu entzweien, was durch Vertrauen zusammengefügt worden, — laßt uns, die wir ein solches Vaterland haben wollen, handeln, wie der Apostel uns ausruft: „Leget die Lügen ab

und redet die Wahrheit!“ Soll dieß unſer Deutſchland, unſer heißgeliebtes Deutſchland eine Zukunft haben, groß und ehrenvoll, — ſie ruht auf der Wahrheit einzig und allein, und dieß iſt die Zeit, da wir berufen ſind, das Fundament der Zukunft auszumauern. Dafür dank' ich Gott aus voller Seele, und Sie alle thun es mit mir, daß wir in dieſer Zeit leben und die Aufgabe dieſer Zeit erkannt haben.

Laſſen Sie uns aber eine wichtige Seite dieſer Aufgabe nicht überſehen! Wir ſind in unſerer gemeinſchaftlichen Betrachtung darüber ins Klare gekommen, daß wir mit uns ſelbſt anfangen müſſen in der Wahrhaftigkeit und daß es heilige Pflicht iſt, unter allen Umſtänden gegen jeden Andern wahrhaftig zu ſein; nur ſo, ſahen wir ein, kann die Wahrheit im Geiſte Jeſu Chriſti ihr Reich auch bei uns im theuren Vaterland ausbreiten, kann durch ſie jede Segnung der Liebe und Treue ſich entfalten. Soll aber unſer Vaterland eine Zukunft haben, dann, meine theuren Freunde, laſſen Sie unſre heilige Obſorge darauf hinrichten, daß die Wahrheit ihre Heimath aufſchlage für alle Zeiten in unſerem lieben Deutſchland, daß ſie wie viel auch an Ungunſt der Verhältniſſe über Deutſchland in früheren Zeiten ergangen iſt, wie viel Liſt, Lüge und Untreue auch immerhin ſich in unſer Vaterland einzuſchleichen verſucht haben und noch verſuchen, daß doch die Wahrheit draus nie und nimmer vertrieben werden könne! Das wird und kann ſie nicht, wenn ſie von Geſchlecht zu Geſchlecht eingepflanzt wird in den Herzen! Darum wend ich mich jetzt zu euch, ihr Aeltern! Bedenkt: Gott überträgt euch die Zukunft des Vaterlandes. Von euch hängt es ab, ob wir eine durch Wahrheit und Sittlichkeit große, innerlich feſte, nach außen hin unabhängige und von aller Welt geachtete Nation ſein ſollen oder nicht! Ja, von euch hängt es ab. Die Aufgabe iſt ſchön, die ihr zu erfüllen habt, ſie iſt herrlich, ſie iſt aber auch nicht ſchwer. Euch liegt nur ob euere Kinder ſo heranzubilden, daß ſie unter allen Umſtänden die Wahrheit ſprechen, daß ſie es ebenſo wenig je ſcheuen, die Wahrheit zu hören, daß ſie immerdar der Wahrheit leben. Bildet ihr eure Kinder nicht ſo heran, dann, bedenkt dies meine theuren Freunde, dann iſt alles, was wir gethan, was wir errungen, was wir gelebt, — umſonſt. O Gott wie reichbegabt iſt dies deutſche Volk, wie auserleſen zum Allerherrlichſten auf Erden! Wenn es nur wollte! Wenn es nur abſchütteln wollte all den Schein und all die Lüge, die noch in ihm iſt, die ſchon ſoviel von ſeiner Kraft aufgezehrt! Wenn es nur wahr ſein wollte gegen ſich ſelbſt! Wenn es nur hinblicken wollte auf all das, was es noch zu vollbringen hat, ſtatt

ſich in ſelbſtgefällige Träume einwiegen zu laſſen, darin es ſich bereits mit der Krone der Vollendung erblickt! Darum nochmals! erziehen wir uns ſelbſt zur Wahrheit! Erziehen wir unſere Kinder zur Wahrheit! So erziehen wir unſer ganzes Volk zur Wahrheit und dann wird auch die deutſche Treue mehr als eine tauſendjährige Redensart ſein, ſie wird als die ächte Wahrheit unſeres Volks auch das kommende Jahrtauſend und alle Zeiten durchdauern, welche der Unerforſchliche unſerem Volk und Vaterland noch zumeſſen will. Dieſe Erziehung des ganzen Volkes iſt die rechteigentliche Erneuerung, in dem Sinne, wie der Apoſtel es meint, die Erneuerung in rechtſchaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit. Dieſe Erziehung des ganzen deutſchen Volkes zur Wahrheit, dieſe fort und fort zu vollbringende Wiedergeburt und Erneuerung iſts, woran gerade wir deutſche Katholiken insbeſondere mitzuwirken berufen ſind. An dieſem Werke kann ſich jeder von uns betheiligen, und jeder wird gleich ſegensreich dafür wirken, wenn er auch keine beſonders einflußreiche Stellung im Staate einnimmt. Denn dieſe große Volkserziehung geht nicht von oben hinab, ſondern von unten hinauf; ſie muß vollbracht werden in unſeren Verſammlungen, durch unſeren Gottesdienſt, in der Kinderſtube, in der Schule, auf dem Markt im Handel und Wandel, beim Gruß der Begegnenden, im heiteren Freundeskreiſe, im Dienſtverhältniß, im Schriftthum. Alle Adern des Volkes muß die Wahrheit durchkreiſen, alle Stände und Verhältniſſe muß ſie durchdringen und mit moraliſcher Geſundheit erfüllen. Und ſo laſſen ſie uns denn feierlich geloben, meine Freunde: Wir, deutſche Chriſten, die wir uns losgerungen von Rom, um ganz nur unſerm geliebten Vaterland anzugehören, wir, die wir uns losgeriſſen von Menſchenſatzungen, um die heilige göttliche Wahrheit des Chriſtenthums zu beſitzen und zu erhalten, wir wollen dem deutſchen Vaterland ein Volk ſein der Wahrhaftigkeit, wir wollen dem Vaterland ein wahres großes, edles Volk erziehen durch die Wahrheit; wir wollen es erziehen zu Muth und zu Kraft der Sittlichkeit. Verjüngt es ſich durch den ſittlichen Muth der Wahrheit zu einem Volk der Wahrheit, dann ſteht es feſt für alle Zeiten.

O, „die Unſterblichkeit“ unſeres Volks „iſt ein großer Gedanke und des Schweißes der Edlen werth!“ Stärk' unſere Kraft, Allmächtiger, durch die deinige, daß wir dieſe ſittliche Verjüngung des Volkes erwirken! und ſei bei deinem Volke jetzt und immerdar, du, aus dem alles Leben kommt und alle Wahrheit, in Ewigkeit! Amen!

6.

Der

Abfall vom Glauben.

Eine Rede,

gehalten

im Kreiſe chriſtlicher Brüder

von

Eduard Duller.

5/336

Wiesbaden.

Verlag der H. W. Ritter'ſchen Buchhandlung.

1831.

Kat.

Brüder und Schwestern!

Unter so manchen Vorwürfen, welche wir von Seiten unserer Gegner über uns hören müssen, kehrt der: **„die Deutschkatholiken seien vom Glauben abgefallen,"** wohl am Häufigsten wieder, und vielleicht hat schon den Einen oder Andern aus unserer Mitte ein gewisser Ton der Verachtung, womit man von ihm als einem „Abgefallenen" spricht, mehr oder weniger schmerzlich berührt.

So mancher unserer Brüder, der noch der alten Kirche angehört, möchte sich von seinem alten Freunde, welcher jetzt in unseren Reihen steht, nicht gerne trennen; er möchte, weil er ihn als einen wackren Mann schätzen gelernt hatte, in seinem bisherigen innigen Verhältniß zu ihm bleiben; allein plötzlich vernimmt er aus einem Munde, welchen er für untrüglich hält, die Warnung: „Hüte dich vor dem Menschen, der von seinem heiligen Glauben abgefallen ist; wie kannst du von ihm, der leichtsinnig seinem **angestammten Glauben** untreu wurde, Treue in der Freundschaft verlangen?"

So mancher Andere, der bereits seit vielen Jahren das Bekenntniß seiner Kirche nicht mehr zum Bekenntniß seines Herzens hatte, der bereits längst dieselbe religiöse Ueberzeugung, welche wir offen als die unsrige bekennen, im stillen Heiligthum seiner Seele trug, fühlt sich nun mächtig gedrängt, unserem Bruderbunde beizutreten; aber da tönt ihm der Ruf entgegen: „Wie? vom **Glauben** willst du abfallen? bedenkst du nicht, mit welcher Geringschätzung die Menge auf **den** blickt, der seinem **Glauben**, seinem **angestammten** Glauben abtrünnig wird! Bedenkst du nicht, daß deine Stellung im bürgerlichen Leben, daß dein Geschäft, daß dein Wohl und das deiner ganzen Familie durch deinen „Abfall vom Glauben" gefährdet wird? Die Noth wird als gerechte Strafe des Himmels über dich kommen; und wenn sie dich erreicht hat, glaubst du wohl, daß dann die Kirche ihren Almosenschatz für deine Unterstützung öffnen wird? Glaubst du, daß deine früheren Glaubensgenossen dir und den Deinigen beistehen werden?"

Die innigste Neigung verbindet zwei jugendliche Herzen, deren eines der alten Kirche noch angehört, das andere sich von ihr losgesagt hat. Sie wollen sich durch die Ehe für immer unauflöslich vereinigen. Aber es trennt sie plötzlich der strenge Ruf: „Hüte dich, dem Abgefallenen anzugehören, sonst bist du gleich ihm verloren." —

Solche, und noch viele andere ähnliche Reden erheben unsere Gegner über uns als „Abgefallene vom Glauben," und wahrlich: diese Bezeichnung hat schon gar viele der heiligsten Bande zerrissen, die den Menschen an den Menschen binden; sie hat schon manches Herz gebrochen und manches Elend heraufbeschworen.

In der That: der Gegenstand, um welchen es sich hier handelt, greift zu tief in's Leben ein, die Vorstellungen, welche man mit den Worten „Abfall vom Glauben" verbindet, können zu viel Unheil stiften, als daß es nicht der Mühe verlohnte, sich völlige Klarheit darüber zu verschaffen und zu verbreiten.

Lasset uns denn einmal die Fragen: „Was ist denn eigentlich Abfall vom Glauben?" und: „Sind die Deutschkatholiken vom Glauben wirklich abgefallen?" einer ernsten Betrachtung und Erörterung unterziehen! Es stehe dabei jenes schöne Bild vor unseres Geistes Blicken, welches Christus in den Worten aufstellte: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Schoße. Wer in mir bleibt, sowie ich in ihm, der wird viele Frucht tragen." (Joh. 15, 5.)

* * *

Die Religion, meine Brüder und Schwestern, ist dem Menschen eingeboren. Sie hat ihren Ursprung in seinem innersten Wesen; durch sie unterscheidet er sich vom Thiere und ohne sie wäre er nicht Mensch. „Der Mensch ist ja ein lebendiger Keim des göttlichen Wesens, fähig und bedürftig einer unendlichen Entwicklung und einer immer innigeren Vereinigung mit Gott. Die Anerkennung und Verwirklichung des göttlichen Wesens im Menschen aber — ist Religion. Gleichwie die Sprache, so ist die Religion die unwillkürliche Aeußerung und Bethätigung des inneren Lebens, die Selbstoffenbarung der geistigen Natur des Menschen. In der Religion hat er den ewigen Lebensgrund seiner Freiheit und Selbstheit, die ewige Feier und den seligen Genuß seiner Menschheit." Wohl mag bei einzelnen Menschen, sowie bei ein-

zelnen Völkern, das religiöse **Bewußtsein** minder klar entwickelt sein, als bei andern; wohl mag es bei Vielen nur noch in der Knospe der dunklen **Ahnung** verschlossen daliegen, oder es mag sich bei Andern nur erst in der bunten Vorstellung der **Einbildungskraft** träumerisch entfalten; oder es mag wieder bei Andern in der unbedingten Hingebung des Geistes an einen bestimmten **Verstandesbegriff** erstarrt scheinen, an ein bestimmtes Gebot. — Aber, so wie es seit dem Anfang der Menschheit noch kein Volk gegeben hat, das ganz ohne Religion gewesen wäre, so gibt es auch keinen einzelnen Menschen, der ganz ohne Religion wäre, und derjenige, der das von sich selbst behauptet, täuscht sich selbst. Ein solcher mag vielleicht keine von allen gewöhnlichen Erscheinungsformen der Religion haben; nicht entäußern kann er sich jedoch ihres Wesens. Vermöchte er sich zu entäußern des Glaubens an die Göttlichkeit des Geistes, so müßte er sich seiner selbst entäußern, er müßte aufhören, ein denkender Mensch zu sein. Mit andern Worten: **Kein Mensch ist im Stande, abzufallen vom Wesen der Religion selbst.**

Ist nun Religion von Anfang her in jedem Menschen und unaustilgbar, — was ist dann ferner der **Glaube?** Ist er bloß die dunkle **Ahnung** des Menschengeistes von etwas Höherem, das außer ihm sei und doch auch in ihm wirke? Ist er blos das mächtige **Gefühl** einer Abhängigkeit des Einzelnen vom Ganzen, des Zusammenhangs der Vernunft des Einzelnen mit der höchsten allgemeinen? Ist er bloß das ungelöste Räthsel: Wie kann die Freiheit mit der Nothwendigkeit versöhnt werden? Ist er bloß die bunte traumhafte Vorstellung der **Einbildungskraft**, welche die göttliche Urkraft in Natur- oder in Menschenbildern auffassen will? Ist er bloß die Selbstgefangennehmung der Vernunft unter den Gehorsam eines starren **Verstandesbegriffes** und einer derselben entsprechenden Bekenntnißform, eines bestimmten Gebotes? — Wohl nennt auch der Fetischanbeter, — wohl nennt auch der, der vor einem Götterbilde knieet, — auch der, der seine Götter durch blutige Opfer versöhnen will, — der die Gebote und Aussprüche seiner Priester für göttliche hält, — wohl nennen sie alle die dunklen, unvollkommenen Aeußerungen des religiösen Gefühls — **Glauben.** Allein der **Glaube** im wahren Sinne des Wortes ist etwas Höheres und Erhabneres, als ein bloßes dunkles Gefühl, als eine bloße Ahnung, als eine bloße traumhafte Vorstellung der Einbildungskraft, als ein bloßes

kindliches Fürwahrhalten deſſen, was nur ein Anderer als die Wahrheit bezeichnet, die ich nun ohne Nachdenken auch als ſolche annehmen ſoll. — Der Glaube im **ächten** Sinne des Wortes iſt die eigene freie Ueberzeugung von der Wahrheit, welche meine Vernunft, als der göttliche Theil in mir, zu ergründen berufen, befähigt und verpflichtet iſt, und welche ſie wirklich errungen hat.

Iſt das **Weſen** der Religion jedem Menſchen **eingeboren**, ſo kann der **Glaube**, im ächten Sinne des Wortes, als die **freie Ueberzeugung**, als die allerinnerſte **Errungenſchaft** jedes einzelnen Menſchengeiſtes, nicht etwas „Angeſtammtes" ſein, wie man zu ſagen pflegt; ſo kann ich auch nicht abfallen von ihm. Wohl aber kann meine forſchende und prüfende Vernunft in der Erkenntniß der Wahrheit vorwärts ſchreiten, und eine klarere Ueberzeugung kann ſich in mir aus der früheren unklaren Vorſtellung entwickeln. Das iſt nicht Abfall, nein, das iſt heiligſte Pflicht.

Wenn nun aber die alte Kirche von einem „angeſtammten Glauben" ſpricht, was verſteht ſie darunter? Verſteht ſie unter dem Glauben gleichfalls die freie, ſelbſterrungene Ueberzeugung der Vernunft von der religiöſen Wahrheit? Dann iſt das Beiwort „angeſtammt" ein Widerſpruch dagegen! Doch, ihr wißt, und auch die alte Kirche ſelbſt ſagt es ausdrücklich, daß ſie unter dem Wort Glauben vielmehr das unbedingte, prüfungs- und zweifelloſe Fürwahrhalten aller jener Begriffe, Lehren und Satzungen verſteht, welche ſie für heilig und ſomit für unwandelbar erklärt hat. Ja, ſie verlangt ſogar, daß der Menſch ſeine Vernunft, ſeine Ueberzeugung — ihren Lehren, welche ſie „Glauben" nennt, unterwerfen, daß er ſie, und nur ſie allein für wahr halten ſoll, auch wenn ſie ſeiner Vernunft geradezu widerſprechen. Im Gegenſatz zu der Innerlichkeit der freien Ueberzeugung iſt dieß durchaus nur etwas Aeußerliches.

Die freie Ueberzeugung läßt ſich nicht vererben. Sie, oder der innere Glaube, kann alſo für den Sohn und Enkel nichts „Angeſtammtes" ſein. Wohl aber kann das Aeußerliche der verſchiedenen Bekenntnißformen, der Kirchenlehren, der Kirchengebote und Kirchengebräuche vererbt werden; denn die alte Kirche, durch die weltliche Macht ſeit vielen Jahrhunderten beſchützt, beherrſchet ja das ganze Leben des Menſchen von der Wiege bis zum Grabe. Die Kirche nimmt ja ſchon das Kind, welches des Sprechens, des Denkens, des Wollens noch unfähig iſt, in ihre Ge-

meinſchaft auf; die Kirche verpflichtet dann die Jugend in einem Alter, wo ſie noch immer nicht im Stande iſt, ſich eine eigene freie religiöſe Ueberzeugung zu bilden, zur Erneuerung des Taufgelübdes, zum Schwur auf das Glaubensbekenntniß, kurz zur Unterwerfung unter den ſeit ſo vielen Jahrhunderten beſtehenden Kirchenglauben.

Und wenn nun die Jugend herangereift iſt zur Kraft und Sicherheit des eigenen Denkens, — wenn nun bei erlangtem Mannesalter die Vernunft ihre volle Selbſtthätigkeit begonnen hat und an alle die Kirchenlehren, die man der Jugend als „alleinwahren Glauben“ eingepflanzt hatte, den Maßſtab der Prüfung legt, — wenn ſie nun erkennt, daß ſo manche dieſer Lehren, die man der Jugend als Wahrheit in's Gedächtniß gelegt hatte, — Irrthum iſt, wenn nun der denkende Menſch ſeine **eigene, freie** religiöſe Ueberzeugung errungen, ſeinen innerſten Glauben ſich gebildet hat, und wenn dieſer mit dem öffentlichen Bekenntniß der Kirche, in welcher er geboren und erzogen worden iſt, mit ihren Lehren, Geboten und Bräuchen nicht übereinſtimmt, — was ſoll er dann thun?

Soll und darf er ſeinen innerſten Glauben, ſeine freie heilige Ueberzeugung verläugnen? Soll und **darf** er ſich damit begnügen, ſie bloß ſtill in ſich zu tragen, während er äußerlich das ſeiner Ueberzeugung gerade entgegengeſetzte Glaubensbekenntniß der Kirche abgelegt, welcher er durch den Zufall der Geburt angehört? Wäre dieß nicht Heuchelei? Würde er ſich dadurch nicht ſelbſt entwürdigen, nicht frevelu an dem Göttlichen, das in ihm iſt, an der Vernunft? — Kann ihn vielleicht der Zufall der Geburt und die Macht der Gewohnheit, — kann ihn wohl die Rückſicht auf irdiſchen Vortheil oder Nachtheil — entſchuldigen? Darf er wohl gar auf jenen Vorwurf der Menge achten, welche ihn eines „Abfalls vom angeſtammten Glauben“ bezüchtigt, wenn er, folgend dem göttlichen Lebenstrieb der Religion in ſeinem Innern, die heilige Ueberzeugung ſeiner Vernunft auch offen bekennt? Iſt es **wirklich** ein „Abfall vom **Glauben**,“ deſſen er ſich dadurch ſchuldig macht? Nein, es iſt nur eine Losſagung von einem **Kirchen**bekenntniß, von **Kirchen**ſatzungen, von **Kirchen**bräuchen, denen er durch den bloßen Zufall der Geburt zugetheilt war, und an deren Vernunftgemäßheit, an deren Wahrheit alſo, er als ſelbſtdenkender Menſch nicht mehr glauben kann. Wahrlich nicht

Abfall, sondern vielmehr die edelste Treue für die Wahrheit ists, es ist das herrlichste **Beharren** am **Wesen** der Religion, wenn er die Schalen wegwirft, weil er den fruchtbaren edlen Kern des Göttlichen gefunden hat.

So ist es uns Deutschkatholiken ergangen: Aus der unklaren Erkenntniß des Kindesalters sind wir auf die höhere Mannesstufe des freien Denkens gestiegen; der ewige Lebenstrieb der Religion, der dem Menschengeist eingeboren, hat sich in uns entwickelt und hat mit seiner Kraft jene Schalen des alten Kirchenthums zersprengt. Wir konnten in den Lehren und Bräuchen des alten Kirchenthums nicht mehr den entsprechenden Ausdruck für unsere innerste religiöse Ueberzeugung erkennen; und weil wir nicht Lügner und Heuchler sein wollten, darum sprachen wir unsere innerste Ueberzeugung auch offen aus. Ist nun das wohl „**Abfall vom Glauben?**" Ist das wohl „**Abfall vom Christenthum?**" — Nein, es ist nur das, was Johannes in jenen Worten bezeichnet, da er sagt: „der Vater (das ist der Gottesgeist) **reiniget** jedes Schoß an Christus, das Frucht trägt, damit es noch **mehr** Frucht trage." (Joh. 15, 2).

Nicht sind wir abgefallen vom **Glauben** an Gott und an Christus; — abgefallen sind wir nur von jenen Lehren der Kirche, welche wir nicht länger als wahr bekennen konnten, weil unsere fortgeschrittene Erkenntniß sie nicht mehr für wahr hielt. Abgefallen sind wir nur von dem Dienst der Gewohnheit, von all den irdischen Vortheilen, welche uns das längere Festhalten an den äußeren Formen der alten, reichen, mächtigen Kirche, gegen unsere innere Ueberzeugung, gewähren konnte. Wir erkennen die geschichtliche Berechtigung jeder religiösen Vorstellung für ihre Zeit an, aber nicht über dieselbe hinaus; wir erkennen das, was zu seiner Zeit Gutes und Heilsames in der alten Kirche war, gerne an, aber das 19te Jahrhundert ist nicht mehr das 9te; die Entwicklung des Menschengeistes ist seither weiter vorangeschritten und Manches, was damals lebendiger Glaube war für Geschlechter, die auf einer niedrigeren Entwicklungsstufe standen, erscheint dem Geschlecht, das auf einer höheren steht, nur noch als Aberglaube, und von dem sind wir abgefallen. Abgefallen sind wir vom Buchstaben, „der da (wie die Schrift sagt) tödtet" — aber nur um des Geistes willen, „der da lebendig macht." Abgefallen sind wir nur von der Geistesknechtung, um der Geistesfreiheit willen, womit uns Christus befreiet hat;

abgefallen sind wir nur von dem Glaubenshaß, den uns alte Kirchensatzungen befahlen, um der Liebe willen, die uns Christus als das erste und höchste aller Gebote verkündiget hat. Abgefallen sind wir allerdings von der ganzen mittelalterlichen Weltanschauung, weil sie nur noch wie eine mit Prachtgewändern geschmückte Leiche mitten in unserer Gegenwart steht; wir wollen aber nicht dem Tode gehorchen, sondern fühlen das gewaltige Gottesleben, welches alle Adern der Welt durchflutet, — wir fühlen Gottes **lebendige Gegenwart** im großen Herzen der Menschheit; wir fühlen den warmen Schlag des herrlichen Christusherzens im Schlag jedes Bruderherzens; wir schauen den erhabensten Gottes- und Menschensohn, wie er neuerdings lebendig unter uns wandelt und die Völker als seine Jünger um sich sammelt, um ihnen das ewige Evangelium der Menschlichkeit zu predigen. Mögen unsere Gegner dies immerhin — „Abfall" nennen, — ich nenne es nur ein immer näheres, immer innigeres, ächt religiöses **Hinanstreben zur Gottheit**, zu Christus! — Mögen unsere Gegner es uns als Unrecht auslegen; — ich nenne das Recht zum Fortschritt — das erste, angeborne, unveräußerliche Recht des Menschengeistes, der ja in der ganzen Weltgeschichte das göttliche Gesetz des steten Fortschritts vom Unvollkommenen zum Vollkommenen erkennt, wie uns denn auch Christus auffordert, dies Recht zu gebrauchen, wenn er spricht: „Werdet vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist." Mögen unsere Gegner das offene Bekenntniß unserer vorwärtsgeschrittenen Erkenntniß „Abfall und Sünde" nennen; — ich nenne es treue Pflichterfüllung.

O blicket auf das herrliche Vorbild dessen, der jenes angeborne **Menschenrecht** so großartig durch die treueste **Pflicht**erfüllung bethätigte! Als Jesus der herrschenden Priesterschaft seiner Zeit und den unwandelbaren Satzungen der Kirche seines Volkes voll göttlich-erhabenen Muthes entgegentrat, als er die ganze damalige religiöse Weltanschauung mit allem Aberglauben, mit allem Buchstabendienste, mit allem Lippengebete, als er die todte Werkheiligkeit, den unseligen Glaubenshaß verwarf, und die Weltversöhnung durch die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit und durch die thätige Bruderliebe verkündigte, — als er den Priestern zurief: „Wehe euch, ihr Schriftlehrer und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr übertünchten Gräbern ähnlich sehet, ihr Schlangen- und Natternbrut!"

— als er in den Tempel trat und, von heiligem Zorn durchflammt, die Geißel ergriff, um die Käufer und Verkäufer aus dem Hause Gottes zu treiben, das sie zur Mördergrube gemacht, — da sprachen die Priester auch von ihm: „Seht, der Neuerer, er ist **abgefallen vom angestammten Glauben** der Väter!“

Als Stephanus, voll der Kraft und Gnade des Herrn, auftrat, und den Glauben an Christus verkündigte, — da vermochten die Synagogenlehrer der Weisheit und dem Geiste, womit er predigte, nicht zu widerstehen und stellten Männer an, welche sagen mußten: „Wir haben ihn Lästerworte wider Moses und Gott reden gehört“, und so hetzten sie das Volk, die Aeltesten und die Schriftlehrer gegen ihn auf, als gegen einen „vom Glauben Abgefallenen.“

Als in Paulus, dem Schüler der Pharisäer, die Ueberzeugung von der Wahrheit der Christuslehre den Sieg über die pharisäische errang, als er freudig Jesum als den Christus bekannte, da hieß es auch von ihm: „er sei abgefallen vom Glauben.“ O, erhabener Meister, o du erster Blutzeuge, o du großer Apostel, ihr zeigtet uns den Weg der heiligen Pflicht, und — wir betraten ihn.

Indem ich hier von Paulus spreche, kann ich nicht umhin, einer merkwürdigen Stelle aus seinem zweiten Briefe an die Thessalonicher im zweiten Kapitel zu gedenken. Da schreibt Paulus: „Lasset euch von Niemand täuschen auf keine Weise; denn es muß erst der Abfall kommen, und der Mensch der Sünde, der Sohn des Verderbens sich zeigen (3), der sich Allem, was göttlich oder heilig heißt, widersetzt und sich darüber erhebt, so daß er sich selbst in den Tempel Gottes setzt und sich für einen Gott ausgibt. Es wird aber (so fährt Paulus fort) der Herr Jesus ihn vertilgen mit dem Hauche seines Mundes und zernichten durch seine glänzende Ankunft. — Gott wird mächtigen Trug kommen lassen, so daß sie der Lüge glauben, damit das Gericht über Alle ergehe, welche der Wahrheit nicht geglaubt, sondern an der Ungerechtigkeit ihr Wohlgefallen gehabt haben.“ (4, 8, 11 und 12).

Ja, bevor Christus in seiner vollen Herrlichkeit erscheint, das heißt: bevor sein erhabener Welterlösungsplan von **Allen** vollständig begriffen und verstanden werden kann; bevor er als **Weltrichter** das Weltgericht vollstreckt, das heißt: bevor **sein Geist, der der Wahrheit und der Liebe, allüberall** über die Lüge und die Selbstsucht siegen kann, welche die Welt beherrschten, — **mußte** der Abfall kommen, mußte der Sohn des Verderbens, der

ſich Allem, was göttlich oder heilig heißt, widerſetzt und ſich darüber erhebt, ſich ſelber in den Tempel Gottes ſetzen und ſich für einen Gott ausgeben.

Und iſt jener Abfall, welchen der große Apoſtel im Geiſte kommen ſah, iſt er nicht wirklich gekommen, der Abfall von der urſprünglich-reinen, ſo einfachen, ſo beſeligenden Lehre Jeſu Chriſti?

Blicket zurück auf die Jahrhunderte des Mittelalters mit ihrer Prieſterherrſchaft, mit einem Alexander VI. als angeblichem Stellvertreter Chriſti und Gottes, mit all ihrem kirchlichen Aberglauben. Das war der wirkliche Abfall vom ächten Chriſtenthum; denn es war der Widerſpruch gegen Chriſti Geiſt und Lehren. Und ragte dieſer mittelalterliche Aberglaube nicht bis in die neueſte Zeit herein? Sucht er ſeine Macht nicht neuerdings zu befeſtigen?

Jener Abfall, jene Entſtellung des Chriſtenthums, — o, er **mußte** kommen; er **mußte** eine ſo gewaltige Höhe ſeiner Herrſchaft und ſeines Stolzes erreichen; er **mußte** die gottverliehene, gottoffenbarende Vernunft ſo tief demüthigen; er **mußte** das ächtreligiöſe Gefühl ſo ſcharf verletzen, wie er's mit den Bannſtrahlen, mit dem Schwert der Glaubenskriege und mit der Brandfackel der Inquiſition wirklich gethan hat; er **mußte** das Alles — damit ſich das **religiöſe Gefühl** endlich mit der **Vernunft** verband, um den verlornen Geiſt Chriſti mit aller Sehnſucht zu ſuchen, und zwar anderswo, als in den Lehren und in den Verdammungsurtheilen der mittelalterlichen Kirche.

Sowie ſich aber das religiöſe Gefühl mit der **Vernunft** verband, da ward auch der verlorne Geiſt Chriſti wiedergefunden; da ging erſt die ganze Fülle und Herrlichkeit des Chriſtenthums, als neue Morgenröthe der Menſchlichkeit, über der vom Blute der Glaubenskriege feuchten Erde auf. Die kalten Herzen erwarmen wieder von ihrem Strahle, der die Geiſter erhellet, — und die Hände neigen ſich einander zu für jenen Bruderbund, welchen Chriſtus geſtiftet; ſie vereinigen ſich zur Vollendung des Erlöſungswerkes, welches Chriſtus begonnen, zur immer allgemeiner werdenden Befreiung der Menſcheit von Selbſtſucht und Haß; und immer herrlicher verklärt ſich Chriſtus als das Licht der Welt.

Das iſt „ſeine glänzende Ankunft", von welcher der Apoſtel Paulus ſpricht. Schon ſchauen wir ſie! Das **Wort der Weltverſöhnung** — das iſt der Hauch ſeines Mundes! Schon fängt das Eis davon zu ſchmelzen an, und ein neues Leben entfaltet be-

reits ſeine Keime und Blüthen. Das iſt jenes ewige Leben, von welchem Johannes ſpricht: es beſtehe darin, „daß ſie dich erkennen, der du allein wahrer Gott biſt, und den du geſandt haſt, Jeſum Chriſtum.“ — Ja: losgeriſſen haben wir Deutſchkatholiken uns von jenem mittelalterlichen Abfall von Chriſtus; aber eben um ſo inniger ſind wir nun verbunden mit Chriſtus im Geiſt und in der Wahrheit.

Wir fühlen uns als die „Schoßen ſeines Geiſtes“. Gereinigt hat der Gottesgeiſt durch die Vernunft das Schoß, welches Frucht trägt, damit es noch mehr Frucht trage. Wir dürfen die Worte des Meiſters auf uns beziehen: „Ihr ſeid bereits gereinigt durch die Lehre, die ich euch vorgetragen;“ — dieſe Lehre ſuchen wir ja eben in ihrer urſprünglichen Reinheit wieder zu ergründen, und nicht bloß für uns, ſondern auch für alle unſere Brüder wiederherzuſtellen, auf daß „wir in ihm bleiben, ſo wie er in uns, und viele Frucht tragen.“

Die Frucht aber iſt's, meine Brüder und Schweſtern, „wodurch der Vater verherrlicht wird, wodurch wir uns als Jeſu Jünger zeigen“, wie es bei Johannes heißt (15, 8). Iſt der Geiſt Chriſti in uns, wirkt er als die lebendige Kraft in unſerer Seele, dann lege die Frucht, die er aus uns hervorbringt, es lege nämlich unſer ganzes Leben Zeugniß davon ab.

Die Frucht unſeres Glaubens ſei das treue Beharren bei der Wahrheit, die wir erkannt haben. Kein Ungemach, kein Leiden, keine Verkennung, kein Vorwurf unſerer Gegner mache uns irre! Kein Vortheil, welchen man uns vielleicht in der Noth darbietet, verlocke uns, unſere Ueberzeugung zu verläugnen! Nur durch eine muthige Ausdauer beweiſen wir unſeren Gegnern, beweiſen wir allen jenen, welche noch gegen uns eingenommen werden mögen, daß die ernſteſte Handlung unſeres Lebens nicht ein leichtſinniger „Abfall vom Glauben“, ſondern eben nur die edelſte Ueberzeugungstreue iſt.

Die Frucht unſeres Glaubens ſei aber auch ferner unſere liebevolle Sorge für unſere Brüder, welche mit uns dieſelbe religiöſe Ueberzeugung theilen, und welche, von unſeren Gegnern als „Abgefallene vom Glauben“ bezeichnet, mit Kummer und Noth zu kämpfen haben. Mag die Unduldſamkeit, mag ein beſchränkter Sinn ſolche unſere Brüder leiden ſehen können, ohne zu gedenken jener ewig ſchönen Gleichnißrede Jeſu vom barmherzigen Samariter; — mag unſere Gemeinſchaft allerdings nicht die Mittel beſitzen, wie die über Mil-

lienen gebietende alte Kirche, um ihre Mitglieder zu unterſtützen, — — einen herrlichen Schatz hat doch jeder von uns, und dieſer Schatz iſt das brüderliche Mitgefühl für den, der um ſeiner Ueberzeugung willen in's Unglück kam oder im Unglück von früheren Freunden verlaſſen wird; — jeder von uns hat für ihn doch wenigſtens das milde Wort der Liebe und des Troſtes, das ihn aufrichtet; jeder hat doch für ihn das helle Auge der Treue, das nach Arbeit für ihn ſucht, wenn ſie ihm von der Unduldſamkeit entzogen wird, — das auf ihn blickt, wenn er krank darniederliegt, — das über ſeine Waiſen wacht, wenn der Tod ihn dahinrafft. Das ſei denn die ächte Frucht unſeres Glaubens! Sagen wir ja im 7. Satze unſeres Bekenntniſſes: „Wir glauben und bekennen, daß es die erſte Pflicht des Chriſten iſt, den Glauben durch Werke chriſtlicher Liebe zu bethätigen.“ Die Ueberzeugungstreue begründete unſere Gemeinde; die Liebestreue im Leben erweitere, erhalte und befeſtige ſie!

Doch dieſe liebevolle Fürſorge für den engeren Kreis, dieſe beſondere Pflichterfüllung ſei nicht die einzige Frucht unſeres Glaubens; dieſe ſei vielmehr die allgemeine, unausſchließliche, allverſöhnende Menſchenliebe, die da ſich freuet mit den Fröhlichen und mit den Weinenden weinet, die ſelbſt den Verfolgern nicht flucht, ſondern ſie ſegnet, (Paulus an die Römer 12, 15 u. 14) die da den Feind ſpeiſet, wenn ihn hungert, und ihn tränket, wenn ihn dürſtet, (Paulus an die Römer 12, 20). „Denn daran,“ ſo ſpricht Chriſtus (Joh. 13, 35) „daran ſoll Jeder erkennen, daß ihr meine Jünger ſeid, wenn ihr Liebe untereinander habet.“ Das ſind die Werke, welche Chriſtus meint, wenn er ſpricht: „Wer an mich glaubet, wird auch die Werke thun, die ich thue.“ (Joh. 14, 12) Wohlan, ſo laſſet uns dieſe Werke der Liebe an Allen, die da Menſchen heißen, ohne Unterſchied der Glaubensbekenntniſſe, thun; und dann werden auch unſere Gegner, die uns des „Abfalls vom Glauben“ zeihen, erkennen, daß wir wahrhaft an Chriſtus glauben, daß wir ſeine Jünger geblieben ſind, wenn wir auch aufgehört haben, den Satzungen der Kirche und den Geboten der Prieſter zu gehorchen.

Eine andere Frucht unſeres ächten Glaubens an Gott, den ewigen Geiſt, (Joh. 4, 24) ſei aber auch die heilige Achtung vor der Vernunft! — Dieſe Achtung laſſet uns im Leben an jedem Menſchenbruder bethätigen. Die Vernunft ſei uns heilig an

edem als die Krone der Menschheit, als die Offenbarung des göttlichen Geistes in der Menschenwürde! Wenn wir auf unserem Wege die religiöse Wahrheit suchen, o so lasset uns auch jeden anderen Weg, auf welchem unsere Brüder sie suchen, gerne anerkennen! Wenn wir für uns das erste und heiligste Menschenrecht verlangen, daß man uns nicht hindern solle und dürfe in dem offenen Bekenntniß unserer Ueberzeugung, so lasset uns auch jede fremde, wenn sie wirklich — Ueberzeugung ist, ehren. Wir haben ebenso wenig eine Pflicht, uns eine andere Ueberzeugung aufdrängen zu lassen, als wir ein Recht haben, die unsrige Andern aufzudrängen. Wir wollen die Wahrheit, die wir erkannt haben, allerdings verbreiten, weil wir ja sehen, daß sie hinwieder auch den Frieden und die Versöhnung verbreitet; — allein wir wollen nicht das Beispiel der mittelalterlichen Kirche nachahmen; wir wollen selbst den, welchen wir für im Irrthum befangen halten, nicht verdammen, wollen ihn nicht verspotten, wie jene jüdischen Priester Christum am Kreuze und jene christlichen Priester den edeln Huß, den Märtyrer für die Wahrheit, noch vor dem Gang zum Scheiterhaufen.

Eine Frucht unseres Glaubens, ein lebendiges Zeugniß für die Wahrheit unserer religiösen Ueberzeugung, sei ferner die sittliche Reinheit unseres Wandels! Wären wir wirklich „abgefallen" vom Glauben, vom Glauben an das ewig waltende Sittengesetz, dann würde man das wohl bald an unserer Sittenlosigkeit erkennen. Mögen denn unsere Gegner, mögen alle, die uns für Abgefallene halten, an der Sittlichkeit unseres Wandels erkennen, daß man der Ohrenbeichte und der priesterlichen Lossprechung, der Ablässe, der bezahlten Gebete und Meßopfer, der Wallfahrten und dergl. nicht bedarf, um gottgeheiligt, um ein tugendhafter Mensch zu werden, und um Christo mit vollster Inbrunst zuzustreben, welcher den Pharisäern gegenüber, denen er auch als „Abgefallener" vom alten Kirchengesetz galt, von sich sagen durfte: „Wer von euch kann mich einer Sünde zeihen?" —

Die Frucht unseres Glaubens sei der freudige Opfermuth, der für den Sieg der ewigen Gottgedanken auf Erden keine Entbehrung, kein Leiden, keine Verfolgung, ja selbst den Tod nicht scheut, der das Unglück überwindet und dem Tod und der Hölle auf Erden den Stachel bricht, wie Christus es gethan!

Die Frucht unseres Glaubens sei unsere göttliche Zuver-

ſicht auf die unſterbliche Macht des Geiſtes, von welchem Chriſtus ſprach, daß er die Menſchen „in alle Wahrheit führen und ihn verherrlichen werde“ (Joh. 16, 13—14.)! —

Die Frucht unſeres Glaubens ſei endlich jener Friede, von dem Chriſtus geſprochen: „Meinen Frieden laſſe ich euch, meinen Frieden gebe ich euch,“ (Joh. 14, 27) „damit **Alle Eins** ſeien, wie **du**, Vater, mit **mir** und **ich** mit **dir** Eins bin, daß auch ſie **Alle** durch uns **Eins** ſein mögen“ (Joh. 17, 21). — Das ſeien die Früchte unſeres Glaubens!

O laſſet uns den Vater verherrlichen nach den Worten Jeſu, dadurch, daß wir, wie es bei Johannes heißt, recht viele ſolcher Früchte unſeres Glaubens bringen! Laſſet uns bewähren, daß wir in Chriſtus bleiben wie Chriſtus in uns, — in Chriſtus, der da von ſich ſelbſt die großen Worte ſagen durfte: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater, denn durch mich.“ Iſt uns der Geiſt Chriſti die ewige Wahrheit, iſt er uns das Leben, iſt er uns der Weg, welchen der Menſch in ſeiner Sehnſucht nach Vereinigung mit der Gottheit einſchlägt, — dann ſei unſer Glaube auch die vollkommene Wahrheit im Leben, dann ſei unſer Glaube der Weg, auf welchem Menſch zum Menſchen ſich findet, auf welchem alle Menſchen als Brüder ſich erkennen und lieben!

Wenn dann unſere Brüder und Schweſtern, denen man uns als „Abgefallene vom Glauben“ bezeichnet, durch jene Früchte unſerer religiöſen Ueberzeugung, durch unſer ganzes Leben einſehen, daß wir nicht bloß im **Glauben** an die Liebe, ſondern auch in der **Liebe ſelbſt** beharren, daß wir die Vernunft als das Gotteslicht betrachten, durch deſſen Strahl immer mehr das Eiſesjoch zuſammenſchmilzt, unter welchem Menſchen als Knechte der Selbſtſucht und des Haſſes ſchmachten, — wenn unſere Brüder und Schweſtern das einmal **einſehen**, — dann werden ſie uns auch nicht länger als „Abgefallene vom Heiligſten“ geringſchätzen, ſondern ſie werden zu uns ſprechen: „Nicht vom Heiligſten, ſondern vom **Un**heiligen ſeid ihr abgefallen; und abfallen wollen auch wir von dem unheiligen, unſeligmachenden Wahn, der uns bisher von euch getrennt hatte; ja abfallen wollen auch wir von dem Wahn, daß der Werth des Menſchen von einem Beharren an dem todten Buchſtabenglauben der Väter abhänge, welcher der vernünftigen Ueberzeugung der Enkel widerſpricht.“ An unſere Herzen werden ſie ſinken

und zu uns sprechen: „Brüder, die Schranken fallen, welche zwischen uns aufgerichtet worden und durch die Macht der Gewohnheit so lange stehen geblieben. Wir treten zu euch! Auch uns sei der Glaube fortan die freie Ueberzeugung unserer Vernunft, und wir fallen dadurch nicht ab vom Heiligsten, sondern wir kehren bloß zurück in das allgemeine Heiligthum, in den großen allgemeinen Gottestempel, wo wir uns alle als Kinder Eines Vaters erkennen und lieben!“ —

O daß diese hehre Hoffnung sich erfülle! O daß der Glaube der Liebe — zum Glauben der Menschheit werde! Ewiger, dazu segne uns und Alle! Amen!

Druck der L. Ritter'schen Buchdruckerei in Wiesbaden.

4.

Das Erntefeſt.

Wiesbaden, den 14. September 1851.

Eine Rede,

gehalten

im Kreiſe chriſtlicher Brüder

von

Eduard Duller.

5/336

Wiesbaden.
Verlag der H. W. Ritter'ſchen Buchhandlung.
1851.

STADTBIBLIOTHEK
MAINZ
Kat

Gebet.

„Danket dem Herrn, denn er ist gnädig und seine Güte währt in Ewigkeit. — Halleluja!“

Ewige Liebe, Urquell alles Lebens, deine schöpferische Kraft schauen wir bewundernd und dankend in der Fülle des Segens, die du uns Menschen spendest durch die Hand der Natur. Deine Botin ist uns die Natur; deine Stimme vernehmen wir in all den Lauten, worin sie zu uns redet, — im Wintersturm, wie im Säuseln des Frühlings und im rollenden Donner des Sommers, und im herbstlichen Rauschen des welken Laubes, welches niederfällt von der gereiften Frucht; — in allen ihren Lauten verkündigt uns die Natur dein Walten, o ewige Liebe!

Dankend empfangen wir den Segen der Natur. O laßt, wenn wir mit menschenwürdiger Mäßigung uns daran erfreuen, entlastet der bangen Sorgen vor Mangel und Noth, — o lasst uns da auch der Brüder nicht vergessen, die da darben und in Thränen sitzen auf dem einsamen Lager, und nicht wissen, wie sie ihr und ihrer Lieben Leben fristen sollen.

Die Erde, in welche die Saatkörner eingesenkt wurden, deren reife Früchte wir jetzt schauen, — ob sie auch ungleich vertheilt sein möge an Reiche und Arme, — sie nimmt doch dereinst, als treue Mutter, Reich und Arm, Vornehm und Gering, **gleich**liebend wieder zu sich. Der Thau und der Regen, diese Freudenthränen, welche der Himmel auf die Erde nieder weint, — sie träufen auf das Feld des Armen wie auf das des Reichen, und erquicken gleichmäßig alle die zarten Keime. Die Sonne, welche die Blüte mit dem Kusse des Lichtes aufschließt und welche die Frucht reifet durch die Wärme, o sie breitet ihr Licht und ihre Wärme über Gerechte und Ungerechte aus; nicht keinen Unterschied macht sie für Christen und Juden, für Katholiken und Protestanten; — für **alle, alle** reift sie **gleichmäßig** die Fülle des **Segens!** O so laß uns, wenn wir dich in deinen Boten ahnen, ewige Liebe, — o so laß uns selbst

deine Boten für die Menschheit sein! — Die Natur, wenn sie unausschließlich deinen Segen reift, — sie beschäme uns Menschen nicht! Unausschließlich, wie sie, sollen und wollen auch wir den Segen geben, den wir empfangen, wollen wir Herzen und Geister befruchten, wie die Felder für uns befruchtet worden sind; und dieser Entschluß und die That der unausschließlichen Liebe, das sei unser Dankgebet! Amen!

Rede.

(Matthäus XIII., 1—11, ferner 18—30.)

Brüder und Schwestern!

Ein ernst freudiges Gefühl erfüllet uns in dieser Feierstunde.

Die Natur redet zu unseren Herzen in der Sprache des Segens; sie erzählt uns in dieser Sprache die geheimnißvolle Geschichte der Entwicklung des Lebens; indem sie uns die vollen Aehren darbietet, erinnert sie uns daran, wie einst das Saatkorn in die dunkle Furche hinabgesenkt wurde, gleichsam in sein Grab, sie sagt uns, wie darin seine Hülle — verwesen mußte und wie dann der Keim neuen Lebens sich in der Erdennacht unbemerkt bildete.

Wir gingen wohl an manchem Saatfelde vorüber und dachten dieses wunderbaren Geheimnisses nicht. Wir zürnten vielleicht in der Winterszeit gar oft dem rauhen Schneegestöber, weil es uns den Anblick der heiteren Himmelsbläue entzog! Aber siehe: aus diesen Millionen Schneeflocken hat die Mutter Natur eine warme Decke gewoben, um die zarten Kindlein, die sprossenden Halme vor dem tödtenden Odem des Frostes zu schützen! Und der Frühling hob dann mit seinen rosigen Fingern die weiße Decke auf und unter seiner Berührung verschwand sie wie ein Traumgebilde, und Tausende von grünen Halmen begrüßten dann froh, als wie aus dem Grabe erstanden, den neuen Tag. Von der mütterlichen Erde haben diese jungen grünen Halme den Nahrungsstoff empfangen, grade wie wir Menschen auch Alles, was wir zur Fristung und Entwicklung des Körpers brauchen, von der mütterlichen **Erde** empfangen; aber das **Licht** war es, dessen sie bedurften, um wachsen und gedeihen, um Alles, was sie von der Erde empfangen, in sich selber zu neuem

Nahrungsſtoff, zum Inhalt ihres flüchtigen Daſeins heranbilden zu können. Die Bildung des Kerns, welcher da Anderen zum Segen gedeihen und aus welchem die Pflanze ſich ſelbſt künftig erneuen ſollte — das war der Zweck ihres Lebens.

Und iſt es anders wohl beim **Menſchen**leben? Iſt nicht auch deſſen Zweck die Bildung und Entwicklung des **geiſtigen Kerns**, der da Anderen zum Segen gedeihen, und der da zugleich den Keim neuer Leben in ſich tragen ſoll? — Und iſt es nicht auch beim Menſchenleben das **Licht**, deſſen es bedarf, um reifen zu können? O wie die grünen Halme zum Licht hinanſtreben, ſo wendet ſich auch deine ahnungsvolle Seele, du ſchöne Jugend, zum Lichte empor! Es ſtrebt aber auch dein nimmer raſtender Drang, du entwickelter Geiſt, unaufhaltſam hinan zum Lichte, in deſſen Klarheit du mehr und mehr dich ſelber erkennen und des Inhalts bewußt werden willſt, welcher das Erdendaſein erfüllen ſoll! Und wie die reife Aehre das weiß gewordene, inhaltsſchwere Haupt ſenket, als bete ſie, dafür dankend, daß ihr Daſein durch Segen erfüllet ſei, — o ſo ſeh' ich auch dein Silberhaupt ſich ſenken, du Greiſenalter, freudig, daß das Leben wahrhaft vollbracht ſei, und ahnungsvoll ſchon neuen Lebens, ewigen Lebens ſinnend!

Weckt nun die Natur in der Sprache des Segens ein ſolches Verſtändniß in unſeren Herzen, ſo wirke dies Verſtändniß in uns auch fort, und das Erntefeſt werde uns in dieſer Feierſtunde auch zum Geiſtesfeſte. — Laſſet uns heute einer anderen Ernte gedenken, einer größeren, jener, von welcher der Apoſtel Paulus zu den Galatern (VI., 8.) ſpricht: „Wer für den Geiſt ſäet, wird vom Geiſte ewiges Leben ernten!“ Es iſt die Geiſtesſaat des Chriſtenthums mit ihren Schickſalen, ihrer Reife und Ernte, welche wir heute betrachten wollen.

Blicket hin auf das ferne Paläſtina. Einen heiteren Himmel in ſich abſpiegelnd, breitet ſich der klare See von Tiberias oder Genezareth aus; wunderliebliche Ufer mit Fruchtfeldern und ſchattenden Südbäumen und grünen Matten umſäumen ihn. An einem ſolchen Ufer ſchauet ihr zahlloſes Volk, dichtgedrängt, die Häupter und Herzen hingewandt nach dem See, ahnungsvoll, als ſchwebe der Geiſt Gottes über den Waſſern. Ja, es **iſt** auch der Geiſt Gottes, der von den Waſſern her zu ihnen redet; er ſpricht durch die geweihten Lippen des edelſten Menſchenfreundes. Kennt ihr ihn, den hehren, liebevollen Lehrer, der

auf dem Schiffe steht und zu der horchenden Menge spricht? — Es ist Jesus von Nazareth. Seine Schüler, die ihn umgeben, die Menge, welche seinen Worten lauscht, — erblicken in ihm den verheißenen Messias, den Erlöser des Volkes Israel, — und er ist auch der Messias, der Erlöser, aber nicht für Israel allein; nein für die ganze Menschheit will er's sein; die Wahrheit ist das Siegel seiner Messiaswürde, — die Liebe ist die welterlösende Kraft, die ihn bewegt, und die er aus seinem Herzen in das Herz der Menschheit überströmen will. Er blicket sich das Volk, die Schüler an, und nimmt voll Wehmuth wahr, daß sie die ganze Fülle und Erhabenheit seines Planes noch nicht zu fassen vermögen, nämlich die unermeßliche Bedeutung eines neuen Bundes zwischen Gott und der Menschheit, den er offenbart, — die Erlösung der Menschheit zum Bewußtsein ihrer Gottentstammtheit, ihrer Würde, ihrer Einheit, und dadurch zur Allbruderliebe, zum Frieden, zur Seligkeit, welche er begründet. Darum spricht er in einfach herrlichen Bildern davon, in jenen unübertrefflichen Gleichnißreden, welche uns in den Evangelien aufbewahrt worden sind. Er knüpft, ein sinniger milder treuer Lehrer, der gern zum Lernenden niedersteigt, an die **alten** Vorstellungen des Volkes Israel vom Messias, an die alten Hoffnungen auf die Herstellung eines Messiasreiches mit glücklicheren Zuständen, — eben daran knüpft Jesus seine Gleichnißreden an. Jenen neuen Bund der Alliebe, jene Harmonie des Göttlichen und Menschlichen, jene Herrschaft des ewigen Sittengesetzes, jene Verklärung des göttlichen Geistes in der Humanität, wozu er den Anfang gemacht, wofür er sein Leben hingibt — er stellt es dar im Bilde des Himmelreiches, er vergleicht dasselbe mit einer Aussaat, und sich selbst zeigt er dem Volke in dem einfach schönen Bilde eines Sämannes. Vorahnungsvoll, weissagend schildert er die Entwicklung, die Schicksale, die einstige Vollendung seines Werkes für die Menschheit in jenen Gleichnißreden, welche wir im 13. Kapitel des Evangeliums des Matthäus zusammengestellt finden.

Wir nennen Jesum von Nazareth den Christus, und wahrlich mit Recht. Aber durch Leiden und Tod mußte Jesus von Nazareth hindurchgehen, um für die ganze Menschheit erst zum Christus zu werden. Wir erblicken in ihm den Sämann, der die Saat des Geistes in die Menschheit gestreut; es bedurfte seines Blutes, freudig aus Liebe hingeströmt, um die Saat zu befruchten. Es bedurfte eines so thatsächlichen Sieges des Ewigen über das Zeitliche, wie

Er ihn errang, daß der Glaube an dieſen Sieg bleiben, daß der Glaube an den einmal auferſtandenen Chriſtus zum Glauben an den immerdar auferſtehenden Chriſtus werden konnte.

An Chriſtus glauben, — heißt glauben an den Gottesgeiſt und an ſeine Offenbarung im Menſchen, es heißt — glauben an die heilige Harmonie der Menſchheit mit Gott, und dieſer Glaube iſt's, der die Welt überwindet. Nicht etwa bloß durch die reinſte Sittenlehre, nicht etwa bloß durch den Ankampf gegen den Wahn und Aberglauben ſeiner Zeit, ſondern durch die Enthüllung jenes Geheimniſſes der höchſten gottmenſchlichen Harmonie und durch die Anweiſung an die Menſchheit, wie ſie alle ihre verſchiedenen Lebensſtimmen in dieſe eine Harmonie wirklich zuſammen zu leiten und ſie als ewigen Preisgeſang göttlichen Daſeins anzuſtimmen vermag, durch die Offenbarung des Gottesgeiſtes in der Menſchheit, — dadurch iſt Jeſus der Erlöſer der Menſchheit geworden, dadurch iſt er uns der Mittelpunkt der Weltgeſchichte, dadurch der Anfang der allgemeinen Weltverſöhnung, welche er zuerſt in und für ſich ſelbſt vollbracht hat; deßhalb iſt ſeine Saat, vom Blute des Sämanns auf Golgatha's Höhen getränkt, die Saat eines neuen Menſchengeſchlechts. Aber dieſe Saat mußte anderthalb Jahrtauſende in Stürmen ſich erhalten, kräftig heranwachſen und ſich ausbreiten, bis allmählig auch immer mehr und mehr Geiſter, bis endlich jemehr und mehr die Völker ſelbſt im Großen und Ganzen für das Verſtändniß jener Weltverſöhnung reif werden konnten. Die Saat Chriſti, der Inhalt des Chriſtenthums, mußte in der Menſchheit ſelbſt erſt **reifen.**

Und nun laßt uns, meine Brüder und Schweſtern, zurückblicken auf die lange Reihe von Jahrhunderten, die da verfloſſen ſind, ſeit die heiligen Lippen am Kreuze ſich mit den Worten des ſeligſten Bewußtſeins: „Es iſt vollbracht" ſchloſſen, ſeit das Auge ſich verdüſterte, welches den Himmel für alle Menſchenbrüder offen ſah, ſeit das Herz zu ſchlagen aufhörte, das dieſen Himmel ſchon hienieden in ſich trug. Er hat vollbracht, der gottbewußte Sämann, hat am Kreuze vollbracht. Betäubt ſtehen ſeine wenigen Getreuen, zerſtreut fliehen ſie von einander, welche ſo oft auf ſeine Worte gehorcht, ohne ihren Sinn ganz zu faſſen; es iſt, als könnten ſie nun einander in der Finſterniß nicht finden, womit ſein Tod all ihre irdiſchen Hoffnungen bedeckt. Da erſcheint er plötzlich wieder mitten unter ihnen, — der

Todtgeglaubte, — o wenn wir die Treue — den lichten Engel des Menſchenlebens nennen, dann hat ein ſolcher den Stein von der Grabespforte gewälzt. Ja, er lebt und fortan ſuchen die Jünger den Lebendigen nicht bei den Todten mehr. Nun iſt ihr Glaube felſenfeſt, daß er wirklich der Chriſtus, der Meſſias, der Heiland und Herr iſt — nun bekennen ſie ihn auch freudigmuthig als ſolchen, als den ewig Lebendigen. Zwar entzieht er ſich gar bald ihren Blicken von des Berges Höhen, — aber er bleibt ihnen in des Herzens Tiefen, geiſtig, unentreißbar, verklärt von heiligen Ahnungen. Er iſt ihnen der wunderbare Halt und Hort in aller Verfolgung und Noth; der begeiſterte Glaube an ihn wird ihnen zum thatkräftigen Glauben an ſich ſelbſt; und von ſolchem Glauben erfüllt, treten ſie nun gottesſtark der ganzen alten Weltordnung, welche in dem entarteten Römerthum den höchſten Ausdruck fand, treten ſie dem darin herrſchenden, die Menſchheit ſpaltenden Gegenſatz auf's Entſchiedenſte entgegen mit der frohen Botſchaft der allgemeinen Gotteskindſchaft und der Gleichberechtigung Aller zur Geltendmachung der Menſchenwürde und zur Seligkeit für jeden, der da Menſch heißt. Der Weltherrſchaft eines Volks durch blutige Gewalt über Alle ſtellte das Chriſtenthum — die Weltherrſchaft des Geiſtes, dem römiſchen Weltreich das allumfaſſende Gottesreich entgegen. Die alte heidniſche Weltordnung, dadurch in ihren Grundfeſten bedroht, bot Alles auf, um die junge Saat der neuen in ihren Keimen zu erſticken. — Die alte heidniſche Weltordnung mit ihren Kaiſern, unter denen ſich mehr als ein Nero befand, mit ihren Kriegern, welche auf die Schärfe des Schwertes pochten, mit ihren Prieſtern, welche durch einen prunkvollen Ceremoniendienſt die Verehrung von Göttern erhalten wollten, an welche das Volk und ſie ſelbſt nicht mehr glaubten, — dieſe alte Weltordnung der Selbſtſucht und der Entſittlichung, in ſich bereits erſterbend, raffte die letzten Lebenskräfte zuſammen, um die neue Weltordnung zu unterdrücken, welche in der jungen Saat des Chriſtenthums empor wuchs; ſie ſtellte dem Gedanken die rohe Gewalt, ſie ſtellte der Ueberzeugungstreue und der Willenskraft die Todesurtheile gegenüber; ſie warf die Chriſten wilden Thieren vor, welche ſie zerfleiſchten; — allein eben das Blut der erſten Chriſten, freudig hingegeben im Glauben an die Siegeskraft des Chriſtus-Geiſtes, es weckte Tauſende von Ueberlebenden zum Bewußtſein, zum Bekenntniß, zur Nachfolge; aus dem Blut der Unterliegenden erwuchs der Sieg des Chriſtenthums.

Ach, edle Saat des Geiſtes, und als du nun kräftig erwachſend daſtandeſt und hoffnungsgrün, da kam gar bald ein Winter, ſtreng und gewaltig, wie die Menſchheit nie einen gleichen geſehen; er kam mit ſeinem eiſigem Odem, der alles Leben zu verſtarren drohte, mit ſeinen Stürmen und ſeinen Schneeflocken. Das war der Winter eines neuen Prieſterthums. Die Stürme, die dieſer Winter erregte, waren die Kämpfe über Glaubensſätze; das Schneegeſtöber, womit er den Himmel verdunkelte, es war der Aberglaube; der eiſige Odem, womit er alles Leben erſtarren zu machen drohte, es war der Glaubenszwang und der Glaubenshaß.

Aber in der Weltgeſchichte muß das Böſe doch immer nur dem Guten dienen! Seht: eben jenes Schneegeſtöber des Aberglaubens, welches die Hierarchie über die Völker verbreitet hatte, damit ſie den klaren heiteren Himmel mit all ſeinen leuchtenden Gottes- und Menſchheitsgedanken nicht mehr erkennen ſollten, — eben jenes Schneegeſtöber des Aberglaubens, es mußte zur ſchützenden Decke werden für die junge Saat des Chriſtenthums. Wie ein weißes Leichentuch lag dieſe winterliche Decke des Aberglaubens über den Keimen der Welterlöſung; die Prieſterherrſchaft des Mittelalters wähnte ſchon, dieſe Keime ſeien erſtickt; ſchon errichtete ſie ihre neuen Altäre über dieſer Decke, ſchon brachte ſie Menſchenopfer auf dieſen Altären, ſchon wähnte ſie durch die geheimnißvolle Kraft des Blutes, das von den Altären auf die Schneedecke des Aberglaubens träufte, ihre Herrſchaft für ewige Zeiten gefeſtet zu haben. — Aber das Blut der geopferten Märtyrer, die da der Geiſtesknechtung und der Prieſterherrſchaft ebenſo opferfreudig entgegentraten, wie Chriſtus den Phariſäern ſeiner Zeit und wie die erſten Chriſten ihren Henkern, — dies Blut der Geiſteshelden und Wahrheitszeugen, es **durchdrang** die Schneedecke des Aberglaubens, es thaute hinab bis zu den Wurzeln der ächten Saat unſeres Meiſters, und es ſtrömte in ſie all die Lebens- und Geiſteskraft derjenigen, aus deren gottfreudigen Herzen es gefloſſen war. Ja, eben **unter** der Schneedecke des Aberglaubens, und **unter** den Schichten des vereisten Märtyrer-Blutes wurzelte die Saat Chriſti, die Saat der Erlöſung immer nur um ſo tiefer im Boden der Menſchheit. Die Prieſterherrſchaft des Mittelalters ahnte das nicht. Dieſe Eisdecke hielt ſie vielmehr für unzerſtörbar, für einen felſenfeſten Grund, und in ſolchem Wahne baute ſie ihren ſtolzen Herrſcherſitz darauf, Tempel und Zwing-

burg zugleich. Herrlich war er anzuſchauen mit ſeinen hochragenden Thürmen und Zinnen, mit ſeinen ehernen Thoren, welche des Prieſters Gnade den ängſtlich harrenden Völkern aufſchloß, wenn ſie vor der Schwelle auf jeden Zweifel, auf jede freie Thätigkeit der Vernunft verzichteten. Und wenn ſie dann eintraten in der hohen Hallen geheimnißvolle Nacht, nur erhellt durch die ewige Lampe und die flammenden Kerzen an den Altären, wenn der Weihrauchsduft, wenn die brauſenden Wogen des Glockenklangs und Orgelſchalls und Prieſtergeſangs ihre Sinne betäubten, wenn ſie fernhin blickten nach dem Allerheiligſten, wo ein dreifachgekrönter Greis im Prachtgewande ſtand, das von Gold und Silber und Edelſteinen funkelte, und wenn er hoch empor das geheimnißvolle Zeichen der Gnade hob, dann ſanken ſie in die Knier, übergoſſen von Schauern der Ewigkeit, dann ſtockte ihr Blut wie zu Eis, ſie wagten kaum zu athmen, nicht zu fragen; es war ihnen, als ſchwebte der ewige Gott ſelbſt, in eines Menſchen Hülle, dort inmitten der Weihrauchwolken über den Stufen des Hochaltares; und wenn ſie die zum Segen erhobenen Finger erblickten, ſo war ihnen ums bebende Herz, als müßten ſie anbeten; da war ihnen die ganze Erde da draußen mit aller Frühlingspracht und allem Lerchengeſang, mit allen Wonnen der Liebe und Ehe, mit aller friſchen Lebensluſt wie vergeſſen und verſchollen; erſchüttert und zermalmt breiteten ſie ihre irdiſchen Güter zu den Füßen der Prieſter hin, die als Stellvertreter Gottes, als Mittler, als Sündenvergeber vor ihnen ſtanden. Dieſe Prieſter, ſo glaubten die Völker hoffend, könnten ihnen die Pforten des Himmels öffnen, wo eine ewige Seligkeit für die Verzichtleiſtung auf die Freuden dieſer Welt, für die Verzichtleiſtung auf die irdiſchen Güter, für die Verzichtleiſtung auf das Familienglück, für den blinden Glauben an die Prieſter, für den unbedingten Gehorſam unter ſie reichlich lohne. — Dieſe Prieſter, ſo glaubten die Völker zitternd, könnten ſie in den Abgrund der ewigen Verdammniß, woraus keine Reue befreit, hinabſtoßen, wenn ſie zweifelten an den Lehren der Kirche, wenn ſie deren Gebote übertraten. Und ſie ſahen ja, die Völker, wie die Prieſter die angezündeten Fackeln zur Erde ſtießen, daß ſie erloſchen, und ſie hörten, wie ſie dabei in ſchauerlichen Formeln den Fluch ausſprachen über all die Verruchten, die es wagten, der Untrüglichkeit, der Alleinherrſchaft des Prieſterthums und der Geiſtesknechtung entgegen zu treten; die Völker ſahen wie die Prieſter die Könige ſalbten und ihnen die Kronen von den Häuptern ſchleuderten, wie ſie die Bande

des Eides zerriſſen und die Söhne im Namen des rächenden Gottes bewaffneten gegen Väter, welche der Zorn der Prieſter wie ein Blitz aus des Himmels Höhen getroffen hatte. Die Völker des Mittelalters, zuſammenſchauernd bis in's Mark vor des ewigen Todes eiſigem Hauch, glaubten an die übernatürliche Macht dieſer Prieſter über Leben und Tod, ſie glaubten, daß dieſe geheimnißvolle Welt der Kirche — der Vorhof der Ewigkeit, daß dieſe Lehre mit allen Flüchen — die Lehre Chriſti ſei. Wie konnten ſie denn dies Alles glauben? O, jene Prieſter hatten ja ausſchließlich die Erziehung der Völker in der Hand, und ſie erzogen dieſe vom erſten Keim der Denkkraft an nur zu dem Gedanken, daß das Denken über Religion und Kirche — ſündhaft ſei! O, auch jene ſtolzen Prieſter, welche die Völker durch den Buchſtabenglauben beherrſchten, glaubten; ſie glaubten wenigſtens an eine ewige Unmündigkeit des Geiſtes, an eine ewige Kindheit der Völker, an eine ewige Dauer ihrer Herrſchaft und jener Zwingburg, von welcher aus ſie die Völker Jahrhunderte lang beherrſchten. Aber dieſe Zwingburg war nicht auf dem Felſen der Wahrheit, ſondern auf der von Jahrhundert zu Jahrhundert dichter gewordenen Eisesſchichte des Aberglaubens erbaut.

Allein, das Leben der Menſchheit hat ſeine Jahreszeiten, wie das Naturleben, nur daß ſie länger dauern. Jener Winter konnte ein Jahrtauſend lang ausbalten; aber es kam doch ein Frühling; er kam vor dreihundert Jahren. Mir bebt das Herz vor Freude beim Gedanken, daß der erſte Strahl dieſes neuen Weltfrühlings aus dem flammenden Geiſte unſeres deutſchen Volkes entſprang. Er leuchtete aus dem Auge Luthers, da er in Worms vor Kaiſer und Reich todesmuthig ſeine Ueberzeugung bekannte und ſein Bekenntniß mit den Worten ſchloß: „Hier ſteh' ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen.“ Er leuchtete aus dem brechenden Auge Zwingli's, als er in der Schlacht bei Kappel den ſchönen Tod für das Bekenntniß ſeiner Ueberzeugung und für die Freiheit ſeines Vaterlandes von Rom ſtarb; dieſer neue Weltfrühling — er heißt die deutſche Reformation des 16. Jahrhunderts. Und ſeht: vor dem Hauch dieſes neuen Weltfrühlings fängt die tauſendjährige Eisdecke des Aberglaubens zu ſchmelzen an und donnernd erbebt in ſeinen Grundfeſten der darauf erbaute ſtolze Herrſcherſitz der Hierarchie; und wie vom langen Winterſchlafe erwacht, entfliehen die Völker aus den den Einſturz drohenden Hallen, in welchen ſie gefangen geweſen

waren, während ſie in der Nähe der Gottheit zu ſein gewähnt hatten; und die edelen Söhne germaniſchen Geſchlechts, die Niederländer, an ihrer Spitze ein Fürſt aus deutſchem Geblüt, deſſen Wiege in Dillenburg ſtand, der Naſſauer Wilhelm von Oranien, unſterblichen, geſegneten Andenkens, erringen in einem achtzigjährigen Heldenkampfe gegen die Weltmacht Spaniens die Glaubensfreiheit, und der ſchönſte Siegespreis derſelben iſt die religiöſe Alldulduug, die ſie auf ihr glorreiches Banner ſchreiben.

Und ſo wie dort, in den deutſchen Niederlanden, iſt die Eisesdecke des Aberglaubens, auch in vielen Gauen unſeres Vaterlandes, iſt ſie auch in den Ländern, wo andere Stammesbrüder germaniſchen Urſprungs wohnen, in England, in Schweden, Norwegen, Dänemark geſchmolzen vor dem Hauch des neuen Weltfrühlings; die wilden Waſſer der Partheiungen ſind abgeronnen in's Meer der Weltgeſchichte, und — die Saat Chriſti iſt friſch und herrlich wieder zu Tage gekommen.

Zwar konnte es jenem Winter gelingen, ſeine Herrſchaft noch in manchen Ländern, ach, und auch noch in vielen Theilen unſeres deutſchen Vaterlandes für längere Zeit zu behaupten; zwar konnte er die Eiſesdecke ſogar befeſtigen und ſtrebte ſeine alte Zwingburg allüberall wieder herſtellen, in neue Eiſesfeſſeln der Satzungen den religiöſen Wahrheitsdrang zu legen. Er wollte es, jener uralte Winter. Aber kann er's auch vollbringen? Nein! Seine Tage ſind doch gezählt! Nicht aufheben kann er ja das ewige Geſetz der Weltgeſchichte, das der ſteten Entwicklung der Völker zu immer höherer Bildung; **nicht** ungeſchehen kann er machen alle Fortſchritte der Wiſſenſchaften; nicht auslöſchen kann er den Beruf des deutſchen Volks aus dem Buche des Schickſals. Dieſem Berufe wird er erliegen, der Winter des Aberglaubens, der Geiſtesknechtung! Nicht vergebens hat ſeit einem Jahrhundert neuerdings und gewaltiger das Licht des Weltfrühlings aus euren Blicken geſtrahlt, ihr Helden des deutſchen Geiſtes, ihr erhabenen Denker unſeres Volks, du vor Allen, du zweiter Luther, unſterblicher Leſſing, Patriarch der deutſchen Geiſtesfreiheit, und du gewaltiger Kant, der du das Banner der Vernunft vom fernen Oſtſeeſtrande hinrauſchen ließeſt über alles deutſche Land, und du, edler Herder, du Prophet und Apoſtel des ſich erfüllenden Chriſtenthums, der Religion der Menſchlichkeit! Alles Licht, das euch entſtrömte, es ergoß ſich durch unſer Volk, und als nun der Winter des Aber-

glaubens vor sieben Jahren sein Siegesfest feierte in jener uralten Römerstadt an der Mosel, im Dom zu Trier, da erbebte dröhnend plötzlich auf's Neue die mittelalterliche Eisesdecke, getroffen von der Macht des Lichts, und an den Tag kam, von Tausenden und aber Tausenden deutscher Katholiken freudig begrüßt, jene ächte unverlorne **Saat Christi.**

In aller Schönheit der Vollendung, in aller Segensfülle liegt es nun vor unseren Blicken unermeßlich ausgebreitet da, das **Fruchtfeld** des Christenthums. Seht, sie **reift,** die Saat Christi, — im einzelnen Menschen als Bewußtsein seiner Gottentstammtheit, seiner hehren Würde; — sie reift, die Saat Christi, im Zusammenleben als Bewußtsein der Brüderlichkeit und der Gleichberechtigung; — sie reift, in den Völkern als Bewußtsein, daß sie alle zusammen nur eine einzige große Familie sind, dazu bestimmt, einander zu lieben und eins dem andern die Bildungsstoffe, die selbst gewonnenen, mitzutheilen, die von andern gewonnenen dafür für sich zu empfangen. — **Gereift** ist die Saat Christi in der Menschheit als Bewußtsein der **Humanität,** in welcher sich der göttliche Geist fort und fort als der selbstdenkende und allmächtig wirkende, als der wahrhaft heilige Geist der Menschheit offenbart.

Mag denn die Saat, welche Christus ausgestreut, immerhin nicht gediehen sein auf dem „Wege", wie es in der Gleichnißrede heißt, nämlich auf dem Wege, auf welchem der Glaubenswahn durch die Jahrhunderte schritt; mag sie nicht gediehen sein auf dem „Felsen", wie es in der Gleichnißrede heißt, nämlich auf dem sogenannten Felsen der mittelalterlichen Kirche, auf den kalten Steinen der todten Buchstaben und Satzungen, in welchem sie keinen guten Boden finden konnte; — mag sie immerhin nicht gediehen sein unter den „Dornen", wie es in der Gleichnißrede heißt, nämlich unter den Dornen der Selbstsucht und des Glaubenshasses; — **gediehen** ist sie dafür doch in jenem fruchtbaren Boden, von dem der Meister sagt, daß es der ist, „wenn jemand die Lehre anhört und versteht." Ja, gediehen ist sie im Boden des Geistes und da trägt sie auch Früchte; denn wer auf den Geist säet, der wird von dem Geiste ewiges Leben ernten. „Meine Worte, spricht Christus, sind Geist und Leben;" nun, meine Brüder und Schwestern, dadurch, daß wir im Christenthum endlich die allgemeine Menschheitsreligion des **Geistes** erkennen,

dadurch **wird** es uns zum **Leben.** Diese Verklärung des Christenthums aber zur allgemeinen Geistesreligion und diese **Verwirklichung** desselben als **Leben,** — das ist die **Ernte.**

Und wo sind die **Schnitter?** So fraget ihr wohl? — Allüberall, wo das Fruchtfeld erschienen, erheben sie sich. Sie schreiten hinaus, das Wort des Sämanns zu erfüllen. Jahrhunderte lang mochte das Unkraut des Aberglaubens und des Glaubenshasses, welches der böse Feind des Menschengeschlechts gesäet, unter der Saat der Wahrheit und der Liebe üppig emporwachsen; — erinnert ihr euch an jenes zweite prophetische Gleichniß des Herrn? Aber nicht konnte die gute Saat dadurch erstickt werden. Jenes Unkraut, es mochte wachsen, aber auch die Geister mußten wachsen, um zu ächten Schnittern **reif** zu werden. Denn eines ächten Schnitters Pflicht ist's nicht allein, ohne Wahl Alles zu mähen, was er auf dem Felde aufgewachsen findet; nein, prüfen muß er das Gute und das Schlimme; sondern muß er in freier sittlicher That das Heilbringende vom Verderblichen; vernichten muß er das Böse, und das Gute muß er nicht bloß sammeln und aufbewahren, sich selber zum Schatz und zur Lust, sondern auch ausstreuen muß er die gute Saat, auf daß sie sich vertausendfältige für künftige Geschlechter.

Wo die Schnitter sind? Sie sind auch hier; — ihr selber seid's! Sondert ihr selbst nicht schon in euren Herzen das Unkraut des Aberglaubens von der ewigen Ernte der Wahrheit; sondert ihr selbst nicht das Unkraut des Glaubenshasses von der Ernte der Alldulduug, der Allversöhnung, der Alliebe, die ihr als die Ernte des Geistes Christi erkennt? O laßt uns fortfahren, diese hohe Aufgabe zu erfüllen!

Aber laßt uns auch eine andere Pflicht nicht vergessen, welche uns obliegt. Fragt ihr: welche ist's? Auf, wackere Schnitter, — auch **Sämänner** müssen wir werden, Sämänner des Segens, den wir selber geerntet, darum Sämänner des ächten Christusgeistes, der ächten Christusliebe! Jenen Spruch, der uns erweckt: „Wer für den Geist säet, der wird von dem Geiste ewiges Leben ernten," o laßt uns ihn allen den Brüdern zurufen, die da den Segen des reifen Christenthums, der vor ihnen offen liegt, noch nicht erkennen. O senkt denn die Saat des Geistes in die Herzen eurer Kinder, ihr Aeltern; o senkt sie in die Herzen der Jugend, ihr Lehrer; o laßt uns, ihr Brüder allesammt, hingehen in

die Nacht des Elends, wo dem Verlassenen der sittliche Untergang droht, und die Saat der Menschenveredlung, die Saat eines menschenwürdigen Daseins streuen! O laßt uns kühn und freudig in die Nacht des Glaubenswahnes und des Glaubenshasses hineindringen und laßt uns die Saat **Christi**, die Saat der Wahrheit und der Liebe, die Saat der **Menschlichkeit** einsenken in die noch grabesdunklen Herzen; und gewiß: sie wird auch dort aufgehen, auch dort keimen und im göttlichen Lichte wird sie auch dort, wird sie immer mehr, allüberall endlich reifen zur Frucht der Weltversöhnung; und die erlöste Menschheit feiert dann einst gottbewußt und liebeselig, — das große Erntefest des wahren, des ewigen **Lebens!** Amen!

Schluß-Gebet.

Segne du, aus dem Licht, Leben und Liebe strömt, o segne du die Aussaat des Geistes, zu der wir berufen sind! Sie gedeihe, sie reife! Die Frucht dieser Saat, sie labe die Verschmachtenden, sie erkräftige die Schwachen, sie beselige die Trauernden! Sie sei das wahre Brot des Lebens allen Freunden, die sich lieben, sie sei's aber auch allen Feinden, die uns noch hassen; o sie sei's allen Völkern, die sich bekämpfen; o sie sei's der ganzen Menschheit, daß sie sich endlich als eine einzige Gottesfamilie erkenne, fühle und bethätige!

Segne, du Ewiger, aus dem Licht, Leben und Liebe strömt, segne die Schule, in welcher die Saat des Lichts, des Lebens und der Liebe in die jugendlichen Herzen eingesenkt wird; segne diese jungen Herzen, daß sie ein fruchtbarer Boden werden; segne die treue Hand des Lehrers, der die Saatkörner pflanzet!

Segne die Familie, daß sie der gute Boden sei, aus welchem der Friede erwächst! Dein Segen heilige die Ehe zum Saatfeld edlerer Geschlechter, heilige die Kindesliebe, heilige die Freundschaft, heilige die Gemeinde, den Staat! Dein Segen überwölbe unser Vaterland; dein Segen ruhe auf dem Scheitel unseres Volkes, daß es ihn, als das geweihte Volk des Geistes, zum Lichte erhebe, daß es, das Siegel der Macht und Herrlichkeit auf der Stirne tragend, hinwandle als der Sämann des Geistes und der Humanität;

Amen!

10.

Ewige Verdammniß

und

Alleinbeſeligung.

Eine Rede,

gehalten

im Kreiſe chriſtlicher Brüder

von

Eduard Duller.

5|336

Wiesbaden.
Verlag der H. W. Ritter'ſchen Buchhandlung.

1851.

Druck der E. Ritter'schen Buchdruckerei in Wiesbaden.

Kat.

Ewige Verdammniß und Alleinbeſeligung.

(Matthäus XXV. 31 – 46.)

Brüder und Schweſtern!

Wie ein ſchwarzgeflügelter Richtengel mit Poſaune und Schwert, ſo rauſchet jetzt die Predigt von der Verdammniß über die Gaue unſeres Vaterlandes dahin. Wo die Reformation des 16., wo die Wiſſenſchaft des 19. Jahrhunderts ihre Banner aufgepflanzt haben, da greift nun eine gewaltige Hand voll fiebriſcher Haſt nach ihnen, um ſie niederzureißen und in den Staub zu ſchleudern; wo Menſchen eines Stammes, einer Sprache, aber verſchiedener Glaubensbekenntniſſe, ſeit geraumen Zeiten friedlich neben einander wohnen, da ſchallt nun plötzlich eine Donnerſtimme in das Heiligthum des Hauſes, in der Freundſchaft geweihten Kreis hinein und fordert das Weib dem Manne, der Mutter die Kinder, dem Freunde den Freund ab; da baut eine unſichtbare Macht Scheidewände zwiſchen den Herzen auf, und von dieſen Scheidewänden laufen die Wege nach zwei Ewigkeiten auseinander; der eine führt in eine Ewigkeit der Alleinbeſeligung, der andere in eine Ewigkeit der Qualen *).

Fraget ihr: „Was kümmert das uns?“ Saget ihr: „Laßt die Predigt der Verdammniß immerhin von denen vernommen werden, welche ihr Glauben ſchenken; wir haben uns ja, auf anderen Bahnen wandelnd, ihr längſt entzogen?“

Freunde, nicht alſo! Eben weil wir uns ihr entzogen haben, eben weil wir ſie nicht gläubig annehmen, gilt das Verdammungsurtheil uns. Wir, eben wir ſind's, von denen das Wort geſprochen worden iſt, daß man „vor den Geſellſchaften der Gottloſen fliehen ſolle, wie vor dem Antlitz der Schlange“; **) und dieſe unſere Geſellſchaften — ſie ſind die Ehe, in welcher Mann oder Weib, ſie ſind die Familie, in welcher Aeltern oder Kinder, in welcher Brüder

*) In dem „Catechismo de Namur“ (Lüttich 1843, 3. Auflage) heißt es: „Nach dem letzten Gericht wird es nur mehr zwei Ewigkeiten geben, eine glückſelige und eine unglückſelige.

**) So ſpricht Papſt Pius IX. in ſeiner Encyclica vom 9. November 1846.

oder Schweſtern einander eben nicht um des verſchiedenen Glaubens willen, wie das Antlitz der Schlange, meiden wollen. Wir, eben wir ſind's, die man „Betrüger“ nennt, „welche da vorſpiegeln, die Menſchen könnten in jedem Religionsverbande die ewige Seligkeit erlangen.“ *)

Das Schweigen eines reinen Bewußtſeins würden wir einem ſolchen Vorwurf gegenüber einhalten, wenn bloß wir durch ihn zu leiden hätten. Aber dieſer Vorwurf und die Lehre, daß eine ewige Verdammniß alle diejenigen treffe, welche, „weil ſie die Kirche nicht zur Mutter haben, Gott nicht zum Vater haben“, ſie enthalten ſo viele Keime des Unfriedens in ſich, daß es unſere Pflicht iſt gegen alle Geiſter, welche durch jene Lehre verwirrt, gegen alle Gemüther, welche durch ſie zum Haß entzündet, zur Leidenſchaft oder zur Verzweiflung hingeriſſen werden könnten, daß es Pflicht der Bruderliebe iſt, dem Rufe des Apoſtels folgend: „Prüfet Alles und das Beſte behaltet“, die Behauptung einer „ewigen Verdammniß und Alleinbeſeligung“ ruhig und gründlich zu prüfen. — Nur Klarheit bringt Segen, wenn auch langſam, aber ſicher.

Klarheit denn zuerſt in uns! Klarheit aber dann auch aus uns übergeſtrömt in Alle, mit denen uns das Leben zuſammenführt; und überwunden wird dann der Sturm der Leidenſchaft, welchen die dunklen Mächte des Mittelalters heraufbeſchwören, errungen wird der Liebe der Sieg, den ihr der Haß im neunzehnten Jahrhundert nach dem Liebestode Jeſu Chriſti auf Golgatha wieder ſtreitig machen will. Klar zu werden iſt unſere Pflicht, um Andere klar machen zu können; und Andere klar zu machen, damit ſie mit eigenen Augen ſehen, mit eigenen Ohren hören, mit eigenem Verſtande denken, mit eigenem Herzen fühlen, mit eigenem Willen handeln, damit ſie den Himmel auf Erden ſchauen, die Stimme des Ewigen aus jedem Brudermunde wie aus der eigenen Seele Tiefen vernehmen, den ſüßen Frieden, wenn Brüder einträchtig unter einander wohnen, empfinden und wieder weiter verbreiten können, — das iſt unſere Seligkeit, zu welcher wir alle Kinder des Einen Vaters berufen glauben.

---

*) So heißt es in der Encyclica von Pius IX.: „Feindſelig gegen die katholiſche (nämlich römiſche) Religion iſt das erſchreckliche und ſelbſt dem natürlichen Licht höchlichſt widerſtrebende Syſtem von der gleichen Gültigkeit jeder Religion, wornach jene Betrüger vorſpiegeln, die Menſchen könnten in jeglichem Religionsverband die ewige Seligkeit erlangen.“

Betrachten wir zuerſt den Urſprung und die Entwicklung der Lehre von einer ewigen Verdammniß und prüfen wir dann, ob ſie dem von Chriſtus verkündigten Gottesbegriff entſpricht. Hieran reihe ſich unſer Entſchluß, zu handeln, wie Chriſtus gehandelt; denn nur dann ſind wir Chriſten!

I.

Der Gegenſatz zwiſchen Himmel und Hölle, zwiſchen ewiger Seligkeit und ewiger Verdammniß iſt ein Erbtheil derſelben vorchriſtlichen Weltanſchauung, nach welcher dem höchſten guten Weſen ein gleichmächtiges böſes gegenüber ſtehe. Die altperſiſche Lehre von Ormuzd und Ahriman ſtellte die Ahnungen einer ewigen Gerechtigkeit und Vergeltung nach dem Tode in folgenden dichteriſchen Schilderungen dar. Wenn die Seele den Körper verlaſſen hat, ſo gelangt ſie auf die ſchmale, ſchauererweckende Brücke des Gerichts, genannt Tſchinevad. Da ſitzen die gewaltigen Geiſterfürſten Seruſch, Raſchneraſt und Mithra, und ziehen die Seelen zur Rechenſchaft über all' ihre Gedanken, Worte und Thaten auf Erden. Die Seele nun, welche im Erdenleben dem Dienſte des Ormuzd, der Tugend und Vollkommenheit ſich geweiht, und noch im Todeskampfe das heilbringende Lebenswort „Honover" gebetet, wird würdig befunden, über jene Brücke einzugehen in den glänzenden „Gorotman", den Lichthimmel des Ormuzd; aus dieſem heraus ſchweben die heiligen ſtarken Seelen der Seligen, die ihn bereits bewohnen, der ankommenden Seele entgegen; die ſchmale Brücke erweitert ſich für ſie; jene geleiten ſie hinüber; die Pforte des Himmels thut ſich auf und Bahman, der erſte der ſieben höchſten Lichtgeiſterfürſten, der Stellvertreter des Ormuzd, erhebt ſich von ſeinem Goldthrone und heißt ſie willkommen in dem Aufenthalt des guten Weſens und aller Heiligen, wo der Vater des Uebels keine Gewalt mehr hat. Die Seele des Ungerechten aber, welche im Erdenleben dem Nacht- und Verderbens-Geiſt Ahriman gedient, wird nach dem Todtengericht auf der Schreckensbrücke Tſchinevad von Ahrimans böſen Geiſtern, den Dews, erfaßt und hinabgezogen in die finſteren Tiefen der Hölle „Duzakh", den Aufenthalt der Unſeligen, erfüllt von üblen Gerüchen, wo Qual ihr Loos und Fäulniß ihre Speiſe iſt. Wenn aber der Weltkampf, welchen Ormuzd und Ahriman ſeit Jahrtauſenden kämpfen, ſeinem Ende naht, dann beginnt die Auferſtehung der

Todten. Dann kommt der Erlöser Soſioſch, der Siegesheld; die Gerippe erhalten wieder Adern und Sehnen; ein Irrſtern ſtürzet nieder auf die Erde, und zerſchmelzend in ſeinen Gluten wird ſie in den Duzakh hinabſinken, aber geläutert durch den Glutſtrom wird ſie neu und herrlich aus den Flammen hervorgehen; ja ſelbſt Ahriman und ſeine Genoſſen all', die Dews und die Böſen, werden darin geläutert und bekehrt, um fortzuleben im reinen Glück des Guten und in des göttlichen Urlichtes ewiger Seligkeit.

Dieſe altperſiſchen Vorſtellungen brachten die Juden aus der Verbannung, wo ſie dieſelben kennen gelernt, in die Heimath mit, und prägten ſie in ihrem Volksglauben eigenthümlich aus. Sie dachten ſich von nun an den Aufenthalt der Frommen und Gerechten nach dem Tode im Himmel Jehovah's, im Paradieſe, bei den Engeln und Heiligen, — jenen der Böſen aber in dem Abgrund Gehenna, welchen Jehovah's Widerſacher, der Satan, mit ſeinen Geiſtern bewohne; das Loos der Erſteren ſtellten ſie ſich als einen ruhigen, ſchmerzloſen Zuſtand, das der Letzteren als namenloſe Qualen vor. Dreimal kommt, nach rabbiniſchen Vorſtellungen, der Menſch in's Gericht, alljährlich am Neujahrs- oder Poſaunentag, da werden die Poſaunen geblaſen, um Satans Anklage gegen die Israeliten vor dem Throne Jehovah's zu vereiteln, dann ſogleich nach der Beerdigung, bei welcher gleichfalls Poſaunen geblaſen wurden, zum tröſtenden Sinnbild der Auferweckung aus dem Tode, und endlich am jüngſten Tage, wenn der Herr ſelbſt, wie der Prophet Sacharja (9, 14) verkündigte, die Poſaune blaſen und einhertreten werde, wie das Wetter vom Mittag.

Als Jeſus von Nazareth auftrat und die frohe Botſchaft von dem Vater, als deſſen Sohn er ſich bekannte, und vom Himmelreiche verkündigte, deſſen Alle theilhaftig werden ſollten, welche ſich ſelbſt und ihre Brüder als Gotteskinder erkennen wollten, — da redete er „gewaltig", wie es ſo bezeichnend in der Schrift von ihm heißt. Auf jede altvolksthümliche Anſchauung, welche er vorfand, pflanzte er das Auge der neuen Gott- und Welterkenntniß, und wie der Gärtner, der den Baum veredelt, das eingeſetzte Auge ſorglich umwindet, ſo bediente er ſich der Gleichniſſe, um den veredelnden Keimtrieb ſeiner Lehre mit dem Lebensmark ſeines Volks zu verbinden. So nahm Jeſus denn auch die volksthümlichen Vorſtellungen von Paradies, Hölle und letztem Gericht zum Stoff für eine Gleichnißrede, welche in ihrer großartigen Auffaſſung und erſchüttern-

den Wirkung unübertroffen dasteht. Da erscheint er selbst, im Glanze seiner Herrlichkeit am Ende der Tage wiederkommend als Weltrichter, der die Guten und die Bösen sondert und ihnen das Urtheil spricht. Was aber ist des Bildes Sinn? Was ist der sittliche Kern der erhabenen Gleichnißrede? Es ist der große, ewig wahre Gedanke, daß der selige Liebesdienst, dem geringsten Menschenbruder erwiesen, der einzig würdige Gottesdienst ist, und daß die Liebesthat in sich selbst die Seligkeit, die Selbstsucht in sich selbst die Verdammniß trägt.

Schwerlich haben Jesu unmittelbare Jünger auch diese Gleichnißrede des erhabenen Meisters völlig verstanden; denn sie hofften ja, wie wir wissen, auf seine darin geschilderte Wiederkunft in der Herrlichkeit, welche sie buchstäblich als eine sichtbare annahmen, während er selbst sie nur als eine geistige verheißen hatte. Gewiß ist es, daß die Nachfolger der Jünger, die späteren Geschlechter der Christusbekenner jene Gleichnißrede ebenso nur streng buchstäblich für wahr gehalten haben; die Geschichte belehrt uns ja, wie viele Jahrhunderte hindurch die Christenheit voll Grauen das Ende der Welt erwartete, womit die Wiederkunft Christi zum Weltgericht erfolgen sollte; die sogenannten „Advent"sonntage bezeugen noch heute diese uralte Erwartung, denn der vierte Adventsonntag ist eingesetzt zur Mahnung an die vierte Ankunft Christi, an die zum Weltgericht.*) Aus diesem strengen Festhalten an den bloßen Buchstaben der großartigen Gleichnißrede Jesu, die wir im Evangelium des Matthäus XXV, 31—46 aufgezeichnet finden, aus der streng buchstäblichen Fürwahrhaltung der Schlußworte: „Und sie (die Bösen) werden in die ewige Pein gehen, aber die Gerechten in das ewige Leben", entstanden nun die mittelalterlichen Glaubenssätze, welche wir noch heute in dem römischen Katechismus aufgestellt finden, daß „das ewige Leben eine vollständige Glückseligkeit der Seele und des Leibes, und daß dies das höchste Gut und Endziel sei, welches wir dadurch erreichen, daß wir in der Kirche sind" (S. 63); daß ferner „die Auferstehung der Verdammten, d. h. derjenigen, welche außerhalb der Kirche sind oder von ihr nicht die Nachlassung ihrer Todsünden erhalten haben, nur dazu stattfinde,

*) Der erste Adventsonntag bezieht sich auf Christi erste Ankunft im Fleische (die Menschwerdung des göttlichen Worts, Logos), der zweite auf die zum Tode der Seinigen, der dritte auf die zur Zerstörung Jerusalems.

um immer gequält zu werden, (S. 90), daß endlich „die Verdammten in der Hölle, obgleich sie leben, weil sie nie aufhören verzehrt zu werden, und immer an das Feuer und die Qualen gebunden sind, ewigen Tod haben“ (S. 66 u. ff.). Das ist die Glaubenslehre des Mittelalters, welche sich in unseren Tagen wieder in ihrer ganzen unbeugsamen Strenge geltend machen will. „Seht (so liest man in den „geistlichen Uebungen“ der römischen Jesuiten*)) „seht dort in der Hölle unendlich viele Verdammte, begraben in jenen Abgrund, aufgeschichtet wie Brennholz, — seht ihre verzweifelten Rasereien, — seht die unzählbaren Dämonen als erbarmungslose Henker die Verdammten verhöhnen; — hört das Heulen, Schreien und Lästern gegen Christus und alle Heiligen, — das Gelärm eines unermeßlichen Volkes, welches lebendig verbrennt, — die Verwünschungen, die Jeder wider den Andern schleudert, weil Einer des andern Qualen steigert, — die Flüche Aller gegen ihre Eltern, Freunde und sich selbst, die entsetzlichen Lästerungen der Verdammten und Dämonen gegen Gott und Christus und gegen alle Heiligen, aus Verzweiflung darüber, kein Erbarmen zu finden, — riechet den pestilenzialischen Gestank der Hölle, welche in Mitten der Erde**) ein Pfuhl für allen Unflath der Welt ist, — kostet die heißen bitteren Thränen, die aus dem Auge der Verdammten strömen und deren beißende Schärfe ihr Antlitz zernagt; — zum Trank werden sie haben — Drachengalle, Schlangengift, siedendes Pech, glühenden Schwefel, — statt Speise Wermuth und Harz zwischen den Zähnen, — fühlet endlich jenes Feuer, welches die Seelen verbrennt; Gott hat es angezündet in seinem Zorn***) zum Werkzeug für seine fürchterliche Rache†). Es enthält in sich alle Qualen, welche die unbarmherzigste Grausamkeit††) erfinden konnte oder kann. Aber wie viele sind verdammt, weil sie nicht an dich, Jesus Christus, geglaubt. Und bin ich nicht unter so vielen Unglückseligen, so ist's ganz deine Barmherzigkeit, die mich im Schooß der heiligen Kirche geboren werden ließ und mir den Glauben eingeflößt!“

---

*) Welche noch heute im röm. Jesuitenkollegium gebraucht werden. (S. 1—15.)

**) „L'inferno cioé una vastissima concavità nel centro piu intimo della terra“. (Esercizio I, Seite 5.)

***) »Furore.«

†) »Vendetta.«

††) »La crudeltà piu spietata« heißt es in der italienischen Urschrift.

Ewigkeit! Ewigkeit der Qualen! Kein Erbarmen, keine Gnade für alle Reue! Endloſe Verzweiflung! Nur die Kirche, nur Eine Kirche kann den Freibrief ausſtellen, der vor ewiger Verdammniß ſchützt, und nur der unbedingte Gehorſam unter jener Einen Kirche, alſo auch das Verdammen der Brüder, wenn die Kirche ſie verdammt, iſt der Preis, für welchen ſie ihren Freibrief ausſtellt! Wie mild war jene altperſiſche Weltanſchauung, wie troſtreich, wenn ſie ſelbſt eine endliche Erlöſung des Nachtgeiſtes, eine Läuterung und Verklärung deſſelben im Lichte annahm, — gegen dieſen Glaubensſatz!

Ein ſchwaches Gemüth erzittert vor ſolchen Schilderungen göttlicher Strafgerichte. Furchtbarer Gedanke, daß Millionen von Menſchen, welche vor Chriſtus gelebt, daß unter ihnen ſeine edelſten Vorläufer, die weiſeſten und beſten Verkündiger reinerer Gottheitsbegriffe, die hingebungsvollſten Menſchenbildner, — daß Millionen von Menſchen zu ewigen Qualen verdammt ſein ſollen, welche, ohne ihre eigne Schuld, nie etwas von Jeſus Chriſtus vernahmen oder vernehmen, und ebenſo Millionen anderer, Millionen proteſtantiſcher Chriſten, welche ihn zwar kennen und ehren und nach ſeinen Geboten wandeln, welche aber zufällig nicht im Schooße der Kirche geboren wurden, außer welcher es, nach ihrer Behauptung, kein Heil gibt!

Und wenn wir nun die griechiſche Urſchrift unſerer heil. Bücher aufſchlagen, wenn wir darin die Worte, welche man mit „Ewigkeit“ und „ewig“ überſetzte, die Worte *αἰων* und *αἰωνιος* leſen, und wenn wir uns aus anderen Stellen, in welchen ſie vorkommen, wenn wir aus jedem griechiſchen Wörterbuch uns überzeugen, daß jene Worte *αἰων* und *αἰωνιος* eigentlich nur den Begriff von Zeit ausdrücken, und zur Bezeichnung bald eines beſtimmten längeren Zeitraumes wie z. B. Leben, Menſchenalter, Menſchengedenken, bald einer Zeit von unbeſtimmter Länge gebraucht werden, — dann erfaßt uns Entſetzen bei dem Gedanken, daß ſich durch eine willkürliche Ueberſetzung, welche jenen griechiſchen Worten *αἰων* und *αἰωνιος* den Sinn: endloſe Zeit, Ewigkeit beilegte, ſich ein Glaubensſatz von ſo unerbittlicher Strenge begründen konnte, ein Glaubensſatz, deſſen Gewicht ſchon ſo manches ſchwache Herz erdrückt hat!

Wir blicken zurück auf die Jahrhunderte, in welchen dieſer Glaubensſatz ohne Widerſpruch herrſchte! Ach, es war nur zu folgerichtig, daß die gläubigen Völker des Mittelalters von jenen Höllenflammen, welche den von der Kirche Verdammten in der Ewigkeit erwar-

ten ſollen, das Vorbild ſchon auf Erden ſchauten; in der Inquiſition, der erbarmungsloſen, hatte die ewige Verdammniß ihr ſichtbares Vorbild ſchon hier. Um des Glaubens willen hier ein lebendig Verbrennen und dort ein ewiges!

II.

Jeſus Chriſtus, das wäre deine Lehre? Du ſprachſt: „Gott iſt die Liebe, und wenn wir einander lieben, bleibt Gott in uns und ſeine Liebe iſt in uns vollendet (1. Joh. IV. 8, 12); du ſprachſt: „Ich weiß, daß Gottes Gebot das ewige Leben iſt.“ (Joh. XII. 50). O Chriſtus, dem unſere Herzen in heiliger Liebe entgegenſchlagen, wie unerſchöpflich war deine Verkündigung von der göttlichen Liebe ewiger Unerſchöpflichkeit! Wir blicken auf dich, wie du von des Kreuzes Höhen ſterbend auf die ganze Menſchheit blickſt! Da gibſt du dem neben dir ſterbenden Sünder noch die troſtreiche Verſicherung, daß Gottes verzeihendes Vaterherz auch ihm die Seligkeit zutheilen werde. O Chriſtus! An dich glauben wir, und nur an dich, nicht an Jene, welche ſich deine Stellvertreter nannten, — an deinen Geiſt glauben wir, der da lebendig macht, nicht an den Buchſtaben der Satzungen, der da tödtet!

Wie du uns, o Chriſtus, den Gottbegriff enthüllet, wie du der Menſchheit Gotteskindſchaft offenbaret, ſo faſſen wir den erſteren, ſo vertheidigen wir der letzteren koſtbares unveräußerliches Recht. Gott iſt Geiſt; als Gottes Kinder ſind wir Geiſt aus Geiſt, können wir Gottes Theil in uns nie verlieren; und das iſt die Vernunft. Ihre Thätigkeit iſt Gottes ſtetes Wirken in uns. Nach immer klarerer Gotteserkenntniß zu ſtreben, durch ſie immer vollkommner zu werden, durch immer höhere ſittliche Vollkommenheit, welche nur durch ein Selbſtthun des gottfreudigen Willens errungen werden kann, immer inniger die Vereinigung mit Gott im Gedanken, im Willen und in der That zu vollbringen, — das iſt der Begriff von Seligkeit, welcher aus dem von Jeſus offenbarten Gottesbegriff entſpringt. Eine Verläugnung des Gottesfunkens in mir, ein Verzichten auf die Freithätigkeit der Vernunft und des Willens dagegen iſt ſomit widergöttlich, iſt Gottentfremdung, und der Zuſtand, in welchen dieſe führt, kann nicht Seligkeit im wahren geiſtigen gotteswürdigen Sinne, ſondern höchſtens ſinnliches Wohlbehagen ſein.

Glauben an Gott ist allerdings Bedingung zur Seligkeit; aber Glauben an Gott ist nicht das Fürwahrhalten einer Vorstellung von Gott, welche jemand Anderer mir als die einzig richtige anzunehmen vorschreibt, sondern ist meiner eignen Vernunft bewußtes Erfassen Gottes, ist meines ganzen Wesens freies Versenken in Gottes Wesen, mein Leben in Gott, als in der Vollkommenheit. Es gibt also, wie es nur Einen Gott gibt, so auch nur einen einzigen Glauben an Gott; aber dieser muß sich in jedem Gotteskinde anders ausprägen; all die Mannigfaltigkeiten des Glaubens sind nur die Strahlen einer und derselben Sonne, von jedem Seelenauge eigenthümlich aufgefaßt, und doch jedes denkende Wesen gleichmäßig mit wonniger Lebenswärme durchdringend. Jedes Menschen Glaube ist der wahre, wenn er ein wahrhaftiger ist, und so wenig der Schöpfer, der nach ewigen Gesetzen doch Myriaden von Eigenthümlichkeiten sich frei entfalten läßt, so wenig er verlangen kann, daß alle Mannigfaltigkeiten der Gestalten aufhören und einer äußerlichen Einförmigkeit Platz machen sollen, ebensowenig kann er verlangen, daß alle inneren Selbstständigkeiten sich verwischen, kann er dies als Bedingung verlangen, damit man seiner theilhaft und selig werde! Wollte der Schöpfer das, so müßte er das Unmögliche möglich, so müßte er seine eigenen Gedanken ungedacht, seine eigenen Thaten ungethan machen; das heißt mit anderen Worten: er müßte sein eigener Widerspruch, er selbst müßte widergöttlich werden, wenn er bloß allein beseligen wollte Diejenigen, die nicht aus sich **selbst** heraus ihn erfassen, wenn er verdammen wollte alle Diejenigen, welche den Weg, den er selbst jedem angewiesen, einschlagen, welche die Mittel, die er selbst jedem gegeben, gebrauchen, indem sie durch das freie Selbstthun ihrer Denk- und Willenskraft ihn suchen, ihn ergründen, sich mit ihm vereinigen, in ihm leben wollen.

Unnennbarer, den wir anbeten, du bist der Heilige, der Gerechte. Dein Walten als solcher, als Heiliger, Gerechter, erkennen wir in der Stimme des Gewissens, durch welche du in unseren Herzen redest, erkennen es in der ganzen Entwicklung des Menschengeschlechts, und selbst in den grausen Finsternissen, welche einzelne Uebergangszeiten der Weltgeschichte bedecken, schauen wir das Walten deines heiligen Willens, die Offenbarung deiner ewigen Gerechtigkeit. Aber der Heilige könntest du nicht sein, wenn du die Seligkeit, die nur im Theilhaftwerden an der Heiligkeit

beſteht, abhängig machen wollteſt von etwas Unheiligem, von etwas Widergöttlichem. Unheilig aber, widergöttlich iſt der Haß, weil du, o Gott, die Liebe biſt. Du ſelbſt wäreſt nicht heilig, wenn du Haß nicht bloß gegen das Böſe, ſondern gegen einen Böſen empfinden könnteſt; wenn du verlangen könnteſt, daß einer deiner Erſchaffenen einen andern Erſchaffenen haſſen ſolle, — wenn auch nur eines der Weſen, die aus dir entſtammt, dir ewig entfremdet bleiben könnte, geſchweige denn müßte. In jedes Menſchenweſen haſt du, o ewiger Geiſt, ewige Liebe, die Fähigkeit zur ſteten Vervollkommnung und zur Erreichung ſeiner Beſtimmung gelegt; dieſe Fähigkeit, die im Menſchengeiſte begründet, iſt unvertilgbar und muß auch nach dem Tode des Leibes fortdauern, ſonſt wäreſt du nicht gerecht. Könnteſt du eines deiner erſchaffenen Vernunftweſen ewig unſelig werden laſſen, — wie könnteſt du ſelbſt noch ſelig ſein? Wie könnte eine Vater-, Mutter-, Gatten-, Kindes-, Freundesſeele, die einem ſolchen ewig Unſeligen auf Erden angehörte, die Seligkeit genießen, wüßte ſie ihn auf ewig verdammt?

Man ſagt uns: weil du der Heilige, der Gerechte biſt, müßteſt du das Böſe beſtrafen. Das Böſe gewiß und auch die Böſen! Du thuſt es. In jede That ſelbſt legſt du von Ewigkeit her auch ſchon ihre Vergeltung, — von Ewigkeit her in die Tugend die Seligkeit, in die Sünde die Verdammniß. In ſolchem Sinne, dem einzigen, den wir deiner würdig finden, glauben auch wir an eine Ewigkeit der Belohnung und Beſtrafung; ſie beſteht, ſeit das erſte Vernunftweſen, Geiſt aus deinem Geiſt und Staub aus Staub, aufrecht einherſchritt in ſeiner Doppelnatur, mit dem Beruf zu Kampf und Sieg; — ſie wird beſtehen, ſo lange ein Menſchenherz ſchlägt. Aber, eben weil du der Heilige, der Gerechte biſt, kannſt du nicht die zeitliche Sünde mit ewigen Qualen beſtrafen, kannſt du noch viel weniger das, was bloß nach ſterblicher Menſchen Bedünken Sünde wider dich ſein ſoll, den möglichen Irrthum in Bezug auf die Erkenntniß deines Weſens — mit ewiger Verdammniß beſtrafen, du, der du den Menſchen nicht von vornherein vollendet, ſondern eben irrthumsfähig ſchufſt und ihm den Beruf, wie die Mittel einerſchufſt, aus Nacht zum Licht, aus Unvollkommenheit zur Vollendung ſich durchzuringen. O daß dich Menſchen ſeit Jahrtauſenden ſo wenig als Gott zu erfaſſen, zu bewundern, anzubeten lernten, indem ſie dir zumutheten, du könnteſt, in menſchlicher Leidenſchaftlichkeit befangen, zürnen, wenn einer von den Myriaden deiner Erſchaffenen ſelbſt dein Daſein läugnete!

O bezeugst du denn nicht, indem ja auch einem Solchen deine Sonne leuchtend emporsteigt, wenn er sich nach einer in Zweifeln durchwachten Nacht vom Lager erhebt, indem auch ihm dein Thau auf die heiße Stirne träufet, bezeugst du denn nicht durch Liebe und Leben, wohin er blickt, daß du bist und daß du die Liebe bist? O du, den meines Herzens erster und letzter Schlag bezeugt, du müßtest aufhören der zu sein, der da in Allem lebt, was da lebt, wenn du auch nur ein Wesen aus deinem Allleben reißen und einem ewigen Tode überantworten wolltest und könntest. Deine Allmacht reicht nicht über deine Liebe hinaus; deine Allmacht ist ja nur die Allmacht der Liebe.

III.

Ja, wir glauben an sie, und dieser unser Glaube ist so stark, daß ihn kein Mißgeschick, welches uns der Haß bereitet, zu erschüttern vermag. Dieser Glaube ist in unser Dasein innigst verflochten, und zieht alles Große, was seit Jahrtausenden ihn verklärte, mit siegreicher Macht in den Besitz unserer Seele. Dieser Glaube verklärt uns die Erde. In diesem Glauben wurzelt unsere Ueberzeugung von der ewigen Fortdauer eines jeden Menschengeistes, die Zuversicht, „daß, was uns und der Welt noch mangelt, uns und der Welt noch zu Theil werden wird, daß, was wir noch nicht sind, noch nicht wissen, erkennen, begreifen, vermögen, wir es zur Zeit werden, erfahren, erkennen, begreifen, vermögen werden, daß, um alles Dies zu erreichen, nur allein die stete freie Einordnung des Willens in den Willen der göttlichen Liebe erfordert sei, daß also das Reich Gottes von Herrlichkeit zu Herrlichkeit unfehlbar sich entfalten werde und nichts dem Willen der Beseligung dauernd widerstehen könne.“*) So wurzelt in diesem unserm Glauben an die Allmacht und Heiligkeit der Liebe — die Seligkeit! Es ist der Glaube, welchen Christus verkündigt, der Glaube an die in Gottes Wesen begründete Nothwendigkeit der Allbeseligung.

Und weil wir nun diesen unseren Glauben nicht vereinbaren konnten mit dem mittelalterlichen Kirchenglauben an eine Alleinbeseligung und an eine ewige Verdammniß, weil wir das, was nicht mehr der wahre Ausdruck unserer religiösen Ueberzeugung war, nicht um irdischer Vortheile willen, ja nicht einmal um der — Ruhe willen länger mit heuchlerischen Lippen bekennen wollten, weil wir

*) Carové.

es für Pflicht hielten, allen unsern Brüdern, ohne Unterschied des Glaubens, das was uns beseligt, mitzutheilen, weil wir es für Pflicht halten, dazu beizutragen, daß mit der Furcht vor einer ewigen Verdammniß schon hier auf Erden die Verdammungssucht immermehr dahin schwinde, — deßhalb, Brüder und Schwestern, trifft uns eben diese Verdammungssucht; deßhalb eben werden wir, als der ewigen Verdammniß anheimgefallen, bezeichnet; deßhalb eben sollen die, mit welchen Gott uns verbunden, uns meiden, „wie das Antlitz der Schlange!“ Doch mag auch alles Leiden, alle Verfolgung uns umstürmen, — unser Glaube an die Allbeseligung steht wie ein Fels im Meer! Mag sie über unseren Häuptern dahinrauschen, die Predigt von der Verdammniß, mag sie uns das Liebste und Theuerste von den Herzen reißen, mag sie die Höllenflammen des Hasses rings um uns entzünden, — wir, mit der reinen Himmelsflamme der Liebe im Herzen, und das aufgeschlagene Evangelium Christi als Schild vor dem Herzen, schreiten unverzagt und gottesgetrost durch die Feuerprobe und bahnen Allen, die uns noch verkennen und hassen, die Wege, und du selbst, o Christus, schreitest uns voran! Deine Werke sind's, die wir thun, wenn wir dem Hungernden die Geistesspeise, dem Dürstenden der Liebe Labung reichen, wenn wir dem Bruder, der seine wahre Heimath noch nicht kennt, sie in der Menschheit Bruderkreis eröffnen, wenn wir den Nackten kleiden in der Menschenwürde Purpurmantel, wenn wir dem Kranken, den der Fiebertraum des Glaubenshasses so schwer ängstigt, den Heiltrank reiner Gotteserkenntniß bieten, wenn wir den Gefangenen aus der trostlosen Einsamkeit erlösen, in welcher ihn uralter Satzungen starre Mauern von dem reichblühenden Gottesfrühling aller Brüder abschlossen.

O Christus, heil'ger Liebesfürst, seit Jahrhunderten tönt dir am Osterfest der Preisgesang, daß du der **Hölle** Macht gebrochen! Sieh: der Preisgesang, womit wir dich als Auferstandenen feiern, ist unsere That! Ja, die Hölle mit ihrer Verdammniß soll nicht mehr sein! Dir nachfolgend, wollen wir die Hölle, mit all ihren Schrecken ewiger Verdammniß, immermehr in den Geistern durch deine reine Gotteslehre, — wollen wir die Hölle durch deine göttliche Liebeskraft, womit du uns erfüllst, womit du uns alles Leid, Verkennung, Verhöhnung, Verfolgung um der Brüder willen zu dulden stark machst, durch sie wollen wir die Hölle in immermehr Herzen vernichten. Dir nachfolgend, o Christus, wollen wir

die Seligkeit, welche die Wahrheit, der reine Gottglaube, die Sittlichkeit, das Menschheitsgefühl verleihen, immermehr in uns selbst erringen, und so, geweiht als deines Herzens immer würdigere Brüder, diese Seligkeit immer mehr schon auf Erden ausbreiten; und aus der wechselseitigen Allbeseligung hienieden steigt, als aus dem Lebensbaum des Paradieses, die Blüte der Hoffnung empor, deren Duft Alle labe, in welcher Zunge, welcher Weise sie auch Gott anbeten; die Hoffnung einstiger Allseligkeit in Gott! O Christus, Gekreuzigter und doch Erstandener, — wir tragen freudig deine Dornenkrone, wir dulden froh wie du den tiefsten Schmerz; die Allbeseligung, die wir erstreben, für die wir leiden, wie auch du gelitten, — sie wird, du lächelst uns die Verheißung zu, sie wird über unsern Gräbern der Menschheit als dein Ostermorgen aufgehen! —

Amen!

Der Glaube an Engel.

Eine Rede,

gehalten

im Kreiſe chriſtlicher Brüder

von

Eduard Duller.

5 | 336

Wiesbaden.
Verlag der H. W. Ritter'ſchen Buchhandlung.

1851.

Druck der C. Ritter'schen Buchdruckerei in Wiesbaden.

STADTBIBLIOTHEK MAINZ

Der Glaube an Engel.

(Ebräer I. 7—8, 13—14.)

Brüder und Schwestern!

Aus der Kinder- und Jugendzeit des Menschengeschlechts klingen so manche fromme Sagen noch zu uns in's Mannes-Zeitalter herüber. Wundersam berühren sie uns die Herzen, diese ersten Stimmen der Sehnsucht nach Ergründung des Göttlichen und nach innigster Vereinigung mit ihm, — diese ersten Stimmen der Gottes-Ahnung, welche dem immer lauteren und gewaltigeren Verlangensruf des Geistes voransäuselten. Zu den Sternen emporblickend, auf die Erde niederschauend, ahnten die kindlichen Völker im Osten Asiens ein göttliches Leben und Weben, eine Gottdurchdrungenheit allüberall, und an's Herz der Natur warfen sie sich, um in dessen geheimnißvollen Schlägen den Schlag des Gottesherzens zu erlauschen. Jene leuchtenden Gestirne waren ihnen auf- und niederwallende Herolde eines unsichtbaren höchsten Wesens; seine Stimme wähnten sie zu vernehmen in den tausendfältigen Lauten der Natur, im Waldesrauschen und im Wassersturz, im Donnerrollen und im Meeresbrausen; von den Lippen der Natur, der geheimnißvollen Mittlerin zwischen ihm und ihnen, glaubten sie, fließe sein Rath, sein Wille; in Traumgebilden, in Wahrzeichen und in Loosen hofften sie die Offenbarung dessen zu erkennen, dem sie sich entstammt fühlten. Aber beseelt, und zwar von Geistern beseelt, von unsichtbaren, übermenschlichen, dem ewigen Urwesen entflossenen und ihm näher stehenden Vernunft-Wesen, dachten sie sich den ganzen Raum der Schöpfung. Die Naturerscheinungen, die lieblichen und wohlthätigen, wie die schreckenden und verderblichen — sie waren nach dieser uralten Weltanschauung die Werke von Geistern, von holden, schützenden, lohnenden, segnenden, oder von furchtbaren, zürnenden, rächenden, verderbenden; und so erschuf sich die Einbildungskraft ein eigenes, über der Menschheit waltendes, aber auch in die Menschenschicksale eingreifendes Geisterreich. In diesem suchte denn das religiöse Gefühl,

in ſeinem dunklen Drang, endlich auch die Urſache des Uebels, ſuchte es den Grund des Gegenſatzes zwiſchen Gut und Böſe. Gute und böſe Geiſter, beide dem Urweſen entfloſſen, aber die letzteren von ihm abgefallen, ſtritten, ſo wähnten jene altaſiatiſchen Völker, in der Natur, wie in der ſittlichen Welt, um die Herrſchaft. Durch alle alten Religionen Aſiens aber, welche wie bunte Träume das Kindesalter der Menſchheit umweben, zieht ſich, wie ein lichter Streifen, die Hoffnung, daß endlich in der Zeiten Ferne aus dieſem Kampfe der Sieg des Lichtes über die Finſterniß, der Sieg des Guten über das Böſe hervorgehen, und daß der weltſpaltende Gegenſatz am Ende der Tage aufgehoben werde durch ein Zuſammenſtrömen und Verbundenwerden Aller in der Seligkeit.

Den Glauben an die Beſeelung aller Weſen durch Geiſter finden wir bei den Hindus. Noch beſtimmter aber zeigt er ſich bei den alten Perſern. Dieſe beteten ein unerſchaffenes heiliges Urweſen an, einen ewigen Quell aller Schöpfungen. Ihm, ſo glaubten ſie, ſei zunächſt der höchſte Geiſt des Lichts und des Guten, genannt Ormuzd, entſtammt; bei dieſem ſei das ewige Schöpferwort „Honover“, als eine beſondre Kraft und Perſönlichkeit. — Rings um Ormuzd aber dachten ſich die Perſer eine Lichtgeiſter-Welt, und zwar in dreifacher Ordnung. Zuhöchſt nämlich und dem Lichtgeiſt Ormuzd zunächſt, ſtünden ſieben Geiſterfürſten, genannt Amſchaspands, vorſtehend den einzelnen Lebenskreiſen; dann dachten ſie ſich als zweite Geiſterordnung acht und zwanzig Izeds, über kleineren Kreiſen waltend, und endlich zahlloſe Ferwers, d. h. Urbilder und ewige Lebenskeime aller zum Lichtreich gehörenden erſchaffenen Weſen.

Als Gegner des höchſten Lichtgeiſtes Ormuzd und ſeiner guten Geiſter dachten ſich die Perſer den Geiſt des Böſen, genannt Ahriman, herrſchend im Reiche der Finſterniß, ausſendend die Schaaren ſeiner Raub- und Verderbensgeiſter zum Kampf gegen das Licht und das Gute. Dieſe altperſiſche Weltanſchauung ging nun auch in das Volk Iſrael über. Die Anſicht, daß Gott außer den Menſchen noch andere Geiſter, die Engel, erſchaffen habe, findet ſich in der reinen Moſeslehre nicht. Erſt als die Juden aus der Verbannung heimkehrten, brachten ſie den altperſiſchen Geiſterglauben in ihr Vaterland mit, und die Phariſäer, welche die Schrift auf den Grund einer angeblichen mündlichen Ueberlieferung auslegten, verbanden die neuen fremdartigen Anſchauungen mit den alten Lehren des moſaiſchen Jehovahglaubens zu einem eigenthümlichen Ganzen. Von

nun an ward bei den Juden der Glaube an Geister oder Engel immermehr zum Volksglauben. Jenen persischen Ahriman, den Fürsten der Finsterniß und des Bösen — wir finden ihn im späteren, pharisäischen Judenthum als Satan, als Jehovahs Widersacher, — jene sieben Amschaspands oder oberste Lichtgeister der altpersischen Lehre — wir finden sie als Jehovahs sieben oberste Engel oder Erzengel wieder. Jehovah erscheint im späteren jüdischen Volksglauben, gerade wie der persische Ormuzd, thronend in einem himmlischen Lichtreiche, um ihn wallen seine Lichtgeister, gleichfalls (wie nach persischer Vorstellung) in verschiedener Rangordnung, als untergeordnete Fürsten, Vasallen, Statthalter, anbetend seine ewige Majestät, Theil habend an seines Himmels reiner Seligkeit, vollstreckend seine Gebote durch alle Räume der Schöpfung, Herolde seines Rathes, Boten seiner Macht, Urbilder der höheren Vollkommenheit für das menschliche Streben, Beschützer aller Frommen, wie jene Lichtgeister der altpersischen Religion. Im alttestamentlichen Buche Tobias tritt dieser persische Ursprung deutlich an den Tag. Da ist von einem bösen Geiste die Rede, der in die Wüste verbannt wird, und von Raphael, als von einem der sieben Engel, die vor dem Herrn stehen, gesendet von diesem, mit dem frommen Tobias und seinem Weibe zu helfen und in Menschengestalt ihren Sohn auf der Reise schützend zu begleiten.

Zur Zeit, als Jesus auftrat, war der Geisterglaube im jüdischen Volke bereits tief eingewurzelt. Die Schüler Jesu, schlichte einfache Männer aus dem Volke, waren von den herrschenden religiösen Vorstellungen eben so wenig frei, als die andern Zeitgenossen, und mehr als eine Erzählung in den Evangelien liefert uns den Beweis, wie der erhabene Lehrer die volksthümliche Anschauungsweise, welche er vorfand, gleichsam wie der Künstler den rohen Stoff, weise benützte, um anknüpfend an dieselben den ewigen Wahrheiten, welche er verkündigte, im Volke Eingang zu verschaffen.

Auch die jüdische Messiasvorstellung war eigentlich ein Erbtheil und Abglanz der altpersischen Weltanschauung. Wie in Persien sich alle Sehnsucht nach dem Siege des Guten und nach der Herstellung des Lichtreiches an der Hoffnung aufrichtete, daß eben dann, wenn der böse Ahriman, der Fürst der Finsterniß in unbestrittener höchster Machtvollkommenheit die Welt beherrsche, — ein Held des Lichtes, Sosiosch, als Retter, als Erlöser kommen und jenen Gewaltigen besiegen werde, — so hegte das jüdische Volk eben in der Zeit seiner tiefsten Bedrückung und Erniedrigung die be-

ſtimmteſte Erwartung, daß das Reich des Meſſias nahe ſei, und auf dieſen erwarteten Retter, der ein Sohn des Höchſten ſein ſollte, blickte es mit eben ſo großer Begeiſterung als Zuverſicht hin. Jeſus kündigte ſich nun als Meſſias an, freilich in einem anderen, höheren, geiſtigeren Sinne, als das Volk einen ſolchen erwartete; und anders war dann auch ſein Ausgang; es ſah ihn nicht auf dem Stuhle Davids, inmitten der zwölf Stammesälteſten, ſondern am Kreuze inmitten zweier Verbrecher erhöht. Allein gerade dieſer nichterwartete Ausgang, verbunden mit dem Umſtande, daß er, der Todtgeglaubte, lebend wieder erſchien, bekräftigte den Glauben ſeiner Jünger an ſeine Meſſiaswürde; ſie hofften nun, nachdem ſie ihn, ihren Vorſtellungen nach als Sühnopfer leiden geſehen, um ſo zuverſichtlicher auf ſeine Wiederkunft in der Herrlichkeit. Sie erblickten nun, von dieſer Erwartung erfüllt, ſein Leben in einem ganz anderen, in einem wunderbaren Lichte; ſie glaubten nun an manchen Zügen ſeines Lebens alte Prophetenworte erfüllt zu ſehen; und jemehr ihnen, jemehr zumal ſpäteren Geſchlechtern die Erinnerung an das wirkliche geſchichtliche Leben Jeſu verblich, um ſo mehr ging der frommen Verehrung Aller, die in ihm ein höheres Weſen, die in ihm den menſchgewordenen Erlöſungsgedanken der Gottheit erblickten, ein neues, ein wunderbares Bild ſeines Weſens auf. Erſchien ihnen Jeſus, den ſie als den Meſſias, als den Chriſtus bekannten, als der aus der ewigen unergründlichen Fülle der Gottheit unmittelbar entfloſſene Lichtgeiſt, der vor der Menſchwerdung in und bei ihm geweſen, und der nach der Vollendung des Menſchenthums wieder zu ihm zurückkehren werde, — dann konnten ſie, nach ihrer Anſchauungsweiſe, auch nicht annehmen, daß Chriſtus in derſelben natürlichen Weiſe, wie alle andern Sterblichen, Menſch geworden ſein, wie andre gewöhnliche Menſchen des Lebens Kämpfe beſtanden und die Erde verlaſſen haben könne. Dann konnten ſie nichts Andres ſich vorſtellen, als: es müßte ein Engel der Jungfrau das Geheimniß der Menſchwerdung eines höheren Weſens verkündigt, — es müßten Engelchöre, über dem Neugebornen ſchwebend, den Beruf des Friedenbringers der Erdenwelt angerufen, — es müßten Engel den irdiſchen Pflegevater zur Rettung des künftigen Retters gemahnt, — es müßten Engel dem gedient haben, welcher in der Wüſte die Verſuchung des Nachtgeiſtes überwunden, — es müßte ein Engel ihn geſtärkt haben, als er im heißen Gebete auf dem Oelberge mit dem Tode rang, — es müßten Engel den Stein vom Grabe weggewälzt haben, aus welchem der

Gekreuzigte neubelebt hervorschritt, und es müßten, als er dem Kreise der Jünger gen Himmel entrückt ward, Engel den Nachblickenden die tröstende Verheißung zugerufen haben, daß er wiederkehren werde zur Erde aus der Gottesherrlichkeit, worin sie ihn thronen glaubten. Und gleichwie die alten Perser erwartet hatten, daß am Ende der Tage der Erlöser Sosiosch daherkommen und die Herrschaft des Fürsten der Finsterniß und des Verderbens zertrümmern werde, so verbanden auch die ersten Christen mit der Hoffnung auf die Wiederkunft des Messias (Christus) zum Weltgericht die Vorstellung, daß alsdann gewaltige Engel des Lichts den Geist der Finsterniß überwinden und in den Abgrund stürzen würden. Die Anschauung, daß der Christus, der Gottentflossene, hoch über allen Engeln stehe, finden wir mit dem ganzen jüdischen Engelglauben, besonders im ersten Kapitel des Ebräerbriefes ausgedrückt, — die aus altpersischen Vorstellungen erwachsene Erwartung der Vernichtung des Reiches des Bösen durch den Sieg des Guten, des Weltuntergangs zur Welterneuerung finden wir in der sogenannten Offenbarung Johannis, diesem Denkmal der urchristlichen Anschauung, mit ihren dichterischen Gemälden der Geisterschlachten von einer glühenden Einbildungskraft aufs Großartigste dargestellt. Da nun die Schriften aus den ersten Zeiten des Christenthums späterhin für Eingebungen des heiligen Geistes und für wörtlich, für buchstäblich wahr gehalten, als Grundlagen des ganzen Glaubenslehrgebäudes angenommen wurden, so ging der dichterische Ausdruck der vorchristlichen Weltanschauung allmälig auch in die altchristliche Kirchenlehre über. Die Kirche stellte im Jahre 787 den Glaubenssatz auf, daß die Engel himmlische Geister mit einem ätherischen Leibe, und die lateranische Kirchenversammlung von 1215 erklärte, daß sie unkörperliche Geister seien. Die Kirche unterschied verschiedene Rangordnungen der Engel; sie wies ihnen einen räumlichen Himmel über der Erde an, wo sie um Gottes Thron stünden, den Ewigen anbetend und durch Lobgesänge feiernd; sie empfahl die Verehrung der Engel, welche nun, gleichwie die Heiligen, als Vermittler die Gebote der Sterblichen zu Gottes Thron emportrügen und die Menschen schützend auf der Pilgerreise durch's Erdenleben begleiteten, durch dieses Jammerthal, wo die Geister des Verderbens auf allen Wegen lauerten. So wurde der altpersische, altjüdische Geisterglaube zum christlichen Kirchen- und Volks-Glauben. Die Gemüther, geängstigt durch eingebildete Gefahren, die ihnen von unsichtbaren Feinden drohten, suchten bei unsichtbaren Beschützern Rettung und Beistand. Die

Vorſtellung, daß ein unſichtbarer Gottesbote, ein Schutzgeiſt dem Menſchen beigegeben ſei, welcher das am Abgrundsrande ſchlafende Kind vor dem Hinabſturz, die Jugend vor der Schlange der Verführung, den Reiſenden vor lauerndem Raub und Mord bewahre, welcher die Wittwe tröſte in ihrer Verlaſſenheit, welcher das Menſchenherz in der Stunde der Verſuchung abhalte, den böſen Gedanken und Vorſatz zur That werden zu laſſen — dieſe Vorſtellung mußte Jahrhunderte hindurch, ſo lange die Völker noch nicht zur klaren Erkenntniß der Natur und der Geſetze, welche in ihr und in der ſittlichen Weltordnung walten, gekommen waren, ihnen für die aus der Tiefe des eigenen Geiſtes, aus der Fülle des eigenen Willens hervorquillende Kraft Erſatz geben. So lange der Menſch nicht frei denken konnte, ſo lange genügte ihm die Ahnung der Wahrheit, die ihm in den wunderbaren Traumgebilden der Dichtung aufging. Aber die Wiſſenſchaft hat den Menſchen denken gelehrt. Die Wiſſenſchaft zerriß den Schleier vor dem Allerheiligſten; die Menſchen, die Völker entrangen ſich den lieblichen Blumenbanden der dichteriſchen Ahnung, und nahmen als freie Söhne des ewigen Geiſtes, von der Erde, als ihrer nächſten, vom Weltall, als ihrer größeren Heimath, Beſitz.

Die Erfindung des Mittels, wodurch jede entdeckte Wahrheit zum Gemeingut der Menſchheit werden kann, die Erfindung der Buchdruckerkunſt war die Morgenröthe eines neuen Weltzeitalters. Die Entdeckung Amerika's war der erſte thatſächliche Beweis, daß die ſittliche Lehre keineswegs untrüglich ſei; die Kirche hatte die Lehre, daß die Erde rund, daß ſie auch auf der uns entgegengeſetzten Hälfte von Menſchen bewohnt ſei, als Ketzerei verdammt, und ſiehe: Kolumbus fand die uns abgekehrte Erdhälfte von Menſchen bewohnt. Der Entdeckung Amerikas folgte unmittelbar die Reformation, und was dieſe Befreierin des Geiſtes begonnen, das vollendete die Himmelskunde — die Befähigung zur Erkenntniß der Wahrheit, das Ende der alten Weltanſchauung und den Beginn der neuen. Kopernikus, Kepler, Galilei bewieſen, indem ſie die Geſetze der Weltkörper entdeckten, daß dies blaue Gewölbe über uns nur ein ſcheinbares ſei, und daß es ſomit nicht die Grundlage jenes Himmels bilden könne, welchen man ſich bisher als Aufenthalt Gottes, der Engel, der Heiligen und Seligen gedacht hatte; mit dieſer Entdeckung zertrümmerten ſie die alte Weltanſchauung dichteriſcher Einbildungskraft, und mit den Trümmern derſelben mußte auch der kindliche Wunderglaube der Vorzeit unausbleiblich untergehen. Die Lehre Chriſti:

„Gott iſt Geiſt“ konnte dagegen nun erſt in der ganzen Fülle ihrer erhabenen Bedeutung von den mündig gewordenen Völkern verſtanden werden. Iſt Gott Geiſt, die allmächtige ſelbſtbewußte Vernunft, in welcher alle Geſetze der Natur begründet ſind, ſo können dieſe nicht unterbrochen werden, und das, was die kindliche Ahnung Wunder nannte, löſet ſich auf in nothwendige Wirkungen, welche nach Gottes ewigen Geſetzen aus vorhandenen, aber uns noch unbekannten Urſachen hervorgehen. Iſt Gott — Geiſt, ſo kann er nicht auf einen einzelnen Raum als Wohnort beſchränkt ſein; er offenbart ſich als Geiſt der Heiligkeit, als Geiſt der Wahrheit, als Geiſt der Gerechtigkeit, allgegenwärtig, allmächtig, alles beſeligend, in der Natur, in jeder Menſchenbruſt, in der Weltgeſchichte. Nicht ein Widerſacher kann dem Allmächtigen gegenüber ſtehen, deſſen heiliger Wille unabänderlich geſchieht. Nicht zum Jammerthal kann die Erde beſtimmt, nicht unſichtbaren Verderbern kann ſie überlaſſen ſein, die alle Lüfte durchrauſchen, nicht der Schauplatz von ſolchen Kämpfen kann ſie ſein ſollen, in welchen Engel mit Teufeln um des hülfloſen, preisgegebenen Menſchen Seele und Seligkeit ringen; ſondern eine Welt unter Myriaden Welten iſt die Erde, beſtimmt, daß der Menſch als Vernunftweſen ſie völlig ergründe, als ein Glied in dem großen und ſchönen Weltganzen ſie erfaſſe, ſie zu einem Theil des unermeßlichen Gottesreiches weihe und verklärе. Gelöſt iſt jetzt das Räthſel des vermeintlichen uralten Gegenſatzes, welches ſeit den Tagen Zoroaſters die zitternde Menſchheit vergeblich zu löſen geſucht durch Hereinziehung von Kräften, welche ſie als außer ihr liegend annahm, — gelöſt durch die Vernunft, die ſich in die Gewißheit der lebendigen Gottheit ſelbſt verſenkt. Die Vernunft beſtreitet nicht, ja ſie muß ſogar nothwendig annehmen, daß es außer den Menſchengeiſtern auf Erden noch andere Geiſter, vernünftige, vielleicht höher, edler geartete Bewohner anderer Welten gibt; aber jeder Geiſt ſteht ſich ſelber, wie jede Welt, der er angehört, und nur in Gott finden ſie all ihren ewigen Zuſammenhang.

Das iſt der Standpunkt der neuen Weltanſchauung, welchen Chriſtus mit den Worten: „Gott iſt Geiſt“ eröffnete, welchen aber weder ſeine Jünger, noch ihre an den Buchſtaben feſthaltenden prieſterlichen Nachfolger begriffen haben, welcher jetzt erſt vollſtändig begriffen wird. Auf dieſem Standpunkt ſtehen wir und blicken von ihm aus eben ſo freudig in die Zukunft, nach dem Ziele der Menſchheit hin, als zurück in die Vergangenheit, der wir nun erſt

völlige Gerechtigkeit wiederfahren laſſen können. Von dieſem Standpunkte aus betrachten wir die Wunderſagen der Vorzeit, nicht etwa als erfundene Fabeln und Trugwerk, ſondern als den Ausdruck einer niedrigeren Entwicklung, und würdigen die Ahnung des Wahren, welche wir als ächten Kern in den bunten Schalen finden.

Auf dieſem Standpunkte ſtehend, würdigen wir denn auch die Engelſagen, womit der fromme Glaube Chriſti Leben umwoben ſah; denn eine hehre ſittliche Bedeutung geht uns auch in ihnen auf. Den Engel der Verkündigung, der vor der reinen Jungfrau ſtand, — wir erblicken ihn noch heute vor jeder Jungfrau; es iſt der hehre Beruf der Weiblichkeit, welche in jedem Kinde einen Sohn des Höchſten erziehen und bilden ſoll! Die Grüße, welche über dem neugebornen Chriſtuskinde ertönten, — noch heute bedeuten ſie die Lebensweihe für jedes Kind, daß es, Geiſt aus Geiſt, den ewigen Geiſt dereinſt zu verherrlichen habe durch Frieden und Seligkeit, die es im Vollgefühl der Gotteskindſchaft den Brüdern allen bringe! Jener Engel der alten frommen Sage, der durch's Traumgeſicht die Rettung des Jeſukindes veranlaßt, — noch heute iſt's die Himmelsmacht, welche die Wahrheit der Liſt und Gewalt ihrer ſtolzen Feinde entrückt. Jene Engel, welche dem Ueberwinder des Nachtgeiſtes dienten, — noch heute ſind's der heilige Muth und die heilige Zuverſicht, vollziehend jedes Gebot, welches ein heiliger Wille gegeben. Jener Engel des Troſtes, der den Beter auf dem Oelberg ſtärkte, — auch heute iſt er Jedem als freibewußte Ergebung in den klar erkannten Gotteswillen nah. Der Engel, der den Stein von des Grabes Pforte wälzte, — wir kennen ihn; er heißt Unſterblichkeit; und jene Engel, welche den Jüngern die Wiederkehr des Meſſias aus dem Himmel zur Erde verhießen, — noch heute ſind's die Hoffnungen aller ächten Chriſtusjünger, daß die Erlöſung vom Himmel zur Erde niederkommen, daß der Chriſtus, den die Menſchheit Jahrtauſende lang bloß als unnahbares Urbild in weiter Ferne geſchaut, als Menſchenſohn die Menſchenſöhne alle um ſich ſammeln und die Lüge und den Haß vernichten und den Altar der Wahrheit als Thron der Liebe aufrichten werde.

Ihr lieblichen Bilder der alten Weltanſchauung, die ihr unſere Kindheit verſchönter, wir halten euch in Ehren, wenn wir euch auch aufgeben für die Wahrheit der neuen! O wir verlieren nichts, wenn wir den Himmel der alten Dichtung hingeben für den neuen

wirklichen Himmel, der unendlich weiter und größer iſt, — wenn wir den vermeintlichen Thronſitz Gottes über jener blauen Decke, welche unſere Erde ſcheinbar überwölbt, aufgeben für den lebendigen Herzſchlag der Gottheit in jedem Weſen, das auf den äußerſten Sternen der Milchſtraße Gott anbetet, für den Herzſchlag der Gottheit in jedem Lichtgedanken des Weiſen, in jedem Seufzer des Dulders, in jedem Laut der großen Weltenharmonie. Wir verlieren nichts, — o wir gewinnen, wenn wir jene Engel aufgeben, in deren Händen die ahnungsvolle Vorzeit Vollſtrecker des göttlichen Willens verehrte, die da raſtlos geſchäftig von Welten zu Welten eilten, — und wenn wir dafür das ganze Leben der Natur als Gottes Gedanken erfaſſen, der von Ewigkeit zu Ewigkeit im ſelben Augenblick auch ſchon Gottes Wille und Gottes That iſt; wir verlieren nichts, wir gewinnen, wenn wir glauben: auch die Weltgeſchichte iſt Gottes That; auch das Leben der Menſchheit iſt die Verwirklichung des ewigen Gottesgedankens; ſie vollbringt ſich nach Gottes ewigen Geſetzen durch das Ineinandergreifen aller Menſchenkräfte; und das iſt des Menſchen hehre Gotteswürde, daß er ſich als Gottesgedanken weiß, daß er das Gottesgeſetz kennt und mit Bewußtſein den Gottesplan vollſtreckt. Wir verlieren nichts, wenn wir den Kindesglauben an ein Eingreifen höherer Geiſter in's Menſchenleben und in die Weltgeſchichte aufgeben; wir gewinnen nur, wenn wir als Boten Gottes im einzig wahren und Gottes würdigen Sinne die großen Genien der Menſchheit erfaſſen, welche vor den Völkern einherſchweben, welche die Fülle des Göttlichen erkennen und aus der eignen überreichen Seele in kommende Jahrhunderte ausſtreuen; das ſind die Religionsſtifter, die Geſetzgeber, die Weiſen, die Erfinder menſchenveredelnder Werke; das ſind die Gewaltigen, welche die Geiſtesbrücken ſchlagen, auf denen die Söhne eines Vaters über Meere und Wüſten einander zueilen; das ſind die lichten Geiſter, welche, wenn der Giftbecher, das Kreuz, das Schwert, die Flamme ihrer irdiſchen Hüllen vernichtet, über den Gräbern, aus welchen ſie ſchon wie aus Wiegen den neugebornen Heiland ſich lächelnd erheben ſehen, das Hoffnungslied für die Enkel ſingen: „Ehre ſei Gott und Friede den Menſchen!“ Wir verlieren nichts, wir gewinnen nur, wenn wir glauben, daß die Geiſter, welche ſegnend und ſchützend und weihend das Leben begleiten, — nicht unſichtbare, anders als wir geartete Weſen höherer Welten ſind, ſondern daß ſie ſichtbar wandeln im Erdenkleide,

daß ſie uns verwandt, uns mit allen Gedanken und Herzſchlägen verbrüdert; daß ſie eben Menſchen ſind, — die Menſchen alle, welche die Aufgabe unſeres Geſchlechts darin erkennen, daß der ewige Gottgedanke ſich offenbare durch die Menſchheit.

Ja, es gibt Schutzengel, wenn auch nicht nach dem Wortlaut der alten ſchönen ſinnigen Sage, doch um ſo gewiſſer ſind ſie uns, die Schutzgeiſter in Menſchenleibern. Nicht glauben wir, daß, wenn in unſerer Seele der böſe Trieb erwacht und ſie zur Sünde reizt, ein Schutzgeiſt, wie die alte kirchliche Sage und Lehre ihn maſte, ſeine Fittiche über uns ausbreite; die Geiſtesſtimme, die uns warnt, iſt Gottes eigne Stimme im Gewiſſen, und an dieſe glauben wir; die Hand, die uns vom Böſen zurückhält, wir erkennen ſie; es iſt Gottes Hand, und dieſe Stimme beruft uns, und dieſe Hand weihet uns wieder zu Stellvertretern, uns zu Vermittlern des Göttlichen, uns zu Schutzengeln für unſere Brüder!

Nicht glauben wir, daß ein Schutzengel, wie die alte dichteriſche Ahnung ſich ihn vorſtellte, das am Abgrundsrande ſorglos ſchlummernde Kind vor dem Hinabſturz bewahre, aber an Schutzengel der Kindheit glauben auch wir, feſt und unverbrüchlich. Zum Schutzengel des Kindes biſt du, o Aelternliebe, beſtimmt! Dir ward, o Mutter, aus Gottes eigenem Herzen die rechte Engelwehe in das deinige gepflanzt! Wenn du das Kind mit deiner Bruſt nährſt und deckſt, — o auch das Thier thut daſſelbe; auch die Löwin ſorgt ja, daß das junge Leben, welches ſich ihrem Schoß entrungen hat und dem ſie ſich auch nach der Trennung doch noch ſo geheimnißvoll verbunden fühlt, nicht feindſelig angetaſtet werde; wer ihr Junges angreift, der bedroht ſie ſelber, die Löwenmutter, gleichſam in ihrem doppelten Leben. Menſchenmutter, du ſei mehr! In deinem Aug', in deiner Seele laſſe du dies Leben aus deinem Leben, dies dein Kind — ein höheres Leben, laſſ' es den Himmel der Sittlichkeit und der Menſchenwürde klar und rein erkennen, ſowie dein Kind leiblich und geiſtig zu ſehen vermag. Du biſt, wie jene Maria, die Mutter eines Weſens, das mehr iſt als Staub; auch du haſt ein Kind des Allerhöchſten geboren; nun ſo lehre es, — ſo wie du es ſprechen und denken lehrſt, — ſeine göttliche Abkunft erkennen, ſeinen Urſprung an ſich und Anderen heilig achten, lehre es menſchlich denken, menſchlich fühlen, menſchlich handeln, und ſo lang es denken und fühlen und handeln kann, wird es dich ſegnend ſeinen Schutzengel nennen.

Nicht glauben wir, daß Vernunft-Weſen höherer Art, welche ferne Welten bewohnen, die ewige Ordnung durchbrechend, herniederſchweben, um als unſichtbare Schutzengel den Jüngling, die Jungfrau auf den Blumenwegen vor der lauernden Schlange zu behüten. Einen Schutzengel aber, das glauben wir, hat Gott jedem Jüngling und jeder Jungfrau mitgegeben, hat er ihnen in des Herzens Allerheiligſtem als treuen Pfleger, als reinen Prieſter eingeſetzt, und er heißt die Scham. Dieſen Schutzengel verehret, Jüngling und Jungfrau, nicht mit todtem Lippengebet, wenn die Glocken einladen zum Schutzengelfeſt in Kirchen und Kapellen — nein, die Herzen bewahret ihm als reine Gottestempel, und euer ganzes Leben macht zu ſeinem hehren Feſte! Und ihr, Mann und Weib, die ihr zwei Geſchlechter ineinander flechtet, daß ein einziges ſittliches Menſchendaſein daraus erwachſe, vernehmt ihr die Stimme des Ewigen, die euch zuruft: Du, der du der Jungfrau am Altare die Hand zum Bunde reichſt, du ſollſt ihr Schutzgeiſt ſein für's ganze Leben; du weibliches Herz, das du dich dem geliebten Manne hingibſt, du ſollſt ihm der rechte ſichtbare Engel werden und bleiben, der ihn auf der Bahn der heiligen Pflicht erhält, wenn ſein Auge ſich trübt, ſein Fuß ſich verirrt; mag das Alter die Sputen der Reize von deinen Wangen wiſchen, — aus deiner Seele leuchte dem, den du gewählt, in himmliſchem Glanze unvergängliche Schönheit entgegen und — euer Himmel ſoll ſchon auf der Erde, eure Seligkeit ſoll ſchon in der Ehe, in der Familie beginnen! Du Greis, mit dem zitternden Fuß, mit dem gebeugten Nacken, der du in's offene Grab hinabſtarreſt, das ſich vor dir aufthut, — glaubſt du, du könnteſt der Menſchheit nichts mehr ſein? Du mit deinen Erfahrungen, du mit deinem ganzen Leben, wenn es ein reines war, ja mit deinem Tode ſelbſt, wenn es der des Gerechten iſt, — du kannſt, du ſollſt Schutzengel denen werden, die dich umgeben, und dir ſelbſt wird das Bewußtſein, daß du dein Menſchendaſein redlich ausgefüllt, dir ſelbſt wird der Gedanke, daß du unſterblich, zu neuem Leben, neuem Schaffen berufen biſt, der Schutzengel, der im Todeskampfe dein Haupt ſtützt, und deine Seele ſanft und treu in andere Kreiſe hinüberleitet. — Ihr findet ein Kind auf dem Wege, ein eltern- und pflegerloſes Kind — eine Perle im Schmutz, über welche vielleicht ſchon der Fuß ſich aufhebt, um ſie zu zertreten.

O Menſchenbrüder, die ihr dieſelbe Straße zieht, dieſe Perle gehört ins Diadem der Menſchheit! Dieſe Perle iſt eine Freudenthräne, aus Gottes Aug' auf die Erde gefallen! Hebt die Perle auf! Bewahrt

ſie in ihrer Reinheit! Werdet dem verlaſſenen Kinde zu Schutzengeln! Nicht ſchöner wußte die altteſtamentliche Sage den ſchützenden Engel zu verkörpern, der den jungen Tobias auf der Reiſe begleitete, als indem ſie ihn in Menſchengeſtalt, als Freund des Jünglings darſtellte! O haltet dies Bild im Herzen, ihr alle, deren Hand ein Menſch ergreift, um den Freund zu ſuchen; laßt ihn den Schutzengel in euch finden! Die Reiſe, auf welcher ihr ihn begleitet, iſt das Leben! und ſolch ein Freund ſoll Jeder — Jedem ſein.

Ja, ihr Menſchen alle, werdet treue Engel, Schutzengel jedem, der da Menſch ſich nennt! So kennt der Ew'ge uns als ſeine Boten, ſo nennt der Himmel uns ſeine Bürger; — und dieſes Himmels Seligkeit iſt nicht heilige Sabbathruh, ſondern heilige That. Das iſt der Standpunkt der neuen, der wahrhaft chriſtlichen Weltanſchauung, welcher wir angehören. Sie iſt deßhalb wahrhaft chriſtlich, weil uns Chriſtus der Inbegriff aller Vermenſchlichung des Göttlichen, weil er uns die unmittelbare Menſchenthat des Gottgedankens iſt.

Der Verfaſſer des Briefes an die Ebräer ſpricht in der Weltanſchauung ſeiner Zeit: „Es ſind Gottes Engel Geiſter und ſeine Diener Feuerflammen. Sie ſind allzumal dienſtbare Geiſter, ausgeſandt zum Dienſt, um derer willen, die ererben ſollen die Seligkeit!“ Ueberſetzen wir dieſe Worte in die Weltanſchauung unſerer Zeit, und ſie lauten dann alſo:

Ja, Brüder und Schweſtern! Wir Menſchen ſind Geiſter, ſind Flammen aus der ew'gen Liebe Flammenquell; wir ſollen alle die **Vermittler** der ewigen Liebe durch die Menſchenliebe, wir alle ſollen ihre Diener ſein. Unſer aller Dienſt iſt, als Feuerflammen der Liebe in immermehr Herzen hinüber zu lodern, auf daß alle, alle, alle die Seligkeit erben, — erben von Herz zu Herz, von Geſchlecht zu Geſchlecht. Amen.

Ohrenbeichte und Ablaß.

Eine Rede,

gehalten

im Kreiſe chriſtlicher Brüder

von

Eduard Duller.

S|336

Wiesbaden.
Druck der C. Ritter'ſchen Buchdruckerei.

1851.

Druck der C. Ritter'schen Buchdruckerei in Wiesbaden.

STADTBIBLIOTHEK MAINZ

K 2 1

Brüder und Schwestern!

In dem offenen Bekenntnisse unserer religiösen Ueberzeugung haben wir uns einerseits über das, was wir für *Wahrheit* halten, über die *Grundsätze*, nach welchen unser religiös-sittliches Leben sich bewegt, und über die *Bedeutung der religiösen Weihebräuche*, anderseits aber auch über alle jene alten *Satzungen* und *Einrichtungen* ausgesprochen, welche uns mit der richtig aufgefaßten Christuslehre und mit der Vernunft unvereinbar erscheinen und welche wir demgemäß denn auch *verwerfen* mußten. Als solche bezeichneten wir zunächst den *Primat des Papstes und die Hierarchie*, dann die Ohrenbeichte, die Ablässe, das Cölibatsgesetz, die Fasten Wallfahrten und sonstigen Bräuche, welche nur zu gesinnungloser Werkheiligkeit führen können.

Wir haben das *Recht*, das unveräußerliche Menschenrecht, das theuerste Bürgerrecht, diese unsere Ueberzeugung zu bekennen und kundzugeben; es ist dasselbe Recht, dessen Uebung unsere protestantischen Brüder dem feurigen Glaubens-Muthe ihrer begeisterten Väter verdanken. Unsere *Pflicht* ists aber auch, denjenigen unserer Brüder, welche bisher noch nicht die Gelegenheit fanden, sich über die *Gründe* einer tiefen, unüberwindlichen Abneigung gegen jene Einrichtungen, wodurch sie sich aus dem Kreise des alten Kirchenthums gedrängt und in unsere Mitte geführt fühlten, völlige Klarheit zu verschaffen, eben die Gründe ohne Rückhalt vorzulegen. Denn nur durch eine auf *Gründen* beruhende klare *Einsicht* wird den religiösen Kämpfen der Gegenwart das genommen, was sie verderblich macht, nämlich die blinde Leidenschaft, die persönliche Gehässigkeit und der erbitternde Spott, wird die *sittliche Kraft und Weihe* gewonnen, wodurch sich der Kampf, dem Gemeinen entrückt, als *Nothwendigkeit*, als *Bedingung* für die Entwicklung des Menschheitslebens darstellt.

Von diesem Gesichtspunkt aus wollen wir heute *zwei* jener Einrichtungen, von welchen wir uns losgesagt haben, — nämlich die *Ohrenbeichte* und den *Ablaß* betrachten.

Die römiſchkatholiſche Kirche zählt die „Buße“ unter ihre 7 Sakramente. Es beſteht (nach dem römiſchen Katechismus*) darin, „daß, wie der Sünder äußerlich ſeine Sünden beichtet und der Prieſter äußerlich die Abſolution ausſpricht, — ſo Gott innerlich mittelſt jener Abſolutionsworte des Prieſters die Seele vom Bande der Sünden ablöst, durch welches ſie gebunden war, und ihr ſeine Gnade zurückgibt und ſie von der Schuldigkeit befreit, in die Hölle geſtürzt zu werden.“ Zum Empfang dieſes Sakraments gehört aber nothwendig „Genugthuung“, die darin beſteht, „daß der Sünder Willens iſt, Buße zu thun, und deßhalb gerne die Strafe annehme, die der Beichtiger ihm auferlegt. Die guten Werke, welche Gott wohlgefällig ſind zum Genugthun für die Sünden, ſind Gebet (Meßhören, die Bußpſalmen herſagen u. ſ. w.) Faſten, worunter alle körperlichen Kaſteiungen, wie Cilicium (härnes Unterkleid), Geißel, auf der Erde ſchlafen, Wallfahrten u. dergl. verſtanden werden, und Almoſen.“ Die römiſchkatholiſche Lehre ſchreibt ſonach dem Beichtvater, das heißt dem Prieſter, welcher die Beichte abnimmt, die Macht zu, dem Beichtenden ſeine Sünden zu vergeben oder auch nicht, und im letzteren Falle läßt ſie ihn nicht zum Genuſſe des heiligen Abendmahles; ja ſie behauptet, daß derjenige, welcher daſſelbe genießt, ohne vorher gebeichtet und die prieſterliche Losſprechung (oder Abſolution) erlangt zu haben, auch dann, wenn er ſeine Sünde bereue, der Verdammniß verfallen ſei. Als Früchte des Sakraments der Buße, welches nur vermittelſt der Ohrenbeichte vollbracht werden könne, nennt dann der römiſche Katechismus die Verwandlung der ewigen Höllenſtrafe in eine zeitliche, ſo wie die „Empfänglichmachung für den Schatz der Indulgenzen, (d. h. Abläſſe) welche die Päpſte oft ertheilen.“ Wir, die wir uns von der römiſchen Kirche losgeſagt haben, ohne daß wir aufhörten der allumfaſſenden, allgemeinen Chriſtuskirche anzugehören, — wir ſtellen uns zuerſt die Frage, ob Chriſtus die Ohrenbeichte angeordnet habe?

Wenn wir die Urkunden über Jeſu Leben und ſeine Lehre, die Evangelien nachſchlagen, ſo vermögen wir darin nur zu finden, daß er zwei feierliche Bräuche angeordnet, nämlich: Taufe und Abendmahl. Von einer Anordnung der Ohrenbeichte durch Chriſtus entdecken wir dagegen in den Evangelien keine Spur.

*) „Dichiarazione piu copiosa della dottrina cristiana.“ Auflage vom Jahre 1838.

Dagegen wird nun freilich von der andern Seite die Behauptung vorgehalten, die Einsetzung der Ohrenbeichte durch Christus sei in jener Stelle des Evangeliums Johannis (20 Kap. 22 — 23 V.) zu erkennen, wo von dem auferstandenen Meister erzählt wird: er sei am Sabbathabend mit dem Friedensgruße zu den bei verschlossenen Thüren versammelten Jüngern gekommen, habe ihnen die Fortsetzung seiner Sendung übertragen, sie angehaucht und dazu gesprochen: „Nehmet hin den heiligen Geist! Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.“ Hiermit wird denn auch gewöhnlich jene Stelle bei Matthäus (18 Kap. 18 Vers) in Verbindung gesetzt, wo Jesus, zur Vergebung und Versöhnung auffordert, indem er sagt: „Sündigt dein Bruder an dir, so gehe hin und strafe ihn zwischen dir und ihm allein; höret er dich, so hast du deinen Bruder gewonnen. Höret er dich nicht, so nimm noch einen oder zween zu dir, auf daß alle Sache bestehe auf zweier oder dreier Zeugen Mund; höret er die nicht, so sage es der Gemeine; höret er die Gemeine nicht, so halte ihn als einen Heiden und Zöllner.“ Jesus meinte aber hiermit nichts anders als die wechselseitige Versöhnung des Beleidigers und des Beleidigten und unter der Gemeine verstand er den Bund seiner Jünger und Anhänger. Nur auf diese Gemeine bezieht sich denn auch die weitere Rede Jesu von der Macht zu binden und zu lösen (Vergl. Matth. 16, 19). Er gab nämlich seinen Schülern die Vollmacht: in die Gemeine, in den Bund seiner Anhänger neue Mitglieder aufzunehmen, oder solche Mitglieder seines Bundes, bei welchen alle Versöhnungsversuche fruchtlos gewesen, als nicht länger zum Bunde gehörend zu betrachten; und als ihn Petrus gleich darauf fragte: wie oft er seinen Bruder, der an ihm gesündigt, vergeben müsse, und ob siebenmal genug sei, erwiederte Jesus: „Nicht 7 mal, sondern 77 mal,“ und erzählte ihm dann das Gleichniß von dem König, der mit seinen Knechten rechnen wollte, dessen Sinn in jener schönen Bitte ausgedrückt ist: „Vergib uns unsre Schuld, wie auch wir unseren Schuldigern vergeben.“ Wenn wir nun jene Stelle bei Matthäus von der „Binde- und Lösegewalt“ in diesem Zusammenhange betrachten, und damit die früher erwähnte Stelle bei Johannes vergleichen, so wird es uns klar, daß Jesus durch die Worte: „Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie be-

halten," seinen Jüngern keineswegs eine geheimnißvolle Macht, ein übernatürliches Vorrecht zur Beherrschung der Gewissen, eine Richtergewalt für Diesseits und Jenseits ertheilen, geschweige denn zur Vererbung auf ihre Nachfolger überweisen wollte, welche diese zu Stellvertretern Gottes machen sollte. Schon jenes ewig schöne Gleichniß vom verlornen Sohne zeigt unwiderleglich die Lehre Jesu, daß es zur Versöhnung des Menschen mit dem heiligen Gottesgeiste keiner priesterlichen Vermittlung, sondern einzig und allein der wahren Erkenntniß der Schuld, der aufrichtigen Reue über Selbstentwürdigung und Gottentfremdung, des festen sittlichen Entschlusses zur Lebenserneuerung und der sittlichen That selbst bedürfe. Auch jene Stelle bei Johannes ist daher nur auf das Bundesverhältniß der Anhänger Christi zu beziehen, welches nach seiner Auferstehung noch viel inniger und bedeutender wurde, als es vor seiner Kreuzigung gewesen war.

In solchem Sinne haben denn auch die Apostel Jesu Rede verstanden. Paulus handelte gegen ein Mitglied der Gemeinde zu Korinth, welches einen unsittlichen Lebenswandel führte, ganz nach der Aufforderung Jesu bei Matthäus; er tadelte nämlich anfangs die Gemeinde, daß sie das unwürdige Mitglied nicht ausgeschlossen, schrieb ihr aber später: „Die Gemeinde sollte ihm verzeihen und es aufrichten; wem ihr vergebet, dem vergebe ich auch;" und ausdrücklich fügte er hinzu: „Wenn ich etwas zu verzeihen habe, so geschieht es um euretwillen an Christi statt, d. h. im Sinne Jesu, damit wir (nämlich die Gemeinde) nicht vom Bösen überwältigt werden." (II Brief 2 Kap. 7 — 10.) Auch die Stelle des Jakobus: „Bekenne einer dem andern seine Sünden," bezieht sich, wenn wir sie im Zusammenhange betrachten, lediglich auf das Gemeindeleben. Jakobus forderte nämlich die leidenden Brüder in der Gemeinde zum Gebet auf, empfahl den Kranken, daß sie die Aeltesten der Gemeinde zu sich kommen lassen sollten zum gemeinsamen Gebete, und sprach die Zuversicht aus, daß dieser heiligende Geist der innigen brüderlichen Gemeinschaft auf jeden Einzelnen läuternd, tröstend und erhebend wirken werde. Zu dem Zwecke dieser gegenseitigen Veredlung Aller im innigen Bruderbunde rieth er dann: „Bekenne einer dem andern seine Sünden;" denn durch solche vollständige Offenheit der Brüder unter einander werde das Ziel der immer größeren sittlichen Vervollkommnung erreicht. (Jak. 5, 13 — 16.)

Das sind denn die Stellen der heil. Schrift, aus welchen man

ſpäter, (indem man ſie nicht im urſprünglichen Sinn und Zuſammenhange, ſondern nach einer vorgefaßten Anſicht auffaßte,) die Einſetzung der Ohrenbeichte im Urchriſtenthum ableiten zu können glaubte. Allein wo findet ſich wohl eine Erzählung der Evangelien, daß Jeſus ein Sündenbekenntniß ſeiner Jünger vor ihm ſelbſt oder Anderer vor einem ſeiner Jünger, geſchweige denn ein geheimes vor einem Prieſter gefordert habe, — Jeſus der geradezu gegen alles Prieſterthum auftrat? Und wo kommt ferner in der ganzen Apoſtelgeſchichte auch nur ein einziger Beweis dafür vor, daß die Apoſtel und unmittelbaren Jünger Jeſu die Sündenvergebung von dem geheimen Sündenbekenntniß, von der Ohrenbeichte abhängig gemacht hätten?

Die erſte geſchichtlich-erweisliche Spur eines ſolchen Sündenbekenntniſſes finden wir erſt nach den Zeiten der Apoſtel. Da wurde es nämlich Sitte, daß diejenigen Mitglieder einer chriſtlichen Gemeinde, welche ſich einen groben Fehler hatten zu Schulden kommen laſſen, angehalten wurden, ein Bekenntniß deſſelben, eine Exomologesis, vor der ganzen Verſammlung der Gemeinde abzulegen, um die Mitbrüder, denen ſie durch ihren anſtößigen Lebenswandel ein Aergerniß gegeben hatten, um Verzeihung zu bitten. Dieß Bekenntniß war von Thränen und Klagen, als Zeichen der innigen Trauer, begleitet und mußte ſo lange fortgeſetzt werden, bis es der Gemeinde und ihren Vorſtehern gefiel, ſie wieder als Mitglieder anzunehmen. Dies Bekenntniß war ein offenes und wurde keineswegs in der Abſicht oder Hoffnung abgelegt, daß durch daſſelbe, durch die bloße Kraft der äußeren Handlung, Gottes Verzeihung erlangt werden könne! Es betraf lediglich das Verhältniß eines unwürdigen Gemeindemitgliedes zur Gemeinde, welche daſſelbe ausſchließen wollte; es war eine Buße, der Gemeinde gegenüber, und zwar ganz ſo, wie dies früher im Judenthum ſtattgefunden hatte, wo man dreierlei Arten von Ausſchließungen oder Bußen kannte, und wo die reuigen Büßer lange Gebete verrichteten, faſteten, Säcke oder ſchlechte Kleider anzogen, ſich das Haupt mit Aſche beſtreuten oder ſich unter einander geißelten. Dieſer jüdiſche Brauch ging denn allmählich auch in die chriſtlichen Gemeinden über. Erſt dann, wenn ein unwürdiges Gemeindemitglied das öffentliche Bekenntniß ſeiner Fehler vor der Gemeinde abgelegt und gebüßt hatte, erſt dann wurde es zur Theilnahme an allen gottesdienſtlichen Handlungen, zur Ausübung aller Rechte der Gemeindemitglieder wieder zugelaſſen.

Aus dieſem öffentlichen Bekenntniß der Sünden vor der Gemeinde entwickelte ſich allmälig das geheime vor einem der rechtſchaffenſten Presbyter (d. h. Aelteſten der Gemeinde). Das Gemeindemitglied wandte ſich an einen ſolchen mit einem Privatbekenntniß, um von demſelben zu erfahren, ob öffentliche Buße erforderlich ſei. Der Kirchenſchriftſteller Sozomenus ſchreibt hierüber: „Die Presbyter hielten es für beſchwerlich, daß man die Sünden, wie auf einem Schauplatz, in Gegenwart der ganzen Menge der Gemeinde bekannt mache; daher wurde ein rechtſchaffener, verſchwiegener und kluger Presbyter dazu ernannt, daß ihm diejenigen, welche etwas verbrochen hatten, ſolches bekennen ſollten; dieſer beſtimmte nun nach eines Jeden Sünde, was derſelbe thun oder anſtatt einer Strafe büßen ſollte.“ Dies iſt alſo der Urſprung des geheimen Sündenbekenntniſſes oder der Ohrenbeichte vor einem Presbyter (d. h. Aelteſten). So wie nun aber aus den urchriſtlichen Gemeindevorſtehern oder Aufſehern, (Epiſkopen), — Kirchenobere, Vorgeſetzte, Biſchöfe, aus den urchriſtlichen Gemeindeälteſten oder Presbytern — Prieſter wurden, welche dem Volk, den Laien gegenüber einen in ſich abgeſchloſſenen, beſonders geweihten Stand bildeten; — ſowie die chriſtliche Kirche nicht mehr als die Geſammtheit aller gleichberechtigten Gläubigen, ſondern, gegen die Abſicht Jeſu und die Meinung der Apoſtel, vorzugsweiſe als die lehrberechtigte Minderheit, als die Geiſtlichkeit aufgefaßt wurde, — ſowie ſich die urſprüngliche freie Verfaſſung der chriſtlichen Gemeinden in eine unfreie verwandelte, mit einer Hierarchie, d. h. aufſteigender Stufenreihe von Würden, — da verſchwand auch die urſprüngliche Bedeutung der Buße als Genugthuung des Einzelnen für die ganze Gemeinde, ſomit auch die urſprüngliche Bedeutung des öffentlichen und des geheimen Sündenbekenntniſſes. So wie aus den Presbytern Prieſter wurden, in welchen man nach alt jüdiſcher und heidniſcher Vorſtellung geheiligte Mittler zwiſchen Gott und Menſchen zu erblicken wähnte, glaubte man in jenen Stellen der heiligen Schrift von der Sündenvergebung die Beweiſe für das Vorhandenſein eines ihnen von Chriſtus durch die Apoſtel vererbten Rechtes zu erkennen, welches ſie anſtatt Gottes ausüben könnten und müßten; und nun entſtand folgerecht die Vorſtellung, daß ſie die Macht beſäßen: nach ihrem eigenen Ermeſſen Sünden zu erlaſſen oder vorzubehalten, und ſomit die Pforten des Himmels zu eröffnen oder zu verſchließen.

Seit der römiſche Biſchof Leo um das Jahr 450 ſtatt des alten öffentlichen Sündenbekenntniſſes die geheime Beichte vor einem Prieſter eingeführt, hatten die Biſchöfe, als herrſchende Kirchenobern, die Gerichtsbarkeit über die Seelen (die Jurisdictio fori interni) und beauftragten mit der Verwaltung derſelben die Pfarrer.*) Aber es währte noch mehrere Jahrhunderte lang, nämlich bis zum Jahre 1215, bis die römiſche Kirche auf dem lateraniſchen Concil durch Papſt Innocenz III., denſelben Papſt, welcher auch das Glaubensgericht, oder die Inquiſition (blutigen Andenkens) einführte, die Ohrenbeichte zur religiöſen Pflicht, zum Kirchengebot, ja zur Glaubenslehre erhob. Auf jenem Concil wurde nämlich verordnet, daß jeder Laie wenigſtens einmal im Jahre alle ſeine Sünden ſeinem eigenen zuſtändigen Prieſter (als ſeinem zuſtändigen geiſtlichen Richter) beichten müſſe; zugleich wurde damals die Gewalt, Pönitenzen aufzulegen, erweitert.

Zur Losſprechung wurde nämlich von dem Beichtenden außer der genauen und vollſtändigen Angabe aller ſeiner Sünden ohne Ausnahme und Rückhalt, außer einer ernſtlichen Reue, und außer einem feſten Vorſatz der Beſſerung — auch gefordert, daß er ſich den Bußen oder Pönitenzen unterziehe, welche der Prieſter ihm theils als Strafe, theils aber auch als Erweckungsmittel zum Guten auferlegte. Solche Bußen oder Pönitenzen waren denn: Faſten, Tragen ſchlechter Kleider, wie früher im Judenthum, Herſagen von beſtimmten Gebeten, Ausſchließung von Feſten und Aufzügen, dann auch: Verbot, Kriegsdienſte zu nehmen oder zu leiſten, Keuſchheitsgelübde, Geißelungen, Wallfahrten, Einſperrung in ein Kloſter u. ſ. w. Weil nun aber die buchſtäbliche Erfüllung dieſer Bußen in einzelnen Fällen zu Härten führte, ſo erlaubten ſich die Kirchenoberen, hier und dort etwas davon nachzulaſſen. Weil ferner die Zeit mancher Buße, bei vielen Sündigen, oft über das Leben hinausreichte, ſo erlaubte man deren Verwandlung in andre; und weil endlich das peinliche Recht in jenen Zeiten faſt für alle Vergehen einen Loskauf in Geld geſtattete, ſo glaubte man auch die äußere Kirchenbuße in eine Geldzahlung an die Kirche oder für kirchliche Zwecke umändern zu dürfen! Anfangs beobachtete man dabei Vorſicht und Maaß; bald aber zeigte ſich Eigennutz bei den an die Reichen

*) Der römiſche Katechismus ſagt ausdrücklich: „Chriſtus hat die Prieſter zu Richtern der nach der Taufe begangenen Sünden gemacht.“

gehenden Forderungen, und da die Armen nicht bezahlen konnten, so erfand man immer mehr Dinge und Uebungen, welche für genügende Bußen oder Pönitenzen galten, bis das blos Aeußerliche zur Hauptsache ward und das Innerliche fast ganz verschwand.

So entstand denn die Lehre von den allgemeinen Abläſſen oder Indulgenzen. Sie beruhte auf einer eigenthümlichen Vorstellung, welche bereits im phariſäiſchen Judenthum vorhanden gewesen war, nämlich auf der Vorstellung, daß die Menſchen über ihre eigene Schuldigkeit hinaus Gutes thun könnten, und daß aus dem auf dieſe Weiſe durch fromme und heilige Männer entſtehenden Schatz von guten Werken der Ueberſchuß Anderen mitgetheilt werden könne. Man glaubte, daß insbeſondere der unerſchöpfliche Schatz der unendlichen Verdienſte Chriſti, der Jungfrau Maria und der Heiligen der Kirche zur erlöſenden Vertheilung an Reulge übergeben ſei.*) Das perſönliche Thun und Laſſen trat dabei in den Hintergrund und die ſogenannten „guten Werke“ ſchienen nur nach den größeren oder kleineren Maßen Bedeutung zu haben, wo Einer für den Andern eintreten und etwas abverdienen könne. Soviel Scharfſinn auch geiſtreiche Kirchenlehrer darauf verwandten, um Mißdeutungen dieſer für die Sittlichkeit ſo gefährlichen Lehre vom Ablaß vorzubeugen,**) ſo fanden doch nur zu Viele es bequem und vortheilhaft, die Anſicht aufzuſtellen und feſtzuhalten: „der Ablaß befreie nicht bloß von der Kirchenbuße, ſondern reinige, ſelbſt ohne genügenden inneren Wandel, vor Gott.“ Die Unſittlichkeit beruhigte ſich bei der Zuverſicht auf die reinigende Kraft fremden Verdienſtes; die Selbſtſucht beſtätigte und pflegte dieſe Zuverſicht. Die Kirche gewährte mehr oder minder vollkommenen Ablaß je nach einer größeren oder geringeren Anzahl von „guten Werken“, z. B. von Meſſen, die man für Geld leſen ließ, für Geldbeiträge zum Kirchenbau; ja um einer Kapelle, einem Heiligenbilde Zulauf zu verſchaffen, gab man für eine beſtimmte Anzahl von Gebeten, z. B. Vater unſer, engliſcher Gruß u. ſ. w. ſo

*) So iſt zu leſen in dem auf Befehl des Erzbiſchofs von Neapel im Jahre 1846 neu aufgelegten „breve compendio della dottrina cristiana“, S. 19.

**) Der römiſche Katechismus (S. 185 und 186) ſagt: „Indulgenz iſt eine Freigebigkeit, welche Gott mittelſt ſeines Stellvertreters gegen ſeine Gläubigen übt, indem er ihnen die zeitlichen Strafen ganz oder theilweiſe erläßt. — — Mit den Indulgenzen thut man nur der Strafverbindlichkeit genug; mit den guten Werken dagegen thut man genug und verdient zugleich das ewige Leben. Das Beſte jedoch iſt, ſelbſt genugthun, wenn man kann, und zugleich die Indulgenzen zu ergreifen.“

viel Ablaß, daß man ohne Mühe davon immer und wohl auf 1000 Jahre Vorrath erhalten konnte. Ja Papſt Innocenz IV., der vom Jahre 1243 bis zum Jahre 1254 die dreifache Krone trug, verfügte, daß der Ablaß nur im Verhältniß des gezahlten Geldes bewilligt werden ſollte. Bekannt iſt, daß Papſt Leo X. im 16. Jahrhundert durch den Ablaßhandel die Gelder zum Ausbau der Peterskirche in Rom erpreßte und daß ſein Ablaßkrämer Tetzel mit einem Geldkaſten in Deutſchland umherzog, worauf geſchrieben ſtand: „Wenn das Geld in dem Kaſten klingt, die Seel' aus dem Fegfeuer ſpringt.“ *)

*) Die Ablaßbriefe, welche Leo X. in Deutſchland und in der Schweiz öffentlich feilbieten ließ, lauteten alſo:

„Ich ſpreche dich im Namen unſeres allerheiligſten Vaters, des Statthalters Jeſu Chriſti, zuerſt los von aller Kirchencenſur, die du verſchuldet haben könnteſt, hiernächſt auch von allen Miſſethaten und Verbrechen, die du bisher begangen, ſo groß und ſchwer dieſelben auch ſein mögen, auch von denen, welche ſonſt allein der Papſt vergeben kann, ſoweit ſich die Schlüſſel der heiligen Mutter, der Kirche erſtrecken. Ich erlaſſe dir vollkommen alle Strafen, die du um dieſer Sünden willen im Fegfeuer billig erleiden ſollteſt. Ich mache dich wieder der Kirchenſakramente und der Gemeinſchaft der Gläubigen theilhaft und ſetze dich von neuem in den reinen und unſchuldigen Zuſtand zurück, worin du gleich nach deiner Taufe warſt, ſo daß, wenn du ſtirbſt, die Pforten der Hölle, wodurch man zur Qual und Strafe eingeht, verſchloſſen ſein ſein ſollen, damit du geraden Weges gelangen mögeſt. Sollteſt du aber jetzt noch nicht ſterben, ſo bleibt dir dieſe Gnade ungekränkt.

Tetzel ſagte, um ſeine Waare anzupreiſen, unter Anderm auch: „die Kraft ſeiner Ablaßbriefe ſei ſo groß, daß dadurch die abſcheulichſten Sünden vergeben und verſöhnt wurden.“ „Mit vier Groſchen, (ſetzte er hinzu) könnt ihr die Seele eures Vaters aus dem Fegfeuer erlöſen, und ſeid ihr wohl ſo undankbar, daß ihr eueren Vater nicht aus der Qual befreien wolltet?

Der Kurfürſt Erzbiſchof Albrecht von Mainz (zur Zeit Luthers) beſtimmte in einem Verhaltungsbefehle für die Ablaßhändler, welche einer gedruckten „Instructio summaria pro subcommissariis, poenitentiariis et confessoribus in executionem gratiae plenissimae indulgentiarium per Sanctissimum Dominum nostrum Papam Leonem X entnommen iſt, folgende Taxen: „große Fürſten geben 25 rheiniſche Goldgulden. Aebte, höhere Prälaten, Grafen, Freiherrn und ihre Frauen zahlen für jede Perſon 10 Goldgulden. Andere Leute, die jährlich 500 Goldgulden einzunehmen haben, zahlen 6 Goldgulden, Krämer und Handwerker 1, noch geringere ½ Gulden. Obwohl eine Frau von des Mannes Gütern nichts geben kann, ſo kann ſie doch von ihren Dotal- und Pamphernal-Gütern in dieſem Fall, auch wider des Mannes Willen beitragen. Wenn arme Weiber und Töchter die Taxen von anderen erbetteln können, ſollen ſie ſolche ebenfalls in die Ablaßkaſten liefern u. ſ. w.“

(Das Ausführlichere iſt zu leſen in Dr. Fetzers Werk: „Teutſchland und Rom.“ I Band. 1830. S. 468—472.)

Ein Gegenſtück hierzu aus unſeren Tagen iſt die Verkündigung des Erz-

So ſeht ihr denn, wie ſich aus der Ohrenbeichte durch die gänzliche Entſtellung des Begriffs der Buße der unſittliche und verwerfliche Aberglaube des Ablaſſes entwickelte, welcher die Kirche reich und die Laien arm machte! Wie konnten denn aber die Laien zu einer ſolchen gänzlichen Unmündigkeit, zu einer ſolchen Geiſtloſigkeit und ſittlichen Entkräftung herabſinken, daß ſie jenem Aberglauben gehorchten? Der Weg dazu ging durch den Beichtſtuhl.

Wohl konnte der Beichtſtuhl ein mächtiges Mittel ſein, um in Zeiten der Rohheit und Barbarei die wilden Leidenſchaften durch ſtrenge Hinweiſung auf die höhere ewige Gerechtigkeit zu bändigen und für Tugend und Sittlichkeit zu wirken. Wohl verkennen wir nicht, welches Bedürfniß das von geheimer Schuld beladene Herz empfinden mag, ſich durch vertrauensvolle Mittheilung ſeiner Schuld an einen verehrten Freund, an einen hochgeachteten, tugendhaften, frommen und weiſen Mann zu entlaſten und ſich von einem ſolchen Troſt und Rath zu erbitten. Aber wie weit verſchieden iſt dieſes freie Vertrauen des Herzens von einem unnatürlichen Zwang, welcher die Geheimniſſe der Seele eröffnet und die Sehnſucht nach dem verzeihenden Herzen des himmliſchen Vaters an die Willkür eines ſterblichen Menſchen verweiſ't, welcher die Losſprechung ebenſo ertheilen, wie verweigern kann!

Das Jedem angeborne, gottverliehene Gefühl der Menſchenwürde ſträubt ſich gegen jeden Zwang, der in's innerſte Heiligthum der Freiheit des Menſchen eingreift. Dies unaustilgbare Gefühl widerſtrebte denn dem Kirchengebot der Ohrenbeichte auch ſchon in der Zeit, als es aufgeſtellt wurde. Deßhalb wandte die Kirche des Mittelalters, um daſſelbe durchzuführen und zur Geltung zu bringen, ein Mittel an, welches in jenen Zeiten der Unwiſſenheit und des Aberglaubens durch die Einbildungskraft auf die Willenskraft wirkte. Sie drohte nämlich Jedem, der nicht wenigſtens einmal im Jahre beichte, mit dem Kirchenbann; er ſollte nach dem Tode in ungeweihter Erde verſcharrt, ſeine Seele ſollte ewig verdammt werden. Dieſe Drohung wirkte; die Gemüther, an die Macht der Kirche auch über die Schickſale der Seele im Jenſeits glaubend, unterwarfen ſich zitternd der Ohrenbeichte, und endlich ward ihnen dieſe ſo zur Gewohnheit, daß ſie den Verluſt ihrer Freiheit und Menſchenwürde gar nicht mehr fühlten.

---

biſchofs von Neapel vom Jahre 1846 über den „Schatz heiliger Ablässe", welche Urkunde man am Schluſſe dieſer Schrift leſen wolle!

Durch die Ohrenbeichte trat der Priester zu dem Laien in ein ganz neues eigenthümliches Verhältniß. Er hieß von nun an — Beichtvater, der Laie — Beichtkind. Also der fremde Mann hatte plötzlich die unbedingte väterliche Gewalt über den Gatten, der Gattin, — über die Frau, dem Mann, — über den Sohn, den Eltern, — über den Freund, dem Freunde gegenüber! Was konnte jetzt noch die eheliche Treue, die Elternliebe, die Freundschaft — vor jener ungeheuren Macht sein, welche diejenigen, die an sie glaubten, nicht bloß lossprechen, sondern auch verdammen, für **ewig** verdammen konnte? Wenn nunmehr der Beichtvater das Recht hatte, von dem Gläubigen eine offene Darlegung seines ganzen Lebenswandels, selbst mit Einschluß der geheimsten Gedanken und Vorsätze, in der Ohrenbeichte zu verlangen, — wenn er, gestützt auf dies Recht und auf jene unbedingte Gläubigkeit, den Gatten über die Gattin, die Frau über den Mann, die Kinder über die Eltern, den Freund über den Freund, den Beamten über die Geheimnisse seines Amts, den Fürsten über die Grundsätze und Handlungen der Regierung, den Dienenden über das häusliche Leben der Dienstgeber ausfragte und — auch Auskunft erlangte, — genaue vollkommene Auskunft; — welch' eine das Leben der Einzelnen, der Familien, der Völker aufs Tiefste durchdringende, alle Begriffe der Sittlichkeit zersetzende Umwälzung war damit vollbracht!" Konnte sich nun der noch frei und unbefangen regen in der Welt, der in Dingen, welche nur dem untrüglichen Herzenskündiger, dem inneren Richter im Busen offen stehen, sich der Oberaufsicht eines menschlichen, also keineswegs von falschen Ansichten freien, aber dennoch mit der für schwächere Gemüther so furchtbaren Macht des Binde- und Löseschlüssels versehenen Sittenmeisters und Gewissenrathes unterworfen fand?"

Die Geschichte gibt das unwiderlegliche Zeugniß, wie oft und wie furchtbar diese ungeheure Macht zum Verderben ganzer Völker mißbraucht worden ist! Die Geschichte so mancher Höfe und so vieler Beichtväter an denselben gibt hinlängliches Zeugniß von den Ränken, zu welchen die Ohrenbeichte benutzt wurde, von den Geheimnissen, welche dadurch verrathen, von den unseligen Zwecken, welche durch Zureden und Aengstigung der Gemüther erreicht oder vereitelt worden. Deutsche Männer, deutsche Frauen, blickt zurück auf die Geschichte des dreißigjährigen Krieges! Schaut dieß unser armes Vaterland als die Schlachtbank, wo der Bruder den Bruder mordet, schaut die schönsten reichsten Gaue — entvölkert, schaut die

Städte und Dörfer — in Aschenhaufen verwandelt, die Bildung zerstört — den blutigen Wahn allgewaltig, — die Vernunft verhöhnt, das deutsche Reich, einst so gewaltig vor allen, eine Beute der Fremden geworden, — zerstückelt, zerfasert, ja selbst den Namen einer Nation, die einen Gutenberg, einen Luther, einen Hutten, einen Kepler ihre Söhne nannte, geschändet durch Ketzer- und Hexenrichterei! Und fragt ihr nun: Wer hat dies Elend verschuldet? Es waren die Beichtväter der katholischen Fürsten des 17. Jahrhunderts, welche ihren gläubigen Beichtkindern die Ausrottung des Protestantismus um jeden Preis als heilige Pflicht, als Bedingung der ewigen Seligkeit darstellten! Die Geschichte zeigt uns jenen furchtbaren Einfluß des Jesuiten Pater Lamormain auf den bigotten deutschen Kaiser Ferdinand II.

Die Geschichte sagt uns, daß Balthasar Gerards, welcher den edlen Prinzen Wilhelm von Oranien, den Retter der niederländischen Freiheit, am 10. Juli 1584 erschoß, sein Vorhaben zuerst einem Jesuiten zu Trier gebeichtet hatte, der ihm die Märtyrerkrone verhieß, und dann dem Guardian der Franziskaner zu Tournay, Pater Gery, der ihm seinen Segen ertheilte zur Vertilgung des Ketzers! *)

Die Geschichte — und wer vermag sie zu widerlegen? — erzählt uns von dem ehrgeizigen Jesuiten, Pater Lachaise, dem Beichtvater Ludwigs XIV., Königs von Frankreich, daß er unaufhörlich Angeber und Ankläger rechtschaffener Leute bei dem König war, dessen Ausschweifungen er als Beichtvater guthieß, um ihn um so sicherer beherrschen und leiten zu können, daß auf seinen Betrieb der König das Edikt von Nantes, welches den Reformirten in Frankreich freie Religionsübung zusagte, zurücknahm, und daß dieser Beichtvater so der Urheber der Verfolgungen gegen die Reformirten und ihrer Austreibung aus Frankreich wurde. Sein Werk war es, daß die Reformir-

*) Schon früher hatte ein fanatisirter junger Franzose Namens Jauregui die Ermordung des Prinzen von Oranien beschlossen; am 16. März 1582 beichtete er dem Dominikaner Mönch Anton Timmermann sein Vorhaben und dieser billigte es, wenn es nicht wegen zeitlichen Vortheils, sondern bloß aus der Absicht zur größeren Ehre Gottes und zum Nutzen des Königs hervorgegangen sei; er ertheilte dem Jüngling die Absolution und reichte ihm das Abendmahl. Jauregui machte auch wirklich zwei Tage später den Mordversuch; der Prinz wurde schwer verwundet, doch wieder geheilt. — Auch Balthasar Gerards glaubte durch die Ermordung des Prinzen ein Hauptwerkzeug der Ketzerei zu vernichten und sich die ewige Seligkeit zu verdienen.

ten mit Bajonetten und Pistolen zur Messe getrieben, Kinder ihren Eltern entrissen, Frauen, welche den reformirten Glauben nicht abschwören wollten, geschändet, die reformirten Prediger gefoltert und hingerichtet wurden, daß über 50,000 brave, gewerbfleißige, reiche reformirte Familien aus ihrem Vaterlande flüchten mußten, daß Frankreichs Wohlstand in Folge dessen sank, Frankreichs Handel stockte. Die Geschichte berichtet uns von diesem königlichen Beichtvater Lachaise, daß er kurz vor seinem Tode den König aufforderte, den Jesuitenorden zu begünstigen; „denn" (so fügte er drohend hinzu) „man könnte im Falle einer Ungnade nicht für ihn stehen, und ein böser Stoß ist doch bald geführt." Die Geschichte zeigt uns den Nachfolger Lachaise's, den Jesuitenpater Letellier, Beichtvater Ludwigs XIV., der seinen Vorgänger noch an Hochmuth und Herrschsucht übertraf und durch seinen Einfluß die berüchtigte Bulle des Papstes Clemens XI. „Unigenitus" erwirckte, welche alle Rechte und Freiheiten der französischen Kirche zu Gunsten des Jesuitenordens zu vernichten drohte. Dieser königliche Beichtvater war's, der dem König, welcher Frankreichs Schätze an seine Günstlinge und an sittenlose Frauen verschwendete, ein Gutachten überbrachte, des Inhalts: „es seien alle Güter der Unterthanen dem König gehörig und dieser habe also, wenn er sie nehmen wolle, nur über das, was sein eigen sei, zu gebieten!" *) „Ein Jesuit, als Beichtvater am Hofe, war in gewisser Art nur Geschäftsführer seines Ordens, um dessen Vortheil zu besorgen und alle die zu vernichten, welche der Orden als seine Feinde fürchtete" (so spricht ein römisch-katholischer Schriftsteller!).

Die Geschichte meldet uns die Thatsache, daß die geheimen Angebereien bei der furchtbaren spanischen Inquisition, welche von ihrer Stiftung an bis zum Anfang dieses Jahrhunderts über 34,000 Menschen, nämlich solche, deren Glauben von dem der herrschenden Kirche abwich, „als Ketzer" „zur größeren Ehre Gottes" „im Namen Christi" verbrennen ließ, am häufigsten zur Zeit der österlichen Beichte vorkamen. Warum? Deßhalb, weil der Beichtende gezwungen war, Alles anzugeben, was er immer als dem römischkatholischen Glauben oder den Rechten jener Inquisition zuwiderlaufend wußte! — Die Geschichte sagt uns, daß in Spanien kein Beichtender Absolution erhielt, wenn er nicht die Kreuzbulle vom Jahr 1718, worin Allen, welche für Ausrottung der Ketzer mitwirken, volle Sündenvergebung zugesichert

*) Siehe Gregoire Gesch. der Beichträtr.

wird, wenn er nicht dieſe Kreuzbulle für 2 Realen (15 kr.) gekauft hatte.

Die Geſchichte meldet uns, daß der Beichtvater der Kaiſerin Maria Thereſia, Pater Parhamer, deren Bedenken über die Rechtmäßigkeit der Theilung Polens, welche ſie ihm in der Beichte anvertraute, nach Rom berichtete. Ihr Geſandter in Rom, Graf Wilczeck, erfuhr davon, verſchaffte ſich die Abſchrift der Beichte und konnte ſo der Kaiſerin ihre eigenen, in der Beichte geſprochenen Worte, wieder melden!

Die Geſchichte erzählt uns von Verbrechen gegen die Sittlichkeit, zu welchen gewiſſenloſe Prieſter den Beichtſtuhl mißbrauchten, Verbrechen, welche man zur Ehre der Menſchheit ſo gern für unmöglich halten möchte, wenn die urkundlichen Beweiſe dafür nicht gedruckt in allen Bücherſammlungen Europa's vorhanden wären!

Du unterſcheideſt zwar, Herzenskündiger, jene edleren Prieſter, welche die ihnen zu Gebot ſtehende ungeheure Macht über die Gewiſſen wirklich als Mittel zur Zähmung der wilden Leidenſchaften und zur Hebung der Sittlichkeit anwendeten, — du unterſcheideſt ſie von denjenigen, welche ſie zu unwürdigen Zwecken mißbrauchten. Auch wir unterſcheiden mit Freuden jene edleren römiſch-katholiſchen Prieſter von ihren unwürdigen Amtsgenoſſen; aus voller Seele achten und ehren wir jene edleren, welche die ihnen von der Kirche anvertraute ungeheure Gewalt über die Gewiſſen als ein Mittel benützen, um die Sittlichkeit zu fördern. Aber wird dadurch, daß einzelne edle Männer die Ohrenbeichte nicht mißbrauchten, die Möglichkeit des Mißbrauchs mit all den Gefahren für Völkerglück und Familienfrieden aufgehoben? Werden dadurch die Zeugniſſe der Geſchichte widerlegt? Enthält die ungeheure Macht über Gewiſſen und Verſtand in ſich ſelbſt eine ſichere Bürgſchaft, daß Jeder, dem ſie anvertraut wird, auch zugleich die ſittliche Kraft empfange, durch welche er dem Reiz der Verſuchung widerſtehen kann, ſie auch zu anderen Zwecken, als zur Förderung der Sittlichkeit anzuwenden?

Als wir ſelbſt noch der alten Kirche angehörten und ihrem Gebote noch unterworfen waren, — welche Thatſache war es wohl, wodurch wir zuerſt zweifeln lernten, ob die Ohrenbeichte in allen Fällen die Sittlichkeit fördere? Es war die Thatſache, daß wir Leute ſahen, für welche die Ohrenbeichte eben das bequemſte Auskunftsmittel war, um ohne Gewiſſensbiſſe ſündigen zu können, — Leute, welche das Schlechte in der Beruhigung thaten, daß ſie's ſpäter ja nur zu beichten brauch-

ten, um wiederum ſicher zu ſein vor Gottes ſtrafender Gerechtigkeit! Was uns zuerſt zweifeln machte, das waren verfängliche Fragen, welche im Beichtſtuhl an uns gerichtet worden waren, Fragen über gewiſſe Sünden, wovon unſere und unſerer Spielgenoſſen junge unſchuldige Herzen bis dahin nichts geahnt hatten. Was ſpäterhin unſere Zweifel noch vermehrte, das war die Wahrnehmung im Kreiſe unſerer eigenen Familien, wie da unſere Mütter, unſere Väter, unſere Geſchwiſter aus ſogenannten gemiſchten Ehen mit verweinten Augen von der Beichte heimkamen, wie ſie in ihrer Seelenangſt, ihr Allertheuerſtes auf ewig zu verlieren um des verſchiedenen Glaubens willen, Alles aufboten, um ſie zu dem ibrigen zu bekehren! Was unſere Zweifel beſtärkte, das war die Thatſache, daß wir ſelbſt im Beichtſtuhl ermahnt wurden: das Heil unſerer Seelen erfordere es, jeden Umgang mit Ketzern zu meiden und ihnen nicht zu glauben, ſie als Verdammte zu betrachten. Ach, und Schauder ergriff uns, wenn uns plötzlich dabei einfiel, daß unſer Vater, unſer Jugendfreund, unſer Lehrer, unſer Wohlthäter ja auch ſolch ein Ketzer ſei! Wir erhielten im Beichtſtuhl die Ermahnung, zu beten für die Ausrottung der Ketzerei; und Entſetzen erfaßte uns, wenn wir dachten: Heißt das nicht ſo viel als Ausrottung der Ketzer? Wir begaben uns in den Beichtſtuhl und der Prieſter fragte uns nicht blos um unſere Sünden, ſondern auch um dies und jenes, was in unſerem Hauſe vorging, um die geheimſten Verhältniſſe der Familie, um das Benehmen des einen oder andern Mitgliedes derſelben, um die Reden der Freunde, die aus und eingingen; — ein unwiderſtehliches Gefühl gebot uns, dieſe Fragen nicht zu beantworten, die Geheimniſſe der Familie nicht kundzugeben; und doch waren wir ja gelehrt worden, wir müßten dem Beichtvater alles anvertrauen, um was er uns frage; ſo antworteten wir ihm denn auf ſeine Fragen und erhielten die Losſprechung von ihm; aber als wir aus dem Beichtſtuhl wieder heraustraten, lag es uns furchtbar ſchwer auf der Seele, als hätten wir uns einer neuen Sünde ſchuldig gemacht. — Wir wuchſen heran, es erweiterte ſich der Kreis unſeres Denkens, wir verſenkten uns in die herrlichen Werke der großen Geiſter unſerer Nation und fremder Völker; wir ſchöpften aus dem Born der Geſchichte, der Naturwiſſenſchaften, und mit den aufgehellten Blicken konnten wir kein Genüge mehr finden an ſo manchen Vorſtellungen, welche man uns als Kindern beigebracht hatte, denn ſie ſchienen uns den Geſetzen des Denkens und der Natur, ſie ſchienen uns der Geſchichte zu widerſprechen; — da erfuhren wir im Beichtſtuhl: jeder

Zweifel an den Worten der Kirche, an der Untrüglichkeit ihrer Lehren, an der Heiligkeit ihrer Bräuche und Einrichtungen — sei Todsünde; gefangen nehmen müßten wir die Vernunft, nur von dem blinden Glauben und Gehorsam hänge die ewige Seligkeit ab! Wir vernahmen im Beichtstuhl: der letztverstorbene Papst Gregor XVI. habe „die Preßfreiheit als das Verruchteste, nie genug zu Verabscheuende und zu Verfluchende“ bezeichnet; und so sollten denn auch wir sie betrachten, wir, deren ganze Seele sich darnach sehnte, daß sie endlich auch allen edlen Geistern, als das Mittel, Wahrheit, Aufklärung, Bildung und Gesittung zu verbreiten, ebenso eingeräumt werden möchte, wie sie thatsächlich von den Finsterlingen zur Förderung der Verdummung, des Glaubenshasses und des Fanatismus bereits benutzt werden durfte. Noch gehörten wir der alten Kirche an, noch mußten wir ihren Geboten gehorchen, noch wurden wir angehalten, zur Beichte zu gehen; da kamen Freunde zu uns, mit bleichen Wangen und wirren Blicken, und warfen sich uns ans Herz und vertrauten uns: sie hätten gebeichtet, aber keine Lossprechung erhalten; sie wären trostlos, sie verzweifelten an Gottes Gnade. Da wandten wir uns tieferschüttert an gelehrte Männer und baten sie, sie möchten uns doch aus den geschriebenen Satzungen unserer Kirche Alles mittheilen, was über die Ohrenbeichte je festgesetzt worden sei, denn wir hofften, daß unsere Zweifel beschwichtigt würden durch die klare Einsicht. Und jene Männer schlugen uns die Beschlüsse des tridentinischen Conciliums auf, worin die Richtschnur, die „unabänderliche“, des römisch-katholischen Glaubens enthalten ist, und da zeigten sie uns in der siebenten Sitzung folgende zwei Sätze (can. 8 u. 11)*), welche als Glaubenslehren aufgestellt waren: „daß blos durch die Sakramente an sich, ohne irgend einen Glauben an die christliche Verheißung der Gnade, schon die Gnade mitgetheilt werde, daß aber auch noch der Wille des die Sakramente spendenden Priesters, sein Wille: das zu thun, was die Kirche thut, erforderlich sei, damit die Sakramente ihre Gültigkeit und Kraft haben.“ Unsere Beunruhigung ward durch die Kenntniß dieser beiden Glaubenslehren unserer Kirche, von denen wir, wie viele Tausende, bisher keine Ahnung gehabt hatten, nicht gehoben, sondern gesteigert.

*) Die Stellen lauten wörtlich: „Wer behauptet, daß durch die Sakramente an sich die Gnade nicht mitgetheilt werde, sondern daß allein der Glaube an die christliche Verheißung zur Erlangung der Gnade hinreiche, der sei verflucht.“ — und: „Wer behauptet, es werde bei den Dienern (des Altars) wenigstens nicht der Wille erfordert, das zu thun, was die Kirche thut, der sei verflucht.“

Wie? (ſo fragten wir nun) das Sakrament der Buße verliert alſo ſeine Wirkſamkeit, wenn ich ſelbſt mit feſter Zuverſicht an Gottes Gnade glaube, wenn aber der Prieſter, ſei es nun aus Leichtſinn oder ſei es aus Vorſatz, dem Sakrament keine Wirkſamkeit ertheilen will? Ich wäre alſo niemals ſicher, ob die Abſolution auch Kraft habe, weil ich ja doch nicht in der Seele des Beichtvaters leſen kann, ob er wohl „den Willen“ habe oder nicht? Es kann alſo der Fall ſein, daß mir meine Beichte, wenn ich ſie noch ſo redlich abgelegt, nicht einmal etwas nützt, daß ich mich in all meinen Hoffnungen täuſche? Dieſer Gedanke machte uns erbeben, — anfangs aus Furcht, dann aber bald aus einem anderen Gefühl, welches dem der Furcht entgegengeſetzt iſt, und wir riefen aus: „Wohlan, mögen wir immerhin nicht ſicher ſein, ob wir durch den Prieſter Losſprechung erhalten, — an Gottes liebendem Vaterherzen wird ſie uns doch gewiß zu Theil. Was ſollen wir uns an den Prieſter wenden? Du, o Ewiger, kennſt unſer Herz; vor dir liegt es offen da, mit all ſeiner Reue, mit all ſeiner Sehnſucht nach Entſündigung, mit all ſeinen heiligen Entſchlüſſen; o ſo nimm denn du ſelbſt es wieder auf!“

So entſtand in uns die Ueberzeugung, daß wir der Ohrenbeichte nicht bedürfen, und mit dieſer Ueberzeugung auch der Vorſatz, auf ſie, als etwas Ueberflüſſiges, fortan zu verzichten. Indeſſen Einige von uns führten dieſen Vorſatz nicht auch ſogleich aus. Die Beichte war ihnen ja zur Gewohnheit geworden von der Kinderzeit her, und die Macht der Gewohnheit ſiegte bei ihnen über die Macht der Ueberzeugung. Andere von uns ſagten: ſo lange wir nun einmal der römiſch-katholiſchen Kirche angehören, müſſen wir zu Beichte geben, ſonſt werden wir ja nicht zum Abendmahl, nicht zur prieſterlichen Einſegnung der Ehe zugelaſſen! Sie gingen denn alſo auch zur Beichte, und beichteten bloß im Allgemeinen, daß ſie ſich ſündhaft fühlten. Mancher von ihnen fand auch einen Beichtvater, der ſich mit dieſem allgemeinen Bekenntniß begnügte; allein handelte ein ſolcher aufgeklärter und duldſamer Beichtvater nicht eigentlich gegen die Vorſchrift der Kirche, nämlich gegen den Beſchluß jenes lateraniſchen Concils, worin ja eben als erſte unerläßliche Bedingung zur Losſprechung die Angabe aller Sünden ohne Ausnahme und Rückhalt gefordert wird? Andere hingegen geſtanden uns: ihre Seele ſträube ſich zwar gegen die Beichte; ſie beichteten aber gleichwohl, und zwar das, was ſie wohl gethan haben könnten, aber nicht wirklich gethan, und ſie beichteten hinwieder das nicht, was ſie wirklich in Gedanken oder Worten verbrochen hat-

ten! Dies Auskunftsmittel ſchien uns nichts Anderes als Lüge und Heuchelei, und wir hielten es für unſere Pflicht, ihnen offen und ehrlich zu ſagen: „Wenn euch der Kirche Gebot als Joch ſo hart drücket, warum beugt ihr denn fortwährend eure Nacken unter demſelben? Lieber werft es ab, als daß ihr die Kirche und euch ſelbſt betrüget, lieber befreiet euch, befreiet eure Weiber und Kinder davon, eingedenk der Worte des Apoſtels: „der Herr iſt Geiſt, wo aber der Geiſt des Herrn iſt, da iſt Freiheit“ (II. Kor. 3, 17) und der andern Worte des großen Paulus: „So beſtehet nun in der Freiheit, damit uns Chriſtus befreiet hat und laſſet euch nicht wiederum in das knechtiſche Joch fangen (Galater 5, 1) und werdet nicht der Menſchen Knechte“ (I. Kor. 7, 23). Verlangt ihr ein Beiſpiel? Wohl, ſo blickt auf Deutſchlands Söhne zurück, die vor dreihundert Jahren durch die Macht der Ueberzeugung die Macht der Gewohnheit überwanden und ſich losriſſen von dem Gebot der Kirche, welches ſie nicht mehr vereinbaren konnten mit dem Gebot Gottes in der eigenen Bruſt. So blicket auf uns. Was unſere Väter gekonnt, das können auch wir. Wir ſagen uns los von der Prieſterſatzung, wir ſagen uns los von der Ohrenbeichte; wir flüchten uns aus der Gewalt ſterblicher Menſchen an das große Vaterherz, das da Jeden aufnimmt, der ſein Kind ſein will!“ Das iſt der Weg, den wir gegangen ſind, der Weg, der uns aus der römiſchen Prieſterkirche in die wahrhaft allumfaſſende, allbeſeligende Menſchheitskirche geführt hat, an deren Altar Chriſtus, der Welthefreier, ſteht und mildlächelnd Jedem, der da mühſelig und beladen iſt, zuruft: „Komm zu mir, ich will dich erquicken durch Wahrheit und Liebe, ich will dich erlöſen zur Freiheit der Kinder Gottes, zur Menſchenwürde!“

Durch die Hallen ſeiner allumfaſſenden Kirche tönet aus den Tiefen aller Herzen das Gebet: „Vergib uns unſere Schuld, wie auch wir vergeben unſeren Schuldigern!“ O wer iſt wohl in unſerem Bruderkreiſe, der nicht wünſchen müßte und möchte, daß der Bruder ihm verzeihe, — der nicht auch dem Bruder verzeihen möchte, welcher ihn beleidigt hat? „Allen Feinden ſoll vergeben und die Hölle nicht mehr ſein!“; das iſt der große „Ablaß“, den da jeder helldenkende, ſittlichfreie Menſch austheilt und empfängt! Das ſei das wahrhafte Jubiläum der Menſchheit!

Das geheime Bekenntniß vor dem Ohre des inneren Richters ſei die Erkenntniß unſerer Unvollkommenheit, aber innig verbunden mit dem Streben nach Vollkommenheit, ſei die ächte Menſchendemuth, aber unzer-

trennbar vom tiefeingewurzelten Gottbewußtſein! Gutmachen wollen wir jedes Unrecht, das wir in unſerer Leidenſchaft an unſeren Brüdern begangen! Bezwingen wollen wir den Trieb der Selbſtſucht, der uns gegen den Bruder verhärtet! Das ſei die ächte „Genugthuung" vor Gott, den Menſchen und uns ſelbſt, — die That der Sittlichkeit, die That der Liebe! So wahrhaft verſöhnt mit Gott und untereinander, wollen wir, um die That der Liebe zu üben, hintreten zu dem Armen und Verlaſſenen und ihm helfen, zu dem Bekümmerten und ihn tröſten, zu dem von Wahn und Sünde Bethörten und ihm das Auge ſeiner Seele aufhellen, zu dem Verzweifelnden und unſer eigenes Gottvertrauen in ſein Herz überſtrömen, ihn erquicken mit Rath und ſittlichem Muth und ſittlicher Kraft. Das ſeien unſere „guten Werke!" Im offenen Leben und in der ſtillen Kammer des Elends wollen wir durch das freie reinmenſchliche Vertrauen, das uns entgegenkommt und das wir rechtfertigen, ſegensreicher wirken, als mancher Prieſter im geheimnißvollen Dunkel des Beichtſtuhls durch das erzwungene, durch ſeine Macht über die Einbildungskraft und durch Androhung ewiger Strafen, für die Sittlichkeit, für die Menſchenveredlung, für die Wahrheit und Freiheit, für den Frieden und das Gottesreich auf Erden wirken kann. So handeln wir im Sinne unſeres edlen, göttlichreinen, menſchenfreundlichen Meiſters, deſſen Lehre wir in ihrer urſprünglichen Lauterkeit wiederherſtellen und bethätigen wollen. So werde jeder Einzelne in unſerem Bruderkreiſe beſſer! So werde unſere und jede Gemeinde durch wechſelſeitige Veredlung in ihrer ſteten ſittlichen Weiterbildung, in ihrer hehren Lebensweihe, in ihrer menſchlichen Würde, ein Bild im Kleinen von dem, was die von allen Zwangsanſtalten befreite, wahrhaft allumfaſſende und allbeſeligende, allverſöhnende große Chriſtuskirche, deren Theil unſere Gemeinde iſt, dereinſt zum Segen der Menſchheit im Großen ſein wird. Amen!

Ein Aktenstück aus der Gegenwart.

(Siehe Seite 11, Anmerkung.)

Schatz heiliger Abläſſe (Tesoro d'indulgenze.)

Verkündigung des Erzbiſchofs von Neapel vom Jahre 1846. *)

„Um die heiligen Abläſſe zu gewinnen, müſſen wir uns dazu anſchicken, mit den Vorbereitungen, welche nothwendig ſind, um eine gute Beichte und eine gute Communion (Abendmahl) zu machen (à farci)." — (Folgt nun eine kurze Angabe der hierzu erforderlichen Bedingungen). „So vorbereitet können wir die Schätze der heil. Abläſſe gewinnen. Ohne dieſe ſchuldigen Vorbereitungen würden wir nicht nur die heiligen Abläſſe nicht gewinnen, ſondern uns in Gefahr ſehen, uns auf ewig in's Verderben zu ſtürzen. Laßt uns dies recht bedenken. Ich glaubte hier dieſe Dinge erwähnen zu müſſen, weil ſie die hauptſächſten und weſentlichſten ſind, deren wir uns immer erinnern müſſen."

1. „80,000 Jahre Ablaß, beſtätigt von Benedikt XI., werden gewonnen, wenn man knieend ſpricht (dicendo): „Herr mein Gott! Der du für die Erlöſung der Welt — geboren, beſchnitten und von den Juden verworfen werden wollteſt u. ſ. w. „Du mein Herr J. C., in Kraft dieſer deiner h. Leiden — und der Verdienſte deines heil. Kreuzes befreie mich von den Strafen der Hölle" u. ſ. w.

2. „80,000 Jahr Ablaß werden gewonnen, wie man auf einem Marmor in der Kirche vom heil. Johann zum Lateran in Rom lieſt, wenn man ſpricht: „Mein Herr J. C. ſüßeſter Vater, der Freude zu lieb, welche deine geliebteſte Mutter in jener Stunde hatte, als du ihr am allerheiligſten Oſtertage erſchieneſt, und um der Freude willen, als ſie dich mit der Klarheit der Gottheit (divinità) verherrlicht ſah. — bitte ich dich, mich gnädigſt mit der Gabe des h. Geiſtes zu erleuchten; auf daß ich deinen Willen erfüllen könne in allen Lagen meines Lebens. Du, der du lebeſt und herrſcheſt in alle Ewigkeit. Amen."

3. „15 Seelen werden aus dem Fegfeuer vertrieben (si scac-

*) In wortgetreuer Ueberſetzung von Gavazzi, mitgetheilt in deſſen neueſter Schrift „Römiſcher Katholicismus in der Papſtſtadt und anderen Metropolen Italiens." (Leipzig 1851), welche hiermit als ſehr beherzigenswerth der allgemeinen Beachtung empfohlen wird.

ciano) — welcher Ablaß von Clemens III. bestätigt worden — wenn man mit der allerheiligsten Jungfrau zum gestorbenen Jesus spricht:

„O unerschöpfliche Quelle der Wahrheit, wie bist du vertrocknet!“ ..

„O allerhöchste Gottheit (divinità), wie lässest du dich in solcher Armuth von mir sehen“ u. s. w. „Habe Mitleid mit allem Geschöpf.“

„Ein Vaterunser, ein Ave und eine Gloria für die Person, welche diesen Ablaß hat drucken lassen.“

4. „Vollkommenen Ablaß gewinnt und eine Seele befreit man aus dem Fegfeuer, wenn man vor einem Bilde des Gekreuzigten das nachstehende Gebet spricht und Gott für die Bedürfnisse der h. Kirche bittet, — bestätigt von Clemens III.“ u. s. w.

„Siehe mich, o mein geliebter, guter Jesus, der ich vor deiner allerheiligsten Gegenwart hingeworfen, dich mit der lebendigsten Glut bitte, in mein Herz die Gefühle des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe einzugraben (stampare)“ u. s. w.

5. „Vollkommnen Ablaß gewährte Papst Innocenz VIII., auf Ansuchen der Königin Elisabeth von Spanien, alle denen, welche folgendes Gebet sprechen:

„Der Himmel verleih dir Heil (ti salvi) o unumschränkte Jungfrau,
Stern, heller, als die Sonne,
Mitleidige Mutter Gottes,
Weit süßer, seltener auch, als Honig,
Noch rother, als die Rose,
Und weißer als die Lilie,
Du, aller Tugend Blüte,
Geehrt von allen Heil'gen,
Im Himmel die erhabenste (sublime).
Amen. Ein Vaterunser und ein Ave.“

6. „Vollkommnen Ablaß — toties quoties — gewährte Pius V. Jedem, der folgendes Gebet hersagen wird:

„Du bist die große Königin.
Die ganze Welt neigt sich vor dir,
Du rettest (salvate) meine Seele.
Ein Vaterunser und ein Ave.“

7. „Die Wohlthat von 100 Messen für das Jahr wird Jeder haben, der täglich nachfolgendes Gebet fromm hersagt — und ein Ave Maria für die Person, die es drucken lassen.“

„Jungfrau, und stets unbefleckte Mutter Gottes und meine Mut-

ter der Barmherzigkeit, Maria! mit deiner mächtigen Intercession verwende dich, daß ich und alle Geschöpfe — daß wir alle immer erkennen und lieben J. C., deinen geliebtesten Sohn. Salve regina." u. s. w.

8. „Am Sabbath nach seinem Tode wird aus dem Fegfeuer befreit." — wer den Habit (abitino) der Madonna del Carmine (der Karmeliter-M. G.) trägt, genau die kirchlichen Fasten beobachtet,'... und, o! mit welcher Genauigkeit und Abtödtung beobachteten die ersten Christen die Vigilien und die 40tägigen Fasten; jetzt ist uns nur eine 40tägige Fastzeit übrig geblieben, und Niemand hält sie! Aber erinnern wir uns daran, daß, um in den Himmel zu gehen, Ein Weg uns geblieben, und dieser ist die Buße, und ohne die Buße — die Hölle." ..

„Ferner muß, um jener Befreiung theilhaft zu werden, man sich Mittwochs des Fleischessens enthalten und je nach seinem Stande die Keuschheit bewahren. Aber die erste Pflicht (dovere) ist, sich den Habit segnen zu lassen; die zweite, sich von einem Karmeliterpater einschreiben zu lassen; die dritte den Habit, welcher von Wolle sein muß, Tag und Nacht zu tragen, sonst gewinnt man nichts. Diese Privilegien und Verbindlichkeiten haben ihren Ursprung in den dem heil. Simon Stochio und dem Papst Johann XXII. gewordenen Erscheinungen der allerheiligsten Maria und sind von 22 Päpsten approbirt."

9. „Die Ablässe ferner, welche euch in dieser Weise bei jenem Karmeliter-, wie bei den anderen Habiten, der Schmerzen Marias *), „della mercede" und besonders dem „der Empfängniß," verheißen sind — sie sind unzählig, täglich und vollkommen, in Leben und in der Todesstunde. Mit dem Habit der unbefleckten Empfängniß, der von den Theatiner-Vätern gesegnet wird, sind alle Ablässe verknüpft, welche irgend welchem Orden (religione) heil. Orte oder Person zugestanden sind. Insbesondere wenn man 6 V. U., Ave's und Gloria's zu Ehren der allerheiligsten Dreieinigkeit und der unbefleckten Mutter spricht, gewinnt man toties quo-

*) In den zu Florenz gedruckten und an der Pforte der Annunziata verkauften Divote preci solite recitarsi dei P. P. de „Servi di Maria" steht S. 22 ff. das Verzeichniß aller Indulgenzen, welche von mehreren Päpsten denen gewährt, welche die Krone der sieben Schmerzen (Mariä) versagen, so wie der Gnaden (benefici), „welche die Brüder und Schwestern erhalten, die den Habit der schmerzenreichen (addolorata) Jungfrau Maria tragen;" — dann auch das Verzeichniß der (18) Tage im Jahr, „an denen man eine Seele aus den Strafen des Fegfeuers befreien kann"

ties — alle Ablässe Rom's, der Portiunkula, Jerusalems und Galiziens, welche sich auf 533 vollkommene Ablässe belaufen, noch außer den zeitlichen, welche unzählbar sind. Dies Alles ist einem von den Theatiner-Vätern selbst gedruckten Blatte entnommen. Das Beste ist, alle jene viele Habite zugleich zu tragen, da sie sich so vereinigt finden, daß sie nur einen bilden; segnen läßt man sie (si fanno benedire) von den Vätern des heil. Alphonsus sopra Tarsia. Diese 4 vereinigten Habite werden verkauft in der Straße des Erzbisthums Nr. 63."

10. „Die reichlichsten Ablässe ferner für denjenigen, der andächtig der Uebung der „Via crucis" obliegt, weil man durch Besuch der Station alle Ablässe von Jerusalem gewinnt, gerade als ob man selbst sich an jenen heil. Orten befände."

11. „Immerwährender Ablaß von 300 Tagen — jedesmal, daß man mit reinigem Herzen spricht: Jesus, Joseph und Maria! ich gebe euch mit meinem Herzen meine Seele. Jesus, Joseph und Maria! steht mir bei im letzten Todeskampfe. Jesus, Joseph und Maria! es verathme meine Seele im Frieden mit Euch."

12. „200,000 Jahre heil. Ablässe dem, der drei Vat. Unſ., Ave's und Gloria's spricht zu den 3 entblößten Gebeinen (ossa) des leidenden Christus."

13. „30,000 Jahre Ablaß verlieh Alexander VI. dem, der dreimal das Ave vor dem Bilde der h. Anna spricht und betet; „Gott mache dich selig (ti salvi), o Maria voller Gnaden, der Herr ist mit dir, deine Gnade sei mit mir, du bist gebenedeit unter den Weibern und gebenedeit sei deine Mutter, die heil. Anna. Von ihr wurdest du ohne Makel und ohne Sünde geboren, o Jungfrau Maria; von dir wurde dann Jesus geboren, wahrer Sohn Gottes! Amen."

14. „10,000 Jahre heil. Ablässe dem, der 3 Vat. Unſ. und Ave's spricht zu den Leiden Jesu Christi und zu den Schmerzen der allerheiligsten Maria.

15. „3,800 Jahre heil. Ablässe dem, der die Messe mit Andacht und Aufmerksamkeit hört."

16. „700 Jahre heil. Ablässe dem, der knieend beim Geläute der Glocken das de profundis spricht für die Verstorbenen."

17. „100 Jahre heil. Ablässe dem, der spricht: Gekannt (conosciuta) und geliebt werde von Allen die heil. Dreifaltigkeit mit dem allerheiligsten Sakramente; gebenedeit sei die heiligste allerreinste, unbefleckte Empfängniß der seligen Jungfrau Maria.

18. „100 Jahre heil. Ablässe dem, der spricht: Gelobt, gebenedeit und verherrliche werde ewiglich von allen Geschöpfen die h. allerreinste und unbefleckte Empfängniß der seligen J. Maria. Amen."

19. „100 J. h. Ablässe dem, der spricht: „Gebenedeit sei die h. allerreinste unbefleckte Empfängniß der seligen Immer-Jungfrau Maria. Amen."

20. „7 Jahr h. Ablässe dem, der das Viaticum ohne, und 6 Jahr dem, der es mit einer Kerze begleitet."

21. „7 Jahr h. Ablässe dem, der die (christlichen Glaubens-) Uebungen (atti) *) mit Andacht herfagt."

22. „5 Jahr dem, der den Regulär-Habit, 1 J. und 40 Tage dem, der das Kreuz küßt."

23. Viele Ablässe dem, der spricht: „Seele Jesu Chr., heilige uns! — Leib J. Chr., erlöse uns. — Blut J. Chr., wasche uns rein von aller Sünde! — Wasser der Seite J. Chr., reinige uns! — Leiden J. Chr., stärke uns. — O guter Jesus, erhöre uns! in deine Wunde berge uns! Gestatte es nimmer, daß wir uns von dir trennen. Vertheidige uns gegen den höllischen Feind. In der Stunde unseres Todes rufe uns zu dir in das h. Paradies, damit wir kommen, dich zu loben durch alle Ewigkeit, zusammen mit den Engeln und den Heiligen. Amen!"

24. „Viele Ablässe dem, der spricht: „Gott, sei immer gebenedeit, gebenedeit sein heil. Name! — gebenedeit Jesus Christus, wahrer Gott und wahrer Mensch! — Geb. der allerh. Name Jesu! — Geb. Jesus im allerheiligsten Sakramente des Altars! — Geb. das allerkostbarste Blut Jesus Christus! — Geb. die große Mutter Gottes, Maria, die Allerheiligste! — Geb. der Name der Jungfrau und Mutter Maria! — Geb. sei Gott in seinen Engeln, seinen Heiligen und von allen seinen Geschöpfen ewiglich. In te domine speravi, non confundar in aeternum."

25. „Von aller Gefahr wird befreit jeder, der mit lebendigem Glauben die Segnung des heil. Franziskus trägt (chiunque portera in dosso la Benedizione di S. Fr. etc.) wie man auf Gerstiben liest."

26. „70,000 Jahre Ablässe dem, der den dritten Theil des Rosenkranzes, nämlich 5 Posten herfagt, und vollkommenen Ablaß,

---

*) Darunter werden verstanden zunächst die Uebungen der Hoffnung und der Liebe, dann auch noch die der Reue und Anbetung.

der den Rosenkranz an allen Hauptfesten des Jahres betet. Diesen gewinnen alle jene, welche im Buche des Rosenkranzes eingeschrieben sind, wenn sie die von den Dominikaner-Vätern gesegnete Krone von 5 Posten tragen und mit Ueberlegung die Geheimnisse meditiren. Ferner hat die allerh. Jungfrau der seligen Eulalia gesagt, daß sie mehr Wohlgefallen habe an fünf mit Ruhe und Andacht hergesagten Posten, als wie an 15, die eilig und mit minderer Andacht gesprochen würden. Daram ist es gut, den Rosenkranz knieend vor einem Bilde der allerh. Jungfrau zu beten, und man brachte, daß es mehr hilft, den Rosenkranz zugleich mit anderen, als ihn allein zu beten"*).

27. „7 Jahr Ablaß jedesmal dem, der an einem Tage ein halbstündiges stilles Gebet (oraz. mentale) und vollkommenen Ablaß dem, der es zu Anfange eines jeden Monats verrichtet."

28. „Vollkommener Ablaß Nr. 50 (?) toties quoties Jedem, der eine der Kirchen der Pii P. P. Operarii besucht, und gleichfalls Nr. 187 von 7 Jahr und 7 Quarantänen dem, der ein V. U. und Ave spricht und Gott für die Erhöhung der h.-Kirche bittet; dies liest man auf einer Tafel eben jener Kirchen der P. P. pii operarii."

29. „Unzählig (innnumerabili) sind Ablässe für den Besuch der Capelle des Schatzes des h. Januarius, besonders bei den Festlichkeiten der Kirche, wie man in eben jenem Schatze des heil. Januarius liest."

„Darum laßt uns in unseren Andachten, besonders wenn wir in der Kirche sind, immer unsere Intention darauf richten, alle Ablässe, die wir nur können, im Leben und im Tode zu

---

*) In dem zu Rom 1844 neuaufgelegten „Tributo quotidiano di — preghiere — alla immacolata — madre di Dio" etc. findet sich S. 127 folgende genauere Angabe: „Um alle Gläubige anzuspornen, oft zu der Andacht des h. Rosenkranzes ihre Zuflucht zu nehmen, gewährte Benedikt XIII. durch Breve Sanctiss. v. 13. April 1726 allen gläubigen Christen, die mindestens mit reuigem Herzen den ganzen Rosenkranz oder doch ein Drittel, nämlich 5 Posten hersagen, 100 Tage Ablaß für jedes V. U. und für jedes Ave; aber vollkommenen Ablaß, wenn sie dann jeden Tag mindestens ein Drittel des Rosenkranzes hergesagt und in dem Jahre einmal gebeichtet und communicirt haben. Zur Erwerbung dieses Ablasses müssen die Rosenkränze von den Dominicaner-Vätern gesegnet sein und die Mysterien meditirt werden. Für diejenigen, welche der Brüderschaft des heiligen Rosenkranzes, die, wo es immer sei, kanonisch errichtet worden, beigeschrieben, sind noch viele andere Ablässe bewilligt, wie durch Breve nuper etc. von Innocenz XI. d. d. 31. Juli 1679 und durch Breve ad augendum von Pius VII. vom 16. Februar 1808". —

gewinnen," und deshalb immer im erforderlichen Zustande erhaltend, nämlich so, daß wir gut gebeichtet, und gut das Abendmahl genommen haben. Dann laßt uns — gemäß der Intention, welche die heil. Abläße bewilligt hat — Gott bitten um die Erhöhung der h. Kirche, den Frieden und die Eintracht unter den christlichen Fürsten, die Ausrottung der Ketzereien, die Bekehrung der Ungläubigen, Ketzer und aller Sünder, und zur Unterstützung der h. Seelen des Fegfeuers (Animæ S. del Purg.) Amen. Ein V. U., Ave und Gloria gemäß der Intention der Päpste, welche diese heilige Abläße bestätigt haben."

„Jeder, der dafür sorgt, daß diese kostbarste und reichlichste Sammlung h. Abläße Allen bekannt werde," (der Nachsatz fehlt; wahrscheinlich sind in der Handschrift dieser Ankündigung auch dem, der sich jener Mühe unterzieht, Abläße zugesichert), „und wird (dieselbe) verkauft in der Straße des Erzbisthums Nr. 63 oder 67."

„Bei Rafael Miranda — mit Erlaubniß des Revisors der Polizei." *)

---

*) Eine nicht uninteressante Parallele zu obigem Verzeichnisse bietet dasjenige, welches in dem 1843 zu Freiburg in der Schweiz, mit Approbation des Bischofs von Lausanne und Genf (P. Tobias Peneli) gedruckten Katechismus S. 209 f. mit der Ueberschrift abgedruckt ist: „Abläße, welche man leicht gewinnen kann." Es sind folgende:

I. „Ablaß von 100 Tagen." 1) Jedesmal, so oft man das Dreifaltheilig betet (zur Trinität). — 2) Jedesmal, wenn man folgendes Gebet hersagt: „Ewiger Vater, ich opfere dir das kostbare Blut Jesu Christi auf." — 3) Jedesmal, wenn man folgendes Gebet hersagt: „Gebenedeit sei die heilige und unbefleckte Empfängniß der glorreichen Mutter Maria." — 4) Jedesmal ꝛc. „Heiliger Engel Gottes, dessen Schutze die göttliche Vorsehung mich anvertraut hat, erleuchte mich ꝛc. — 5) Jeden Tag einmal, wenn man sagt: Gelobt — sei allzeit das heilige und göttliche Sakrament. — 6) Jeden Tag einmal, wenn man folgendes Gebet hersagt: „Der heiligste Wille Gottes geschehe in allen Dingen" ꝛc. — 7) Wenn man bei dem Glockenzeichen das Gebet: „Der Engel des Herrn ꝛc." kniend verrichtet. — 8) Wenn man des Abends beim Glockenzeichen kniend: „de profundis etc. oder ein V. U. und A. M. für die Verstorbenen verrichtet."

II. „Ablaß von 300 Tagen. Jedesmal 1) so oft man folgende drei Gebete verrichtet." (Es sind dieselben, wie oben in der Verkündigung des Erzb. v. Neapel unter Nr. 11 angeführten.) — 2) „Wenn man die Litanei der heiligsten Jungfrau betet."

III. „Ablaß von 5 Jahren und 5 Quadragenen, wenn man das Sakrament begleitet" ꝛc.

IV. „Ablaß von 7 Jahren und 7 Quadragenen, wenn man das heil. Sakrament mit einer brennenden Kerze begleitet."

2

Reformationspredigt,

gehalten

an Gustav Adolfs Todestage

von

Eduard Duller.

S | 336

Wiesbaden.
Verlag der H. W. Ritter'schen Buchhandlung.

1831.

Druck der C. Ritter'schen Buchdruckerei in Wiesbaden.

Gebet.

Heiliger, starker, gerechter Gott, du Hort der Bedrängten, du Retter und Helfer in der Noth, der du deine Hand ausstreckest über die, so an dich glauben, und nicht sinken lässest, welche fest auf dich vertrauen, gelobt seist du und gepriesen in Ewigkeit! Der du aus Aegyptens Knechtschaft das Volk Israel befreit und es auf des Meergrundes trockenem Pfade geführt und es gerettet vor seiner Feinde mächtigen Schaaren, der du es durch die Wüste geleitet und ihm die Feuersäule als Banner hast voranziehen lassen, — gelobt und gepriesen seist du in Ewigkeit! Der du Christum gesandt und in ihm der Welt das Licht entzündet, der du Paulus erweckt, daß er die frohe Botschaft der Erlösung als Weltapostel weiter getragen, der du in des Christenthums ersten Zeiten all die Blutzeugen der Wahrheit im Tode mit Seligkeit durchströmt und ihrem Tode die Kraft gegeben, daß neues tausendfältiges Leben daraus erwuchs, geheiligt wird dein Name durch die ganze Weltgeschichte! Der du Johann Huß und Hieronymus Savonarola mit deinem Geiste erfülltest, als sie in den Flammen starben, der du Martin Luther gerüstet mit deiner Kraft, daß er, ein zweiter Moses, seinem Volke zum Retter ward, der du sie weihtest alle die Helden der Reformation, daß sie den Makkabäern gleich sich erhoben und alles Leid und Trübsal, alle Schmach vor der Welt, Ketten und Bande, Verbannung und Tod auf sich nahmen um der Wahrheit willen, der du heute vor 219 Jahren, am 16. November 1632, dem fürstlichen Retter der Glaubensfreiheit Gustav Adolf auf dem Schlachtfeld von Lützen den Sieg verliehst, den er der heiligen Sache mit dem Leben erkaufte, — Herr der Welten, Gewaltiger über allen Gewaltigen, der du das Werk unserer Väter, die Reformation, diese Bundeslade der Zukunft, durch die Wüste eines dreißigjährigen Krieges geleitet, wir danken dir! Wir bitten dich mit unseren protestantischen Brüdern: Schütze sie auch fernerhin, laß sie ausdauern als felsenfesten heiligen Grund! Herr, der du auch uns erweckt, der du auch uns berufen hast zur Erkenntniß der reinen ungefälschten Christuslehre, der du auch uns die Wache für Gewissens- und Glau-

bensfreiheit, der Väter hohe Errungenſchaft, anvertraut, bis hieher haſt du uns gnädig geführt, getreuer Gott; wir danken dir; o ſei auch ferner mit uns! Gib uns die Kraft, auszuharren im unverdroſſenen Streben nach der Wahrheit, — gib unſern Brüdern allerorten, wenn ſie in Leiden ſchmachten, die Kraft, in Leiden zu beſtehen! Wenn die Welt uns verkennt, und wenn falſche Zeugen ſich wider uns erheben, o dann enthülle du, Allheiliger, der du in unſere Herzen ſchaueſt, die Heiligkeit unſeres Zieles und die Reinheit unſeres Strebens! Gib du für uns Zeugniß und verkünde, daß wir nur dein Reich, das Reich der Wahrheit und der Liebe, das Reich der Duldung und der Menſchlichkeit ausbreiten wollen! Erhalte du die innige Eintracht, die uns mit unſeren proteſtantiſchen Brüdern verbindet, und laß es uns gelingen, daß auch unſere anderen Brüder die Hand, die wir ihnen, ob auch ihr Glaube ein anderer als der unſrige ſei, treulich zu wechſelſeitiger Duldung und Liebe bieten, nicht zurückweiſen! Wie du Moſen geſegnet, daß der Felſen, an den er ſchlug, dem dürſtenden Volke Waſſer entquellen ließ, o ſo öffne du auch dem Geſchlecht unſerer Zeit, dem verſchmachtenden, den heiß erſehnten Lebensborn des Friedens! Dir haben wir uns geweiht, als wir unſer Glaubenswerk begannen; wir wiſſen dies und uns, — ob wir leben oder ſterben — unter der Obhut deines Vaterauges und unter deines Vaterherzens Schutz! Du biſt mit uns, du wirſt uns nicht verlaſſen, du biſt unſere Zuverſicht und Stärke. Gelobt und geprieſen ſeiſt du in Ewigkeit. Amen!

Predigt.

Zwei Geburtstage wollen wir heute in dankbarer Erinnerung feiern, den Geburtstag der Reformation und den ihres Begründers und Vorfechters, des edeln gottbegeiſterten Glaubenshelden, deſſen Name, ſo lange deutſche Herzen ſchlagen, in hohen Ehren fortleben wird. Am 10. November des Jahres 1483 wurde zu Eisleben der Bergmannsſohn Martin Luther geboren, der die Leuchte des Evangeliums in die dunklen Schachte ſeiner Zeit getragen und das lautre Gold der Chriſtuslehre zu Tage gefördert; — am 31. Oktober 1517 wurde zu Wittenberg die Reformation geboren, die wir als die Mutter unſeres Glaubensbundes begrüßen. Iſt ſie es, — nun, dann ſind ihre älteren Söhne, welche der weltgeſchichtliche

Name „Proteſtanten“ ſchmückt, unſere Brüder; und wie könnten wir die Mutter, die wir dankbar ſegnen, würdiger ehren, als wenn wir mit unſeren älteren Brüdern Ein Herz und Eine Seele ſind und bleiben? An dem heutigen Doppelfeſte ſtimmen wir jenes hohe Lied des Glaubensmuthes an, welches Luther im Jahre 1530 zu Koburg gedichtet, als die reine Lehre des Evangeliums von den furchtbarſten Stürmen bedroht war, als ſelbſt ihre muthigſten Bekenner ſchon gebeugt und zagend den Blick zur Erde ſchlugen. O, wie wunderbar hat das gewaltige Lied: „Ein feſte Burg iſt unſer Gott“, ſie alsbald wieder aufgerichtet und ſie mit friſcher Kraft und Zuverſicht erfüllt, daß ſie dem lautern Evangelium und ihrer Ueberzeugung getreu blieben bis in den Tod und die Krone des Lebens dafür gewannen! — Auch unſre Herzen durchſtrömt dies Lied mit der Kraft des Herrn, in welcher Luther zu Worms (1521) vor Kaiſer und Reich die Worte ſprach: „Hier ſtehe ich; ich kann nicht anders, Gott helfe mir Amen!“ — in welcher Luther auf dem Todesbette mit einem lauten Ja bezeugte, daß er ſtandhaft ſterben wolle auf die Lehre, die er verkündigt. — In den einzelnen Worten dieſes Liedes erkennen wir den vielfachen Segen, welchen die Reformation der Menſchheit gebracht und deſſen Miterben wir ſind; der Betrachtung dieſes Segens und dem Entſchluß, uns deſſen würdig zu erweiſen, ſei die heutige Feierſtunde geweiht!

I.

Es iſt der Segen des reinen Gottglaubens, und durch dieſen der reinſten Sittlichkeit, den Luthers Reformation der Mit- und Nachwelt gebracht. — Gott iſt allwaltender, alliebender Geiſt; um im menſchlich ſchönſten Wort das Unausſprechliche dem Herzen nah zu bringen, nannte Chriſtus ihn **Allvater**. — Durch dieſe Verkündigung ſchlang des Vaters edelſter Sohn das Einheitsband des Geiſtes und der Liebe um alle Menſchenſeelen! Chriſtus offenbarte aber zugleich auch die dem ſittlichen Inhalt dieſes Glaubens entſprechende ſittliche That; er wies die Menſchheit an, daß die einzig würdige Gottverehrung in dem Streben nach Wahrheit und ſittlicher Vollkommenheit ſowie in der unausſchließlichen Menſchenliebe beſtehe. In die Erkenntniß Gottes, der da Geiſt und Liebe iſt, ſetzte Chriſtus, auffor-

derud: ihm, dem Geſandten, in ſolcher Erkenntniß zu folgen, das ewige Leben, und in die Liebe ſetzte er des Geſetzes Erfüllung. Im Geiſt und in der Wahrheit ſoll der Eine, der da Geiſt iſt, überall, wo Menſchenherzen ſchlagen, in wechſelſeitiger Duldung angebetet werden; — ein Vollkommenwerden, wie der Vater im Himmel vollkommen iſt, ein Wandeln im Lichte, ein Hungern und Dürſten nach der Gerechtigkeit, ein Trachten nach dem Reiche Gottes, in welches wir nur durch innere Wiedergeburt eingehen können, eine freudige Hingebung im Dienſt der Liebe an der Geringſten, Jeden unter den Brüdern, ein Verzeihen den Beleidigern, gleichwie der Vater dem verlornen Sohne verzeiht, ein Segnen für die, welche uns fluchen, — das ſoll, ſo wies uns der den Weg, der da gekommen war, alle Verlornen zu ſuchen und ſelig zu machen, das ſoll der große, das ganze Leben erfüllende Gottesdienſt ſein, wodurch ſich der reine Gottglaube wahrhaft bethätigt.

War nun wohl am Abend des Mittelalters, war wohl in der Geburtsſtunde Luthers der Gottglaube noch ſo rein, wie ihn Chriſtus in ſich getragen und verkündet hatte? Die Geſchichte lehrt uns das Gegentheil; die Geſchichte meldet uns, wie der Gottglaube ſeit Jahrhunderten durch zahlreiche irrige Vorſtellungen, durch Wahn und Aberglauben faſt bis zur Unkenntlichkeit verdüſtert worden, wie ſtatt der Anbetung Gottes im Geiſt und in der Wahrheit, ſtatt der Gottverehrung durch ein Leben in ächt menſchlicher Tugend und Liebe ein bloß äußerlicher Dienſt von Bräuchen und Satzungen, von todter Werkheiligkeit aufgekommen, wie an die Stelle der reinſten Sittlichkeit, welche dem von Chriſtus verkündigten reinen Gottglauben entſpricht, ein furchtbares Sittenverderbniß getreten war. Das iſt ja der Fluch des Aberglaubens bei allen Religionen, daß er nothwendig die Begriffe von Recht und Pflicht, von Tugend und Sittlichkeit, welche mit dem Gottbegriffe ſo weſentlich zuſammenhängen, verwirrt, und das religiöſe Gefühl im Menſchen, welches im dunklen Drange ſeiner nicht bewußt wird, auf Abwege leitet. Es iſt eine geſchichtliche Thatſache, daß ſchon lange vor dem Auftreten eines Wiklef und Huß der Anblick des Sittenverderbniſſes, welches die Chriſtenheit des Mittelalters — Geiſtliche wie Laien, — als Folge des Aberglaubens erfaßt hatte und welches in vollendeter Gotteslängnung ſeine Spitze fand, die edelſten und frömmſten Geiſtlichen und

Laien mit der tiefſten Bekümmerniß erfüllte, und zur lauteſten Anklage, zum dringendſten Verlangen einer durchgreifenden Verbeſſerung der Kirche an Haupt und Gliedern veranlaßte. Die Sehnſucht nach einer ſittlichen Lebenserneuerung weckte das Bedürfniß, den reinen Gottglauben, wie Chriſtus ihn verkündigt, wiederzufinden; jene Sehnſucht und dies Bedürfniß riefen die Reformation in's Leben. Die heilige Entrüſtung über die in die Kirche eingedrungenen Mißbräuche, zumal über den Ablaßhandel, war es, welche **Luthern** bewog, am 31. Oktober 1531 ſeine 95 Sätze an die Pforte der Schloßkirche zu Wittenberg zu ſchlagen. Des Bergmannsſohnes Hammerſchlag weckte Tauſende von Herzen, den reinen Gottglauben wieder zu ſuchen; der Bergmannsſohn fand ihn wieder und zeigte ihn den ſehnſüchtig Harrenden im vollen Glanze; und vor dieſem verſingen die Schatten des Wahnes, entflohen die Schreckbilder des Aberglaubens und mußte denn nothwendig auch die Nacht der Entſittlichung immer mehr entſchwinden. Die Reformation entſchleierte des ewigen Vaters Bild wieder; entkleidet von allen ſinnlichen Vorſtellungen, ſtand Gott als der Heilige wieder vor ſeiner Kinder heilgewordenen Blicken da, der da nicht Lippengebete und Opfer von Prieſterhand, nicht todte Werkheiligkeit, ſondern den lebendigen Glauben an Ihn als den Heiligen, das eigene Streben nach Heiligung, kurz: die ſittliche That verlangt. So wurde die **ſittliche Wiedergeburt** der große reiche Segen, welchen die Reformation, die Wiederherſtellerin des reinen Gottglaubens, dem deutſchen Volk und durch dieſes der Menſchheit gebracht. Hatten der Aberglaube und die Entſittlichung den von ihnen befangenen Geſchlechtern den Muth gelähmt, ja faſt gebrochen, ſo gab der wiedergefundene reine Glaube an Gott, den Heiligen, den Gerechten, den Vater, ſeinen Bekennern auch den ſittlichen Muth, die Kraft der Ausdauer, die kühne Todesverachtung. Davon erfüllt, ſtanden ſie ſtark und unerſchütterlich da, als die Tage der Anfechtung und der Trübſale wie Gewappnete über ſie hereinbrachen, als die Weltmacht des Kaiſers ſich mit dem Papſtthum verband, um die hohe Braut des deutſchen Geiſtes, die Reformation in den Staub zu werfen und zu tödten. Da verband der ſittliche Muth des reinen Gottglaubens Fürſten und Volk, Adel und Bürger, Prediger und Laien zu Brüdern, da weihte er die kleine Schaar zum Märtyrthum; — und Kirchenbann und Reichsacht, Gefängniß und Tod vor Augen

ſangen die Glaubensmuthigen: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott, ein gute Wehr und Waffen! Er hilft uns frei aus aller Noth, die uns jetzt hat betroffen.“ In dieſer feſten Burg war die Reformation wohlgeborgen, und „ob der alte böſe Feind mit Ernſt es gemeint und groß Macht und viel Liſt ſein grauſam Rüſtung geweſen iſt, und ob auf Erden nicht ſeins Gleichen“, — nicht hat er ſie doch erſtürmt dieſe feſte Burg, nicht hat er die Reformation von ihren leuchtenden Zinnen herab geholt; hoch oben auf dem Thurme iſt ſie als Siegerin geblieben und hat ihr Segensbanner, das weitentfaltete, der Nachwelt bewahrt.

II.

Doch noch ein anderer Segen war's, den Luthers Reformation der Mitwelt und Nachwelt gebracht, — der Segen des ächten Chriſtusbewußtſeins.

„Was ſuchet ihr den Lebendigen bei den Todten?“ Dieſer Ruf tönte den frommen Frauen entgegen, als ſie, an einem der Sabbathe früh Morgens mit Spezereien zum Grabe gekommen, tief bekümmert den Leib Jeſu darin nicht fanden. „Er iſt nicht hier; er iſt auferſtanden!“ Dieſe Worte gaben den Trauernden eine Fülle ungeahnten Troſtes und heiliger Zuverſicht.

Eine tiefe Bedeutung enthalten jener Anruf und dieſe Verkündigung. Nicht im Schooße der Erde ſollte Chriſtus fortan von ſeinen Schülern geſucht werden, nicht an den Reſten ſeines irdiſchen Theils ſollte die innige Liebe zu ihm haften. Der Auferſtandene gehörte keiner einzelnen Zeit, keinem einzelnen Volk mehr, er gehört allen Zeiten, allen Geſchlechtern an; in der Menſchheit lebt er bis an's Ende aller Tage, der geiſtige Chriſtus. Und wie er, die Fülle des Göttlichen in ſich wiſſend, in den erhabenen Worten: „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich“ das Eingehen in Ihn, das völlige **Verſtändniß** ſeines Welterlöſungsgedankens, als den Weg zum Gottbewußtſein und zum ächten Leben bezeichnen konnte, ſo iſt das Streben nach Ergründung ſeines menſchheitlichen Weſens, das Streben, des Chriſtusbewußtſeins theilhaft zu werden, fortwirkend Geiſtesheil und Erlöſungsſegen.

Aber war denn, nachdem ſich der reine Gottglaube, wie Chriſtus ihn verkündigt, im Lauf der Jahrhunderte immermehr durch Wahnglauben verdüſtert hatte, war denn nicht auch die Sehnſucht

nach dem Eingehen in den lebendigen und lebenschaffenden Christusgeist auf irrige Wege gerathen? Haben denn die christlichen Völker des Mittelalters, als sie sich mit dem Kreuze bezeichneten und nach dem fernen Morgenlande in kriegerischen Heerschaaren zogen, um das Grab Jesu, das ihnen heilig galt, zu erobern, — als sie den Dornen, den Nägeln, der Lanze, von denen sie glaubten, daß sie in seine Stirne, seine Hände, seine Seite sich gedrückt, dem Gewande, das er getragen haben sollte, den vermeintlichen Splittern seines Kreuzes, seinen Bildern im Drange des frommen Gemüths Verehrung weihten, — haben sie da den Lebendigen nicht wieder bei den Todten gesucht?

Doch siehe: des Mittelalters lange Dämmerung geht zu Ende; der helle Tag der neuen Zeit bricht an. Blickt hin auf jene uralte Fürstenburg im Thüringerlande! Auf des Berges Kuppe schimmern ihre Thürme und Zinnen, umschlungen vom grünen Wälderkranz, umgoldet vom Frühroth des neuen Tages. Dort hat einst die fürstliche Armenfreundin Elisabeth gewohnt; dort haben einst edle Sänger um den Preis gestritten! Es ist die Wartburg. Dort hat seines hochsinnigen Fürsten Fürsorge dem verfolgten Glaubenshelden Luther eine sichere Freistätte eingeräumt. Dort sitzt der große Mann ungekannt in seinem Patmos, wie er die kleine stille Wartburgszelle nannte, und übersetzt die heilige Schrift in die theure deutsche Muttersprache. Durch ihn wird nun die Lehre Christi zum Gemeingut des ganzen Volks! Er macht es möglich, daß das ächte Christusverständniß, das innige Christusbewußtsein in die Geister einziehen kann, welche das lange Mißverständniß der Christuslehre und des Welterlösungsgedankens so lange befangen gehalten. Luther öffnet ihnen mit der Bibel auch die Augen. Durch Luther wird die Bibel zum Volksbuch, — und die Tochter Gutenbergs trägt dies Buch in alle Hütten und Paläste als geweihte Waffe zu Schutz und Trutz. Hatten die Väter das heilige Grab Christi erobert, — die Reformation hat unser Volk die Bibel als Waffe brauchen lehren, um sich den lebendigen Christus, den geistigen, wieder zu erobern, und fortan ist er eingezogen in's Herz unseres Volkes und hat es verjüngt durch seine unvergängliche Kraft.

Wohl zürnten sie dir, o Luther, jene Gewaltigen, welche die Bibel Jahrhunderte lang mit Ketten umwunden und mit Schlössern verwahrt hatten, zu welchen nur sie den Schlüssel besaßen; wohl haßten sie dich unversöhnlich, darum, daß du diese Ketten zerbrochen,

dieſe Schlöſſer zerſprengt; wohl boten ſie Alles auf, um dich ſelbſt dafür in Ketten zu legen und hinter Schloß und Riegel zu verwahren; wohl hofften ſie ſchon mit Zuverſicht, durch die weltliche Macht eines Kaiſers, wie Karl V., in deſſen Reichen die Sonne nicht unterging, die Reformation zu erdrücken. Das wußte Luther ſelbſt, und ſo ſprach er zu den Kampfgenoſſen: „Mit unſ'rer Macht iſt nichts gethan, wir ſind gar bald verloren!“ Doch wußte er auch und rief's den Andern zu: „Es ſtreit't für uns der rechte Mann, den Gott ſelbſt hat erkoren;“ und dieſer Vorfechter, der unüberwindliche, der durch des lebendigen Gottes Kraft das Feld behalten, fragt ihr, wer er iſt? „Er heißt Jeſus Chriſt!“ Kaiſer Karl V. iſt Staub und Aſche geworden, trotz aller ſeiner Macht und Herrlichkeit, und zerfallen iſt ſein ungeheures Reich; — aber die Reformation lebt noch. Keines Menſchen Macht iſt es gelungen, die Bibel wieder mit Ketten zu umwinden und mit ſieben Siegeln zu verſchließen. Keines Menſchen Macht iſt es gelungen, die Entwicklung des Segenskeimes, den die Reformation gepflanzt, aufzuhalten, das immer klarere Verſtändniß deſſen, was Chriſtus eigentlich gewollt, das immer gewaltigere Chriſtusbewußtſein; von Geſchlecht zu Geſchlecht hat der lebendige Chriſtus, der rechte Mann aller Zeiten und Völker, der ewige Menſchenſohn, immer ſiegreicher geſtritten, und das Feld hat er behalten; und dies Feld, dies ſein Reich, es hat ſich erweitert, es wird ſich über die ganze Erde ausbreiten als Fruchtfeld der Menſchlichkeit.

III.

Der reichſte Segen, der aus dem ächten Chriſtusverſtändniß und Chriſtusbewußtſein ſtammt, das iſt eben die Erlöſung zur Geiſtesfreiheit und durch ſie zur Weltverſöhnung.

„Ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden, und wollte es brennte ſchon“, ſprach Chriſtus. Ja, in ihm loderte die heilige Gottesflamme der Wahrheit und der Liebe; ſie ſollte von Geiſt zu Geiſt, von Herz zu Herzen weiter lodern, als der ganzen Menſchheit heil'ger Opferbrand. O, das war nicht ſein Gebot, daß ſeine Schüler je mehr und mehr wandeln ſollten in der Finſterniß, unmündig und ſich fremder Leitung überlaſſend; — das war nicht ſein Gebot, daß ſie verläugnen ſollten das Gottestheil im Menſchen, die

Vernunft; das war nicht sein Gebot, daß sie Priestersatzungen für untrüglich halten, ihnen blindlings gehorchen, sich des eignen Denkens, Forschens, Prüfens, des freien Geistesfortschrittes entäußern sollten! Im heiligen Eifer war ja Christus vielmehr den Pharisäern und Schriftgelehrten entgegen getreten, welche den Menschen ein schweres und unerträgliches Joch untrüglicher Satzungen auferlegten. „Heilige sie in der Wahrheit", so hatte er für die Menschheit zu Gott gebetet. „Ihr werdet", so hatte er geweissagt, voll Siegesgewißheit des Göttlichen, — „ihr werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen."

Blicken wir von Christus auf die Jahrhunderte des Mittelalters zurück! War es wohl das Feuer, welches Christus angezündet, das seine edelsten Nachfolger auf den Scheiterhaufen verzehrte, deßhalb, weil sie eben der Wahrheit Bahn brechen wollten, durch welche die Menschheit nach Christi Spruch geheiligt wird? Und kann die Wahrheit wohl eine Menschenseele heiligen, wenn diese nicht die Wahrheit selbst erstrebt, erringt? Nur dem bringt die Wahrheit Segen, der sie selbst erkennt — wird die Wahrheit, unbegriffen, aufgedrängt, und wär's auch vom Edelsten, — dann bringt sie nicht Segen, sie weckt nur Mißtrauen gegen ihre Segenskraft. Gottes ewiges Gesetz ist die Denk-, die Gewissens-, die Glaubensfreiheit, und ihr reichster Segen ist wieder ächt menschliche Duldsamkeit. Aber geächtet war die Denk-, die Gewissens-, die Glaubensfreiheit im Mittelalter; dem Wissen stand der anbefohlene Glaube gegenüber; ein Gesetzbuch, erlassen von einer für untrüglich gehaltenen Macht, bannte den Geist in Schranken, die er nicht übertreten durfte, ohne, wie es hieß, ein Verbrechen gegen Gott zu begehen, und aus Religionspflicht sollte er den als Gottverdammten hassen, der das angeborne Recht der Denk- und Glaubensfreiheit nicht bloß für sich, sondern für Alle heimforderte. Vergessen war der Spruch des Weltapostels Paulus: „Den Geist dämpfet nicht. Prüfet Alles und das Beste behaltet!" Die Frucht der Geistes-, Gewissens- und Glaubensunfreiheit war — die Unduldsamkeit, — die Religion Christi, die alle Menschen als Eines Vaters gleichgeliebte Söhne verbinden soll, — sie trennte um des Glaubens willen; der Haß und die Unmenschlichkeit theilten sich mit dem Aberglauben und der Gewissensknechtung in die Herrschaft über die Christenheit. Die Geschichte bezeugt dies; wer kann ihren Mund verstummen machen?

Da tritt Luther auf und wirft das päpſtliche Geſetzbuch, dem die Chriſtenheit ſeit mehr als einem Jahrtauſend gehorcht, die Sammlung der Satzungen, wodurch die Geiſtes- und Glaubensfreiheit in Feſſeln geſchlagen worden war, in die Flammen, und von dieſem großen Augenblicke an mußten die Gegner der Reformation „das Wort laſſen ſtahn", das Wort Chriſti: „die Welt wird die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird ſie frei machen." Das Wort: „daß ſie geheiligt wird durch die Wahrheit", es hat beſtanden in allen Stürmen; dies Wort, es ſteht noch, feſt wie ein Fels, und auf dieſem Felſen ſteht die Chriſtuskirche der Geiſtes- und Glaubensfreiheit.

Viele Wege führen zu ihr; — die Reformation des 16. Jahrhunderts hat ſie dem Geſchlecht des 19. geebnet. Viele Pforten hat ſie, dieſe Chriſtuskirche; — die Reformation des 16. Jahrhunderts hat einzelne derſelben aufgebaut, den Aufbau anderer aber und die Bauſteine dazu unſerer Zeit überlaſſen. Ueber allen Pforten dieſer Chriſtuskirche der Glaubensfreiheit aber ſteht das große, heilige Wort des Herrn, welches ſie auch haben müſſen laſſen ſtahn, das Wort: „Der Friede ſei mit euch!" Nur in dem Reiche der Geiſtes- und der Glaubensfreiheit iſt die heilige Freiſtätte des **Friedens** und der Weltverſöhnung.

Unſere Väter haben's nicht geachtet, ob ſie für dies große, heilige Wort, für die künftige „Weltverſöhnung durch die Glaubensfreiheit" — laſſen mußten „den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib!" — „Laß fahren dahin!" riefen ſie begeiſtert, — „ſie haben's kein Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben!" Ja, es iſt geblieben, ihr hehren Glaubenshelden, das Gottesreich der Glaubensfreiheit und der Weltverſöhnung, für welches Luther ſtritt, für welches die beiden fürſtlichen Märtyrer von Sachſen und Heſſen in langer Kerkerhaft litten, für welches Guſtav Adolf heute vor 219 Jahren unter'm Schalle des weltüberwindenden Glaubensliedes: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott!" bei Lützen in den Tod ging.

Ja, geblieben iſt dies Gottesreich, dieſes theure heilige Vermächtniß der Reformation. Sie hat es auch uns hinterlaſſen; ſeine Miterben ſind wir geworden mit unſeren proteſtantiſchen Brüdern. Was du, o unſterblicher Luther, den kämpfenden Parteien deiner Zeit zugerufen als das einzige Mittel der Verſöhnung: „Laßt jedermann glauben, was er will, zwingt die Evangeliſchen nicht zum Papſtthum, die Katholiken nicht zur Reformation, gewährt

vielmehr Freiheit der Meinungen, des Denkens und des Gewiſſens!“ — was, du, o unſterblicher Guſtav Adolf, deſſen Todestag wir heute mit Luthers und der Reformation Geburtstagen zugleich feiern, gewollt und erſtrebt, den Grundſatz der Alduldung durchzuführen, du, der du Katholiken wie Proteſtanten vollkommene Rechtsgleichheit gewährt, es iſt auch zu den Herzen unſerer Zeit hindurchgedrungen, und die Segenskeime haben darin Wurzeln geſchlagen.

Ja, auch wir Deutſchkatholiken ſtehen auf dem Boden der Reformation. Wie aber können wir uns des hinterlaſſenen Segens würdiger erweiſen, als wenn wir treu bleibend dem Geiſte der Reformation, dem Geiſt, der einen Luther und Guſtav Adolf erweckte, — mit unſeren proteſtantiſchen Brüdern ihrer Väter köſtlichen Siegespreis, die Glaubensfreiheit, vertheidigen, damit ſie zum Gemeingut Aller dereinſt werde — wenn wir, proteſtirend, wie es die hochherzigen Helden der Reformation gethan, proteſtirend gegen jeden Verſuch des alten Aberglaubens, der alten Gewiſſensunfreiheit und des alten Glaubenshaſſes, die verlorene mittelalterliche Herrſchaft zu erneuern, die **Weltverſöhnung** ausbreiten und das **Gottesreich** immermehr erweitern? — Unſer Bekenntniß des Glaubens an Gott und an Chriſtus, den Welterlöſer, und an des Geiſtes fort- und fortwirkende Siegeskraft, an die heilige allgemeine Menſchheitskirche, in welcher keine Satzungsſchranke den Menſchen mehr vom Menſchen trennt, in welcher das ewige Gottesgeietz des Fortſchrittes freudig von Allen anerkannt und das erſte Gebot der Liebe, welches Chriſtus, der Friedebringer, für das Gottesreich aufgeſtellt, von jedem Bürger dieſes Reiches in opfermuthiger Hingebung des ganzen Daſeins treulich geübt wird, — dies unſer Bekenntniß, und das fernere, daß wir, wie die großen, gottesmuthigen Männer der erſten Reformation, in Wort und That, im Leben und Sterben unverbrüchlich feſthalten wollen an der Freiheit des Geiſtes, womit uns Chriſtus befreit, daß keine Gewalt uns wieder zwingen ſoll unter der Satzungen und Buchſtaben Joch, — proteſtantiſche Brüder, iſt das nicht auch euer Bekenntniß? Unſere reformatoriſche That, erkennt ihr ſie nicht als die **Fortſetzung** und **Vollendung** der eurigen? Ja, ſie iſt's! Und die Vollendung der Reformation, für welche wir das Leben einſetzen, ſie wird kommen; nur aufgehalten, aber nie erdrückt kann ſie werden, ſo wahr es einen lebendigen, heiligen, gerechten Gott gibt! Mag ſein, daß

wir die Vollendung dieſes Menſchheitswerkes nicht erleben, wie Luther und Guſtav Adolf ſie nicht erlebt; — aber, gleichwie, nachdem dieſe geſtorben, die Reformation in jedem ſpäteren Geſchlecht und ſo auch in uns wieder aufgelebt iſt, — ſo wird ſie, wenn auch wir in Schmerzen dahingegangen, ſo wird ſie in unſern Kindern und Kindeskindern neuerdings aufleben, mit all ihrem Segen und in noch größerer Herrlichkeit; und ſo lang die Sterne über der Erde hinziehen, wird das Lied: „Ein feſte Burg iſt unſer Gott" noch die ſpäteſten Geſchlechter an den Segen der Reformation, an ihre unſterblichen Helden und an ihre Vollendung erinnern, an welcher wir, ſtill beſcheiden, viel verkannt und duldend, aber unerſchütterlich treu, mitgewirkt. Darum fürchte dich nicht, du kleine Herde, auch in der ſchwerſten Anfechtung, denn du duldeſt und wirkſt für die Menſchheit, und es iſt des Vaters Wille, ihr das Reich zu geben. Amen!

Der

Ruf des Menschensohnes.

Eine Rede,

gehalten

im Kreise christlicher Brüder

von

Eduard Duller.

5|336

Wiesbaden.
Verlag der H. W. Ritter'schen Buchhandlung.

1851.

„Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken."

Matth. 11, 28.

K 2c²

C. Ritter'sche Buchdruckerei in Wiesbaden.

Brüder und Schweſtern!

Wenn wir, wie von Bergeshöhen herab, auf die mannichfachen Zuſtände des Lebens hinblicken, — ach, wie viele düſtre Bilder ſtellen ſich uns dar! Da gewahren wir ſo manchen Menſchenbruder, hinſchmachtend unter der Bürde des Wahnes und des Haſſes, die ihm aufgeladen wurde, als er noch ein Kind war; unter ihr wuchs er auf; er wußte nicht, was ihn zu Boden drückte! Da entdecken wir ſo unſäglich viel Elend und Verzweiflung — dicht neben ſo viel Prunk und Eitelkeit eines Scheinlebens; — da ſtarren wir in eine ſternloſe Nacht der Verwahrloſung und Verwilderung, und dicht daneben iſt gleißender Schimmer ſtolzer Halbbildung und Verbildung; — neben den heiteren Hallen, in welchen die Kunſt das Herz erfreut, neben den ehrwürdigen Sälen, in welchen die Wiſſenſchaft die Geiſter bildet, — ſchauen wir die Kerker, hinter deren Mauern in dumpfen düſteren Zellen Bejammernswerthe ſeufzen, — ach, auch Menſchen, unſelige, welche für den Mangel einer Erziehung büßen, die ſie zu geiſtiger und ſittlicher Selbſtſtändigkeit, zum Bewußtſein der eignen und zur Achtung der fremden Menſchenwürde hätte bilden können! O wie ſo viele der Mühſeligen und Beladenen ſitzen an den Heerſtraßen des Lebens, einſam und verloren unter den Tauſenden, die an ihnen vorüber wandeln! Sie tragen ihr Leid, und kein Mitleid nimmt es ihnen ab; vor Aller Augen weinen ſie ihre heißen Thränen, und dieſe werden doch nicht geſehen. Hat denn die Selbſtſucht ſolche Zaubermacht, daß kein Ohr mehr den leiſen Klagelaut und den lauten Schmerzensſchrei aller dieſer Mühſeligen und Beladenen vernimmt? Müſſen ſie denn verzagen und verkommen in ihrem einſamen Weh? Wird nicht ſo Mancher unter ſeines Jammers Laſt erliegen und an den Menſchen verzweifeln, weil er nirgends einen Strahl der Hoffnung erſchaut, nirgends ein Wort des Troſtes vernimmt, nirgends die heißerſehnte Hand der Rettung fühlt, die ſich mit dem Druck der Treue in ſeine kraftloſe, ermattende legt? Wird er, an Menſchen verzweifelnd, mit ſeinem gebrochenen Herzen nicht endlich auch an Gott irre werden? Er ruft ihn an und vernimmt keine Antwort! Er klopft an, und es wird ihm nicht aufgethan. Er bittet, und es wird ihm nicht gegeben. „Es iſt kein Gott!“

ſo ſchreit er, zuſammenſinkend und verhüllt das Antlitz; — er hat nur einen Wunſch: den Tod; denn in deſſen Armen hofft er das Auslöſchen aller Qual, das Ende alles Bewußtſeins zu finden.

Lieber Leidender, Mühſeliger, Beladener, — horche auf! Es tönet dir plötzlich, wie aus weiter, weiter Ferne, eine Stimme zu, anfangs leiſe, bald lauter, vernehmbarer, und ihr Klang träufelt wie Balſam in dein wundes Herz. So ſüß und traut tönet dieſe Stimme, wie die in langen Jahren nicht mehr gehörte Stimme eines theuren Bruders, den du, als du noch Kind warſt, ſo innig geliebt. Auf des Lebens wechſelvollen Wegen hatteſt du dich früh von ihm verloren; über Freuden, Leiden und Sorgen, welche deine Stunden beherrſchten, haſt du ſeine lieben Züge, ſeine milden Worte, ja ſelbſt den ſüßen herzgewinnenden Klang ſeiner Stimme längſt vergeſſen. Aber jetzt, in deiner unſäglichen Verlaſſenheit, da du den leiſen ſüßen Klang plötzlich wieder vernimmſt, erinnert dich dieſer an den verlornen Freund deiner Kindheit; — jetzt beſinnſt du dich wieder der milden Worte, welche er einſt zu dir geſprochen, und es wird hell vor deinem Geiſte; ihr höheres Verſtändniß, ihre ganze volle Bedeutung geht dir nun erſt auf. Die längſt vergeſſenen Züge ſeines milden Angeſichtes, ſeine hohe leuchtende Stirne, ſeine Augen, in deren Blick eine unermeßliche Fülle von Liebe ſich offenbart, ſeine Lippen mit dem ſeligen Lächeln, — dies Alles, und allmälig auch ſeine ganze Geſtalt, ſein treues Herz, an welchem du einſt ſo traulich lagſt, wie das junge Vöglein unterm Fittich ſeiner Mutter, ſeine reine Hand, die er einſt ſegnend über dich erhob, — du ſchaueſt jetzt Alles, Alles wieder, aber freilich nicht ſo, als ob er leiblich vor dir ſtünde. — Du fühlſt ſeine Nähe, den Schlag ſeines Herzens; aber ſo, als ob's tief in dir ſelber wäre! „Ja du biſt's", ſo ruft es aus deinem Innern, „du biſt's, Freund meiner Kindheit, mein Bruder, — ich habe dich wiedergefunden!"

Wer iſt es? — — Es iſt der Menſchenſohn!

Er ſteht neben dir, wo die Kreuzwege des Menſchenverkehrs auseinanderlaufen, und ſpricht. Er ſteht, wo die Straßen des Weltverkehrs in einander münden, und ſpricht. „Gleichwie der Regen und Schnee vom Himmel fällt und nicht wieder dahin kommt, ſondern die Erde feuchtet und fruchtbar und wachſend macht, daß ſie Samen zu ſäen und Brod zu eſſen gibt, — alſo ſoll auch das Wort ſein, das aus ſeinem Munde geht; es ſoll nicht wieder leer zu ihm kommen, ſondern wirken, und Alles ſoll ihm gelingen, wozu es geſandt iſt." (Jeſ. 55, 10 — 11). Ja, ſo iſt das Wort, das aus ſeinem Munde

geht. An dich, an Alle, die so gebeugt und verzagend auf des Lebens Wegen gehen, die da zusammenbrechen unter dem Gewicht ihrer Leiden, ihrer Zweifel, die wohl schon irre werden an der Allmacht des Göttlichen, — ertönet das ewige Meisiaswort: „Kommt her zu mir, ihr Alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken.“ Das ist das frische, klare Wasser des Lebens, das alle Verschmachtenden labt; das ist das kräftige Brod, Tausenden zur Sättigung; das ist das Wort, welches, wenn es als das Erlösungswort verstanden wird von Jedem, nicht wieder leer zurückkommt zu dem Mund, der es gesprochen, sondern in unermeßlicher Kraft des Gelingens alle Fülle des Segens wirkt. Das ist das heilige, das unzerreißbare Band, welches ein Menschenherz an's andre, ein Volksherz an's andre knüpfet. Das ist der Weg, der Jeden zurückführt in jedes von seinen verloren geglaubten Heiligthümern. Das ist das Zeugniß für die Unverlierbarkeit des ewigen Christus, der in jedem Herzen neu geboren wird, und aus jedem Völkergrabe auferstehend hervorschwebt als Völkerheiland, als Welterlöser.

Laßt uns einmal hineinblicken in dies Menschenleben, in diese Welt voll Leiden, die so reich an Armen ist! Nur einzelnes Weh laßt uns heute erfassen aus der ganzen Fülle! Laßt uns sehen, wie es sich verklärt unter dem schöpferischen Hauch jener Worte, und von den wenigen Thränen, die dadurch getrocknet, von den wenigen zerstoßenen Herzen, die dadurch geheilt werden, laßt uns einen Schluß ziehen auf die vielen tausend andern Thränen, die noch zu trocknen, auf die vielen tausend andern zerstoßenen Herzen, die noch zu heilen sind!

Ich schaue ein Mutterherz! O, wie es sich mir aufschließet, gleich dem Kelch einer Passionsblume, da seh' ich eine Dornenkrone eingedrückt, da seh' ich die Wunden! Ja, arme Mutter, du sitzest, ein Bild des Jammers, mühselig am Wege und zählest die Kinder all, die da fröhlich einherkommen, ob nicht das deinige unter ihnen sei, — aber ach, es kommt nicht. Du wandelst, beladen mit Leid, einsam auf den Pfaden, wo du einst mit deinem Kinde so oft gegangen bist, wo du dich so oft mit ihm gefreut, wenn es dir lächelnd die Blumen zeigte, die es gepflückt! Nun ist die lieblichste Blume, die du kanntest, dein Kind selbst, — gepflückt von des Todes Hand. Dir war die Welt mit ihrer Sonne und ihren Sternen nur schön, weil sie's deinem Kinde war, und deine Sonne ist mit seinem letzten Lächeln untergegangen, und deine Sterne sind mit seinen brechenden Augen erloschen.

Da wandelst du jetzt hinaus nach dem Friedhofe, wo sie dir deinen Liebling in die kühle Erde hinabgesenkt haben, — ach, du selbst findest in dieser Welt keinen Frieden mehr! Mutter, was blickest du immer nur zur Erde nieder? Erhebe dein Auge! Oeffne es! Siehe! wer vor dir steht, zwar nicht leiblich, aber doch lebendig, und dir zuwinkt, deinen Kummer an sein Herz zu legen und deine Last auf seine Schultern? Es ist der Menschensohn! So trat er in das Haus des Jairus ein, und sprach zu den verzweifelnden Eltern: „Weinet nicht; euer Kind ist nicht gestorben, sondern es schläft", und dann faßte er das bleiche Kind an der Hand, hieß es aufstehen und legte es wieder an's Elternherz. So spricht er auch jetzt zu dir: „Weine nicht, Mutter; dein Kind schläft! Kein Lebenskeim ist verloren, kein Gottesgedanke bleibt unausgedacht, und ein Gottesgedanke ist ja jedes Menschendasein. Es schläft, dein Kind, deinen Blicken entzogen, den festen heiligen Schlaf! Aber siehe: hier wacht es dir auch wieder, hier in einem Waisenkinde; in diesem blickt es dich an, in diesem streckt es dir die zarten Hände, eine Mutter suchend, entgegen. In dem lebenden Waisenkinde begrüße, hoffnungsstark und liebesselig, dein eigenes entschlummertes Kind!" Mutter, so spricht der ewige Menschensohn zu dir. Er will dich erquicken damit; er will dir abnehmen deine Last, indem er dir das süße Joch zeigt, das du auf dich nehmen sollst. Er weiß: du kannst nicht sein ohne die Liebe; du wähnst, dein Herz sei zerrissen, weil deines Kindes Tod ihren heiligen Faden zerriß, und er knüpft ihn wieder an mit seinem doppeltwirkenden Trosteswort an ein andres Kind! O gebeugte Mutter! sprich, hat er dich nicht erquickt? Hat er nicht die Siegesgewißheit des Lebens und der Liebe aus seinem Herzen in das deinige geströmt?

Doch du dort, bleicher kranker Mann, — auch du bist mühselig und beladen. Auch du trägst deine Last! Was für ein Kummer ist's, der dich so furchtbar drückt? Dir leben ja alle deine Kinder. Ach, jetzt verstehe ich dein Leid. Du fühlst in deinem Herzen schon den Keim des Todes, und alle Schmerzen deiner Krankheit foltern dich nicht so sehr, als die Sorge um das Loos deiner Kinder, und du sprichst: „Was wird aus meinen armen verlassenen Kindern werden, wenn ich nicht mehr bin? Wer wird sie nähren und kleiden, wenn ich nicht mehr für sie arbeite? Wer wird sie in Krankheiten pflegen, wenn ich von meinem langen Leiden erlöst bin? Wer wird sie in Kenntnissen und Fertigkeiten unterrichten, damit sie sich einst selbst ihr Brot verdienen können; wer wird sie geistig und sittlich erziehen zu recht-

schaffenen, tugendhaften Menschen? Ach, schon sehe ich sie in Hunger und Blöße, in Verwahrlosung und Verwilderung verkommen und in Folge dessen werden vielleicht Verbrechen, Reue, Schande und Kerker dereinst das Loos meiner verwaisten Kinder sein!“ Das ist deine bitterste Sorge, armer kranker Vater; — doch verzage nicht! — Siehst du nicht, wie der Menschensohn, der Kinderfreund, die Kinder, die verwaisten, von Allen vergessenen Kinder des Elendes an sich zieht? Und hörst du nicht seine Worte, so hell wie Osterglockenklang: „Lasset die Kinder zu mir kommen, denn solcher ist das Himmelreich.“ Ahnest du nicht, wie er, wenn du nicht mehr bei deinen Kindern bist, auch deine Kinder an treuer Hand führet, bis er den gefunden hat, dem die Gottesstimme im eigenen Herzen dasselbe sagt, was der gottbewußte Menschensohn einst zu allem Volk gesprochen, nämlich: „Wer das Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf; und wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat.“ O wahrlich: wer ein Kind aufnimmt im Namen, d. h. im Geiste Christi, wer es in diesem seinem Geiste zum Menschen erzieht, der nimmt ihn selber, den Menschensohn, auf in sein Haus, er nimmt auf den Geist der ewigen Liebe. — O sprich, du kranker Vater: fühlst du dich in deinem Kummer nicht erquickt von dem, der auch dir das Wort zuruft: „Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken?“ Ja, ich seh's an deinem seligen Lächeln, daß du jetzt ihm deine Sorgen, deine Kinder, getrost in die Arme legst; ich sehe dich auf deinem harten Krankenbette, in deinen letzten Augenblicken, glaubensfreudig und stark; ich sehe dich ruhig sterben; leichter, als du je auf Erden aufgeathmet hast, gehst du hinüber.

Wandelnd durch die Straßen einer großen, menschenreichen Stadt, gewahre ich einen Greis, der sich einsam und verlassen dünkt. Das Schicksal hat ihn, als er noch jung und kräftig war, aus seiner Heimath, aus seinem Lebenskreise fortgerissen und ihn fern von beiden in diese große Stadt geschleudert, wo er kärglich seinen Lebensunterhalt fand. Zufrieden mit seinem Loos, verdiente er sich sein tägliches Brod, doch er konnte nichts sparen. Nun ist er alt und gebrechlich geworden und nicht im Stande mehr, sich etwas zu erwerben. Da übermeistert ihn die Trostlosigkeit; denn unter all diesen vielen Menschen wandelt er noch immer so einsam, wie an dem ersten Tage, da er sich plötzlich in ihre Mitte versetzt sah, und jetzt erst, im Alter, in der Gebrechlichkeit und Hülflosigkeit, empfindet er den ganzen Schmerz des Alleinseins. Doch weßhalb zog er sich denn

Jahre lang so scheu vor den Menschen zurück? Weßhalb mied er denn so ängstlich allen Umgang mit ihnen? Ach, der Unglückliche hatte einen andern Glauben als sie, und er hielt seinen Glauben für den alleinwahren, alleinseligmachenden. Er fürchtete, ihn durch seinen Umgang mit den Andersgläubigen zu verlieren; und doch wars in seinen Gedanken sein höchstes Kleinod, das, was er seinen angestammten Glauben nannte! Armer Greis, was du so nennst, das ist nur das prüfungslose Fürwahrhalten der Kirchenlehren, welche dir, als du noch Kind warst, ins Gedächtniß gepflanzt wurden; und die erste dieser Lehren lautete: Unverbrüchlich fest halten müßtest du an allen Lehren, Geboten und Bräuchen deiner Kirche, wenn du nicht der ewigen Verdammniß verfallen solltest, welche Allen bestimmt sei, die deiner Kirche nicht angehören; denn „außer der Kirche" — so versicherte man dich — „gebe es kein Heil". Da wähntest du, in den Andersgläubigen Verlorne zu erblicken; die Furcht, durch einen näheren Umgang, durch Freundschaft mit ihnen deiner Seele Seligkeit zu verlieren, hat dein ganzes Leben so einsam gemacht, macht dich jetzt so verlassen mitten unter Menschen. — Da wendest du dich betend zu deinem einzigen Freund, zu deinem Christus! Und siehe, er kommt auch zu dir, aber nicht, wie du wähntest, von seinem Weltenthrone herab im Gottheitsglanze, sondern als Menschensohn, als Bruder. Als solcher führet er dir diejenigen, welche man dir von Kindheit an als Feinde schilderte, die Andersgläubigen, auch als Söhne und Boten des Vaters, als deine Brüder, zu; und wie der andersgläubige Samariter den rechtgläubigen Juden, der unter die Mörder gefallen war, aufhob, seine Wunden wusch und verband und ihn pflegte, so pflegen auch dich die Andersgläubigen und waschen dir die Wunde des Glaubenshasses mit dem lautern Wasser der Wahrheit und träufeln dir darauf den Balsam der Liebe und verbinden sie mit derselben Treue, wie der Menschensohn dereinst, wenn er einmal in seinem ganzen Wesen völlig erkannt ist, die große Wunde der Menschheit heilen wird, welche ihr der Glaubenswahn und der Glaubenshaß geschlagen haben. — Du sehnst dich nach dem heil. Abendmahl, armer, einsamer, verlassener Greis! denn du fühlst die Nähe deiner Todesstunde, und da möchtest du so gerne nach den Vorstellungen und Lehren deiner Kirche durch priesterliche Lossprechung entsündigt werden, durch priesterliche Vermittlung deinen Herrn und Heiland in dich aufnehmen. Aber du findest keinen Priester deiner Kirche an dem Orte, wo du wohnest, und du

hältſt es für Sünde, aus einer andern Hand die ſinnvollen Zeichen des Liebestodes Jeſu, Brod und Wein, zu empfangen; — in dieſem Augenblicke fühlſt du dich noch beiweitem mehr verlaſſen und vereinſamt, denn jemals. Aber, wenn du dich ſo recht nach deinem Chriſtus ſehnſt, dann iſt er dir auch ſchon geiſtig nahe und ſpricht zu dir: „Nicht eines Prieſters bedarfſt du, um das erſehnte Wort der Sündenvergebung zu vernehmen, nicht eines irdiſchen Vermittlers zwiſchen dir und dem ewigen Vater, der da jedem verlornen Sohne zuruft: „Mein Sohn war verloren und iſt wiedergefunden; komm nur an's Vaterherz und dir wird verziehen, gleichwie du deinen Beleidigern, deinen Feinden verzeiheſt.“ Vermiſſeſt du eine übernatürliche Weihe, die einem Prieſter, wie du wähnſt, zu Theil geworden ſei, o ſo gedenke: Seine Weihe hat der Ewige ausgegoſſen auf jedes Menſchenhaupt, das ſeinen heiligen Willen faßt, in jedes Menſchenherz, das ſein Weſen, die Liebe, durchſtrömt; willſt du dein Herz deinem Menſchenbruder aufſchließen, o dann weiht ihn — dein Vertrauen, es läutert, es entſündigt dich die Gotteskraft, die du in dir fühlſt, die du ſterbend bekennſt.“ Und wie einſt der Menſchenſohn zu jenem ſamaritiſchen Weibe ſprach: „Es kommt die Zeit, daß ihr weder auf dieſem Berge, noch zu Jeruſalem werdet den Vater anbeten; es kommt die Zeit und iſt ſchon jetzt, daß die wahrhaftigen Anbeter den Vater anbeten werden im Geiſt und in der Wahrheit; denn Gott iſt Geiſt, und die ihn anbeten, müſſen ihn im Geiſt und in der Wahrheit anbeten,“ (Joh. 4, 21—23.) — ſo ſpricht er jetzt, wenn du ihn nur hören willſt, zu dir: „Alle ohne Ausnahme ſpeiſe ich mit einem und demſelben Brode des Lebens; Alle tränke ich mit einem und demſelben Weine; und das iſt meine Lehre, mein Geiſt. Ja, fort und fort wirket mein Geiſt welterlöſend und weltverſöhnend in allen Menſchen; das iſt das Geheimniß meiner ewigen Gegenwart in der Menſchheit. Immer klarer entſchleiert es ſich; immer mehr Geiſter erkennen den vollendeten Menſchenſohn als den Brennpunkt alles Lebens; und es kommt einſt der Tag, an welchem Alle, Alle, welche jetzt noch durch die Formen geſchieden ſind, ſich zuſammenfinden an demſelben Tiſche, um das große Liebesmahl zu feiern, das Verſöhnungsmahl der Menſchheit, und es wird Ein Hirt und Eine Heerde ſein!“ — Lieber Greis, der du dich, vom Glaubenswahne befangen, ſo lange für einſam und verlaſſen gehalten haſt, fühlſt du jetzt nicht die Bürde von dir abgenommen, den Gram der Einſamkeit, den Kummer der Verlaſſenheit? Fühlſt du dich nicht erquickt

durch die Liebe? Fühlst du dich nicht getröstet im Grund deiner Seele durch die wahrhafte, innige, geistige Vereinigung mit Dem, der keinen Unterschied zwischen Andersgläubigen, der alle Menschen bloß als seine Brüder, als Söhne Eines Vaters kennt und sie auch als solche einigen wird? O du warst mühselig und beladen, und der Ruf des Menschensohnes hat dich erquickt; er sprach zu dir durch den Mund eines Andersgläubigen, der, mit dir Eines Meisters Schüler, tröstend in deine Einsamkeit trat.

Und wenn nun unser Auge durch Thränen in die leider noch zahllosen Höhlen der Verwahrlosung, der Verwilderung blickt, wo die sittliche Pest ausgebrütet wird, wenn unser Auge auf das schmutzige Strohlager blickt, wo der Sohn des Elends, betäubt vom armseligsten Genuß, in wilder Verzweiflung drüber lacht, daß die Gesellschaft ihn ausgestoßen, und Tag und Nacht nichts als Rache sinnt, — wenn unser Auge in die Hölle blickt, wo das unseligste Geschöpf, das vom Weibe geboren und zum Fluche Weib geworden ist, sich in die Schande hüllt, die dunkler ist als die Nacht, — wenn unser Auge in die Kerker blickt, wo der Verbrecher die glühende Stirne an die Mauer preßt, fluchend dem Tage, an welchem er, einen Verbrecher zum Vater, eine Verbrecherin zur Mutter und von Millionen Menschenherzen kein einziges zum Schutzgeist habend, das Licht seines ersten Tages sah, — — o da tönt das Wort des ewigen Menschensohnes wieder durch all diese Schrecken: „Kommt her zu mir, ihr alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“ Wie er dem sterbenden Greise die drückende Bürde des Gefühls der Verlassenheit abnimmt, so erhebt er sühnend und verheißend die Hand über jene Verlorenen! Er weint um sie, und seine Thränen brennen uns ins Auge, ins Herz. Sie löschen die Makel, das Brandmal der Verlorenen; sie klagen uns an auf die Schuld, daß sie verloren gehen konnten; sie mahnen uns an die Pflicht, den Menschensohn endlich zu bekennen durch die That. Seine Thränen brennen uns in die Tiefen der Seelen hinein, und es hallen darin die Worte nach: „Der Menschensohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was da verloren ist.“ O es soll kein Mensch verloren gehen, es soll keiner den Tod schon sterben, bevor sein Leib verweset, die Hölle mit all ihren Grausen hier auf Erden schmecken!

Es soll's keiner, wenn wir den Ruf des Menschensohns verstehn! O Brüder und Schwestern, öffnet ihm die Herzen! Jedem

von euch ruft er zu: „Rettet! Befreiet! Erlöst!“ Ihr erlöst Tausende künftiger Verbrecher von Schande, Fluch und Verzweiflung, wenn ihr sie als Kinder schon von den Fesseln der Thierheit befreit, wenn ihr sie aus der Verlorenheit, aus dem Schlamm emporhebt an's Sonnenlicht des Menschenbewußtseins.

Sie haben keine Heimath im Himmel und auf Erden! O gebt ihnen — nicht Almosen, sondern einen größeren Schatz: Ausbildung der Vernunft! Werfet ihnen nicht den Brosam von eueren Tischen zu, sondern theilt eueres Geistes, euerer Bildung reiches Mahl mit ihnen! Gebt ihnen Arbeit für die Hand, wie für den Geist, vom ersten Regen des Gedankens, des Gefühls, der Hand an, und ihr gebt ihnen die ganze Erde zur Heimath, die ganze gesühnte Erde, den heiligen Boden des Menschenrechts! Ihr könnt das, ihr Alle insgemein, und Jeder insbesondere in seinem großen oder kleinen Kreis! Und sei die Mühe noch so groß, o scheut sie nicht! So ruft der Menschensohn jedem von uns zu; — ein Menschenherz will sein Ruf finden, für Menschenbildung will er jedes Menschenherz werben. O dadurch ist und bleibt er ja der ewige Menschensohn, der Erlöser, der Versöhner, dadurch, daß er durch uns sie erquicken will, die Mühseligen und Beladenen, durch uns sie speisen will, die Hungernden, durch uns sie tränken will, die Dürstenden, durch uns sie kleiden will, die in ihrer Nacktheit schamübergossen dastehen, durch uns sie befreien will, die Gefangenen, die da in den Banden des Irrthums und der Sünde liegen, durch uns das Evangelium den Armen verkünden will, die da noch betteln um ihr heiligstes Recht, um die Menschenwürde. Brüder und Schwestern, fühlt ihr's, was es heißt: dies alles durch uns!? Gebt den Verzweifelnden ihren Glauben an Gott wieder — durch eure Liebesthat!

Menschensohn! Ich nannte dich ewig, nannte dich mit vollem, freudigem Bewußtsein Erlöser, Versöhner! Du bist der Gottgedanke, der in der Menschheit lebt, und durch ihn, wenn sie ihn immermehr erkennt, wird sie erlöst, wird sie versöhnt.

Der Ruf des Menschensohnes: „Kommt her zu mir, ihr Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“ — er soll nicht leer wieder zu dem Einen kommen, sondern gesprochen werde er hinfort von jedem Menschenmunde, als heiliges Wort der Sühne für die Blutschuld der Vergangenheit, als heiliges Schöpferwort für die Zukunft! Ja, der Ruf des Menschensohnes, er töne in allen Sprachen, bis alle endlich zusammenklingen in der Einen

Sprache, deren erſte und letzte Worte Menſchenwürde und Bruderliebe ſind.

Wie der Einzelmenſch von Mühſal beladen zu dem Menſchenſohn hinanblicket, und ſeinem Rufe horcht, und Troſt und Erquickung findet durch den Menſchenbruder, in deſſen Seele das Meſſiaswort Wurzel ſchlug, von deſſen Lippen es wie ein freudiger Siegesgeſang weiter und weiter tönt, — o ſo ſchauet auch ihr zu ihm empor, ſo horchet auch ihr auf ſeinen Ruf, ihr Völker aller Erdtheile, ob ihr am Eismeere oder unter der Sonne ſcheitelrechten Strahlen, oder im Urwald geborgen, oder auf unermeßlichen Steppen ſchweifend wohnt, mühſelig und beladen mit dem Joch der Sklaverei, oder ziehend den Pflug der Barbarei, unter des Treibers Geißelhieben, über die öden Stätten, wo einſt die ſtolzen Zeugen eurer Größe und Herrlichkeit ſtanden. Verzaget nicht, verzweifelt nicht! Auch euch winket er zu; auch euch ruft er zu: „Kommet her zu mir, alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken.“ Nahe dich ihm, du unglücklicher Negerſklave, ſtrecke ihm deine gefeſſelten Arme entgegen! Er faßt die Ketten der Knechtſchaft und zertrümmert ſie. Der Menſchenſohn wird die Verhöhnung des ewigen, für Alle gleichen Rechts, er wird die Barbarei, welche geiſterfüllte Weſen als Sachen behandelt, er wird die Gotteslästerung, welche den Gottesheim der Vernunft und der Willenskraft in heranwachſenden Geſchlechtern zu erſticken trachtet, — er wird dieſe Frevel, in welche Winkel der Erde ſie ſich vor ihm flüchten mögen, mit ſeinen leuchtenden Blicken verfolgen und ſie vernichten mit dem Hauch ſeines Mundes. Das oberſte Geſetz der neuen Weltordnung, die er aufgerichtet, heißt: Bruderliebe; ausgeſtreut hat er den Samen des Geiſtes über die ganze Erde, und er wird aufgehen, und ein ſchattiger Baum des Rechts, der Bildung und des Friedens wird daraus erwachſen, unter deſſen Zweigen dereinſt die Völker der Erde als eine einzige Gottesfamilie wohnen; und aus dem Munde jedes Volkes wird an all die anderen jener Troſtesruf des Menſchenſohnes ertönen; und ihrer aller Fahnen, welche Jahrtauſende hindurch tauſendfältigen Brudermorden vorangeflattert, wird der Menſchenſohn als Weltheiland, umwunden mit dem Oelzweige, unter jenem Baume niederlegen und ſtatt ihrer die Auferſtehungsfahne aufpflanzen, das Siegesbanner der Menſchlichkeit! Amen!

Das Todtenfeſt.

Eine Rede,

gehalten

im Kreiſe chriſtlicher Brüder

von

Eduard Duller.

5|336

Wiesbaden.
Verlag der H. W. Ritter'ſchen Buchhandlung.

1851.

Druck der C. Ritter'schen Buchdruckerei in Wiesbaden.

„Ich glaube an ein ewiges Leben.“
(Deutschkatholisches Glaubensbekenntniß.)

Brüder und Schwestern!

Es ist ein tiefgeheimer Zug des menschlichen Gemüthes, welcher die Völker der verschiedensten geistigen Entwicklung bestimmt, dem Andenken der Verstorbenen eine religiöse Feier zu weihen.

Naturvölker, sogenannte Wilde, überwältigt von der Empfindung, welche die Anschauung der Nichtigkeit des Endlichen in ihnen hervorbringt, zittern vor den Geistern der Verstorbenen, von welchen sie glauben, daß sie im Jenseits ein dem diesseitigen ähnliches Leben führen und auf die Schicksale der Ueberlebenden Einfluß haben. Um sich die Gunst der Geister von Verstorbenen zu erhalten, oder um deren Haß zu versöhnen, bringen sie ihnen Opfer von Speise und Trank und feiern sie ihnen zu Ehren Feste mit Trauergesängen und Trauertänzen. — In der uralten Volksreligion China's ist dieser Todtendienst bereits in einer höheren Auffassung vorhanden. Dort wird nämlich das Ansehen der Vorfahren — heilig gehalten; man fleht sie um Schutz und Beistand an. Insbesondere gilt diese Verehrung den Weisen und Helden vergangener Zeiten. So ist z. B. dem großen Lehrer Kongfudsü, dem Begründer der uralten Reichsreligion, in jeder Stadt ein öffentliches Gebäude errichtet, worin auf einer Tafel die Worte stehen: „O Kongfudsü, unser verehrter Herr, möchtest du deinem geistigen Theile nach herabsteigen und durch diese unsere Verehrung, die wir dir in Demuth leisten, erfreut werden!“ Zum sinnbildlichen Zeichen dieser Verehrung stellt man vor die erwähnte Tafel Früchte, Blumen, Wein und Rauchwerk als Opfer hin; kurz: der Todtendienst ist dort eine Art von Heiligendienst. — Bei den Hindus dagegen verbindet sich mit dem Andenken an die Verstorbenen eine andere Vorstellung. Die Liebe für dieselben fürchtet nämlich, daß sie, in Folge der Mängel des Erdenlebens, nicht sofort nach dem Tode zur seligen Ruhe

in göttlicher Vollendung gelangen, und darum hält ſie es für eine heilige Pflicht, den Seelen dieſe Ruhe durch Werke der Frömmigkeit zu verſchaffen. So bringen denn die Hindus zum Wohl der Seelen, wie ſie glauben, ein Todtenopfer dar, wobei ſie den Weihebrauch des Waſſerſprengens anwenden. Dies Opfer wird alljährlich einmal am Todtenfeſte Mahaliga-Patſchon wiederholt; man zündet dabei Lichter an und hofft durch Gebete, Almoſen oder Opfer an die Pramanen (die Prieſterkaſte) Vergebung der Sünden für die verſtorbenen Angehörigen zu erwirken. In Tſchulumbu, ſowie in Bengalen, feiert man dies Todten- oder Seelenfeſt zu Ende des Oktobers und beleuchtet dabei alle Tempel, Häuſer und Wohnungen; in Sakye begeht man es ausdrücklich zur Erlöſung der Seelen. Dieſes Todtenfeſt findet ſich in allen Ländern, wo die Buddha-Lehre verbreitet iſt, deren Bekenner in Aſien nicht weniger als 295 Millionen ſind und deren Urſprung wenigſtens in das ſechſte Jahrhundert vor Chriſti Geburt hinaufreicht.

Auch im Chriſtenthum hat die fromme Sitte eines Todten- oder vielmehr Seelen-Feſtes Eingang gefunden, und zwar gründete ſie ſich auf den Glauben, daß es einen Mittelzuſtand gebe, in welchem die Seelen der Verſtorbenen längere oder kürzere Zeit durch furchtbare Leiden die Strafen für läßliche leichtere Sünden, die ſie in dieſer Welt begangen, verbüßen und geläutert würden. Dieſe Vorſtellung eines Läuterungszuſtandes, des ſogenannten Fegefeuers, war aus Plato's, des griechiſchen Weiſen, Lehre in's Chriſtenthum übergegangen. Seit man nun in dem letzteren der Stellvertretung durch fremdes Verdienſt eine übernatürliche gnadenverleihende und ſühnende Kraft zuſchrieb, nahm man ganz folgerichtig auch an, daß Fürbitte, Opfer und ſogenannte gute Werke auch auf das Schickſal der im Mittelzuſtande befindlichen Seelen ihren heilbringenden Einfluß erſtreckten, daß die Qualen der im Fegefeuer ſchmachtenden Geiſter dadurch gelindert oder abgekürzt werden könnten. Die Lehre, daß es ein Fegefeuer gebe und daß die darin befindlichen Seelen durch die Fürbitte der Gläubigen unterſtützt werden, leſen wir in der durch die Bulle Pius IV. vom 13. Nov. 1564 aufgeſtellten, ſogenannten „tridentiniſchen Glaubensform", welche die Amtseidesformel für Geiſtliche und Lehrer der römiſchen Kirche iſt. Auf dieſem Glauben hatte ſich bereits im 8. Jahrhundert nach Chriſti Geburt die Einführung der ſogenannten Seelenmeſſen begründet.

Seit nämlich die Messe die Bedeutung erhielt, daß Christi Leib und Blut im verwandelten Brot und Wein Gott als Versöhnungsopfer für die Gläubigen dargebracht werde, — lag es nahe, die Gnade dieses Opfers nicht blos auf die Lebendigen zu beschränken, sondern auch auf die Todten auszudehnen. Und so glaubte man denn, daß durch die Versöhnungskraft der von den Sterbenden selbst oder von ihren Angehörigen gestifteten Seelenmessen die Seelen dem Fegfeuer entrissen oder doch, daß ihre Qualen in demselben dadurch gelindert würden.

Der Ursprung des christlichen Todten- oder Allerseelenfestes wird von dem wundergläubigen Chronikenschreiber Sigebertus Gemblacensis (Sigebert von Gembloux*) in folgender Weise erzählt: „Im Jahre 998 sei ein frommer Pilger, von Jerusalem heimkehrend, in Sicilien von einem Klausner gastlich aufgenommen und belehrt worden, daß die aus dem Berge Aetna aufschlagenden Flammen die Stätte bezeichneten, wo die armen Seelen durch Qualen gepeinigt würden; oft habe der Klausner ihre Stimmen, ihre Schreckensrufe, ihr Gewimmer und ihr inbrünstiges Verlangen vernommen, durch Almosen und Gebet der Gläubigen für ihre Ruhe erlöset zu werden." Diese Kunde brachte der Pilger dem Abte Odilo von Clugny; der Letztere verordnete alsogleich, daß in allen Klöstern seines Ordens am 2. November, als am Tage nach dem Allerheiligenfeste, das Andenken aller in Christo Ruhenden gefeiert werden sollte, und bald wurde nun das Allerseelenfest in der ganzen Kirche eingeführt. — Mit dem Gottesdienste in den Tempelhallen, wo das Todtenamt mit allen Sinnbildern, die an die Vergänglichkeit und an das Jenseits mahnen, gehalten wird, verband übrigens das Volk in seines Herzens frommem Liebesdrange noch eine Feier auf den Gräbern, welche gleichfalls von der Kirche die Weihe erhielt. — Wie oft sind wir selbst, als wir noch den alten Kirchenglauben in uns trugen, am Allerseelentage an der Aeltern, der Geschwister, der Freunde Hand hinausgewallt zum Friedhofe, und haben dort die Rasen, wo ihnen und uns theuere Angehörige schlummerten, mit frischen Kränzen geschmückt, mit Weihwasser besprengt, Lichter darauf entzündet und gebetet: „Das ewige Licht leuchte ihnen!" Und wenn dann an des Friedhofs Pforte ein Armer stand, wenn wir einen solchen auf dem Wege fanden, der barhäuptig, die Hände gefaltet, ein Vater-unser

*) Chron. ad ann. 998.

oder Ave-Maria ſprach, — glaubten wir nicht: er bete auch für die Erlöſung unſerer Lieben? Gewiß: nicht ohne eine Gabe ihm mitzutheilen, wandelten wir an ihm vorbei!

Und jetzt? Iſt es anders in uns geworden, ſeit wir nicht mehr in der alten Tempel geheimnißvolle Nacht eintreten, ſeit wir nicht mehr dem Todtenamte anwohnen, und das ſchwarzbehangene Trauergerüſte nicht mehr ſchauen, auf welchem die Bilder bleicher Schädel und gekreuzter Knochen unſere Einbildungskraft ſchauriß aufgeregt, ſeit der Qualm des Weihrauchs und der flackernden Kerzen, die um den Scheinſarg aufgeſtellt ſind, uns nicht mehr die Bruſt beengt, ſeit wir nicht mehr die erſchütternden alten Geſänge „Requiem aeternam dona eis, domine!“ (zu Deutſch: die ewige Ruhe gib ihnen, o Herr!) und „Dies irae“ (zu Deutſch: der Tag des Zornes) vernehmen, die von Poſaunen begleitet, wie Stimmen aus dem geheimnißvollen Jenſeits, wie Mahnungen des Weltgerichts, über unſern Häuptern hinrauſchten, ſeit wir nicht mehr, wie einſt als Kinder zu den Füßen jener dreifach gekrönten verſchleierten Mutter liegen, welche, wie wir einſt gewähnt, die Schlüſſel der Ewigkeit bewahre? Iſt es anders in uns geworden, ſeit wir aus dem Kreiſe des prüfungsloſen Fürwahrhaltens geſchieden ſind? Iſt mit dem Kindesglauben auch die Liebesinnigkeit erloſchen? Haben wir mit dem Glauben an die geheimnißvolle Erlöſungskraft der Seelenmeſſen, der Abläſſe, der Fürbitten — auch die Hoffnung der Unſterblichkeit und das Gedächtniß an unſere Lieben verloren? Sind dieſe uns nun bloß Staub geworden? Iſt unſre Geiſtesfreiheit ſo arm, daß ſie keine Blumen mehr finden kann, aus denen wir Kränze flechten, um ſie auf die Gräber unſerer Lieben zu legen? Sind unſre Gemüther, aus denen die alten Vorſtellungen entſchwanden, ſo kahl geworden, wie geplünderte Tempel ohne einen Altar der Liebe, ohne ein Bild der Erinnerung?

Nein, — ob wir auch auf den Gnadenſchatz der Kirche verzichteten, — reich genug ſind wir geblieben an Segensfülle der Religion, — reich genug an Glauben, Hoffnung und Liebe, und unſer Glaube läßt uns in dem größeren Gottestempel, genannt Weltall, das Ewige in neuen bedeutungsvolleren Bildern ſchauen als je, und unſere Hoffnung läßt uns neue ſchönere Blumen ſprießen, und unſere Liebe weiht den neuen, Alle, Alle zu ſich ladenden Altar. Wohl rufen uns die Glockenklänge am Allerſeelentage vergeblich zu den alten Domen und

Friedhofskapellen zurück; aber nicht vergeblich ladet uns die Natur, die ſich zum langen Schlummer rüſtet, zum feierlichen Abendſegen ein. Ein Todtenfeſt feiern auch wir, dem tiefen Ernſt der Vergänglichkeit des Irdiſchen nicht verſchloſſen, deren Predigt uns im Rauſchen des fallenden Laubes und in den über die Gräber hinſchauernden Herbſtſtürmen entgegentönt; aber ſeht ihr nicht: die entblätterten Zweige ſtrecken uns ſchon ſchwellende Knospen entgegen; eine Fülle neuen Lebens entwickelt in ihnen junge Geſtalten ſtill und unbemerkt; der kommende Frühling wird es in ſeiner Pracht und Herrlichkeit ſchauen! O in der ſchmerzlichen Erinnerung an die Lieben erſtarkt uns der Gedanke, daß ſie uns nicht für immer verloren ſind; es erblüht uns die Gewißheit der Unſterblichkeit. Wir haben ſie ſichrer als je zuvor. Das Todtenfeſt, das wir in voller Inbrunſt liebender Herzen feiern, es wird uns zum Feſt des Lebens. Unſere Verklärten ſind aus Gott, in Gott; Gott aber iſt nicht ein Gott der Todten, ſondern der Lebendigen! (Matth. XXII., 32) In ſtarker Zuverſicht ſprechen wir am Allerſeelentage: „Unſere Todten leben! Sie leben in unſeren Herzen, — ſie leben in ihren Werken, — ſie leben in neuer Geiſtesthätigkeit. Der Tod iſt verſchlungen in den Sieg!“

I.

Ja, ihr lebt, die ihr uns je durch die Liebe verbunden worden; ihr lebt in unſern Herzen fort in denen die Liebe, die unendliche, die unſterbliche, wohnt; und zwar verklärt lebt ihr in unſern Herzen fort.

Wie oft, o theure Aeltern, ſahen wir euch in der Fülle der Liebesſeligkeit, in der Fülle des treuen Schaffens und der blühenden Kraft; wie oft hingen wir an eurem lächelnden Munde, den das Wort des Segens verklärte, wie oft ſtrahlte uns eure Seele in ungetrübter Schönheit aus euren Blicken entgegen! Ach, die Mühen des Lebens, die Sorgen um uns machten euch vor der Zeit alt; Schmerzen langer Krankheit brachen eure Kraft, entſtellten eure Züge! — Wir erblickten euch im Sarge, — aus dem Auge, das wir unter heißen Thränen euch zudrückten, flog uns kein Strahl mehr entgegen; das Antlitz war ein anderes, ein fremdes geworden, es trug den ernſten Ausdruck des letzten furchtbarſten Kampfes. — Nun ruht die Hülle längſt im engen dunklen Hauſe, und die Blume

des Grabes, die uns ihren Kelch zuneigt, sie wächst aus dem Herzen, das einst an unserm lag. Doch in unsrer Seele lebt ihre Seele, und sie erscheint uns wieder in der ursprünglichen Schönheit, in der ursprünglichen Jugendlichkeit und Liebesseligkeit, im heiligen Frieden, den sie selbst feiert und mit dem sie die unsrige segnend, weihend und verklärend erfüllt.

O es war ja nicht bloß der Aeltern Arm, der sich einst um unsere Brust schlang, es war ja nicht bloß ihre Hand, die uns schützend leitete, es war ja nicht bloß ihr Auge, das uns überwachte, nicht bloß ihr Mund, der lehrend zu uns sprach; — es war ihre Seele, die in unsre einging. Und diese unsre Seele läßt nun den heiligsten Besitz nicht mehr, den sie nicht mehr mit den Kämpfen, mit den Sorgen, mit den Schmerzen, die auf unser Geliebtes Anspruch machten, theilen muß; nein diesen Besitz hat jetzt unsere Seele allein.

Und sprich, du Aelternherz, dem das geliebte Kind der Tod entriß, trägst du's nicht noch in dir, nicht bloß so reizend als es dir erschien, wenn es dich lächelnd umkoste, — nein noch schöner, in jener Vollendung nicht bloß der körperlichen, der geistigen Schönheit, zu welcher du es heranwachsen zu sehen hofftest? O es wächst, in dir fortlebend, zu ihr heran; in dir spiegelt sich die Vollendung ab, zu welcher die Seele, die du hier dein Kind genannt, auf einem andern als dem Erdenboden, reift. —

O Wittwe, die du einsam und verlassen vom Grabe deines Gatten heimkehrst in die öde Kammer, trockne deine Thräne, — du lässest den, den du so heiß geliebt, nicht draußen; dort auf dem Friedhof ruht nur jenes fremde Bild des Gatten, welches du in so mancher herben Lebensstunde irrend für sein wahres hieltst; dort, im Grabe sind nur die flüchtigen Schatten, unter denen du vielleicht den Geliebten einst nicht völlig erkannt, in die Nacht aufgenommen und seine Schwächen, seine Mängel; — er selbst aber, so rein und schön, wie er je vor deiner bräutlichen Ahnung als hehres Urbild stand, — er zieht mit dir heim in deine öde Kammer, — du nimmst ihn in dir mit, wenn du vom Grabe kommst; du hast ihn, wo du gehst und stehst, er läßt dich nicht in deinem Leid allein; — o denke, liebe Wittwe: jeder Trost und jede Zuversicht, die du empfindest, — er ist's, ja er, der dich damit erfüllt! —

Ihr Aeltern, Lehrer, Freunde, Brüder, die uns einſt gezürnt, und ach durch unſre Schuld, — die wir betrübt bis in den Tod, die ihr das Weh um uns noch bittrer als den Todesſchmerz empfandet, — — — all unſre heißen Reuethränen rieſen euch nicht zurück, — — — aber unſeres Lebens Wiedergeburt, unſer Ringen nach eigner Vervollkommnung und Veredlung, und unſer raſtlos Wirken, um fremdes Leid zu ſtillen, fremde Thränen zu trocknen, um Andre, gleich uns ſelbſt, beſſer, vollkommner, edler zu machen, — o gewiß das war das Todtenopfer, das euch verſöhnt; ihr lebet und zürnet uns nicht mehr! Unſre Seele iſt nun rein und geweiht, um euch in ſich zu tragen, und jede edle Regung, die wir empfinden, jeder edle Entſchluß, den wir faſſen, jede edle That, die wir vollbringen, — o es iſt ein Zeichen, daß ihr in uns lebt, daß ihr uns — verziehn, daß ihr — uns ſegnet! —

Wie ſchmerzlich miſſen wir euch, ihr Lieben alle, die wir ſo oft in dieſem ſtillen Bruderkreis begrüßten, in welchem gleiches Streben nach Wahrheit und Menſchenbeglückung uns auf's Innigſte verband! Euren treuen milden Blicken begegnen wir heute nicht; eure wohlbekannten Stimmen antworten uns heute nicht mehr, wie einſt, als wir uns wechſelſeits fragten: „Wollen wir den Glaubensbund ſchließen, deſſen Ziel die Verſöhnung Aller in der Wahrheit und in der Liebe iſt, — wollen wir um dieſes Zieles willen keine Gefahr ſcheuen, jede Entbehrung auf uns nehmen, durch kein Verkennen uns irre machen laſſen?“ Da habt ihr geantwortet: „Ja, im Namen Gottes, der die Liebe iſt; wir wollen's! Iſt Gott für uns, wer kann wider uns ſein!“ Längſt ſind eure Lippen, denen damals das begeiſterte, muthige Gelöbniß enttönte, verſtummt. Aber Genoſſen unſeres Bruderbundes ſeid ihr geblieben, ihr Treuen! Auch dieſe hehre Stunde feiert ihr mit uns; ja: unſichtbar weilet ihr in dieſem Kreiſe; ihr umſchwebt dieſen Altar, an welchem ihr einſt mit uns das heil'ge Liebesmahl getheilt! — — Wir ſind ſorgenvoll ſeither von Stätte zu Stätte gezogen, um das ſtille Heiligthum zu finden, wo wir Gott im Geiſte und in der Wahrheit ungeſtört anbeten dürfen, — aber ihr, die des Lebens Kämpfe nicht mehr erreichen, — ihr, verklärte Brüder, ſeid treu mit uns gezogen! Ihr habt für euren Leib die kleine Kapelle der Ruhe, das Grab, — ihr habt fortlebend als unſterbliche Geiſter in unſeren Herzen die unſichtbare Kirche gefunden;

und da ſtimmt ihr ein in unſere Lieder des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe; o da ſtimmt ihr ein in unſer Gebet: „Dein Reich, o Gott, das Reich des Friedens, komme!“ Da ſtimmt ihr ein in unſern begeiſterten Andachtsruf: „Verſchlungen iſt der Tod in den Sieg“; und die Liebe iſt's, die den Sieg über ihn gewann, die Liebe, die den letzten Feind, wie der Apoſtel ſpricht, den Tod — aufhebt!

II.

Doch nicht bloß in unſeren Herzen, auch in ihren Werken leben ſie, mit denen die Liebe uns verbunden hat.

All mein Leben, — iſt es nicht das Fortleben deſſen, aus deſſen Geiſt der ſchaffende Funke ſtammt, der mein Daſein entzündete? O, nicht bloß das leibliche Daſein verdanken wir den Aeltern. Wenn du, o Mann, zum edlen vollkommenen Menſchen geworden biſt, wenn du dein ganzes Daſein raſtlos dem Wohle deiner Brüder weihſt, wenn du kein höheres Glück kennſt, als in dem Stande und Berufe, welcher dir angewieſen ward, Gutes zu wirken, Schmerzen zu lindern, Thränen zu trocknen, die bedrängte Unſchuld zu ſchützen, das Recht an's Licht zu bringen, Redlichkeit in Handel und Wandel, Bildung in Schule und Haus zu fördern, und der Treue heil'ge Keime zu pflanzen, wo du irgend im Leben ein Menſchenherz findeſt, — wenn du mit Aufopferung deiner Lieblingsneigungen, deines Vermögens, deiner Geſundheit, mit Verzichtleiſtung auf alle Freuden, welche Tauſend Andere entzücken, das Licht der Wahrheit unter deinen Brüdern als milde Friedensleuchte weiter trägſt, — wenn du, o Jungfrau, in hehrer Weiblichkeit dahinſchreiteſt und das Kind des Elends rettend mit der reinen Hand erfaſſeſt, — wenn du, dem Mann vermält, ihm Alles wirſt, wenn du die Kinder, die euch Gott geſchenkt, zum Segen der Menſchheit erziehſt, — weſſen Werk iſt das? Es iſt das Werk der Treuen, deren Hülle der eingeſunkene Raſen deckt; es iſt des edlen Vaters, iſt der milden Mutter, iſt des treuen Lehrers, des hochſinnigen Freundes Werk. O ihre geiſtige und ſittliche Lebenskraft hat ſich verjüngt und verdoppelt erhalten in euch, die ihr jetzt zu ihren Gräbern hinaus wandelt, um ſo ächt-menſchlich ſelbſt die Hülle, die durch den Geiſt einſt geadelt wurde, noch durch eure fromme Erinnerung zu ehren. Euer geiſtiges, euer ſittliches Daſein

iſt ihr Werk. Die Thräne des Dankes, die ihr euren Todten weinet, ſie iſt, wie die Thräne, die des Weinſtocks Aug' entquillt, ein Zeichen des inneren Fortlebens der Unvergeßlichen in euch, als ihrem Werk, ein Zeichen des künftigen Segens, der daraus hervorſproſſen ſoll. O hemmet ſie nicht, wenn ſie ſich aus euren Augen drängt, dieſe Dankesthräne! Sie iſt das ächte Weihwaſſer bei unſerm Todtenfeſt! Und das Licht dabei, — o das iſt die Liebesflamme, die aus ihren Herzen einſt in die eurigen hinüberloderte, und die aus euren jetzt hinüberloht in fremde, noch licht- und liebeloſe Herzen! Haltet es nicht zurück, das Wort, das aus eurer Seele Tiefen dringt: „Segen dem Andenken derer, die uns geſegnet!“ Dieſer Segen, den ihr empfangen, er wirket mächtig, unaufhaltſam fort, und dieſer fortwirkende, fort und fort neues, edleres Leben ſchaffende Segen — das iſt das Fortleben derer, die wir lieben ihr unzerſtörbares Geiſtesleben!

Blicket hinweg über den engeren Familienkreis auf den größeren der Menſchheit! Blicket auf all die edelen Weiſen, Geſetzgeber, Volkslehrer, die vor Jahrtauſenden gelebt, ob ſie nun arm und verachtet, oder ob ſie im Fürſtenkleide und von der Liebe von Tauſenden getragen, einſt gewirkt! Ihre irdiſchen Hüllen ſind Staub und Aſche geworden; aber ſie ſelbſt haben, neues Leben weckend, fortgelebt, und ſo leben ſie noch. Chriſtus ſtarb, — o ſprecht ihr Brüder alle: bekennt ihr nicht freudig, daß er dennoch fortlebte, in der neuen Weltordnung, die er begründet, daß er noch heut, in euch, in tauſend Andern, daß er in ſeinem Menſchheitswerke lebt, und in ihm leben wird bis an's Ende aller Tage? Ein Huß ſtarb. Lebte er nicht in dem Werk, das aus ſeinem Geiſte entſproß, in der Reformation des 16ten Jahrhunderts? Ein Zwingli und ein Luther ſtarben; — lebten ſie nicht in ihrer großen That, die des Feindes Liſt und Macht unermüdlich zu tödten ſtrebte und doch nicht zu tödten vermochte? Leben ſie nicht, jene Segenbringer, in der Bildung des 19ten Jahrhunderts, leben ſie nicht noch heut in unſrem Streben, das auch ihr Werk iſt? —

Und blicken wir von dieſem größeren, weltgeſchichtlichen Geſichtskreis wieder auf unſeren engeren zurück, — o ſprecht: leben die Brüder, die einſt mit blühenden Wangen, ob auch mancher mit greiſem Haar unter ihnen war, angeglüht von der Morgenröthe einer neuen ſchöneren Zukunft unſre Hand erfaßten, die mit uns den Grundſtein des neuen Tempels legten, in welchem Alle,

die Eines Vaters Söhne ſind, einſt frei von Wahn und Haß, ihn in wechſelſeitiger Duldung und Liebe anbeten werden, die mit uns für ſolch ein Werk alles herbe Ungemach, alle Verkennung und Verfolgung, Armuth und Schmach zu ertragen hatten, und die uns der Tod allzufrüh aus dem Kreiſe des gemeinſamen Strebens dahinnahm, — ſprecht: leben ſie nicht? Ja, ihr Verklärten, ihr lebt, ihr lebt uns fort in dem großen Bruderwerke des Geiſtes, das ihr mit uns begonnen habt. Was ihr uns wart, — ihr ſeid es noch! Es war ja das beſſere, es war ja das ewige Theil eures Seins, das ihr für unſer Werk und in daſſelbe eingeſetzt, und dies, euer Muth, eure Hingebung, eure Ausdauer, die ſind uns geblieben, die wirken mächtig in unſeren Gemeinden fort, aneifernd zu neuer Betheiligung für das Ringen nach dem einen Ziele, dem ihr getreu wart bis in den Tod. Verklärte Brüder: dafür iſt euch die Krone des Lebens geworden, und dieſe Krone wird jedem von uns werden, der da ſo unverbrüchlich an den Geiſt glaubt, wie ihr, der da dem Dienſte des Geiſtes ſich ſo ganz hingibt, wie ihr. Das Werk der Geiſtesfreiheit und der Menſchenverſöhnung durch ſie, — das iſt's, in dem ihr lebt. Das Todtenfeſt, — wir feiern es als Feſt eures Fortlebens in unſerm Werke; und im troſtreichen Bewußtſein deſſen ſprechen wir: „Ja, verſchlungen iſt der Tod in den Sieg, in den Sieg des Geiſtes, für welchen auch ihr geſtritten habt!“ Das Werk, für welches ihr mit uns gewirkt, — es wird bleiben, wenn auch unſer irdiſches Theil längſt der Erde wieder angehört; und in dieſem Werk werden auch wir leben, wie ihr. Wie kein Tropfen Zeit im Strom der Ewigkeit verloren iſt, ſo auch kein einzelnes Leben im Allleben! Jedes einzelne Menſchendaſein iſt ein Saatkorn des Geiſtes, hinterlaſſen von einem früheren, und beſtimmt, in der Zukunft neue, reichere Frucht zu bringen, die dann wieder zum Saatkorn wird. Das iſt der Weltgeſchichte göttlich Weſen! Wohl mag ſie mit ihren Golgatha's und mit ihren Völkerſchlachten manchem Kleingläubigen nur wie ein großes Feſt des Todes erſcheinen; — wir, die wir an den Geiſt glauben, die wir aus vollſter Ueberzeugung das Wort Chriſti anbetend ausſprechen: „Gott iſt nicht ein Gott der Todten, ſondern der Lebendigen“, wir begrüßen in der Weltgeſchichte die ewige Siegesfeier des Lebens!

III.

Verklärte, die wir nicht in irdiſchen Hüllen mehr unter uns wandeln ſehn, — wir fühlen euch nicht bloß lebend in unſern Herzen, wir wiſſen euch nicht bloß lebend in euren Werken; — wir glauben auch, daß ihr lebet in neuer Geiſtesthätigkeit.

Wir glauben das, weil wir an den Geiſt glauben und an ſeine Ewigkeit. Im kühnſten Siegesfluge ſchwebt unſere Seele zu zu Gott hinan und holt aus deſſen eignem tiefſtem Weſen ſich die Gewißheit ihrer Unſterblichkeit. Der Geiſt, der Gott zu denken vermag, iſt ſelbſt ein Gottesgedanke; und kein ſolcher kann vergehn. Der Geiſt, der den Begriff der Ewigkeit zu faſſen vermag, dem iſt ſie ſelbſt gewiß. Zum Höchſten, zur unendlichen Vervollkommnung berufen und befähigt, weil er aus Gott, dem Vollkommenen, iſt, empfing er mit dieſem Beruf, mit dieſer Befähigung, mit dieſer Verpflichtung, deren Erfüllung allein ſeines Erdendaſeins Werth beſtimmt, — auch das heilige Recht der Fortdauer; ob auch die Staubeshülle von ihm abgeſtreift, — er muß in ſeiner ganzen Selbſtſtändigkeit, in ſeinem ganzen Weſen, ſeinem ganzen Selbſtbewußtſein unzerſtörbar bleiben, um ſich vollenden zu können. Dieſe Vollendung des Geiſtes iſt ſein Eingehen in Gott, ſeine Seligkeit. O liebendes Aelternherz, das du dein Kind in der Fülle deiner Hoffnungen, den Sohn als Jüngling mit all ſeinen reichen Anlagen, die Tochter als Jungfrau mit einem Gemüthe voll ſeligſter Himmelsahnungen ins Grab hinabſinken ſaheſt, — fühlſt du, was dieſer Gedanke dir gibt? Er gibt dir dein Kind wieder! Du wähnteſt, es für ewig zu verlieren! Reiße dich los vom Staub, — dieß Grab ſoll dich nicht feſſeln! Vollendung muß ſein, ſo wahr Gott Geiſt iſt, und glaubſt du an des Menſchengeiſtes nothwendige Vollendung, ſo verliert der Tod ſeine Schrecken für dich; ſo wird er dir nur das dunkle Trennungsthor, durch welches der Geiſt zur Vollendung ſchreitet!

Nicht vermeſſen wir uns, auch nur ein annäherndes Bild der neuen Hülle uns zu entwerfen, in welcher der Menſchengeiſt nach dem Zerfallen ſeiner irdiſchen Hülle ſelbſtbewußt fortdauernd wirken mag. Das aber wiſſen wir, daß er nicht ohne eine ſolche wirken kann. Ahnungsvoll drückte dies der Apoſtel Paulus aus,

wenn er ſprach: „Es wird verweslich geſäet und unverweslich auferſtehen, es wird geſäet ein natürlicher Leib und auferſtehen ein geiſtlicher", d. h. ein ſolcher, welcher dem Zuſtande des Geiſtes als Mittel, wodurch er ſeine neue Thätigkeit zu äußern und zu vollbringen vermag, und der Welt entſpricht, in deren Kreiſe er ſie vollbringen ſoll.

Der Tod des Leibes hat für uns keine Schrecken mehr, der Sieg des Geiſtes hat ihn verſchlungen; denn der Geiſt ſagt uns durch ſeine Heroldin, die Naturwiſſenſchaft: der Tod des Leibes iſt bloß Verwandlung der Stoffe, aus denen er zuſammengeſetzt war, ja, — ſelbſt dieſe Stoffe ſind nicht verloren; nach Gottes ewigen Geſetzen verbinden ſie ſich wieder zu neuen Gebilden der Zeitlichkeit. Aber über all dieſem Wandel und Wechſel dauert der Geiſt, in ſich ganz unwandelbar, ſich aus ſich ſelber ſtets vollendend und hinanheiligend zur Vollkommenheit. Mögen unſre Gegner von uns ſagen: Uns ſei der Glaube an Unſterblichkeit und mit ihm die troſtreiche Hoffnung eines Wiederfindens entſchwunden! Nein, der Gedanke, der, ſeit der erſte Menſch denkend zu den Sternen emporblickte, alle Völker beſeelte, der Gedanke Unſterblichkeit, er iſt unſeres Glaubens Sieg. „Gott iſt Geiſt, Gott iſt die Liebe, Gott iſt nicht ein Gott der Todten, ſondern der Lebendigen!" ſo rufen wir unſeren Gegnern zu. Leben, Leben, Unſterblichkeit ſchauen wir entzückt, wohin ſich unſere Blicke wenden, in allen Zeugniſſen der Natur, der Weltgeſchichte und des eigenen Geiſtes. In dem ewigen Geiſt, dem Gott des Lebens, wurzelt unſer Glaube, und wenn wir mit freudiger Gewißheit bekennen: im Bewußtſein iſt jedes Menſchengeiſtes Selbſtſtändigkeit ſchon hier bezeugt, im Bewußtſein iſt die Möglichkeit ſeiner Vollendung verbürgt, — dann iſt die Hoffnung eines Wiederbegegnens derjenigen, die ſich auf Erden als bewußte Geiſter durch die Liebe, die göttliche, verbanden, dann iſt ſie mehr als ein Traum unſerer Sehnſucht; ſie iſt die heiligſte Blüte unſers im lebendigen Gottesgeiſt wurzelnden Glaubens!

IV.

Doch, wenn unſre Seele von Stern zu Stern des Weltalls unermeßliche Räume, das Reich der Ewigkeit ſiegesfreudig durchflogen,

kehrt ſie in Demuth zu dieſer kleinen und ſo ſchönen Erde wieder, und athmet hier auch den Lebenshauch der göttlichen, ewigen Liebe.

Von ihm erfüllt und geweiht, ſinnet ſie dem alten Kindesglauben von einer Erlöſung wieder nach, welcher ſo viele in Qualen ſchmachtende Seelen bedürfen. — Ach, dieſe Seelen harren noch in ihren Erdenleibern der Erlöſung! Wir vernehmen ihre Klagen allſtündlich, wo wir gehn und ſtehn, o ſie ſind uns nah — und doch ſo getrennt von uns. Sie leben wahrhaft in einem unſeligen Mittelzuſtand zwiſchen Himmel und Hölle. Sie ſehnen ſich nach einem Himmel, den ſie wohl ahnen, aber nicht kennen, nach dem Himmel, in welchem ſie ſich als gottbewußte Geiſter allen andern an Geiſtes- und Herzensadel, an Menſchenwürde ebenbürtig fühlen möchten und fühlen ſollten; — und ach, ſie leiden doch noch alle Pein, welche die Selbſtſucht ſchafft, leiden noch alle Qualen des Wahnes und des Bruderhaſſes und alle Foltern, die da Vorurtheil und Aberglaube, Verarmung und Verwilderung über ſie, die doch auch Gottes zur Seligkeit berufne Kinder ſind, herauf beſchwören. Geht hin in die ſchmutzige Höhle des Elends, wo das Laſter, des Wahnes wilder Sohn, ganze Familien mit ſeinen Ketten umflicht, — wo der Menſch noch des Menſchenthums heiliges Weihezeichen nicht kennt und in ſeiner unſeligen Blindheit es auch an Andern noch verletzt, — — o das iſt der Ort der Qualen, wo arme Menſchenſeelen leiden! Das iſt das wahre Fegefeuer auf Erden!

Doch eine Erlöſung gibt's daraus! — Und wer kann ſie vollbringen, als die Liebe? Sie will's, ſie wird's! — Durch wen? Durch euch!

Ja, euer Gebet erlöſt dieſe Schmachtenden, wenn euer Glaube an den ew'gen Geiſt zur That wird. — Ja, eure Fürbitte erlöſt, wenn ihr von Herz zu Herzen geht und jedes bittet: o helft uns, dieſe Schmachtenden erlöſen! — Ja, eines Opfers bedarf's dazu, aber nicht eines ſtellvertretenden, wofür die Kirche reiche Stiftungen empfängt, — ſondern des eignen Opfers eines ganzen Lebens für Bildung und Geſittung derer, die dran darben! Und mag euch ſelbſt bei ſolchem Liebesopfer eures ganzen Daſeins die Erde zum Ort der Schmerzen gemacht werden, — o harret aus und faßt es recht, das große Wort: Jedweder Schmerz, den ihr erdulden müßt, weil ihr eure armen Brüder zur ungeahnten Seligkeit erlö-

ſen wollet, — er läutert euch, durch ihn dringt ihr zur ächten Seligkeit!

Brüder und Schweſtern! zahlloſe Unglückliche wandeln neben uns lebend, und dennoch iſt das wahre Leben für ſie noch nicht da; ſie ſind ſich ſelbſt, den Brüdern, der Menſchheit eigentlich noch todt! O laßt ſie uns zum wahren Leben wecken! Das ſei am Todtenfeſte unſer heiliger Entſchluß! Wenn wir ihn vollbringen, dann wird es ihnen zum **Lebens**feſte, und unſere Verklärten ſtimmen dann mit uns ein in das große Halleluja des Lebens und der Liebe!

Amen!

14.

Die Erbſünde.

Eine Rede,

gehalten

im Kreiſe chriſtlicher Brüder

von

Eduard Buller.

S|336

Wiesbaden.
Verlag der H. Ritter'ſchen Buchhandlung.
1852.

STADTBIBLIOTHEK
MAINZ

(Matth. 19, 13—15.)

„Damals wurden ihm (Jesu) Kinder zugebracht, daß er ihnen die Hände auflege und bete. Die Jünger aber fuhren sie an.

Jesus aber sprach: „Lasset die Kinder, und wehret ihnen nicht, zu mir zu kommen; denn für solche ist das himmlische Reich."

Er legte ihnen dann die Hände auf und ging weiter."

Brüder und Schwestern!

„Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen (d. h. in der Bestimmung dessen, was ich bin)", sagt Christus, „da bin ich mitten unter ihnen!"

So ist denn auch unsere Gemeinde, die sich in Christi Namen versammelt hat, die Verbindung aller Derer, die in seinem geistigen Leben als in seinem und ihrem Zwecke leben. Wir wollen seine Grundgedanken verwirklichen; seinen Plan ausführend, wollen wir bauen an dem Tempel der alle Völker umfassenden neuen Weltordnung.

Aber steht denn das stolze Gebäude der alten Weltordnung nicht noch immer? Hebt es nicht noch jetzt seine Thürme trotzig empor? Wölben sich nicht noch jetzt seine Hallen wie ein geheimnißvoller steinerner Hain über dem uralten Opferaltare? Stehen nicht noch immer seine Pfeiler, stark genug, um noch ein Jahrtausend zu durchdauern?

Nein! nur der Aberglaube und die Furcht wähnen das Gebäude der alten Weltordnung, Tempel und Zwingburg zugleich, noch in der früheren Pracht und Herrlichkeit, Stärke und Sicherheit zu schauen. Es scheint ihnen dazustehen, wie dem verschmachtenden Wanderer in der Wüste die täuschende Luftspiegelung einer Stadt, wo er Obdach und Erquickung durch Speise und Trank zu finden hofft. Der arme Getäuschte eilt dem Luftbilde zu und beachtet darüber die wirkliche Frucht nicht, die vor ihm liegt, den wirklichen Quell nicht, der da zu seinen Füßen rauscht. Wer nun aber mit frischen

gesunden Sinnen das Leben erschaut und erfaßt, der erkennt, daß jene alte Weltordnung bereits im tiefsten Verfalle ist, daß nur die Selbstsucht, von Verzweiflung verblendet, den völligen Einsturz aufhalten will. Doch er wird sie begraben unter Trümmer und Schutt.

Wir nun, die frohen muthigen Bauleute der Zukunft, wir haben uns überzeugt, daß sogar die Grundlagen jener alten Weltordnung längst morsch und haltlos geworden sind.

Wie? — so sprechen jene von unseren Brüdern zu uns, welche noch an den festen Bestand des alten Bauwerks glauben, wollet ihr andere Grundlagen legen, als jenen Grund, von dem es heißt: „Es kann niemand einen anderen legen, als den, der da gelegt ist, Jesus Christus?“ Seid ihr die thörichten Bauleute, von denen es heißt, daß sie den Stein verworfen haben, der zum Grundstein geworden ist? — Nein und nimmermehr, lieben Brüder, so antworten wir ihnen darauf; vielmehr ist eben uns der Stein, den die Bauleute der alten Kirche verworfen haben, gerade dieser ist uns zum Grundstein geworden; denn als Grund des allumfassenden Gottestempels der neuen Weltordnung betrachten wir den Geist Christi selbst; er ist uns mehr, als der todte Buchstabe; auf ihn, den Geist, kommen wir zurück von der Auffassung und den Lehrbegriffen späterer Geschlechter, und auf ihm bauen wir. Darüber also, über den Unterschied der Grundlagen müssen wir uns mit unsern Brüdern verständigen; und damit dies möglich werde, muß zuerst jeder von uns sich selbst volle Klarheit darüber verschafft haben, daß der Grundstein, den wir verworfen haben, nicht Christus, und daß dagegen der, welchen wir gewählt haben, wirklich Christus, der Erlöser, der Friedebringer ist.

So lasset uns denn die heutige Feierstunde der Betrachtung über eine der Grundlagen des altkirchlichen Lehrgebäudes, über die Erbsünde widmen. In kurzen, einfachen Worten zusammengefaßt, ist der altkirchliche Lehrbegriff von der Erbsünde folgender: Durch Adams Sündenfall sei die menschliche Natur aus ihrem ursprünglichen vollkommenen Zustande in Verderbniß gefallen und zum Guten unfähig geworden; sie habe zugleich die ihr von Gott zugedachte Unsterblichkeit und das Recht auf den Aufenthalt im seligen Gottesgarten Eden verloren, sie sei zu Arbeit, Schmerz und Tod verurtheilt worden; diese Sünde des ersten

Menſchen ſei nun als erblicher Keim der Sündhaftigkeit auf alle Nachkommen Adams, auf das ganze Menſchengeſchlecht übergegangen und mit derſelben zugleich die Unfähigkeit zum Guten, mit ihr auch die Strafe der Sünde, nämlich der Tod und die Verdammniß. Das iſt der altkirchliche Lehrbegriff von der Erbſünde; auf ihm beruht denn die Kirchenlehre, daß die wunderbare Errettung und Erlöſung der Menſchen durch den Opfertod Jeſu Chriſti nur allein vermittelt werden könne durch die Kirche, die jedoch als Heilsanſtalt nicht Allen, ſondern nur Jenen helfe, welche den rechten Glauben haben.

Prüfen wir nun dieſen der alten Weltanſchauung zu Grunde liegenden Lehrbegriff von der Erbſünde zunächſt vor dem Richterſtuhl der Vernunft.

Was iſt Sünde? Es iſt eine mit freiem Willen begangene Zuwiderhandlung gegen das erkannte Sittengeſetz. Wer ſich alſo nicht im vollen Beſitze ſeines klaren Verſtandes, ſeines freien Willens befindet, der iſt ebenſo unfähig, ſittlich, gut zu handeln, als unſittlich, ſchlecht. Wird man dem unmündigen Kinde, welches ſeinen Vater ſchlägt, welches ſeine Geſchwiſter verwundet, wird man dem unglücklichen Wahnſinnigen, welcher ſeinen Wärter tödtet, ſolche Handlungen als Sünde anrechnen? Spricht nicht ſelbſt das bürgerliche Geſetz von Unzurechnungsfähigkeit in ſolchen und ähnlichen Fällen, und läßt es nicht Strafloſigkeit für Handlungen ergehen, welche es dann nicht als Verbrechen betrachtet, wenn der Wille fehlte, ſie als Verbrechen zu begehen? Eine Sünde kann alſo, da ſie freie That des Willens eines einzelnen beſtimmten Menſchen iſt, auch nicht wie ein körperlicher Krankheitskeim auf deſſen Söhne und Enkel ſich vererben, weil ſich der Wille, zu ſündigen, nicht vererben kann, ebenſo wenig wie der Wille, tugendhaft zu handeln, ebenſo wenig wie man das perſönliche Verdienſt ſeines Vaters, ſeines Großvaters erben kann. Schon das Wort: „Erbſünde“ ſteht alſo im Widerſpruch mit den einfachſten Verſtandesbegriffen.

Wie verhält ſich aber die alte Vorſtellung von der Erbſünde zu den würdigen Begriffen von Gott?

Jene alte Vorſtellung von einer Sünde, die ich in Folge meines menſchlichen Daſeins an mir tragen muß, erſcheint mir als ein Widerſpruch gegen die Stimme Gottes im Gewiſſen, welche ja meinen freien Willen aufrdert, das Göttliche zu

währen. Sie erscheint mir als ein Widerspruch gegen die heilige Scham, die mich von dem Mißbrauch meiner Willensfreiheit zurückhalten will. Sie erscheint mir als ein Widerspruch gegen meine Menschenwürde, denn sie stellt mich gleich dem Thiere, welches keinen freien Willen hat, sondern bloß jenen unabänderlichen Naturtrieben gehorcht, welche seine Erhaltung bedingen. Bin ich, in Folge meiner Geburt als Mensch, verderbt, knüpft sich an mein Dasein die Nothwendigkeit der Sündhaftigkeit, — nun was unterscheidet mich von dem Raubthier, welches, willenlos gleich mir, mit dem Mordtrieb seiner Gattung zur Welt kommt? Sie erscheint mir als ein Widerspruch, diese Vorstellung einer Erbsünde, gegen das ewige Sittengesetz, welches wir göttliche Gerechtigkeit nennen. Kann Sünde vererbt werden und vererbt sich mit ihr die Strafe für die Sünde des Einen, welcher sie aus freiem Willen beging, auf Alle, welche keine Absicht haben, diese Sünde gleichfalls zu begehen, sondern welche nun überhaupt sündig sein müssen, deßhalb, weil sie geboren wurden, — erscheint mir dann Gott wohl als Geist und Liebe, als Vater, wie Christus ihn nannte, oder verdüstert sich sein Bild nicht vielmehr zu den Zügen eines leidenschaftlichen, unversöhnlichen Gewalthabers, welcher die Schuld des Einen, der ihn beleidigt hat, auch an seinem ganzen Geschlechte rächt, welcher Millionen von Unschuldigen entgelten läßt, was ein Schuldiger gethan? — erscheint mir dann die ganze Weltgeschichte noch als die im steten Fortschritt der Menschheit zu immer höherer Vollendung sich darstellende lebendige Offenbarung des göttlichen Geistes? Ja, könnte der Lehrbegriff von der Erbsünde wahr sein, dann hätte man Grund zu der Frage: Warum ließ wohl eine höhere Macht alle jene Völker der Erde, welche vor der Gründung der Kirche gelebt, welche ohne ihre eigne Schuld noch außerhalb derselben stehen, ja welche von ihr nie eine Nachricht erhalten, — warum ließ sie dieselben bloß zu einem schuldbefleckten Erdendasein entstehen, auf welches eine ewige Verdammniß folgen soll, und warum versagte sie ihnen das angebliche Mittel zur Rettung, nämlich jene „Heilsanstalt“?

Und wollen wir uns nun gar den Einfluß jenes altkirchlichen Erbsündenbegriffes auf's Leben vergegenwärtigen, so laßt uns in die Seele des Kindes uns hineindenken, wenn es darüber unterrichtet wird. Wenn das Ohr des Kindes zuerst das Wort „Sünde“ vernimmt, und sich in seiner Seele der entsprechende Begriff bildet, da frägt es sich wohl: „Was ist denn Sünde?“ und die Stimme des Gewissens

antwortet ihm: „Alles Unwahre, alles Falsche, alles Unrecht, was du unterlassen hast und unterlassen kannst“, und die heilige Scham treibt ihm dabei das Herzblut in die Wangen. Und wenn es nun aus des Lehrers Mund den Begriff der Erbsünde erläutern hört, die Kunde von seiner angeborenen Verderbtheit vernimmt, — müssen sich da nicht im Kinde die richtigen Begriffe von Tugend und Sünde durchaus verwirren, und muß diese Verwirrung nicht für's ganze Leben nachtheilige Folgen haben?

Ach, wenn wir auf die furchtbare Härte, Lieblosigkeit und Rohheit blicken, welche uns leider noch immer auf Schritt und Tritt begegnet, auf Verbrechen, welche die Zuchthäuser mit Unglücklichen füllen, und auf andere Frevel, welche sich der menschlichen Gerechtigkeit entziehen, — da ruft wohl der scheinheilige Eifer sein Wehe und Zeter über die gräßliche Entsittlichung, und fragen wir ihn: „woher stammt sie denn?“ so antwortet er: „aus der ursprünglichen Verderbtheit der Menschennatur.“ Wie? bietet denn nicht aber die alte Kirche, welche diesen Lehrbegriff aufstellt, sie, welche sich ja selbst die „göttliche Heilsanstalt“ nennt, bietet sie denn nicht die Mittel dagegen? Wohl, sie sagt es! Und wenn nun jene Unglücklichen, die wir als „Verbrecher“ beklagen, sich gleichwohl aller altkirchlichen Heilsmittel bedienen, wenn sie alle Kirchengebote sorgsamlichst erfüllen, und dennoch der Selbstsucht, dem Wucher, der Rache, der Wollust, dem Betruge fröhnen und — unmenschlich sein können? Die Erklärung ist höchst einfach; sie beruht in der Verwirrung ihrer Begriffe von Sittlichkeit und Tugend. Und diese Verwirrung pflanzte ihnen der Unterricht ein, und diesen Unterricht gab ihnen das Priesterthum, welches ja die Schule als eine Anstalt für sich in Anspruch nahm, wodurch es die Kinder nicht für ein freies gotteswürdiges Menschenthum, sondern für eine von der Wiege bis zum Grabe des Einzelnen, von einem Geschlecht zum andern fortdauernde Geistesknechtschaft erzog; o, das war die von Jahrhundert zu Jahrhundert überkommene Schuld, welche leider auch den Tod, nämlich den geistigen Tod, und die Verdammniß, nämlich die Verdammungssucht um des Glaubens willen, zur Folge hatte.

Doch wie kam denn, so fragen wir uns, der Begriff der Erbsünde in das Christenthum?

Er beruht auf der buchstäblichen Auffassung der mosaischen Schöpfungssage. Er beruht darauf, daß die alte Kirche den Wortlaut der heiligen Schrift für unmittelbare göttliche Offenbarung hielt und erklärte, daß sie verlangte, man müsse von jedem Wort, so wie es geschrieben steht, ohne alle Prüfung glauben, daß es buchstäblich wahr sei.

Doch seht: die Schöpfungssage, wie wir sie im ersten Buche Mosis lesen, findet sich nicht bloß bei den Juden; sondern schon viel früher waren ihre Keime in den Naturreligionen der alten asiatischen Völker enthalten. Schon bei den Indiern findet sich die Sage von einem Abfall der ursprünglich vollkommenen Geister vor. Nach den uralten persischen Ueberlieferungen soll das erste Menschenpaar ursprünglich vollkommen gewesen sein und in einem reizenden Garten gewohnt haben, aber das böse Wesen, welches die Perser Ahriman nannten, habe das erste Menschenpaar verführt, und dadurch seien die ersten zwei Menschen — und durch sie alle folgenden zu Darvands, d. h. zu Sündern, sie seien dem Ahriman, dem Fürsten der Finsterniß, ähnlich geworden. Aber in der Ferne der Zeiten sah die alte persische Sage einen mächtigen Helden des Lichtes kommen, den Sosiosch, der die Finsterniß überwinden und alle Keime des Bösen und der Sünde vertilgen, der die Allversöhnung herstellen würde. Diese persischen Sagen lernten die Juden in der Verbannung kennen; sie verschmolzen sich mit ihren eigenen, und sie wurden von den Pharisäern, welche neben der schriftlichen Ueberlieferung auch eine mündliche seit den Tagen Mosis annahmen, bei der Erklärung und Erweiterung des Wortsinnes der heil. Bücher beibehalten. So war es denn also die pharisäische Lehre, daß, als Folge der ersten Sünde Adam's allen seinen Nachkommen, deren Seelen in seiner Seele mitgesündigt hätten, der Trieb zur Sünde angeboren sei. Diese pharisäische Lehre hielt nun Paulus, welcher bekanntlich ein Schüler der Pharisäer war, in ihrer ganzen Schroffheit fest, auch nachdem er den Glauben angenommen hatte, daß Jesus wirklich der Christus, d. h. der Messias sei; ja eben, weil ihn dieser Glaube so ganz und gar lebendig durchdrang, weil er von ihm allein die Erlösung erwartete, fühlte er sich in jener Vorstellung von der Erbsünde erst recht bestärkt. Er nahm an, daß die Sünde ihren Sitz im Fleische, d. h. im menschlichen Leibe habe; aber bei seiner hohen Auffassung von dem Opfertode Christi

ging nun der begeisterte M[illegible] in seine[illegible] weiter; und so stellte denn Paulus zuerst [illegible] auf, [illegible] vom mosaischen Gesetz als Fluch und Stra[illegible] der Sünde aus[illegible]ene Tod — am Leibe Christi, als eines un[illegible]dopfers, stellvertretend vollzogen, daß [illegible] des Leibes Christi der menschliche Leib überhaupt, [illegible] der Sitz der Sünde, getödtet und dadurch die Gewalt der Sünde vernichtet, somit denn auch die Folge der Sünde, der Tod, getödtet sei. Diese Lehre des Paulus von der Erlösung vollendete sich dann in seinem Geiste durch die weitere von der Auferstehung der Todten in verklärten, gleichsam vergeistigten Leibern, und durch die Lehre von einer ewigen Seligkeit in Christo, und von dieser glaubte Paulus, daß diejenigen, welche dazu gelangen sollten, durch Gottes ewigen Rathschluß und besondere Gnade auserwählt und vorherbestimmt seien. Diese Auffassung des Paulus nun, welche in der altpharisäischen Lehre wurzelte, hat späterhin, zu Anfang des fünften Jahrhunderts, in seinem Geiste der eifrige Augustinus, Bischof zu Hippo in Afrika, als die Grundlage des Glaubens der katholischen Kirche aufgestellt, und vom Glauben behauptete er, daß er dem Wissen vorangehe. Als die Väter der Reformation sich vor 300 Jahren von der Herrschaft des römischen Papstthums losreißen, da behielten sie gleichwohl jenen Lehrsatz der alten katholischen Kirche bei. Der todten Werkheiligkeit und insbesondere dem Ablaßwesen, der Messe u. s. w. stellten sie den Glauben an die Gnadenwirkung und an Christi stellvertretenden Opfertod entgegen, wie Luther, der Augustinermönch, die Lehre bei dem Augustinus fand; den Kirchengeboten stellen sie den Glauben an die Bibel als das geoffenbarte Gotteswort entgegen, so daß jeder Buchstabe, nach göttlicher Eingebung niedergeschrieben, für wahr zu halten sei; und wenn ihnen nun Zweifel kamen, ob denn diese uralte persisch-jüdisch-pharisäische Lehre von der Erbsünde, mit ihrer späteren und bestimmteren weiteren Auffassung durch Paulus und Augustinus von der Gnadenwahl und Vorherbestimmung, nicht der Vernunft widerspreche, — da konnte sie nur wiederum ein Satz des Augustinus, der nämlich: daß der Glaube dem Wissen vorangehe, da konnte sie nur die Vorschrift des Paulus beruhigen, daß die Vernunft sich dem Glauben unbedingt unterwerfen müsse!

Dreihundert Jahre sind seit jener herrlichen Zeit verronnen, als der Genius des deutschen Volkes sich in dem großen glaubensmuthigen Luther erhob und die Fesseln Rom's zersprengte. In dieser dreihundertjährigen Frist hat aber der menschliche Geist nicht träg gefeiert, nein rastlos fortgeschritten ist er auf allen Gebieten der Wissenschaften, der Sprachforschung, der Alterthumskunde und Geschichte, der Erd-, Himmels- und Menschenkunde, und siehe da: er steht jetzt auf dem Standpunkte, wo Glaube und Wissen sich versöhnen in der höheren Einheit der Wahrheit. Die Wissenschaft hat den Schleier gelüftet, welcher über den ehrwürdigen Büchern des alten und neuen Bundes lag; sie hat die Buchstaben gedeutet aus dem Seelenleben des Alterthums; wir schlagen nun die heil. Schriften auf, und unser klarer gewordener Blick erkennt in den alterthümlich-kindlichen Erzählungen von der Schöpfung der Welt und des Menschen nicht mehr wirkliche Geschichte, wie die alte Kirche darin erkannte, sondern eine heilige Sage, in welcher das kindliche Volk des fernen Morgenlandes seine Vorstellungen und Ahnungen von der Schöpfung des Menschen, von dem Ursprung des Bösen, von den Mühen des Lebens und dem Tode, seine Versuche, das große Räthsel der Menschheit zu lösen, eingekleidet hatte. Und fassen wir diese alten Erzählungen eben so auf, dann finden wir in den Bildern einen tiefen Sinn, in den Schalen der Dichtung — einen Kern der Wahrheit.

Das Paradies der mosaischen Sage ist das Bild des Naturzustandes des Menschen, des Zustandes, in welchem sein Selbstbewußtsein noch nicht entwickelt ist; da lebt der Mensch noch im innigen kindlichen Zusammenhange mit der Natur, ohne eine Ahnung der sittlichen Idee. Es gibt also für ihn noch gar keinen Unterschied zwischen Gutem und Bösem; und das ist der Zustand der Unschuld. Er ahnt noch keinen Gegensatz des Lebens, kein Aufhören desselben; er hat noch kein Bewußtsein von dem, was der Tod sei; darum gibt es noch keinen Tod für ihn. Erst wie das Selbstbewußtsein erwacht, da wird ihm auch der Unterschied des Guten und Bösen klar, zwischen welchem er kraft seiner Willensfreiheit wählen kann. Dieses Erwachen des Selbstbewußtseins ist nun in der mosaischen Sage sinnig durch ein Gebot Gottes geschildert. Den Trieb der thierischen Natur im Menschen stellt die Schlange sinnbildlich dar. Der Verlust des Paradieses ist nichts anderes, als der Ausgang des

Menschen aus dem Naturzustand in den Zustand der Willensfreiheit. Erst wenn er dieser bewußt ist, erst wenn er Gutes und Böses unterscheiden kann, wird er auch der Vergänglichkeit seines irdischen Lebens inne, mit allen Mängeln und Schmerzen, mit der Nothwendigkeit der Arbeit. Daß in der Willensfreiheit die Möglichkeit und Fähigkeit zur Sünde für alle Menschen begründet ist, das stellt die alte Sage im Bilde des Sündenkeimes dar. Es ist das wunderbare Doppelwesen des Menschen, diese immerwährende Wahrheit, welche sich im Bilde der Sage abspiegelt, jenes Doppelwesen der Sinnlichkeit und der Geistigkeit, die zusammen gebunden sind zum steten Kampf. Nicht ist die Sinnlichkeit an und für sich selbst böse; böse wird sie erst dann, wenn sie, statt sich durch den Geist zu verklären, den Geist überwinden will. Diese wunderbare Einrichtung der Menschennatur ist also nicht etwa eine spätere Verschlechterung, sondern sie ist von allem Anfang her nothwendig vorhanden; sie ist nicht Erbsünde, sondern göttliche Ordnung; sie ist nicht Strafe, sondern die Grundlage, worauf die Menschenwürde als etwas frei zu Erringendes beruht. Es liegt in der Doppelnatur des Menschen nicht bloß die Möglichkeit der Sünde, die Fähigkeit zur Entzweiung mit sich selbst und mit Gott (und was ist denn die Sünde anders?) — sondern auch zugleich schon die Möglichkeit der Erlösung davon, d. h. die Fähigkeit zum Siege des göttlichen Theiles in ihm, des Geistes, über die Sinnlichkeit.

So deutet unsere Auffassung die alte Sage; so erkennt sie im Bilde den tieferen Sinn, eine ewige Wahrheit. Geradezu entgegen gesetzt jener auf die Buchstaben begründeten alten Pharisäer- und Kirchenlehre, welche einen fortzeugenden Sündenkeim in der Menschheit annahm, — hält unsere Auffassung sich an den Geist und demgemäß glauben wir, daß in jedem Menschen ein Gottes-keim vorhanden ist, welcher nur der treuen Pflege bedarf, um zur herrlichsten Blüte sich zu entfalten; glauben wir, daß es eben die Aufgabe alles gesellschaftlichen Lebens ist, vermittelst der Pflege dieses Gotteskeimes in jedem einzelnen Menschen durch seine Nächsten die immer höhere Vollkommenheit der ganzen Menschheit zu erreichen.

Diese unsere Auffassung nun, sie war auch die — Jesu. Wir kehren nur von den Lehren des Jüngers zum Grundgedanken

des Meisters zurück. Nirgends findet sich in den Evangelien ein Ausspruch Jesu Christi, aus dem man auch nur im Entferntesten schließen könnte, daß jene pharisäische Vorstellung von der Erbsünde auch in ihm gelebt hätte; nirgends findet man, daß Jesus dies Wort Erbsünde oder ein ähnliches, sinnverwandtes je ausgesprochen hätte. „Werdet vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist", das bezeichnet Jesus als die Bestimmung des Menschen, — und hätte er wohl jene Aufforderung ergehen lassen können, wenn er nicht auch geglaubt hätte an die Fähigkeit des Menschen für ein immer höheres Hinanreifen zu göttlicher Vollendung? Ja, nicht an das Vorhandensein eines **Sünden**keimes, sondern an das eines **Gottes**keimes im Menschen glaubte Jesus, und mit tiefer Rührung, mit heiliger Achtung blickte er auf die noch verschlossene Knospe, worin der Gotteskeim schlummert, auf das Kind. Als Kinder zu ihm gebracht wurden, daß er sie segne; und als nun die Jünger den Aeltern darob zürnten, da sprach der große Weise, der liebenswürdige Menschenfreund: „Lasset die Kinder, und wehret ihnen nicht, zu mir zu kommen, denn für solche ist das himmlische Reich." Und was er mit diesen Worten meinte, — es wird uns deutlich aus einer andern Rede von ihm. Als nämlich die Jünger, noch befangen von der altjüdischen Vorstellung, daß das Himmelreich oder Messiasreich, welches er verkündigte, nur die Wiederherstellung des untergegangenen Gottesstaates in Israel sein werde, — als sie ihn fragten: „wer hat wohl im himmlischen Reiche den Vorzug?" da rief Jesus ein Kind zu sich, stellte es mitten unter sie und sprach: „Wahrlich, ich sage euch, wenn ihr euch nicht umändert und werdet wie die Kinder, so könnet ihr nicht in's himmlische Reich kommen." Das Himmelreich, das er verkündigte, es war nicht im Jenseits, „es ist inwendig in euch", sprach er; es sollte als das Reich der vollendeten Menschlichkeit auf Erden schon erscheinen; wie im Kinde der Gotteskeim noch schlummert, so sollte er durch das hehre Bewußtsein der sittlichen Freiheit sich entwickeln zu dem Zustand einer höheren Unschuld, nämlich zur selbsterrungenen sittlichen Vollkommenheit. Dazu wollte Jesus die Menschen erziehen; für diesen Erziehungsplan sollten seine Schüler, seine Nachfolger, im innigen Bunde vereinigt, in jener kindlichen Reinheit und ächten Demuth der Liebe wirken, wie er's in jenen Worten ausdrückte. Nur durch die Pflege

des Gottesкeimes im Menſchen ſollte die Erlöſung der Menſchheit in dem heiligen allgemeinen Menſchheitsbunde vollbracht werden, ſollte die Entzweiung des Menſchen mit ſich und mit Gott aufhören und die Verſöhnung der Menſchheit errungen werden. So wurde Jeſus, der ſich dem Geiſte nach Eins mit Gott wußte, der herrliche Held, welcher den Sieg des Göttlichen in der Menſchennatur an ſich ſelbſt ſiegreich verklärte, und welcher an ſich ſelbſt den Tod wahrhaft überwand, indem er ihm ſeine Schrecken entriß. So wirkt Jeſus als Erlöſer in jedem Menſchen, der aus der unendlichen Fülle und Tiefe ſeiner Geiſtesthat jene Bedeutung der Erlöſung und Verſöhnung ſich herausfaßt und ſich zu eigen macht, ſie an ſich vollbringt. So auferſteht er in jedem, der durch den heiligen Glauben an die Ewigkeit des Geiſtes die Furcht vor dem Tode bezwingt. So ſtehen wir denn, da wir an den urſprünglichen Gottesкeim in jedem Menſchen, an die Fähigkeit jedes Menſchen zur höchſten Vollendung glauben, und da wir zugleich die Pflicht eines jeden erkennen, den Gottesкeim treu zu pflegen, die Entfaltung deſſelben zu immer höherer Vollkommenheit nach allen Kräften zu fördern, da wir eben hierin die höchſte Aufgabe alles geſellſchaftlichen Zuſammenlebens von der Familie und Schule an bis zum Staate gefunden haben, — — ſo ſtehen wir wahrlich auf dem einen Grund, der da gelegt iſt, Jeſus Chriſtus, und auf ſeiner Auffaſſung von der Natur und von dem Zwecke des Menſchen, welche die wahrhaft vernünftige und ſittliche iſt, erbauen wir in Jeſu Geiſt den Tempel der neuen Weltordnung. Und er wird vollendet werden, dieſer Tempel der allumfaſſenden Geiſtesreligion, welche Gott in keinem andern Bekenntniß mehr als im Glauben an den Geiſt und an die Menſchenwürde, und in der That der Tugend und der Menſchenliebe verehrt; ja ſo gewiß wird er vollendet werden, dieſer Menſchheitstempel, als es gewiß iſt, daß noch kein Märtyrer der Menſchheit umſonſt den Giftbecher trank, umſonſt gekreuzigt, umſonſt von Scheiterhaufenflammen verzehrt ward, — ſo gewiß als die Gottesſtimme in jedem Gewiſſen ertönet und nicht übertäubt werden kann, — ſo gewiß als aus jedem Kinderauge ein ganzer Himmel voll Seligkeit uns entgegen blickt, — anvertraut unſerer Liebe und Treue!

Anvertraut! Uns anvertraut! O Brüder und Schweſtern! Dieſe Worte umtönen mich, umtönen euch auf allen Wegen und

Streben, als den Nachhall aus dem göttlich schönen Herzen jenes Kinderfreundes!

Wenn ihr einen Unglücklichen sehet, der da den kurzen Traum der Sünde in der unseligen Wachfrist des Kerkers büßt, — wenn ihr einem Unglücklichen begegnet, von dessen Stirn euch das heilige Siegel der Menschenwürde völlig verwischt scheint, wenn ihr bei solchem Anblick denken müßt: auch diese Verlorenen waren einst — Kinder, so hold, so unschuldig, wie die unsrigen jetzt; wenn ihr denken müßt: auch in ihren jungen Herzen hat der Gotteskeim einst geschlummert, und nur deßhalb, weil sich keine Liebe und Treue für sie fand, die ihn pflegte, nur deßhalb konnte er nicht zur reinen Blüte der Tugend, zur erquickenden Segensfrucht für die Menschheit werden, — wenn euch solche Gedanken die Seele mit dem bittersten Schmerz erfüllen, — o dann möge dieser Schmerz euch zugleich der treue Wecker der edelsten menschenerlösenden Willenskraft sein! — Dieser Schmerz um die verlornen Menschenbrüder, die da fallen und immer tiefer fallen mußten, — er mahne euch in jeder Sekunde an die Zukunft der Kinder, die euch jetzt noch in Paradiesesunschuld entgegen lächeln! Mutter, nicht bloß das Kind, das du unter deinem Herzen getragen und in Schmerzen geboren, — Vater, nicht bloß der kleine Liebling, von dessen unschuldigen Lippen du zum erstenmal das seligste Wort „Vater" lallen hörest, — nicht bloß sie sind eure Kinder! O Mensch, so sage ich, jedes Kind, das dich mit hellen Augen anschaut, — es ist dein Kind, es ist ein Kind der Menschheit, es ist dir anvertraut von Gott! O nimm es auf im Namen Jesu, d. h. im Geiste der reinsten Menschenliebe, das anvertraute köstliche Gut! Sei der Schutzengel, der es deckt und bewahrt, daß es aus dem Paradiese seiner unbewußten Kindesunschuld in das Paradies der bewußten freien Sittlichkeit hinüber wandle! Findest du eine schöne Blume am Wege, wo sie unbeachtet zertreten werden kann, — du neigst dich gewiß zu ihr nieder und verpflanzest sie in ein besser Erdreich. Und an der Menschenknospe könntest du gleichgültig vorüber gehen, wenn du sie zwischen Unkraut aufwachsen siehst, das sie zu überwuchern droht? Geh hin in die Hütte des Elends, wo der Frost und der Hunger ein armes, in Lumpen gehülltes Kind umgeben; auch in ihm schlummert der Gotteskeim; o da schlummere nicht die Gottesstimme in dir! Aus diesem Kinde des Elends kann vielleicht ein Wohlthäter der Menschheit werden, wenn noch in der rechten Stunde ein Mensch

es an ſein warmes Herz zieht und an dem Frühlingsſchein der Liebe den Gotteskeim zur Entfaltung bringt! — In den Gotteskeimen der Kinder, ihr Lieben, ſchlummert die Zukunft der Menſchheit. O laßt uns unſere Vergangenheit mit allem Kummer und aller Verzweiflung, mit allem Haß und aller Entmenſchung, mit allem Vorurtheil und Wahn zu Grabe tragen; es iſt nichts zu retten, nichts zu erhalten, nichts zu beklagen an ihr; aber bekränzt um ſo freudiger die Wiege der neuen beſſeren Zeit mit den Erſtlingen der Menſchenblüten, die ihr gepflegt. Auf dem Altare der alten Weltordnung hat die Selbſtſucht lange genug Menſchen geopfert. O ſo baue die Liebe das lebendige Heiligthum der neuen Weltordnung auf dem Bewußtſein und auf der Anerkennung der Menſchenwürde auf! Und zu dieſem Heiligthum laßt ſie uns ſchon jetzt aus Hütten und Paläſten heranführen, die Kleinen, die kein anderer als Gott ſelbſt uns zugeführt! Von uns aufgenommen, erzogen, geiſtig und ſittlich zu vollkommenen Menſchen gebildet im Namen, d. h. im **Geiſte** Jeſu, ſollen und werden ſie das Werk weiter führen, das wir begonnen haben; ſie ſollen und werden vollenden den Bau des erhabenen Tempels, in welchem des Haſſes Aufruf endlich nimmer tönt, in welchem jeder ſeinem Feind verzeiht, in welchem keiner ſich durch Selbſtſucht ſein heiliges Anrecht, Bruder unter Brüdern, Mitglied der Einen Gottesfamilie zu ſein, entwinden läßt, in welchem Reich und Arm des Geiſtes ew'ge Schätze theilen und gleich werden vor der Liebe göttlichem Geſetz, in welchem Gottes lichter Engel Humanität Jeden zum Prieſter für Alle weiht, und die Erde durch die Arbeit, die uns nicht zum Fluch, ſondern zum Segen geworden, in ein Paradies verwandelt wird. Amen!

Der

Glaube an den heiligen Geiſt.

Von

Eduard Duller.

5|336

Wiesbaden.
Verlag von Heinrich Ritter.

1852.

Druck der C. Ritter'schen Buchdruckerei in Wiesbaden.

STADTBIBLIOTHEK MAINZ

Gebet.

Geiſt der Wahrheit, Geiſt der Liebe,
Geiſt, der alles Leben weiht,
Der uns von der Selbſtſucht Triebe,
Von des Haſſes Joch befreit,
Der du lindereſt alle Schmerzen,
Der du ſtilleſt jede Pein,
Zieh' in alle Menſchenherzen
Siegend und verſöhnend ein!
Die Verlaſſ'nen und Verkannten
Tröſte und beruh'ge du!
Die Verirrten und Verbannten
Führ' der ew'gen Heimath zu!
Sündern, die in Reue ſchmachten,
Werde du zum Labungsquell;
Wen da Zweifel noch umnachten,
Deſſen Blicke mache hell!
Laſſ' die Zungen — Flammen werden
Und das Wort den Opferbrand,
Der da lodernd rings auf Erden
Zeichen gibt von Land zu Land,
Daß der Menſch im Licht der Wahrheit
Seines Daſeins Zweck erkennt,
Daß der Feind, erfüllt von Klarheit,
Langgehaßte — Brüder nennt.
Schmilz, o ſchmilz in deinen Flammen
Alles Glaubenshaſſes Fluch; —
Lippen, die noch kalt verdammen,
Lehre du den Segensſpruch! —
Gib uns Stärke, die zu beugen
Nicht gelingen ſoll der Noth, —
Hehren Muth, dich zu bezeugen,
Wahrheitstreue bis zum Tod!
Weihe du am ſtillen Herde
Der Familie frommen Bund!
Segne unſ re Heimatherde,
Unſ'rer Liebe theuren Grund!
Segne, heil'ger Geiſt, der Jugend
Holde, hoffnungsvolle Saat!
Daß ſie reife in der Tugend,
Segne ihrer Lehrer Rath!
Alle Herzen, die da ſchlagen,
Sei'n zum Tempel dir geweiht,
Und es ſoll in jedem ragen
Dein Altar der Menſchlichkeit!
Amen.

Rede.

Brüder und Schweſtern!

Wenn wir auf die ſommerliche Schönheit und Segenspracht hinblicken, welche die Natur in Schöpferwonne vor uns ausbreitet, da dünkt es uns: ſie feiere ein Feſt. Ja, ſo iſt's! Ein großes Freudenfeſt des Lebens und der Reife feiert ſie. Verjüngt durch des Lichtes Kraft, ſtreben dem Lichte alle Geſchöpfe dankend zu.

Seht, wie wendet das Kornfeld ſeine Tauſende von ſchlanken Halmen mit den zitternden Blütenfäden der Sonne zu, die ſie hervorgerufen aus der Erde Schooß, und wie ſteigt die Lerche empor in die blaue Luft und ſtimmet hoch droben den Preisgeſang an! — Die zierlichen Scheine und reizenden Blätter und Ranken entfaltet die Rebe haſtig in der lauen Nacht, um den Morgen im Feſtſchmuck zu begrüßen; — es ſchmücken ſich die Eichen, wie gewaltige Säulen, mit grünen Kronen, durchſichtig im Sonnenlicht; — es haſten ſich die Fruchtbäume, in ſchwellenden Früchten ihre freudige Lebensthätigkeit als Feſtgabe gleichſam zu zeigen; — die Roſe, glühend vor Lichtswonne, öffnet ihren Kelch und würziger Weihduft entſchwebet wie frommer Dank daraus und die lauen Lüfte breiten ihn aus, daß Alles ihn theile. — Die Bienen ſammeln von allem Köſtlichen das Köſtlichſte und ſchaffen daraus den zarten Seim, der ihres Tagewerks Aufgabe iſt, — und unter den fröhlichen Liedern der Aeltern entſchlüpfen die jungen Vöglein den Neſtern, welche die Alten bereitet, auf daß das junge Leben bewahrt werde und das Leben ſich erneuere von Jahr zu Jahr.

Ein Freudenfeſt des Lebens, ein lichtes, lautes Pfingſtfeſt der Reife überall! Tauſendfältig und abertauſendfältig gibt ſich ein heiterer Wetteifer der Kräfte im Schaffen kund, in jedem Weſen regt ſich ein raſtlos gewaltiger Trieb, den Zweck ſeines beſonderen Daſeins in der Reife zu erreichen. Und wie ergänzt bei dieſer freudigen Pfingſtfeier im Gottestempel der Natur eine Thätigkeit die andere! Wie ordnen ſich alle harmoniſch in einander; wie entwickelt ſich aus dieſem tauſendfältigen Streben und Schaffen der Weſen ein einziges großes Geſammtbild voll Schönheit und voll Wahrheit und voll Frieden!

Siehſt du allein außerhalb deſſelben, o Menſch? Wenn die Natur das Pfingſtfeſt des Reifens, der Entwickelung aller Kräfte zur

höchsten Vollendung feiert, — bist du allein davon ausgeschlossen? Nein, du betrachtest es sinnend, du fühlest den Odem, der da alles Leben weckt und durchdringt, — du fühlest, wie er dir die eigene Seele, wie er dein ganzes Geschlecht von den urältesten Tagen her durchweht! Das Pfingstfest der Natur, das Fest der Vollendung im Lichte feierst du, o Mensch, als das höchste erhabenste Fest, als dein allerinnerstes; — anbetend Den, von dessen Kraft du dich erfüllet weißt, Den, durch den du und in dem du bist, feierst du, die Fülle des Segens der Natur freudig empfangend, an ihrem Pfingstfeste das Fest des Geistes. Von Kornblüten umwogt, von Rosen umduftet, von Lerchen und Nachtigallen umjauchzt, von Reben umrankt, von Eichen umschattet, sprichst du, o Mensch, in der höchsten Festweihe der Reife: „Ich glaube an den heiligen Geist."

Von wessen Lippen tönte zuerst das Bekenntniß dieses Glaubens, der die Welt erlöst? Wer feierte zuerst das Fest des Geistes, in welchem die ganze Menschheit fort und fort bis an's Ende aller Tage das Bewußtsein ihres Ursprungs, ihres Berufes, ihrer Würde gleichsam wie in höchster Verklärung vor sich schauet? Der vollkommenste Menschensohn, der sich in Wahrheit Gottes Sohn nennen durfte, der sich im Geiste Eins wußte mit dem Vater und mit der Menschheit, — Christus war's, durch welchen jeder erlöset wird, der ihn wahrhaft in sich aufnimmt, der in seinem Leben das höhere, ewige Leben beginnt. „Gott ist Geist!" das verkündigte Christus der Menschheit, — „Gott ist die Liebe! — Der Geist," so verhieß er tröstend „wird euch in alle Wahrheit leiten, und die Wahrheit wird euch frei machen; und es kommt die Zeit," so weissagte er, „da alle Menschen Gott anbeten werden im Geiste und in der Wahrheit, die Zeit der Liebe, wo nur Ein Hirt und Eine Heerde sein wird." — „Gott ist Geist", sprach Christus, und wahrlich: sein eigenes ganzes Leben war des heiligen Gottesgeistes herrlichste Offenbarung; sein Liebestod für die Menschheit war des heiligen Geistes erhabenstes Siegesfest.

Und ein zweites Fest des Geistes war es, als die Jünger Jesu am Tage der Pfingsten alle einmüthig beisammen waren und als der gewaltige Sturm das Haus erfüllte, darin sie saßen, und als die Blitze sie umleuchteten, und als nun zugleich, während die Natur in Sturm und Wettern das hohe Lied zum Preise des Weltgeistes anstimmte, in den Herzen jener schlichten Männer aus dem Volke das flammende Morgenroth des neuen Welttages aufleuchtete, und der Muth, ihre Ueberzeugung zu bekennen, sie übermächtig durchrauschte,

als des Wortes Feuerkraft ihren Lippen entfloß und als aus allen Sprachen, die sie redeten, jedem das Verständniß der Einen Sprache entgegenklang, in welcher der heilige Geist für die ganze Menschheit redet, das Verständniß der Sprache des neuen Bundes.

An jenem Tage erhielt das altvolksthümliche Pfingstfest der Juden eine neue, weltgeschichtliche Bedeutung. — Millionen unserer frommen Vorfahren haben seither das Pfingstfest als das Fest des heiligen Geistes gefeiert; — Millionen unserer frommen Brüder feiern es auch heute als solches. — Und wir? Wirft man uns nicht Unglauben vor? Nennt man uns nicht abgefallen vom heiligen Geiste und unsere Lehre eine sittenlose? — O, auch wir feiern Pfingsten in hehrer Andacht als das Fest des heiligen Geistes; denn alles irrische Gut, die Freunde, die Ehre, das Leben kann man uns nehmen, nur nicht unsern felsenfesten Glauben an den heiligen Geist! Auf dem Felsen dieses Glaubens steht unsere religiöse Gemeinschaft; das muthige Bekenntniß dieses Glaubens in Wort und That, durch's ganze Leben, das ist unser Fest des heiligen Geistes.

Umtobt von den Stürmen, die das Jahrhundert erschüttern, umrauscht von der Windsbraut der Selbstsucht, welche die Spreu und den Staub uralten Wahnes und Aberglaubens wieder aufjagt, Tausenden zur Verblendung, umleuchtet von den todtdrohenden Blitzen des Hasses, — feiern wir dies Fest auch heute, wie es dem Geiste geziemt, nämlich durch die ernste Versenkung in sein Wesen, durch das offene unerschrockene Bekenntniß unserer Ueberzeugung, durch den heiligen Entschluß, dem Geiste treu zu dienen bis in den Tod!

Ja, wir glauben an dich, heiliger Geist! Wir schauen dich in deinen Offenbarungen; — sie bezeugen uns dein Dasein, dein Wesen, dein Gesetz.

Wie die majestätische Alpe, glühend im Morgenroth, mit den schimmernden Gletschern und den niederdonnernden Lawinen, — wie das Weltmeer, dieser wallende Teppich, hingebreitet über die Abgründe, — wie der Kelch der Lilie und das kleinste Moos, wie die ganze Stufenreihe aller Wesen in der Thierwelt von jenem an, dessen Dasein ich nur mit dem schärfsten Vergrößerungsglase entdecken kann, bis zum Elephanten, bis zum Wunderbau des Menschenleibes, — wie die Myriaden von Sternen, die da als Welten-Brüder friedlich neben einander in feierlichen Reihen wallen, dich, Ewiger, als Schöpfer-Geist bezeugen, durch welchen das Alleben nie endet, durch welchen das Kleinste wie das Größte im unermeßlichen Haus-

halt der Natur als nothwendig und zweckmäßig das Recht ſeines beſonderen Daſeins hat, — — ſo bezeuget dich in der Menſchenwelt jenes Auge, welches ſchärfer ſieht als das leibliche, jenes Auge, welches auch dem Blinden unverloren hell und klar bleibt, deſſen Sehkraft die Nacht des Todes und das blaue Himmelsgewölbe wie ein feuriger Sieger durchſtürmt, jenes Auge, welches in die fernſte Ferne der Vergangenheit aller Völker zurückdringt und in den Zuſtänden der Gegenwart ſchon mit ſicherſter Beſtimmtheit die werdenden Geſchicke der Zukunft lieſt; es bezeuget dich das Auge der Vernunft, die ihr eigenes Weſen ergründet, die ſich in dir als in ihrem Urgrunde findet; — ſie bezeuget dich, ewiger Schöpfergeiſt, als Geiſt der Wahrheit.

Es bezeugt dich ferner jene Stimme in der Menſchenbruſt, die da nimmer ſchweigt, ob auch Goldesklang und Beifallsjauchzen ſie zum Schweigen bringen will, die da lauter als jeder irdiſche Richter das ewige Recht verkündigt und mächtiger als jeder irdiſche Gewalthaber, bloß dadurch, daß ſie ſpricht, auch ſchon das Urtheil vollſtreckt, — jene Stimme, die da bereits mit dem erſten Bewußtwerden des Verſtandes im Kinde leiſe zu tönen beginnt und es warnt vor dem erſten Schritt auf der Bahn des Unrechts, — jene Stimme, die, wenn ſie durch die lockenden Rufe der Sinne einmal übertönt worden, auch im Verlorenſten plötzlich wieder erſchallet wie der Klang der Gerichtsposaune, jene Stimme, die wenn der Menſch ſie ein ganzes langes Leben hindurch zum Schweigen gebracht zu haben wähnt, in der Stunde des Todeskampfes wieder die Seele durchdröhnet; — o ewiger Schöpfergeiſt, ewiger Geiſt der Wahrheit, es bezeugt dich, als Geiſt der Heiligkeit, deine Stimme in jeder Menſchenbruſt, die Stimme des Gewiſſens; ſie bezeugt dein Geſetz als das Sittengeſetz, welches eins und daſſelbe iſt für alle Menſchen unter allen Himmelsſtrichen.

Es bezeugt dich aber auch die Stimme der Weltgeſchichte als den heiligen Geiſt, der, ob auch oft Jahrhunderte lang unbegriffen, dennoch allmächtig waltet. Völker entſtehen und vergehen, es ſind die zeitlichen Blüten am Baume der Menſchheit; aber jeder Keim des Rechten, des Wahren, des Heiligen wird, wenn auch die Blüte eines Volkes verwelkt iſt, als Segensfrucht zurückbleiben. Ja es bezeuget dein Daſein, dein Geſetz, o heiliger Gottesgeiſt, die Weltgeſchichte! — Ueber die eingeſunkenen Rieſengräber von Völkern und Reichen hinwegſchreitend, verkündigt ſie: Zu unendlichem Fortſchritt

iſt die Menſchheit gerüſtet und berufen; nicht darf ſie begnüglich ſtille ſtehen je auf einer errungenen Bildungsſtufe: hinan zu einer höheren ruft die Enkel das Geſetz der Weltordnung. Mag die Selbſtſucht, die Lüge auch über den Leichen der Märtyrer triumphiren, — ihr Triumph dauert nicht! Aus der Aſche der Märtyrer wachſen die Keime neuen edleren Lebens, und durch ſich ſelbſt wird die Lüge gerichtet, durch ſich ſelbſt muß das Böſe über kurz oder lang — zu Grunde gehn! So predigt die Weltgeſchichte, die gewaltige Todtenrichterin, das Zeugniß vom lebendigen, heiligen, ſittlichen Geiſte der Welt.

Ja, wir glauben an dich; alle deine Offenbarungen, in der Natur, in der Vernunft, im Gewiſſen, in der Weltgeſchichte, alle bezeugen: du biſt, biſt heilig, und dein Weſen iſt die Wahrheit und dein Geſetz iſt das Sittengeſetz. Natur und Vernunft aber, und Gewiſſen und Weltgeſchichte — ſtimmen ein in das Bekenntniß, worin Jeſus die Kunde deines Daſeins, deines Weſens und deines Geſetzes zuſammenfaßte, ſtimmen ein in das hohe Lied, in die ſüße Harmonie aller Erſchaffenen, die da lautet: Ewiger Geiſt, den wir Gott nennen, heiliger Geiſt, der die Natur und die Menſchheit beſeelt, — du biſt die Liebe! Das Wahrſte, Größte, was je geſprochen worden, die Fülle aller Geheimniſſe des Weltzuſammenhangs, der feſte Grund alles ächten Lebens — das ſind die Worte Jeſu: „Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm!“ Ja heiliger Geiſt der Wahrheit — du biſt der heilige Geiſt der Liebe!

Wir glauben an dich aus dem innerſten Grund der Seele; all unſer Denken und Fühlen, all unſer Leben und Streben wurzelt in dieſem Glauben; all unſer Hoffen inmitten Leid und Noth, all unſere Zuverſicht im Kampf und Tod wächst aus dem Grunde dieſes Glaubens.

Und dennoch tönt ſie fort und fort, bald leiſe, bald laut, jene Stimme der Verdächtigung wider uns, jener Weheruf über uns, jene Warnung vor uns! „Seht ſie, die Abgefallenen“, ſo ruft man uns nach; „meidet ſie, die Ungläubigen; hütet euch“, ſo ſpricht man zu unſeren Brüdern, „auf daß ſie euch nicht vergiften mit der Peſt ihres Unglaubens, ihrer Unſittlichkeit!“ — Weßhalb denn dieſe ſtete Anklage, weßhalb denn dieſer unverſöhnliche Groll?

Deßhalb, weil wir unſeren Glauben an den heiligen Geiſt der Wahrheit und der Gerechtigkeit und der Liebe nicht bloß mit flüchtigem Wort und Lippengebet bekennen, ſondern weil wir ihn ausbreiten und verwirklichen, weil wir auch darnach ſtreben und ringen, daß die

in Geistesknechtung und Glaubenshaß schmachtende Menschheit endlich immer mehr und mehr durch diesen Glauben erlöst werde zur geistig-sittlichen Selbstständigkeit und zur Würde, daß Alle, die da noch uraltüberkommenen Vorurtheilen und unseligem Aberglauben fröhnen, Alle, die da noch entheiligt werden durch den Fanatismus, daß sie Alle durch den Geist der Wahrheit und der Bruderliebe gesühnt und geheiligt werden, — deßhalb weil wir in unserem felsenfesten Glauben an den Geist die Sünde wider den Geist ihres gleißenden Scheines entkleiden, und sie, als die Grundursache alles namenlosen Elends der Menschenentwürdigung und der Entsittlichung, in ihrer wahren Gestalt vor die Welt hinstellen; — deßhalb verfolgt uns ein unversöhnlicher Haß! — Aber wir zittern nicht, wir wanken nicht, wir werden nicht irre in unserm Glauben an den heiligen Geist; wir fühlen seine Siegeskraft und fahren fort, sein Reich auszubreiten.

Was ist aber Sünde gegen den heiligen Geist, jene Sünde, von welcher Christus zu den Pharisäern sprach, „sie werde nicht vergeben"? Sie ist die Lästerung wider den Geist in allen seinen Offenbarungen, die Verläugnung seines Wesens und seines Gesetzes. Lasset uns sie näher in's Auge fassen!

Die Vernunft ist es, wodurch sich der heilige Geist der Wahrheit im Menschen offenbaret; die Vernunft ist es, wodurch der Mensch sich in der Stufenreihe der Schöpfung über das vollkommenste Thier erhebt; die Vernunft ist der göttliche Theil in des Menschen Doppelnatur, das unzerstörbare Band, welches ihn mit dem ewigen Geiste verbindet. Nun wohlan, wenn wir fest und innig glauben an das Walten des heiligen Geistes im Weltall, so glauben wir auch an das Recht der Vernunft, so halten wir es für die erste Pflicht des vernunftbegabten, gottentstammten Menschen, seine Gottentstammtheit zu bekunden durch die Herrschaft der Vernunft. Geist aus Geist, Licht vom Lichte! Was gibt es Höheres als den Geist, was schaffet Leben als das Licht! O, ströme, du Segen des Geistes, o walle, du lebenschaffendes Licht weit über die Erde, als Gemeingut Aller, die da Menschen heißen!

Der Einzelne, welcher vor Tausenden von Jahren den künftigen Geschlechtern mit hellerer Erkenntniß vorangeeilt, der Einzelne, welcher Tausenden seiner Zeitgenossen mit größerer Klarheit vorauleuchtet, — er gehört nicht sich allein, er gehört Allen an. Nicht das Sondereigenthum des Bevorrechteten bist du, o, heiliger Geist; und das Sondereigenthum nur weniger Begünstigter sollte die Vernunft

sein? Tausende Andere sollten dazu verurtheilt sein, die Vernunft für etwas Ungöttliches halten, ihrem Gebrauch entsagen, auf das Recht des Selbstdenkens verzichten zu müssen? Auf allen Gebieten des Lebens ist der Mensch durch die Nothwendigkeit darauf angewiesen, der Vernunft zu folgen, — und nur im Gebiete der Religion allein sollte der Gebrauch der Vernunft, sollte das Selbstdenken, das Selbstprüfen, sollte die eigene freigewonnene Ueberzeugung eine Sünde sein? Nimmermehr! Nein, Sünde dünkt es uns vielmehr, Sünde wider den heiligen Geist, es dünkt uns Verläugnung des heiligen Geistes, wenn der Mensch das Höchste, was er von demselben, aus ewigem Urborn empfangen, aufgibt und wegwirft, wenn er auf den Thron des lebendigen Geistes den todten Buchstaben erhebt. Lästerung des heiligen Geistes dünkt es uns, die Vernunft gefangen zu nehmen unter Machtsprüche der Willkür, sie in Schranken zu bannen und ihr zu gebieten: „Bis hieher darfst du denken und nicht weiter!“ Ihr habt ihn empfunden, Völker des Mittelalters, den Unsegen, ihr habt es durchlitten, das Elend, die aus dieser Sünde entsprangen; aber er wird enden, jener Unsegen, mit all dem Elend im Gefolge, — denn du bist mächtiger, o ewiger Geist der Wahrheit, als aller Machtspruch, und deine Offenbarung, die Vernunft, sie überwindet jene Sünde; anbetend rufen Millionen: „Zu uns, zu Allen endlich komme dein Reich!

Das Gewissen ist es ferner, wodurch sich der Geist der Wahrheit als der sittliche Geist offenbaret, wodurch er schon dem Kinde die Gesetze der sittlichen Weltordnung verkündigt. In der Stimme des Gewissens mahnt er es, nur die Wahrheit zu sprechen, und die Lüge zu verabscheuen, nur das Rechte und Gute zu thun, und das Böse zu lassen, nur auf dem geraden Wege der Natur zu wandeln, und die Schlangenpfade der Unnatur zu meiden. Und der Erwachsene, der mündige Mensch sollte irre werden dürfen an dem sittlichen Geiste? Er sollte in den Wahn versinken, daß das göttliche Sittengesetz nicht Eins und dasselbe bleibt für Alle, die das edle Gottestheil des Gewissens als die Urkunde ihrer Menschenwürde empfingen? O ein Verkennen des Sittengesetzes ist es, zu wähnen, es könne für den Einen das Pflicht sein, was für den Andern Unrecht und Sünde wäre, es könne der Eine die Pflicht haben, die Wahrheit zu sprechen, und der Andere, sie zu verläugnen; zu wähnen: es dürfe der Eine dem Wege der Natur folgen, und der Andere müsse ihn meiden.

Wie die Vernunft und das Selbſtdenken nicht Vorrecht einzelner Weniger ſein darf, ſo kann es auch keine beſondere Sittlichkeit einzelner Stände, einzelner Religionen, einzelner Kirchen geben, ſondern nur eine allgemein gültige menſchliche Sittlichkeit, keine beſondere Kirchengebote, welche mit dem allgemeinen Geſetz der Natur und des Menſchendaſeins nicht übereinſtimmen.

Iſt die Wahrheit heilig, wie der heilige Geiſt der Geiſt der Wahrheit iſt, — dann ſagt uns ſeine Stimme, die des Gewiſſens: jede Verläugnung der Wahrheit iſt Sünde wider den heiligen Geiſt. Ja, einer Sünde wider den heiligen Geiſt macht ſich ſchuldig, wer ſich von der Wahrheit überzeugt hat, und ſie und ſeine beſſere Ueberzeugung ſeiner Selbſtſucht, ſeiner Herrſchluſt oder ſeinem Hochmuth, ſeinem Vortheil oder ſonſt gemeinen Rückſichten, der Macht der Gewohnheit oder der Menſchenfurcht zum Opfer bringt. — Einer Sünde gegen den heiligen Geiſt macht ſich der ſchuldig, der ſeinen Menſchenbrüdern, die er zur beſſeren Erkenntniß der Wahrheit treu und liebevoll hinleiten könnte und ſollte, die Erkenntniß der Wahrheit mit Abſicht vorenthält, der ſie verhindert, die Wahrheit zu erkennen, ihr zuzuſtreben, ſie ſich zu eigen zu machen, — geſchweige denn der, welcher ihnen die Wahrheit als Lüge darſtellt und ſie den Wahn als Wahrheit hinnehmen lehrt, der welcher ihre Leidenſchaften aufſtachelt zur Verachtung, zur Verfolgung, ja zur Vernichtung Aller, welche die Wahrheit bekennen und ausbreiten. Der Sünde wider den heiligen Geiſt macht ſich ſchuldig, wer ſeinen Menſchenbrüdern, ſtatt die Kraft des edlen Willen in ihnen zur freien bewußten Sittlichkeit zu pflegen, die Ertödtung des Willens vorſchreibt und ſchon durch die Erziehung dahin wirkt, daß ſein Keim im heranwachſenden Geſchlecht erſtickt wird, — wer das Gute nur deßhalb thut, weil er davon Belohnung hier oder dort hofft, — wen nur die Furcht vor einer ewigen Verdammniß und nicht die Furcht, das Sittengeſetz zu verletzen, vom Böſen abhält, — wer nicht durch Sinnesänderung und Beſſerwerden den verlorenen Frieden Gottes wieder gewinnen will, ſondern Entſündigung hofft durch Beobachtung äußerer Bräuche, durch todte Werkheiligkeit, wer da gedankenlos Lippengebete verrichtet und pilgert und faſtet und Gaben opfert, während ſein Herz das alte geblieben iſt, äußerlich gereinigt, äußerlich fromm, innerlich aber voll der alten böſen Gelüſte, immer den Namen Gottes auf den Lippen, und die Bosheit, die Rachluſt und die Gemeinheit in der Bruſt. Das ſind die Sünden wider den heiligen Geiſt, wodurch das ſittliche

Leben von Geſchlecht zu Geſchlecht immer mehr ertödtet wird. Aber wir glauben an dich, heiliger Geiſt der Sittlichkeit; — deine ewige Kraft wird dieſe Sünden mehr und mehr vertilgen, je mehr die Erkenntniß ſich Bahn bricht; die Wahrheit wird die Menſchen auch von dieſen Sünden befreien!

Der heilige Geiſt offenbaret ſich aber auch in der Weltgeſchichte, und in ihr — als ewige Gerechtigkeit! Entwickelung, Streben nach der Reife der Vollendung, dies Geſetz des Geiſtes in der Natur, es iſt auch ſein Geſetz für die ſittliche Weltordnung in der Menſchheit; hier heißt es Fortſchritt des Menſchengeiſtes zu immer höherer Erkenntniß des Weſens, des Berufs der Menſchheit, zur immer vollkommneren Reife ihres Zweckes. „Du biſt nicht der Gott der Todten, ſondern der Lebendigen", ſo leſen wir in der Schrift! Lebendiger Gott, der du in der Menſchheit walteſt, an dich allein glauben wir und an keinen todten Götzen neben dir; lebendiger Gott, von dem kein Sterblicher ſich vermeſſen darf, anderen Sterblichen zu ſagen, du ſeieſt bereits vollſtändig begriffen und erſchöpft in den Lehren der Weisheit und in den Vorſtellungen der Kirchen, — dich allein, lebendiger Gott, beten wir an, dich nur und nicht das ſinnliche Bild, in welchem die kindliche Ahnung der Vergangenheit dein Weſen ſich zu vergegenwärtigen ſuchte. Wie weit wir in der Geſchichte der Menſchheit, auf allen Gebieten des Denkens zurückblicken, ſehen wir in den großartigen Bahnen des Fortſchrittes, auf welchen der Menſchengeiſt gewandelt, deines Waltens untrügliche Spuren, lebendiger Gott! Dein Weſen, dein Wollen iſt's, wodurch die Völker aus dem Morgentraume der Kindheit erwachen, in Jugendkraft voll kühnen Strebens heranwachſen, und endlich in Mannesfülle gereift den engen Kreis kindlicher Anſchauungen durchbrechen, die Natur in ihren geheimſten Tiefen ergründen, die Elemente bewältigen und die ganze Erde als ihr gemeinſames großes Vaterhaus erkennen, in welchem ſie nicht als Feinde, ſondern als Brüder wohnen und jede Errungenſchaft des Geiſtes, die dem Einen geworden, als Geſammtgut genießen ſollen.

Was vor Jahrhunderten der einſame Denker in ſtiller Kammer fand, die Lehre von der Geſtalt der Erde, von den Geſetzen, nach welchen ſich die Weltkörper bewegen, es ward von der im Dunkel der Geiſtesunmündigkeit befangenen Menge ſeiner Zeitgenoſſen als Thorheit verlacht, es ward als frevleriſche Ketzerei verdammt; — was ein anderer Denker erſann, um die Kräfte der Natur im Dienſte

des Menſchen zu verwenden, — es ward als Wunder beſtaunt oder als Zauberwerk gerichtet. Erſt die Nachwelt erkannte darin deine ewigen Wunder, o heiliger Geiſt!

Dein Walten und Wollen, du lebendiger Gott, — bezeugt es nicht der tauſendfältige Fortſchritt der Wiſſenſchaften, der Entdeckungen, des Völkerverkehrs in der Gegenwart rings um uns her?

O, wahrlich: der läugnet dich, o ewiger Gott, der deinem Geſetze, dem Fortſchritt des Menſchengeiſtes widerſtrebt, der ihn aufhalten, der die aus Staub geſchaffene Hand frevelnd legen will an die ſichtbare Offenbarung des Geiſtes, um ſie zu vernichten!

Und wie, wenn er den Fortſchritt als nothwendige Ordnung des ſchaffenden Gottesgeiſtes zugibt auf allen Gebieten menſchlicher Thätigkeit, und eine Ausnahme macht für ein einziges, für das religiöſe Gebiet? Nur auf dieſem allein ſollte kein Fortſchritt gedacht werden können, der nicht ein Frevel wäre? Es ſollte Gotteswille ſein, Völker und einzelne Menſchen, welche mündig geworden und zur höheren Auffaſſung Gottes gedrungen ſind, zurückzuführen in die alte Unmündigkeit? Gott könnte wollen, daß Jahrhunderte der ſtufenweiſe vorangeſchrittenen Bildung nur für die Religion nicht vorhanden ſein ſollten?

Was ſeit Jahrhunderten die Wiſſenſchaft an religiöſer Aufklärung errungen, was der gelehrte Forſcher heute auf dem Lehrſtuhl der Hochſchule frei und offen ſeinen Hörern verkündigt, das ſollte dem Volk im Großen verſchloſſen bleiben müſſen? Das ſollteſt du wollen, gerechter Gott? — Nein, der religiöſe Fortſchritt iſt nicht Gottesläugnung ſondern eben die innigſte Sehnſucht des Menſchen nach Vereinigung mit dem Gottesgeiſt, welche ihn in den religiöſen Vorſtellungen vergangener Jahrhunderte kein Genüge mehr finden läßt; es iſt das lauterſte Gottbedürfniß, welches ihn hinausdrängt, daß er den Lebendigen fortan nicht bei den Todten mehr ſuche. — Der größte aller Fortſchritte, welchen der vom Gottesgeiſte bewegte Menſchengeiſt gemacht hat, iſt der, daß er endlich erkannte: die Religion ſteht nicht neben dem forſchenden Geiſte, ſie ſteht ihm und der Wiſſenſchaft und dem Leben nicht feindſelig gegenüber, ſondern das ganze Leben im vollendeten Einklang des Selbſtdenkens und des freien Wollens, des Erkennens und des Vollbringens, gottgeweiht und ge-

heiligt, das iſt — Religion. Dieſe Religion, dieſe wahrhafte Anbetung Gottes im Geiſte und in der Wahrheit und im ſittlichen Leben, hat Chriſtus verkündigt; dieſe bekennen auch wir; dieſe wollen wir immer mehr zum Bewußtſein Aller bringen und zu Aller Gemeingut machen; es iſt die ewige Religion der Menſchheit. Wir glauben an ihren Sieg; denn wir glauben an dich, heiliger Geiſt!

Geiſt der Wahrheit — du biſt die Liebe! Die Liebe iſt dein Weſen, dein Wille; in der Allmacht der Liebe offenbarſt du dich durch alle Welt! Dir ſtreben wir Menſchen zu, wenn wir dein Weſen bekunden Einer am Andern durch Menſchenliebe. Dich beten wir wahrhaft an, wenn wir in freier Hingebung des göttlichen Liebesdranges unſer Leben der Aufklärung und Bildung, der ſittlichen Veredlung und der religiöſen Verſöhnung, der vollſtändigen Beglükkung unſerer Brüder weihen — ja, dieſer ſelige Dienſt der Liebe iſt der ächteſte Gottesdienſt.

Das aber iſt der Abfall von Gott, das iſt die furchtbarſte Verkennung ſeines Weſens, der ewigen Liebe, wenn Jemand Gott zu dienen, Gott wohlgefällig zu werden hofft, dadurch, daß er ſeine Brüder, die in anderer Weiſe zu Gott beten, haßt, verachtet, verfolgt, ja vielleicht ſie ſolchem Wahne opfert! O das iſt die größte Sünde wider den heiligen Geiſt, ſo Jemand ſagt: „er liebe Gott und haſſet ſeine Brüder", „der iſt", wie Chriſtus ſpricht, „ein Lügner."

Ja, eine Verläugnung des heiligen Geiſtes iſt der Glaubenshaß. Unſeliger Feind des Menſchengeſchlechts, der du den Namen Deſſen entweihſt, welcher am Kreuze für ſeine Mörder betete, der du mit dem Mordſchwert und der Brandfakel in den Händen einſt die Länder der Chriſtenheit verheerend durchzogeſt, der du jene reichgeſegneten Gärten im Süden, Spanien und Italien, in Wüſten verwandelteſt, ach, dies unſer deutſches Vaterland haſt du dreißig Jahre lang mit dem Blut ſeiner Söhne getränkt, damit jener ſtolze Orden, der kein Vaterland kennt, auf den Aſchenhaufen der Städte und Dörfer ſeine Triumphe feiern konnte! Biſt du noch nicht geſättigt genug vom Elend unſeres Vaterlandes, furchtbarer Glaubenshaß, — haſt du ſeit Jahrhunderten noch nicht genug edle Herzen gebrochen? Erſcheinſt du neuerdings wieder, unſeliger Glaubenshaß, um zur Vernichtung aller derer aufzurufen, die dem heiligen Geiſte der Wahrheit dienen, um das Glück der Ehe, der Familie, um das Herz des Kin-

des ſchon zu vergiften, um die Söhne Eines Vaters in Feinde, in Mörder zu verwandeln, um die Brandfackel in die aufgehäuften Schätze der Wiſſenſchaft zu ſchleudern und auf den Trümmern der Bildung und Geſittung den eiſernen Herrſcherſtuhl mittelalterlicher Barbarei aufzuſchlagen? Wird es dir gelingen?

Nein! Nimmermehr! So rufen wir ſiegesgewiß, gedenkend jener Verheißung Chriſti: „Die Wahrheit wird euch frei machen.“ Nur Menſchen, welche von Wahn, von Aberglauben, von Vorurtheil verblendet ſind, vermögen in ihrem Nächſten, ihrem Bruder — um des Glaubens, um Gottes willen — einen Feind zu haſſen! O löſe ihnen die Binde vom Auge, himmliſche Wahrheit, und ſie werden klar erkennen, daß nicht ihr Bruder, den man ſie haſſen gelehrt, um Gott wohlzugefallen, ſondern daß der, welcher ſie den Bruder um des Glaubens willen haſſen lehrte, ihr Feind iſt; und erkennen ſie Das, ſo werden ſie Jenem an's Herz ſinken, den ſie früher von ſich geſtoßen! Ja, die Wahrheit macht frei von allem Glaubenshaß; „des Geiſtes Frucht iſt“ (wie der Apoſtel ſagt) „die Liebe.“ Aus dem Verſtändniß der Menſchen unter einander erwächst die Lilie der Verſöhnung. Die Wahrheit aber, welche dies Weltverſtändniß ſchafft, die könnet ihr nicht mehr aufhalten in ihrer Ausbreitung, ihr, die ihr vor der Macht der Wahrheit zittert; ihr drängt ihn nicht zurück mit aller Gewalt, ihren heiligen Licht- und Lebensſtrom, der ſich durch die Geiſter, die Herzen ergoſſen hat.

Der Tag der Pfingſten — iſt erfüllet; das Feſt der Reife feiert der Menſchengeiſt. Die flammenden Zungen tragen, unerreichbar den feindſeligen Mächten, das Licht von Tauſenden zu Tauſenden, und vor dieſem Licht wird die Brandfackel des Glaubenshaſſes verbleichen, und an dieſem Licht wird ſich die Liebe wieder entzünden. Sie werden ſich, frei gemacht durch die Wahrheit, wieder an die Herzen ſinken, der Mann und das Weib, der Bruder und die Schweſter, die Mutter und das Kind, die der Glaubenshaß auseinander geriſſen! Sie wird nicht mehr jammern, die Wittwe, in Verzweiflung, daß der, den ſie auf Erden ſo heiß geliebt, um des verſchiedenen Glaubens willen ihr auf ewig verloren, auf ewig verdammt ſei. Sie wird ſich nicht mehr die Unglückſeligſte aller Mütter nennen, die Mutter, deren Kind einem Dritten, einem Fremden mehr vertrauen ſollte, als dem Herzen, unter dem es gelegen. Es wird der Engel des Gottesfriedens ſeine Fittige ausbreiten über glücklicheren Geſchlechtern der

Zukunft, und wenn unſere Enkel auf den eingeſunkenen Gräbern wandeln, in welchen wir ſchluminern, dann werden ſie von den Segensbäumen, die aus unſerm Staube erwachſen, die Frucht der Menſchlichkeit ernten. Dafür leben, dafür wirken, dafür dulden wir; das hoffen wir in Siegesgewißheit; denn — wir glauben an dich, heiliger Geiſt! — Amen!

45.

Die

Predigt des Winters.

Eine Rede,

gehalten

im Kreiſe chriſtlicher Brüder

von

Eduard Duller.

S | 336

Wiesbaden.
Verlag der H. W. Ritter'ſchen Buchhandlung.

1852.

Druck der C. Ritter'schen Buchdruckerei in Wiesbaden.

STADTBIBLIOTHEK MAINZ

Brüder und Schwestern!

Das Buch der ewigen Gottesoffenbarung sah einst der begeisterte Sänger des alten Bundes aufgeschlagen, und was er darin gelesen, das hat er voll heiligen Entzückens seinem Volke gedeutet. Es ist das Buch der Natur, dies erste Gebetbuch aller Völker. Auch für uns öffnet es sich; auch wir lesen in dieser heiligen Schrift, und aus allen lebendigen Worten, die in ihr verzeichnet sind, quillt und leuchtet uns das Leben und die Liebe dessen, der sie geschrieben, in unermeßlicher Fülle des Segens und Trostes entgegen. Wenn dieses Buches Blätter rauschend sich bewegen, — sein Schöpfer-Odem ist's, vor dem sie sich umwenden; dies Umschlagen der Blätter in der heiligen Schrift der Natur, wir nennen's den Wechsel der Jahreszeiten.

Ein solches Rauschen läßt sich eben jetzt wieder um uns her vernehmen. Der Nordsturm, der des Waldes Wipfel ihres letzten Schmuckes entkleidet, der dem Wanderer die Schneeflocken entgegen weht, er verkündet ihm: „Wieder hat sich ein Blatt gewendet im Buche der Natur; halte ein den eiligen Schritt und blicke auf das neue, welches vor dir aufgethan wird!" Und solch ein Wanderer ist jeder von uns; die große Heerstraße, auf welcher wir, bekränzt mit Hoffnungen oder beladen mit Sorgen, rastlos dahin ziehen, — sie heißt das Erdenleben. O lasset uns denn einhalten den eiligen Schritt, laßt uns sinnend auf das gewendete Blatt blicken, laßt uns die Gottesschrift darauf erkennen! Ein ernster Prediger steht vor uns und spricht zu uns: „Mit diesem Blatte im Buch der Natur hat sich auch ein Blatt im Buch eures Lebens gewendet." Dieser ernste Prediger ist der Winter. Finster ist sein Antlitz, rauh seine Stimme. Wie ein Zwillingsbruder des Todes tritt er uns an. Doch beben wir von ihm nicht zurück; nein, blicken wir ihm sinnend in's dunkle Auge, horchen wir aufmerksam auf seine Stimme, ahnend, daß es die Botschaft eines Höheren ist, die er uns verkünden will! Die heutige Feierstunde widmen wir ihrem Anhören, und mir sei es vergönnt, des Winters Ansprache an das Menschenherz zu deuten, wie ich sie erfaßte und verstand.

Seine Kanzel hat der ernste Prediger, der Winter, aufgeschlagen auf dem Felde, wo wir die goldenen Aehren ihre inhaltsvollen Häupter neigen sahn, als beteten sie dankend, daß Gott sie aus zarten Keimen erwachsen ließ, bis ihres kurzen Daseins Zweck erfüllet war in dem Segen, der in ihnen gereift. Wie schwoll, wenn wir sie anblickten, das Herz uns so freudig in der heitern goldenen Sommerzeit, als wären wir selbst reifende Aehren; Licht, Wärme, Leben wogt' allüberall in reichet Fülle um uns. War es uns nicht, als könne die freudenreiche Zeit mit den tausendfältigen Wonneliedern, welche in den Lüften klangen, nimmer enden? — Jene Aehren, wo sind sie nun? Jene Sänger in Lüften, die am Mittag des Jahreslebens die reiche Segenstafel umjauchzten, wohin entschwanden sie? Ein weißes Bahrtuch liegt jetzt unabsehbar hingebreitet über dem kahlen Fruchtfeld. Von dieser Kanzel predigt uns der Winter also: „Wie der Lenz, wie der Sommer, so entschwindet rasch des Menschen ahnungsvolle Jugend und strebungsreiche, thätige Manneszeit. Dort am dürren Strauch schimmerten einst rothe Rosen auf saftig grünem Gezweig. Sie sind verwelkt. So welkt die Rose der Jugend und Schönheit auch dem Menschen. Dort, wo der Hollunderbusch seinen dürftigen Ast, wie eine weiße Todtenhand, emporhebt, dort saß einst die Nachtigall und sang süße herzgewinnende Lieder; nun vernehmt ihr nichts als den schrillenden Laut, wenn meine Hand den dürren Ast knickt; — so verstummt das hohe Lied des Lebens auch für euch, und es folgt ihm nur der schrille Klang des Spatens, der sich am Steine stößt, wenn er das Grab ausschaufelt, und der dumpfe Hall der Scholle, die auf den Sarg hinabrollt. Sterbliche, die ihr das Leben in vollen Zügen genossen, den Duft der Rebe und der Rosen, der Lerche und der Nachtigall süße Lieder, — Sterbliche, das Blatt hat sich gewendet. Schaut den Bach, wie er so freudiglich dahinfloß, schauet den Strom, der im wilden Lebensdrang seine Ufer überschwellte, — wie liegen sie jetzt so bleich und todt vor euch da! Ich habe ihre Kraft gebrochen, ich habe sie in Fesseln geschlagen. So vereist das Blut in euren Wangen, in euren Herzen. Das Blatt hat sich gewendet im Buche der Natur, und auf dem neuen, das ich aufgeschlagen, steht das Wort Vergänglichkeit. Ihr, die ihr im Frühling der Gesundheit schwelget, ihr, die ihr den Hochsommer des Glückes genießet, ihr, die ihr die lieblichen Angesichter der Gatten und Kinder, der Geschwister, der Aeltern, der Freunde, wie so viele Blüten, zum reichen Kranz geordnet schaut,

der euer Dasein freundlich umflicht, ihr, die ihr eures emsigen Schaffens Errungenschaften zu goldenen Aehren reifen sehet als Vermögen, Achtung und Ansehen, als Einfluß, Macht und Würde, — ein Obdach nur, und das Blatt wendet sich; die Gesundheit welkt, der reiche Kranz zerstäubt, die Aehren werden gemäht und Anderen fallen sie zu; die Früchte vermodern, ungenossen von euch. O, bedenket in der Freude Lenzgenuß, in des Menschenlebens sommerlicher Wonne, daß das Blatt sich wendet, und daß auf dem nächsten „Vergänglichkeit" steht."

So spricht der ernste Prediger, der Winter, zum Menschenherzen, und das Menschenherz, zusammenschauernd vor seinem Eishauch, ist es möchte all' das Schöne, all' das Reiche, Große und Herrliche, das nun der Tod verschlungen, das ihm der Wechsel genommen, lieber nie geschaut und genossen haben, als das Gefühl in sich tragen, daß es nur wie ein flüchtiger Traum da gewesen; — dies arme Menschenherz, es wähnt: weniger arm wäre es, hätte es den süßen kurzen Traum des Besitzes nie geträumt. So glaubst du wohl, der du dein Kind in der Blüte der Hoffnungen, der du den geliebten Gatten in der Fülle des Segens verlorst, du wärst weniger arm, hättest du das Kind oder den Gatten nie besessen; du sprichst wohl gar: „Warum, o Gott, mußtest du mir all' die Seligkeit, die ich nie geahnt hätte, zeigen, wenn du sie mir entreißen wolltest, bevor ich sie ausgekostet?" Und du, o Menschenherz, das du Vermögen, Ansehen, Würden gewannst, und sie plötzlich verwelken siehst, wie das Blatt sich gewendet, du preisest wohl gar die Zeit glücklich, als du jene Glücksgüter noch nicht gekannt, noch nicht dein genannt! Kann der plötzliche Wechsel dich so kurzsichtig, so ungerecht machen? Willst du der Vergänglichkeit grollen? Dann grollst du deiner Bestimmung, dann grollst du dem, der dich geschaffen hat, der dich gerüstet zum Siegesstreit gegen das Vergängliche! Dies allein ist bleibend dein: die Kraft, die Vergänglichkeit zu überwinden, und an diese Kraft, die du im sommerlichen Freudentaumel vielleicht vergessen hast, will dich der ernste Prediger der Vergänglichkeit, will dich des Todes Zwillingsbruder, der Winter treulich mahnen. — Horche weiter auf ihn!

„Wohl gleiche ich", so spricht er, „dem Tode, der des Menschendaseins schönste Blüten und Früchte pflückt! Aber lerne mich besser kennen, liebes Menschenherz, und du wirst dich mit mir befreunden.

Wohl verkündige ich die Vergänglichkeit; aber dieses Wortes Sinn ist nicht Aufhören des Lebens, sondern bloß Verwandlung seiner Form, auf daß eben die Unvergänglichkeit des Lebens sich in neuen Gebilden und Gestalten, die seiner ewigen Werdekraft entkeimen, herrlich offenbare. — Mitten im Sommer drange des Schaffens sehnst du dich so oft nach Ruhe, liebes Menschenherz, nach der milden heiligen Nacht, die dich wie eine Mutter in die Arme nehme und mit ihrem dunkeln Mantel dich bedecke und dir die Sorgen von der heißen Stirne wegküsse. Solch eine Nacht der Sabbathruhe biete ich der müder Natur. Was dir wie ein Leichentuch erscheint, es ist bloß der schützende Vorhang, den ich über dem Lager der Schlummernden zuziehe. Unter ihm liegt sie in stiller Sabbathruhe und träumt von dem neuen Frühling, der, strahlend in Schönheit, ein junger Held, gerüstet in Licht, heranschreitet und seine schlummernde Braut weckt; sie träumt, wie er die weiße Decke ihres Lagers zurückschlägt und sie mit dem grünen Festgewande schmückt, wie er ihr die Eisesspangen löst und den Brautkranz ihr aufsetzt und die schimmernden Thauperlen hineinflicht. Aber sie träumt nicht bloß vom Auferstehungsmorgen; nein, unseren Menschenblicken verborgen, schafft sie auch bereits im Stillen, webt sie selbst ihr Brautkleid. O Menschenherz, wenn ich dich an's Vergängliche mahne, so verkündige ich dir zugleich des Lebens Unvergänglichkeit; so ruf' ich dir zu: horche auf, tief unter der Eisesbrücke rauschen die Wasser fort; unter dem Bahrtuch entfalten sich die Keime. Menschenherz, verzage nicht, wenn du auch dem, der mir wie ein Zwillingsbruder gleicht, dem Tode ins dunkle Auge schaust; auch das Grab ist des Lebens Schooß, auch über'm Grabe wehet der Frühlingshauch der göttlichen Liebe."

Das ist des Winters Ansprache an uns Menschen, wie ich sie verstanden habe; das ist der milde, reiche Hoffnungstrost in seinem tiefen Ernst. Den Ernst des Lebens aber müssen wir unerschrocken völlig in uns aufnehmen, daß er uns ganz durchdringe, dann haben wir auch den sichersten Trost in uns selbst gewonnen. — Doch horchet nun auch weiter auf des Winters Predigt und laßt mich sie euch deuten.

„Ein treuer Mahner", so spricht der Winter, „bin ich zu euch gesandt. Nicht bloß die Schneeflocken treib' ich an eure Fenster, sondern auch die Vöglein des Waldes und Feldes, die draußen kein Körnlein mehr zur Nahrung finden. Wenn die lauen Lüfte

wehen, wenn die bunten Blüten duften, wenn die muntern Quellen durch's Wiesengrün rieseln, wenn die goldenen Aehren reifen und die schwellenden Trauben sich röthen, — da meiden sie eure Nähe, o Menschen, besorgt, daß ihr ihnen die Freiheit, die ihr köstliches Gut ist, rauben und sie in den engen Kerker verschließen möchtet, um euch selbstsüchtig an ihrem Gesang zu erfreuen, den sie euch ja ungebeten in ihrer Wonne auf allen Wegen und Stegen zujauchzen. Jetzt, da ich euch zum flüchtigen Ersatz für die Blüten des Frühlings die Eisblumen auf die Scheiben der Fenster gezaubert, jetzt pochen die Vöglein dran mit den Schnäbeln und Flügelein; sie haben euch aufgesucht und sitzen draußen auf dem beschneiten Sims und harren, ob ihr auch, — ungebeten, wie sie, als sie euch mit ihren Liedern in schöneren Tagen erfreuten, — nun in der Noth ihnen gastlich die Kost spenden wollet. Zu euch gekommen sind sie jetzt voll Vertrauen, daß ihr ihre Noth nicht mißbrauchen werdet, um sie ihres liebsten Gutes zu berauben. Gewiß, ihr werdet's nicht! Nein, ihr öffnet das Fenster, ihr theilt dem hülflosen Vöglein, das zu euch geflogen kam, den Brosam von eurem Ueberfluß, gedenkend, wie ihr ja auch zum Vater aller Wesen betet: „Gib uns unser tägliches Brot!" und die Liebesspende wollt ihr euch nicht bezahlt machen durch Mißbrauch des Vertrauens und der Noth. Ja, diese Vöglein, die an eure Fenster pochen, sie wecken des ächten Lebens Keime, des Mitleids heil'gen Trieb, das Bewußtsein der Liebe in euch, der Liebe, welche alle Wesen in der Schöpfung Eines Vaters umfaßt und vor deren himmlischer Macht jede Regung der Selbstsucht schwinden soll. Diese Vöglein, die ihr mild mit dem Brosam speiset, ohne Lohn dafür zu verlangen, — o versteht, was sie euch sagen wollen in ihren leisen Klagetönen. Sie bitten nicht bloß für sich, nein, als Fürbitter kommen sie für jedes Thier, das da auch eine Seele hat, wenn auch eine minder vollkommene als der Mensch, das da auch Schmerzen empfindet, wie der Mensch. Diese Vöglein flehen euch an: „Seid menschlich auch gegen das kleinste lebende Wesen, das im großen Vaterhause das Recht seines Daseins, wie ihr, empfing." Diese Vöglein flehen insbesondere euch Aeltern an: „O lehrt eure Kinder schon frühzeitig, kein Thier zu quälen; o bedenkt: die Rohheit, die sich gegen das hülflose Thier wendet, verhärtet das jugendliche Herz auch gegen die Menschen!"

Diese Vöglein legen aber auch für die Menschen selbst ihre Fürbitte ein. Sie sagen euch: „Wir sind zu euch gekommen und

ſahen den Rauch aufſteigen aus eures Hauſes Schornſteinen, und haben gemeint: die drinnen wohnen, empfinden den Froſt und die Noth nicht; ſie ſind vor Mangel bewahrt und werden wohl auch uns davor bewahren; ſie ſind mit Ueberfluß geſegnet und werden wohl auch uns davon mittheilen. Aber zu manchen andern Häuſern und Hütten ſind wir geflogen; da ſtieg kein Rauch aus dem Schornſtein; da haben wir durch die offene Thür hineingeſehen, wie der Hausvater, auf den Weib und Kind frierend und hungernd lang gewartet, ob er wohl Brot und Holz heimbringe, heimgekommen iſt, aber mit leeren Händen; da ſind Weib und Kind jammernd ihm um den Hals gefallen und er hat ihnen geſagt: „Ich konnt' euch nicht Brot, nicht Holz bringen, denn ich habe keine Arbeit gefunden!“ — O ihr Menſchen, die ihr durch eurer Aeltern und euren eignen edlen Fleiß vor harter Entbehrung geſchützt, die ihr ſo glücklich ſeid, noch arbeiten und euch vor Froſt und Mangel bewahren zu können, — ſo mahnen die Vöglein euch, die ihr am wärmenden Feuer ſitzet und eure Lieben ſpeiſet und auch uns die Bröslein ſpendet; — o nicht bloß unſer gedenkt, — gedenkt auch eurer Menſchenbrüder, die da auch frieren und hungern, wie wir, die aber nicht, wie wir, zu euch kommen, um eure Hülfe zu erflehen! O ſo kommet denn ihr zu ihnen! Sie ſchämen ſich, euch aufzuſuchen, — o ſo ſuchet denn ihr ſie auf! Wir, die ziehenden Vöglein, die ihr gaſtlich geſpeiſt, wir wollen euch den Weg zeigen, wir wollen euch zu den kalten Hütten hinführen, wo eure leidenden Brüder ſich umſchlingen, um ſich zu wärmen! O tretet hinein und erwärmt ſie mit der Liebesflamme, die in euren Herzen lodert, und theilt mit ihnen euer Brot!“

So, meine Freunde, predigt uns der Winter, auch als Gottesbot, das Evangelium Chriſti. O, daß wir es alle, alle aus ſeinem Munde verſtehn! O, daß wir die ganze Weisheit erkennen, die Gott der Natur anvertraut hat, uns Menſchen zu verkündigen! O, daß wir aber ihrer Mahnung auch folgen und, die Worte Chriſti bethätigend, hingehen und das Gut, das Gott uns gegeben hat, zum Liebesmahle rüſten, zu welchem wir nicht diejenigen, die da reich ſind und uns etwa wieder laden, ſondern die Armen laden, die es uns nicht vergelten können, was wir an ihnen thun. Ach, wir wiſſen's noch gar nicht, wie unſäglich viel des Elends auf Erden iſt, wenn wir im Lenz zwiſchen Blumen dahinwandeln und im Sommer zwiſchen den wogenden Aehren und im Herbſt zwiſchen den Traubengehängen; da dünkt es uns, die Blumenfreude und der

Aernte- und Traubensegen wäre so groß, daß jeder sein gutes Theil d'ran haben müßte. Ernster Winter, so mahne denn du jeden, der das noch nicht ahnt, an all' das Leiden, unter dessen Druck ein vergeßnes Menschenherz, das zum Betteln zu stolz ist, brechen kann! Ernster Winter, so mahne denn du jeden, der sich und seine Familie vor Frost schützen kann, durch deine Stürme, wenn sie das wohlgeschützte Haus erschüttern, daß so Viele, die um ihr täglich Brot beten und es durch Arbeit so gern verdienen möchten, weder Arbeit noch Brot finden. Ernster Winter, o mache du jeden Reichen dadurch erst recht reich, daß du ihm die Kunde von Armen bringst, die er von Verzweiflung retten kann.

So weit, meine Freunde, hab' ich euch des Winters Predigt gedeutet, wie ich sie verstanden. Laßt mich sie jetzt auch weiterführen!

O seht: der Winter, vor dessen eisigem Hauche wir zurückbebten, verliert seine Schrecken. Wenn er uns an die Vergänglichkeit und an den Tod mahnt, so überwinden wir die Schauer davor durch die sittliche Kraft, die er dem denkenden Menschen zum Bewußtsein brachte; wir erblicken die Vergänglichkeit und den Tod im Lichte des Unvergänglichen, des Ewigen, des Gott entflossenen und von Gott bewegten Alllebens. Wenn uns der Winter mit seinen eisigen Stürmen erfaßt, so weckt er durch sie nur die heiligen Triebe des Mitleids, die in uns vielleicht eingeschlummert waren, weil wir gar nicht ahnten, wie viele andere — darben und leiden, während wir — glücklich sind, wie viele andere hungern und frieren, während wir im warmen Zimmer uns sättigen.

O, wer den heiligen Namen „Mensch" wahrhaft verdient, der kann nicht glücklich sein, wenn ein anderer, der von Gott das gleiche Anrecht zu einem menschenwürdigen Dasein empfing, unglücklich ist, — unglücklich, gleichviel, ob er ahnt, oder nicht, was er — und ach so oft selbst ohne seine Schuld — entbehren muß. Und solcher Unglücklicher gibt es leider noch so Viele; ach und nicht darin besteht ihr größtes Unglück, daß sie des Brotes, des Feuers für sich entbehren; es gibt der Unglücklichen genug, die sich täglich satt essen und vor dem Erfrieren sich hinreichend schützen können. Nicht der Besitz oder der Mangel von Gut und Geld allein bestimmt das Glück oder Unglück, sondern der Besitz oder Mangel geistiger und sittlicher Bildung noch bei Weitem mehr.

Freunde: der schlimmste Winter ist der, der noch in den Geistern und Gemüthern herrscht, — der mit seinen dichten

Nebeln nicht Feld und Haide, ſondern die Denkkraft umnachtet, er nicht den Quell und die Ströme, ſondern den heiligen Born tief im Menſchengemüthe vereiſet, der das Leichentuch der Rohheit über ganze Familien hinbreitet, ein Leichentuch, das ſo manche Verzweiflung bedeckt.

Fühlt ihr eine warme Frühlingskraft in euch, ihr Lieben, dann bringe ſie aus euch in alle Herzen, welche ſolch ein harter Winter noch gefangen hält! Dann laſſet die Lenzesſonne der Bildung und der Geſittung, der beſſeren Erkenntniß und der höheren Veredlung, welche in euren Gemüthern aufgegangen iſt, auch in jene hinüberleuchten, auf daß ihr milder Strahl die Nebel der Vorurtheile zerſtreue, das Eis der Selbſtſucht, der Rohheit, der erſtarrten und ſeelentödtenden Verwilderung immer mehr und mehr ſchmelze. Das wahre Leben, das ächt menſchliche immer mehr und mehr von den Eisesbanden zu erlöſen, innerhalb deren es ſeiner ſelbſt und ſeines höheren Zweckes und Werthes noch nicht bewußt zu werden vermag, — das iſt unſere heilige Pflicht.

Doch ſprecht: ſind denn wir ſelbſt alle bereits ſo ſicher, daß in der kleinen Welt unſerer eigenen Herzen keine Tiefe mehr iſt, wo die Selbſtſucht noch ihre Eisesrinde um den Lebensquell ſchließt, und keine Höhe unſeres Stolzes, um welche nicht die Winterſtürme der Leidenſchaft brauſen?

O Brüder und Schweſtern, wollen wir den Winter der Selbſtſucht, der Unbildung, der Leidenſchaft, der Rohheit und Verwilderung und all' das Elend, all' die Verzweiflung, die er bringt, aus den Herzen unſerer unglücklichen Brüder verſcheuchen, — dann ſchmelze zuerſt das Eis der Selbſtſucht auch in der letzten, tiefſten Tiefe unſerer eigenen Seele; dann verbanne ein heiliger Wille zuerſt die Winterſtürme der Leidenſchaft aus unſerem eigenen Gemüth und ebne die Eisberge unſerer Selbſtüberhebung. Der Gottesfrühling muß uns ſelbſt zuerſt völlig erfreut haben; nur dann, wenn ſein Odem unſer Odem, wenn ſein Licht unſer Licht und ſeine Wärme unſere Wärme iſt, nur dann wird es uns gelingen, jene heilige Pflicht vollkommen zu erfüllen, und nur dann wird jener harte, furchtbare Winter der Selbſtſucht, des Geiſtesſchlummers und des ſittlichen Scheintodes durch uns immer mehr dem Gottesfrühling geiſtiger und ſittlicher Menſchenbildung weichen, deſſen milde Sonne zuerſt in Chriſti Herzen der Menſchheit aufgegangen iſt. Amen!

Feierſtunden

für

Freunde des religiöſen Fortſchritts.

Vorträge

von

Eduard Duller.

5/940

Wiesbaden.
Verlag von Heinrich Ritter.
1853.

Kat

Wiesbaden.
Druck der C. Ritter'schen Buchdruckerei.

1899.149.

Vorwort.

Schon vor längerer Zeit von vielen Seiten her aufgefordert, meine in verſchiedenen deutſchkatholiſchen Gemeinden gehaltenen Vorträge durch den Druck zu veröffentlichen, konnte ich mich erſt dann entſchließen, dieſem Wunſche zu entſprechen, als ich die Ueberzeugung gewann, daß die *Veröffentlichung einiger* nicht ohne Nutzen für die Sache des religiöſen Fortſchritts ſein würde. Bei den gegenwärtigen Zeitverhältniſſen, unter deren Einfluß ſo manche deutſchkatholiſche und freie chriſtliche Gemeinden aufgelöſt, ſo manchen anderen die Prediger entzogen ſind, möge denn das gedruckte Wort jenen, die das geſprochene entbehren müſſen, einigen Erſatz gewähren, und zugleich möge die offene Darlegung der Weiterentwicklung des religiöſen Bewußtſeins, den vielen Verdächtigungen und mannigfachen Entſtellungen gegenüber, für den religiös-ſittlichen Gehalt der Reform überhaupt und meines Strebens insbeſondere Zeugniß geben. Die geſammelten Vorträge erſcheinen in bunter Reihe nebeneinander geſtellt, weil nach dem Uebereinkommen mit der Verlagsbuchhandlung der Satz von einzelnen, welche früher in beſonderen Abdrücken für die betreffenden Zuhörerkreiſe ausgegeben worden waren, benützt werden ſollte. Mögen die vielen Ueberzeu-

gungsgenossen im Vaterlande diese Blätter, die ihnen ein auf die Siegeskraft der Wahrheit fest vertrauender Freund anspruchslos darbietet, freundlich entgegennehmen und in gleicher unerschütterlicher Zuversicht beharren!

Mainz im October 1852.

Der Verfasser.

Der Abfall vom Glauben.

Brüder und Schwestern!

Unter so manchen Vorwürfen, welche wir von Seiten unserer Gegner über uns hören müssen, kehrt der: **„die Deutschkatholiken seien vom Glauben abgefallen,"** wohl am Häufigsten wieder, und vielleicht hat schon den Einen oder Andern aus unserer Mitte ein gewisser Ton der Verachtung, womit man von ihm als einem „Abgefallenen" spricht, mehr oder weniger schmerzlich berührt.

So mancher unserer Brüder, der noch der alten Kirche angehört, möchte sich von seinem alten Freunde, welcher jetzt in unseren Reihen steht, nicht gerne trennen; er möchte, weil er ihn als einen wackren Mann schätzen gelernt hatte, in seinem bisherigen innigen Verhältniß zu ihm bleiben; allein plötzlich vernimmt er aus einem Munde, welchen er für untrüglich hält, die Warnung: „Hüte dich vor dem Menschen, der von seinem heiligen Glauben abgefallen ist; wie kannst du von ihm, der leichtsinnig seinem **angestammten Glauben** untreu wurde, Treue in der Freundschaft verlangen?"

So mancher Andere, der bereits seit vielen Jahren das Bekenntniß seiner Kirche nicht mehr zum Bekenntniß seines Herzens hatte, der bereits längst dieselbe religiöse Ueberzeugung, welche wir offen als die unsrige bekennen, im stillen Heiligthum seiner Seele trug, fühlt sich nun mächtig gedrängt, unserem Bruderbunde beizutreten; aber da tönt ihm der Ruf entgegen: „Wie? vom **Glauben** willst du abfallen? bedenkst du nicht, mit welcher Geringschätzung die Menge auf **den** blickt, der seinem **Glauben**, seinem **angestammten** Glauben abtrünnig wird! Bedenkst du nicht, daß deine Stellung im bürgerlichen Leben, daß dein Geschäft, daß dein Wohl und das deiner ganzen Familie durch deinen „Abfall vom Glauben" gefährdet wird? Die Noth wird als gerechte Strafe des Himmels über dich kommen; und wenn sie dich erreicht hat, glaubst du wohl, daß dann die Kirche ihren Almosenschatz für deine Unterstützung öffnen wird? Glaubst du, daß deine früheren Glaubensgenossen dir und den Deinigen beistehen werden?"

Die innigſte Neigung verbindet zwei jugendliche Herzen, deren eines der alten Kirche noch angehört, das andere ſich von ihr losgeſagt hat. Sie wollen ſich durch die Ehe für immer unauflöslich vereinigen. Aber es trennt ſie plötzlich der ſtrenge Ruf: „Hüte dich, dem Abgefallenen anzugehören, ſonſt biſt du gleich ihm verloren.“ —

Solche, und noch viele andere ähnliche Reden erheben unſere Gegner über uns als „Abgefallene vom Glauben“, und wahrlich: dieſe Bezeichnung hat ſchon gar viele der heiligſten Bande zerriſſen, die den Menſchen an den Menſchen binden; ſie hat ſchon manches Herz gebrochen und manches Elend heraufbeſchworen.

In der That: der Gegenſtand, um welchen es ſich hier handelt, greift zu tief in's Leben ein, die Vorſtellungen, welche man mit den Worten „Abfall vom Glauben“ verbindet, können zu viel Unheil ſtiften, als daß es nicht der Mühe verlohnte, ſich völlige Klarheit darüber zu verſchaffen und zu verbreiten.

Laſſet uns denn einmal die Fragen: „Was iſt denn eigentlich Abfall vom Glauben?“ und: „Sind die Deutſchkatholiken vom Glauben wirklich abgefallen?“ einer ernſten Betrachtung und Erörterung unterziehen! Es ſtehe dabei jenes ſchöne Bild vor unſeres Geiſtes Blicken, welches Chriſtus in den Worten aufſtellte: „Ich bin der Weinſtock, ihr ſeid die Schoße. Wer in mir bleibt, ſowie ich in ihm, der wird viele Frucht tragen.“ (Joh. 15, 5.)

* * *

Die Religion, meine Brüder und Schweſtern, iſt dem Menſchen eingeboren. Sie hat ihren Urſprung in ſeinem innerſten Weſen; durch ſie unterſcheidet er ſich vom Thiere und ohne ſie wäre er nicht Menſch. „Der Menſch iſt ja ein lebendiger Keim des göttlichen Weſens, fähig und bedürftig einer unendlichen Entwicklung und einer immer innigeren Vereinigung mit Gott. Die Anerkennung und Verwirklichung des göttlichen Weſens im Menſchen aber — iſt Religion. Gleichwie die Sprache, ſo iſt die Religion die unwillkürliche Aeußerung und Bethätigung des inneren Lebens, die Selbſtoffenbarung der geiſtigen Natur des Menſchen. In der Religion hat er den ewigen Lebensgrund ſeiner Freiheit und Selbſtheit, die ewige Feier und den ſeligen Genuß ſeiner Menſchheit.“ Wohl mag bei einzelnen Menſchen, ſowie bei ein-

zelnen Völkern das religiöse **Bewußtsein** minder klar entwickelt sein, als bei andern; wohl mag es bei Vielen nur noch in der Knospe der dunklen **Ahnung** verschlossen daliegen, oder es mag sich bei Andern nur erst in der bunten Vorstellung der **Einbildungskraft** träumerisch entfalten; oder es mag sich bei Andern in der unbedingten Hingebung des Geistes an einen bestimmten **Verstandesbegriff** erstarrt scheinen, an ein bestimmtes Gebot. Aber, so wie es seit dem Anfang der Menschheit noch kein Volk gegeben hat, das ganz ohne Religion gewesen wäre, so gibt es auch keinen einzelnen Menschen, der ganz ohne Religion wäre, und derjenige, der das von sich selbst behauptet, täuscht sich selbst. Ein solcher mag vielleicht keine von allen gewöhnlichen Erscheinungsformen der Religion haben; nicht entäußern kann er sich jedoch ihres Wesens. Vermöchte er sich zu entäußern des Glaubens an die Göttlichkeit des Geistes, so müßte er sich seiner selbst entäußern, er müßte aufhören, ein denkender Mensch zu sein. Mit andern Worten: **Kein Mensch ist im Stande, abzufallen vom Wesen der Religion selbst.**

Ist nun Religion von Anfang her in jedem Menschen und unaustilgbar, — was ist dann ferner der **Glaube**? Ist er bloß die dunkle **Ahnung** des Menschengeistes von etwas Höherem, das außer ihm sei und doch auch in ihm wirke? Ist er blos das mächtige **Gefühl** einer Abhängigkeit des Einzelnen vom Ganzen, des Zusammenhangs der Vernunft des Einzelnen mit der höchsten allgemeinen? Ist er bloß das ungelöste Räthsel: Wie kann die Freiheit mit der Nothwendigkeit versöhnt werden? Ist er bloß die bunte traumhafte Vorstellung der **Einbildungskraft**, welche die göttliche Urkraft in Natur- oder in Menschen**bildern** auffassen will? Ist er bloß die Selbstgefangennehmung der Vernunft unter den Gehorsam eines starren **Verstandesbegriffes** und einer derselben entsprechenden Bekenntnißform, eines bestimmten Gebotes? — Wohl nennt auch der Fetischanbeter, — wohl nennt auch der, der vor einem Götterbilde kniet, — auch der, der seine Götter durch blutige Opfer versöhnen will, — der die Gebote und Aussprüche seiner Priester für göttliche hält, — wohl nennen sie alle die dunklen, unvollkommenen Aeußerungen des religiösen Gefühls — **Glauben.** Allein der **Glaube** im wahren Sinne des Wortes ist etwas Höheres und Erhabneres, als ein bloßes dunkles Gefühl, als eine bloße Ahnung, als eine bloße traumhafte Vorstellung der Einbildungskraft, als ein bloßes

kindliches Fürwahrhalten deſſen, was mir ein Anderer als die Wahrheit bezeichnet, die ich nun ohne Nachdenken auch als ſolche annehmen ſoll. — Der Glaube im **ächten** Sinne des Wortes iſt die eigene freie Ueberzeugung von der Wahrheit, welche meine Vernunft, als der göttliche Theil in mir, zu ergründen berufen, befähigt und verpflichtet iſt, und welche ſie wirklich errungen hat.

Iſt das **Weſen** der Religion jedem Menſchen **eingeboren**, ſo kann der **Glaube**, im ächten Sinne des Wortes, als die **freie Ueberzeugung**, als die allerinnerſte **Errungenſchaft** jedes einzelnen Menſchengeiſtes, nicht etwas „Angeſtammtes" ſein, wie man zu ſagen pflegt; ſo kann ich auch nicht abfallen von ihm. Wohl aber kann meine forſchende und prüfende Vernunft in der Erkenntniß der Wahrheit vorwärts ſchreiten, und eine klarere Ueberzeugung kann ſich in mir aus der früheren unklaren Vorſtellung entwickeln. Das iſt nicht Abfall, nein, das iſt heiligſte Pflicht.

Wenn nun aber die alte Kirche von einem „angeſtammten Glauben" ſpricht, was verſteht ſie darunter? Verſteht ſie unter dem Glauben gleichfalls die freie, ſelbſterrungene Ueberzeugung der Vernunft von der religiöſen Wahrheit? Dann iſt das Beiwort „angeſtammt" ein Widerſpruch dagegen! Doch, ihr wißt, und auch die alte Kirche ſelbſt ſagt es ausdrücklich, daß ſie unter dem Wort Glauben vielmehr das unbedingte, prüfungs- und zweifelloſe Fürwahrhalten aller jener Begriffe, Lehren und Satzungen verſteht, welche ſie für heilig und ſomit für unwandelbar erklärt hat. Ja, ſie verlangt ſogar, daß der Menſch ſeine Vernunft, ſeine Ueberzeugung — ihren Lehren, welche ſie „Glauben" nennt, unterwerfen, daß er ſie, und nur ſie allein für wahr halten ſoll, auch wenn ſie ſeiner Vernunft geradezu widerſprechen. Im Gegenſatz zu der Innerlichkeit der freien Ueberzeugung iſt dieß durchaus nur etwas Aeußerliches.

Die freie Ueberzeugung läßt ſich nicht vererben. Sie, oder der innere Glaube, kann alſo für den Sohn und Enkel nichts „Angeſtammtes" ſein. Wohl aber kann das Aeußerliche der verſchiedenen Bekenntnißformen, der Kirchenlehren, der Kirchengebote und Kirchengebräuche vererbt werden; denn die alte Kirche, durch die weltliche Macht ſeit vielen Jahrhunderten beſchützt, beherrſchet ja das ganze Leben des Menſchen von der Wiege bis zum Grabe. Die Kirche nimmt ja ſchon das Kind, welches des Sprechens, des Denkens, des Wollens noch unfähig iſt, in ihre Ge-

meinschaft auf; die Kirche verpflichtet dann die Jugend in einen Alter, wo sie noch immer nicht im Stande ist, sich eine eigene freie religiöse Ueberzeugung zu bilden, zur Erneuerung des Taufgelübdes, zum Schwur auf das Glaubensbekenntniß, kurz zur Unterwerfung unter den seit so vielen Jahrhunderten bestehenden Kirchenglauben.

Und wenn nun die Jugend herangereift ist zur Kraft und Sicherheit des eigenen Denkens, — wenn nun bei erlangtem Mannesalter die Vernunft ihre volle Selbstthätigkeit begonnen hat und an alle die Kirchenlehren, die man der Jugend als „alleinwahren Glauben" eingepflanzt hatte, den Maßstab der Prüfung legt, — wenn sie nun erkennt, daß so manche dieser Lehren, die man der Jugend als Wahrheit in's Gedächtniß gelegt hatte — Irrthum ist, wenn nun der denkende Mensch seine **eigene, freie** religiöse Ueberzeugung errungen, seinen innersten Glauben sich gebildet hat, und wenn dieser mit dem öffentlichen Bekenntniß der Kirche, in welcher er geboren und erzogen worden ist, mit ihren Lehren, Geboten und Bräuchen nicht übereinstimmt, — was soll er dann thun?

Soll und darf er seinen innersten Glauben, seine freie heilige Ueberzeugung verläugnen? Soll und **darf** er sich damit begnügen, sie bloß still in sich zu tragen, während er äußerlich das seiner Ueberzeugung gerade entgegengesetzte Glaubensbekenntniß der Kirche abgelegt, welcher er durch den Zufall der Geburt angehört? Wäre dieß nicht Heuchelei? Würde er sich dadurch nicht selbst entwürdigen, nicht freveln an dem Göttlichen, das in ihm ist, an der Vernunft? — Kann ihn vielleicht der Zufall der Geburt und die Macht der Gewohnheit, — kann ihn wohl die Rücksicht auf irdischen Vortheil oder Nachtheil — entschuldigen? Darf er wohl gar auf jenen Vorwurf der Menge achten, welche ihn eines „Abfalls vom angestammten Glauben" bezüchtigt, wenn er, folgend dem göttlichen Lebenstrieb der Religion in seinem Innern, die heilige Ueberzeugung seiner Vernunft auch offen bekennt? Ist es **wirklich** ein „Abfall vom **Glauben**," dessen er sich dadurch schuldig macht? Nein, es ist nur eine Lossagung von einem **Kirchen**bekenntniß, von **Kirchen**satzungen, von **Kirchen**bräuchen, denen er durch den bloßen Zufall der Geburt zugetheilt war, und an deren Vernunftgemäßheit, an deren Wahrheit also, er als selbstdenkender Mensch nicht mehr glauben kann. Wahrlich nicht

Abfall, ſondern vielmehr die edelſte **Treue** für die **Wahrheit** iſts, es iſt das herrlichſte **Beharren** am **Weſen** der Religion, wenn er die **Schalen** wegwirft, weil er den fruchtbaren edlen **Kern** des Göttlichen gefunden hat.

So iſt es **uns Deutſchkatholiken** ergangen. Aus der **unklaren** Erkenntniß des **Kindesalters** ſind wir auf die höhere **Mannesſtufe** des **freien Denkens** geſtiegen; der ewige Lebenstrieb der Religion, der dem Menſchengeiſt eingeboren, hat ſich in uns **entwickelt** und hat mit ſeiner Kraft jene **Schalen** des alten Kirchenthums zerſprengt. Wir konnten in den **Lehren** und **Bräuchen** des alten Kirchenthums **nicht mehr** den entſprechenden Ausdruck für unſere innerſte religiöſe **Ueberzeugung** erkennen; und **weil** wir nicht **Lügner** und **Heuchler** ſein wollten, darum ſprachen wir unſere innerſte Ueberzeugung auch offen **aus**. Iſt nun **das** wohl „**Abfall vom Glauben?**“ Iſt **das** wohl „**Abfall vom Chriſtenthum?**“ — **Nein**, es iſt nur das, was **Johannes** in jenen Worten bezeichnet, da er ſagt: „der Vater (das iſt der **Gottesgeiſt**) **reiniget** jedes Schoß an Chriſtus, das Frucht trägt, damit es noch **mehr** Frucht trage.“ (Joh. 15, 2.)

Nicht ſind wir abgefallen vom **Glauben** an **Gott** und an **Chriſtus**; — abgefallen ſind wir nur von jenen Lehren der Kirche, welche wir nicht länger als **wahr** bekennen **konnten**, weil unſere **fortgeſchrittene** Erkenntniß ſie nicht mehr für wahr hielt. **Abgefallen** ſind wir nur von dem Dienſt der **Gewohnheit**, von all den irdiſchen **Vortheilen**, welche uns das längere Feſthalten an den äußeren Formen der alten, reichen, mächtigen Kirche, gegen unſere innere Ueberzeugung, gewähren konnte. Wir erkennen die geſchichtliche Berechtigung jeder religiöſen Vorſtellung für **ihre Zeit** an, aber nicht über dieſelbe hinaus; wir erkennen das, was zu ſeiner Zeit Gutes und Heilſames in der alten Kirche war, gerne an, aber das 19te Jahrhundert iſt nicht mehr das 9te; die Entwicklung des Menſchengeiſtes iſt ſeither weiter vorangeſchritten und **Manches**, was damals lebendiger **Glaube** war für Geſchlechter, die auf einer niedrigen Entwicklungsſtufe ſtanden, erſcheint dem Geſchlecht, das auf einer höheren ſteht, nur noch als **Aberglaube**, und von **dem** ſind wir abgefallen. Abgefallen ſind wir vom **Buchſtaben**, „der da (wie die Schrift ſagt) **tödtet**“ — aber nur um des **Geiſtes** willen, „der da **lebendig** macht.“ Abgefallen ſind wir nur von der **Geiſtesknechtung**, um der **Geiſtesfreiheit** willen, womit uns Chriſtus befreiet hat;

abgefallen sind wir nur von dem Glaubenshaß, den uns alte Kirchensatzungen befahlen, um der Liebe willen, die uns Christus als das erste und höchste aller Gebote verkündiget hat. Abgefallen sind wir allerdings von der ganzen mittelalterlichen Weltanschauung, weil sie nur noch wie eine mit Prachtgewändern geschmückte Leiche mitten in unserer Gegenwart steht; wir wollen aber nicht dem Tode gehorchen, sondern fühlen das gewaltige Gottesleben, welches alle Adern der Welt durchflutet, — wir fühlen Gottes **lebendige Gegenwart** im großen Herzen der Menschheit; wir fühlen den warmen Schlag des herrlichen Christusherzens im Schlag jedes Bruderherzens; wir schauen den erhabensten Gottes- und Menschensohn, wie er neuerdings lebendig unter uns wandelt und die Völker als seine Jünger um sich sammelt, um ihnen das ewige Evangelium der Menschlichkeit zu predigen. Mögen unsere Gegner dies immerhin — „Abfall" nennen, — ich nenne es nur ein immer näheres, immer innigeres, ächt religiöses **Hinanstreben zur Gottheit**, zu Christus! — Mögen unsere Gegner es uns als Unrecht auslegen; — ich nenne das Recht zum Fortschritt — das erste, angeborne, unveräußerliche Recht des Menschengeistes, der ja in der ganzen Weltgeschichte das göttliche Gesetz des steten Fortschritts vom Unvollkommenen zum Vollkommenen erkennt, wie uns denn auch Christus auffordert, dies Recht zu gebrauchen, wenn er spricht: „Werdet vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist." Mögen unsere Gegner das offene Bekenntniß unserer vorwärtsgeschrittenen Erkenntniß „Abfall und Sünde" nennen; — ich nenne es treue Pflichterfüllung.

O blicket auf das herrliche Vorbild dessen, der jenes ungeborne Menschen**recht** so großartig durch die treueste **Pflicht**erfüllung bethätigte! Als Jesus der herrschenden Priesterschaft seiner Zeit und den unwandelbaren Satzungen der Kirche seines Volkes voll göttlich-erhabenen Muthes entgegentrat, als er die ganze damalige religiöse Weltanschauung mit allem Aberglauben, mit allem Buchstabendienste, mit allem Lippengebete als er die todte Werkheiligkeit, den unseligen Glaubenshaß verwarf, und die Weltversöhnung durch die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit und durch die thätige Bruderliebe verkündigte, — als er den Priestern zurief: „Wehe euch, ihr Schriftlehrer und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr übertünchten Gräbern ähnlich sehet, ihr Schlangen- und Natternbrut!"

— als er in den Tempel trat und, von heiligem Zorn durchflammt, die Geißel ergriff, um die Käufer und Verkäufer aus dem Hause Gottes zu treiben, das ſie zur Mördergrube gemacht, — da ſprachen die Prieſter auch von ihm: „Seht, der Neuerer, er iſt **abgefallen vom abgeſtammten Glauben** der Väter!“

Als Stephanus, voll der Kraft und Gnade des Herrn, auftrat, und den Glauben an Chriſtus verkündigte, — da vermochten die Synagogenlehrer der Weisheit und dem Geiſte, womit er predigte, nicht zu widerſtehen und ſtellten Männer an, welche ſagen mußten: „Wir haben ihn Läſterworte wider Moſes und Gott reden gehört“, und ſo hetzten ſie das Volk, die Aelteſten und die Schriftlehrer gegen ihn auf, als gegen einen „vom Glauben Abgefallenen.“

Als in Paulus, dem Schüler der Phariſäer, die Ueberzeugung von der Wahrheit der Chriſtuslehre den Sieg über die phariſäiſche errang, als er freudig Jeſum als den Chriſtus bekannte, da hieß es auch von ihm: er ſei abgefallen vom Glauben.“ O, erhabener Meiſter, o du erſter Blutzeuge, o du großer Apoſtel, ihr zeigtet uns den Weg der heiligen Pflicht, und — wir betraten ihn.

Indem ich hier von Paulus ſpreche, kann ich nicht umhin, einer merkwürdigen Stelle aus ſeinem zweiten Briefe an die Theſſalonicher im zweiten Kapitel zu gedenken. Da ſchreibt Paulus: Laſſet euch von Niemand täuſchen auf keine Weiſe; denn es muß erſt der Abfall kommen, und der Menſch der Sünde, der Sohn des Verderbens ſich zeigen (3), der ſich Allem, was göttlich oder heilig heißt, widerſetzt und ſich darüber erhebt, ſo daß er ſich ſelbſt in den Tempel Gottes ſetzt und ſich für einen Gott ausgibt. Es wird aber (ſo fährt Paulus fort) der Herr Jeſus ihn vertilgen mit dem Hauche ſeines Mundes und zernichten durch ſeine glänzende Ankunft. — Gott wird mächtigen Trug kommen laſſen, ſo daß ſie der Lüge glauben, damit das Gericht über Alle ergehe, welche der Wahrheit nicht geglaubt, ſondern an der Ungerechtigkeit ihr Wohlgefallen gehabt haben.“ (4, 8, 11 und 12).

Ja, bevor Chriſtus in ſeiner vollen Herrlichkeit erſcheint, das heißt: bevor ſeine erhabene Welterlöſungsplan von **Allen** vollſtändig begriffen und verſtanden werden kann; bevor er als Weltrichter das Weltgericht vollſtreckt, das heißt: bevor **ſein** Geiſt, der der Wahrheit und der Liebe, allüberall über die Lüge und die Selbſtſucht ſiegen kann, welche die Welt beherrſchten — **mußte** der Abfall kommen, **mußte** der Sohn des Verderbens, der

ſich Allem, was göttlich oder heilig heißt, widerſetzt und ſich darüber erhebt, ſich ſelber in den Tempel Gottes ſetzen unn ſich für einen Gott ausgeben.

Und iſt jener Abfall, welchen der große Apoſtel im Geiſte kommen ſah, iſt er nicht wirklich gekommen, der Abfall von der urſprünglich-reinen, ſo einfachen, ſo beſeligenden Lehre Jeſu Chriſti?

Blicket zurück auf die Jahrhunderte des Mittelalters mit ihrer Prieſterherrſchaft, mit einem Alexander VI. als angeblichen Stellvertreter Chriſti und Gottes, mit all ihrem kirchlichen Aberglauben. Das war der wirkliche Abfall vom ächten Chriſtenthum; denn es war der Widerſpruch gegen Chriſti Geiſt und Lehren. Und ragte dieſer mittelalterliche Aberglaube nicht bis in die neueſte Zeit herein? Sucht er ſeine Macht nicht neuerdings zu befeſtigen?

Jener Abfall, jene Entſtellung des Chriſtenthums, — o, er **mußte** kommen; er **mußte** eine ſo gewaltige Höhe ſeiner Herrſchaft und ſeines Stolzes erreichen; er **mußte** die gottverliehene, gottoffenbarende Vernunft ſo tief demüthigen; er **mußte** das ächtreligiöſe Gefühl ſo ſcharf verletzen, wie er's mit den Bannſtrahlen, mit dem Schwert der Glaubenskriege und mit der Brandfackel der Inquiſition wirklich gethan hat; er **mußte** das Alles — damit ſich das **religiöſe Gefühl** endlich mit der **Vernunft** verband, um den verlornen Geiſt Chriſti mit aller Sehnſucht zu ſuchen, und zwar anderswo, als in den Lehren und in den Verdammungsurtheilen der mittelalterlichen Kirche.

Sowie ſich aber das religiöſe Gefühl mit der **Vernunft** verband, da ward auch der verlorne Geiſt Chriſti wiedergefunden; da ging erſt die ganze Fülle und Herrlichkeit des Chriſtenthums, als neue Morgenröthe der Menſchlichkeit, über der vom Blute der Glaubenskriege feuchten Erde auf. Die kalten Herzen erwarmen wieder von ihrem Strahle, der die Geiſter erhellet, — und die Hände neigen ſich einander zu für jenen Bruderbund, welchen Chriſtus geſtiftet; ſie vereinigen ſich zur Vollendung des Erlöſungswerkes, welches Chriſtus begonnen, zur immer allgemeiner werdenden Befreiung der Menſchheit von Selbſtſucht und Haß; und immer herrlicher verklärt ſich Chriſtus als das Licht der Welt.

Das iſt „ſeine glänzende Ankunft", von welcher der Apoſtel Paulus ſpricht. Schon ſchauen wir ſie! Das **Wort der Weltverſöhnung** — das iſt der Hauch ſeines Mundes! Schon fängt das Eis davon zu ſchmelzen an, und ein neues Leben entfaltet be-

reits ſeine Keime und Blüthen. Das iſt jenes ewige Leben, von welchem Johannes ſpricht: es beſtehe darin, „daß ſie dich erkennen, der du allein wahrer Gott biſt, und den du geſandt haſt, Jeſum Chriſtum.“ — Ja: losgeriſſen haben wir Deutſchkatholiken uns von jenem mittelalterlichen Abfall von Chriſtus; aber eben um ſo inniger ſind wir nun verbunden mit Chriſtus im Geiſt und in der Wahrheit.

Wir fühlen uns als die „Schoßen ſeines Geiſtes“. Gereinigt hat der Gottesgeiſt durch die Vernunft das Schoß, welches Frucht trägt, damit es noch mehr Frucht trage. Wir dürfen die Worte des Meiſters auf uns beziehen! „Ihr ſeid bereits gereinigt durch die Lehre, die ich euch vorgetragen;“ — dieſe Lehre ſuchen wir ja eben in ihrer urſprünglichen Reinheit wieder zu ergründen, und nicht bloß für uns, ſondern auch für alle unſere Brüder wiederherzuſtellen, auf daß „wir in ihm bleiben, ſo wie er in uns, und viele Frucht tragen.“

Die Frucht aber iſt's meine Brüder und Schweſtern, „wodurch der Vater verherrlicht wird, wodurch wir uns als Jeſu Jünger zeigen,“ wie es bei Johannes heißt (15, 8). Iſt der Geiſt Chriſti in uns, wirkt er als die lebendige Kraft in unſerer Seele, dann lege die Frucht, die er aus uns hervorbringt, es lege nämlich unſer ganzes Leben Zeugniß davon ab.

Die Frucht unſeres Glaubens ſei das treue Beharren bei der Wahrheit, die wir erkannt haben. Kein Ungemach, kein Leiden, keine Verkennung, kein Vorwurf unſerer Gegner mache uns irre! Kein Vortheil, welchen man uns vielleicht in der Noth darbietet, verlocke uns, unſere Ueberzeugung zu verläugnen! Nur durch eine muthige Ausdauer beweiſen wir unſeren Gegnern, beweiſen wir allen jenen, welche noch gegen uns eingenommen werden mögen, daß die ernſteſte Handlung unſeres Lebens nicht ein leichtſinniger „Abfall vom Glauben“, ſondern eben nur die edelſte Ueberzeugungstreue iſt.

Die Frucht unſeres Glaubens ſei aber auch ferner unſere liebevolle Sorge für unſere Brüder, welche mit uns dieſelbe religiöſe Ueberzeugung theilen, und welche, von unſeren Gegnern als „Abgefallene vom Glauben“ bezeichnet, mit Kummer und Noth zu kämpfen haben. Mag die Unduldſamkeit, mag ein beſchränkter Sinn ſolche unſere Brüder leiden ſehen können, ohne zu gedenken jener ewig ſchönen Gleichnißrede Jeſu vom barmherzigen Samariter; — mag unſere Gemeinſchaft allerdings nicht die Mittel beſitzen, wie die über

Millionen gebietende alte Kirche, um ihre Mitglieder zu unterstützen, — einen herrlichen Schatz hat doch jeder von uns, und dieser Schatz ist das brüderliche Mitgefühl für den, der um seiner Ueberzeugung willen in's Unglück kam oder im Unglück von früheren Freunden verlassen wird; — jeder von uns hat für ihn doch wenigstens das milde Wort der Liebe und des Trostes, das ihn aufrichtet; jeder hat doch für ihn das helle Auge der Treue, das nach Arbeit für ihn sucht, wenn sie ihm von der Unduldsamkeit entzogen wird, — das auf ihn blickt, wenn er krank darniederliegt, — das über seine Waisen wacht, wenn der Tod ihn dahinrafft. Das sei denn die ächte Frucht unseres Glaubens! Sagen wir ja im 7. Satze unseres Bekenntnisses: „Wir glauben und bekennen, daß es die erste Pflicht des Christen ist, den Glauben durch Werke christlicher Liebe zu bethätigen.“ Die Ueberzeugungstreue begründete unsere Gemeinde; die Liebestreue im Leben erweitere, erhalte und befestige sie!

Doch diese liebevolle Fürsorge für den engeren Kreis, diese besondere Pflichterfüllung sei nicht die einzige Frucht unseres Glaubens; diese sei vielmehr die allgemeine, unausschließliche, allversöhnende Menschenliebe, die da sich freuet mit den Fröhlichen und mit den Weinenden weinet, die selbst den Verfolgern nicht flucht, sondern sie segnet, (Paulus an die Römer 12, 15 u. 14) die da den Feind speiset, wenn ihn hungert, und ihn tränket, wenn ihn dürstet, (Paulus an die Römer 12, 20). „Denn daran,“ so spricht Christus (Joh. 13, 35) „daran soll Jeder erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr Liebe untereinander habet.“ Das sind die Werke, welche Christus meint, wenn er spricht: „Wer an mich glaubet, wird auch die Werke thun, die ich thue.“ (Joh. 14, 12). Wohlan, so lasset uns diese Werke der Liebe an Allen, die da Menschen heißen, ohne Unterschied der Glaubensbekenntnisse, thun; und dann werden auch unsere Gegner, die uns des „Abfalls vom Glauben“ zeihen, erkennen, daß wir wahrhaft an Christus glauben, daß wir seine Jünger geblieben sind, wenn wir auch aufgehört haben, den Satzungen der Kirche und den Geboten der Priester zu gehorchen.

Eine andere Frucht unseres ächten Glaubens an Gott, den ewigen Geist, (Joh. 4, 24) sei aber auch die heilige Achtung vor der Vernunft! — Diese Achtung lasset uns im Leben an jedem Menschenbruder bethätigen. Diese Vernunft sei uns heilig an

jedem als die Krone der Menschheit, als die Offenbarung des göttlichen Geistes in der Menschenwürde! Wenn wir auf unserem Wege die religiöse Wahrheit suchen, o so lasset uns auch jeden anderen Weg, auf welchem unsere Brüder sie suchen, gerne anerkennen! Wenn wir für uns das erste und heiligste Menschenrecht verlangen, daß man uns nicht hindern solle und dürfe in dem offenen Bekenntniß unserer Ueberzeugung, so lasset uns auch jede fremde, wenn sie wirklich — Ueberzeugung ist, ehren. Wir haben ebenso wenig eine Pflicht, uns eine andere Ueberzeugung aufdrängen zu lassen, als wir ein Recht haben, die unsrige Andern aufzudrängen. Wir wollen die Wahrheit, die wir erkannt haben, allerdings verbreiten, weil wir ja sehen, daß sie hinwieder auch den Frieden und die Versöhnung verbreitet; — allein wir wollen nicht das Beispiel der mittelalterlichen Kirche nachahmen; wir wollen selbst den, welchen wir für im Irrthum befangen halten, nicht verdammen, wollen ihn nicht verspotten, wie jene jüdischen Priester Christum am Kreuze und jene christlichen Priester den edeln Huß, den Märtyrer für die Wahrheit, noch vor dem Gang zum Scheiterhaufen.

Eine Frucht unseres Glaubens, ein lebendiges Zeugniß für die Wahrheit unserer religiösen Ueberzeugung, sei ferner die sittliche Reinheit unseres Wandels! Wären wir wirklich „abgefallen" vom Glauben, vom Glauben an das ewig waltende Sittengesetz, dann würde man das wohl bald an unserer Sittenlosigkeit erkennen. Mögen denn unsere Gegner, mögen alle, die uns für Abgefallene halten, an der Sittlichkeit unseres Wandels erkennen, daß man der Ohrenbeichte und der priesterlichen Lossprechung, der Ablässe, der bezahlten Gebete und Meßopfer, der Wallfahrten und dergl. nicht bedarf, um gottgeheiligt, um ein tugendhafter Mensch zu werden, und um Christo mit vollster Inbrunst zuzustreben, welcher den Pharisäern gegenüber, denen er auch als „Abgefallener" vom alten Kirchengesetz galt, von sich sagen durfte: „Wer von euch kann mich einer Sünde zeihen?"

Die Frucht unseres Glaubens sei der freudige Opfermuth, der für den Sieg der ewigen Gottgedanken auf Erden keine Entbehrung, kein Leiden, keine Verfolgung, ja selbst den Tod nicht scheut, der das Unglück überwindet und dem Tod und der Hölle auf Erden den Stachel bricht, wie Christus es gethan!

Die Frucht unseres Glaubens sei unsere göttliche Zuver-

ſicht auf die unſterbliche Macht des Geiſtes, von welchem Chriſtus ſprach, daß er die Menſchen „in alle Wahrheit führen und ihn verherrlichen werde“ (Joh. 16, 13—14.)!

Die Frucht unſeres Glaubens ſei endlich jener Friede, von dem Chriſtus geſprochen: „Meinen Frieden laſſe ich euch, meinen Frieden gebe ich euch,“ (Joh. 14, 27) „damit **Alle Eins** ſeien, wie **du**, Vater, mit **mir** und **ich** mit **dir** Eins bin, daß auch **ſie Alle** durch uns **Eins** ſein mögen“ (Joh. 17, 21). — Das ſeien die Früchte unſeres Glaubens!

O laſſet uns den Vater verherrlichen nach den Worten Jeſu, dadurch, daß wir, wie es bei Johannes heißt, recht viele ſolcher Früchte unſeres Glaubens bringen! Laſſet uns bewähren, daß wir in Chriſtus bleiben wie Chriſtus in uns, — in Chriſtus, der da von ſich ſelbſt die großen Worte ſagen durfte: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater, denn durch mich.“ Iſt uns der Geiſt Chriſti die ewige Wahrheit, iſt er uns das Leben, iſt er uns der Weg, welchen der Menſch in ſeiner Sehnſucht nach Vereinigung mit der Gottheit einſchlägt, — dann ſei unſer Glaube auch die vollkommene Wahrheit im Leben, dann ſei unſer Glaube der Weg, auf welchem Menſch zum Menſchen ſich findet, auf welchem alle Menſchen als Brüder ſich erkennen und lieben!

Wenn dann unſere Brüder und Schweſtern, denen man uns als „Abgefallene vom Glauben“ bezeichnet, durch jene Früchte unſerer religiöſen Ueberzeugung, durch unſer ganzes Leben einſehen, daß wir nicht bloß im **Glauben** an die Liebe, ſondern auch in der **Liebe ſelbſt** beharren, daß wir die Vernunft als das Gotteslicht betrachten, durch deſſen Strahl immer mehr das Eiſesjoch zuſammenſchmilzt, unter welchem Menſchen als Knechte der Selbſtſucht und des Haſſes ſchmachten, — wenn unſere Brüder und Schweſtern das einmal **einſehen**, — dann werden ſie uns auch nicht länger als „Abgefallene vom Heiligſten“ geringſchätzen, ſondern ſie werden zu uns ſprechen: „Nicht vom Heiligſten, ſondern vom **Unheiligen** ſeid ihr abgefallen; und abfallen wollen auch wir von dem unheiligen, unſeligmachenden Wahn, der uns bisher von euch getrennt hatte; ja abfallen wollen auch wir von dem Wahn, daß der Werth des Menſchen von einem Beharren an den todten Buchſtabenglauben der Väter abhänge, welche der vernünftigen Ueberzeugung der Enkel widerſpricht.“ An unſere Herzen werden ſie ſinken

und zu uns sprechen: „Brüder, die Schranken fallen, welche zwischen uns aufgerichtet worden und durch die Macht der Gewohnheit so lange stehen geblieben. Wir treten zu euch! Auch uns sei der Glaube fortan die freie Ueberzeugung unserer Vernunft, und wir fallen dadurch nicht ab vom Heiligsten, sondern wir kehren bloß zurück in das allgemeine Heiligthum, in den großen allgemeinen Gottestempel, wo wir uns alle als Kinder Eines Vaters erkennen und lieben!“

O das diese hehre Hoffnung sich erfülle! O daß der Glaube der Liebe — zum Glauben der Menschheit werde! Ewiger, dazu segne uns und Alle! Amen!

Gedächtnißfeier

für

Johann Huß,

an deſſen Todestage, dem 6. Juli.

„Ihr werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen."
(Ev. Joh. 8, 32).

„Sei treu bis in den Tod, und ich will dir die Krone des Lebens geben."
(Offenbarung Joh. 2, 10).

Die geschichtlichen Thatsachen sind ausführlicher zu lesen in der Erzählung eines Augenzeugen, welche im Jahre 1537 von Luther herausgegeben wurde, und in Theobalds „Hussitenkrieg" (Breslau 1750).

Brüder und Schwestern!

Ein gewaltiges Sturmesbrausen fährt über die Gegenwart hin und erschüttert die Gemüther; denn der Geisteskampf um der Menschheit höchste und theuerste Güter, der alte Geisteskampf, durch welchen sie sich zu ihrer Vollendung entwickelt, hat sich erneuert Angesichts der Gefahr, welche ihren Fortschritt zum lichten Ziele mehr denn je bedroht. „Erlösung durch die Wahrheit zur Menschenwürde, durch die Geistesfreiheit zur Gesittung und zur Allversöhnung!" so tönt der Sehnsuchtsruf, so tönt der Thatenwille aus Tausenden und Abertausenden von Herzen. Aber aus der Vergangenheit erschallen auch die Worte, welche einst wie Donner über die Völker hinrollten: „Ketzerei und Verdammniß!" Zugedacht sind sie Allen, welche nicht länger glauben können an den Buchstaben, der da tödtet, weil sie aus voller Seele glauben an den Geist, der da lebendig macht. Und wiederholt werden jene Donnerworte des Mittelalters — die Windsbraut, welche die Krone von Heinrichs IV. Haupt riß und den Stamm der Hohenstaufen zerschmetterte, — so lang, bis schwache Gemüther davon betäubt sind, so daß sie das Liebste fahren lassen, was Gott ihnen angetraut, so daß sie sich, — furchtbar erfaßt und bis ins Mark erschüttert von allen Schrecken der Hölle, welche in Flammenbildern heraufbeschworen werden in den Sehkreis ihrer Einbildungskraft, — zitternd vor die gewaltige Herrscherin hinwerfen, welche ihnen Rettung aus dem Abgrund verheißt, und sich verzweiflungsvoll an sie klammern, bis sie, — unfähig geworden ein anderes Wort mehr zu vernehmen, zu verstehen, — das Wort des Glaubenshasses für untrügliches Gotteswort halten.

Doch vernehmt ihr nicht auch noch eine andere Stimme, lauter und gewaltiger als jene, vor welcher einst die Völker des Mittelalter erzitterten und so manches Herz in der Gegenwart bis zur Selbstentäußerung zusammenschaudert? Das ist die Stimme des Geistes, des allmächtigen! Sie tönt von den Lippen der Weltgeschichte uns verkündigt den Untergang des Reiches der Finsterniß, der da, wie gewaltig es auch scheinen mag, dennoch erfolgen muß kraft des ewigen Gesetzes der sittlichen Weltordnung, und den Sieg der Wahrheit, welcher

dennoch kommt, ob auch ihre Bekenner unterliegen. Durch den Mund der Weltgeschichte erweckt der Geist seine Helden all, welche je im heiligen Kampf für Wahrheit und Menschlichkeit als theure Sühnopfer fielen; aus ihren Gräbern schreiten sie hervor, die Vorläufer der Welterlösung, und geben Zeugniß mit ihren Wunden, mit ihren Folterqualen, und mit ihrer Asche wider die Feinde des Lichts und für das ewige Leben der Wahrheit; und ihr Zeugniß kann nicht übertäubt, ihre Predigt kann nicht zum Schweigen gebracht, ihr Urtheilsspruch kann nicht widerlegt werden.

Der sechste Tag im Juli ist heute. Am sechsten Tage im Juli ward im Jahre 1373 **Johann Huß** in Böhmen geboren;*) am sechsten Tage im Juli ward im Jahre 1415 **Johann Huß** in Konstanz als Ketzer verbrannt! Der Geburtstag des Wahrheitszeugen war sein Todestag; der Todestag eines Wahrheitszeugen ist stets ein neuer Geburtstag der Wahrheit. — Sechster Tag im Julimond, in heiliger Erhebung begrüßen wir dein Morgenroth, das über Hussens Wiege flammte, — begrüßen wir den Flammenschein, von dem du das Haupt des sterbenden Huß als von der Krone des Lebens umflossen sahst, die ihn schmückte, weil er getreu war bis in den Tod. Sechster Tag im Juli, eingezeichnet von der Hierarchie in den Büchern ihrer Siege, — wir finden dich in dem Buch der Menschheit eingeschrieben als den Tag eines ihrer großen Helden, deren Leben, Leiden und Tod segensreich fortwirkt von Geschlechtern zu Geschlechtern. So feiern wir dich heute. — In unserer Mitte wirkt er lebendig, der edle Huß! Wie er seinen Zeitgenossen das Wort der Wahrheit gepredigt, so predige sein Leben, sein Leiden, sein Tod sie heute auch uns, und das Zeugniß, welches er für sie gab, es ermuthige uns, daß auch wir fort und fort sie bekennen, daß auch wir für sie leiden, daß auch wir für sie ausharren bis in den Tod! Lasset uns auf Huß blicken, wie er sich für die Wahrheit erhob, — wie er sie der allgewaltigen Hierarchie gegenüber vertheidigte, — wie er bewußt und groß für sie in den Tod ging!

II.

Untadelhaft rein von Sitten, gleichgültig gegen die Freuden und Genüsse des Lebens, nur glückselig im Dienste des Geistes, unermüdlich forschend in den Werken der Weisen und lehrend im Kreise zahl-

*) In Hussinecz, einem Marktflecken im südlichen Böhmen.

reicher Hörer an der hohen Schule zu Prag, voll edlen Eifers predigend wider die Laster, welchen seine Zeitgenossen huldigten, hatte Johannes Huß jahrelang segensreich gewirkt; das Volk liebte, der Adel achtete ihn, und als Beichtvater der Königin Sophie von Böhmen war er einflußreich am Hofe.

Was riß diesen bescheidenen Mann, dessen blasse Wangen sich nur dann rötheten, wenn er begeistert das ewige Sittengesetz und die Lehre Christi verkündigte, aus dem stillen Kreise seiner Thätigkeit? Was drängte ihn, dem ja der Weg zu den höheren Würden der Kirche offen stand, in den Kampf auf Leben und Tod gegen die Weltmacht der Hierarchie? Es war die göttliche Macht der Wahrheit! — Sie lernte er kennen in den Schriften des edlen Briten Johann Wiklef, welcher gegen die Verweltlichung der Kirche, gegen den Aberglauben und die Mißbräuche, die sich in dieselbe eingeschlichen, gegen die todte Werkheiligkeit, wodurch der ächtreligiöse und sittliche Sinn im Volke erstickt wurde, voll kühnen Muthes aufgetreten war.*) Durch Wiklefs Schriften wurde Hussens geistiges Auge aufgehellt; und da er die Wahrheit erkannte, fühlte er den heiligen Beruf, sie auch zu bekennen, sie auch zu verbreiten zum Segen für's Volk. Es schreckte ihn nicht, daß die Hierarchie Wiklefs Schriften als „ketzerisch"

*) Johann Wiklef (oder Wicliffe) war im Jahr 1324 in dem Dorfe Wicliffe bei Richmond in der Provinz York (in England) geboren, widmete sich frühzeitig dem Dienst der Kirche und trat zuerst gegen die Bettelmönche, welche einen schädlichen Einfluß auf die studirende Jugend ausübten, bald aber auch gegen die römische Hierarchie auf. Er berief sich von ihr auf die heilige Schrift und verlangte, daß diese jedem in die Hand gegeben werden müsse, damit jeder selbst prüfen könne, ob sein Glaube wahr oder falsch sei. Er unterschied die römische Kirche von der großen Christuskirche, bestritt die Oberherrschaft des Papstes, erklärte, daß man nicht aus dem Zeugniß der Priesterweihe, sondern nur aus dem christlichen Leben erkennen könne, ob Jemand ein wahrer Priester sei, und daß der kein wahrer Priester sei, der ein Leben führe, welches dem Leben Christi entgegen sei. Er drang ferner auf Verantwortlichkeit und Bestrafung jedes sündhaften Geistlichen, also auch des Papstes; verwarf die Anrufung der Heiligen, behauptete, daß der Mensch das Gute frei erkennen und frei verlangen, und folglich auch nach freier Willkür handlen könne und daß er nur dadurch sündige, wenn er seine Willensfreiheit mißbrauche; bezeichnete den Ablaß als eine Gotteslästerung, bestritt die Lehre von sieben Sakramenten; insbesondere aber die Ohrenbeichte, sowie die Wirksamkeit der Messen für Verstorbene, desgleichen das Ehelosigkeitsgelübde der Priester, und drang darauf, daß man das göttliche Gesetz und Evangelium nicht bloß mit dem Munde bekennen, sondern auch in Werken erfüllen müsse. Wegen dieser Lehren wurde er von der Hierarchie als Ketzer verfolgt. Er starb im Jahre 1384. Nach seinem Tode wurde sein Andenken von der Hierarchie verflucht und auf ihr Geheiß im Jahre 1428 sein Leichnam ausgegraben und verbrannt.

verurtheilte; er überſetzte ſie in die Sprache ſeines Volkes. Er zitterte nicht, als die Hierarchie ihm deßhalb ihren Groll zeigte. Stärker als ihr Arm, der weltbeherrſchende, war die Hand Gottes, die ihn ergriff, das Evangelium der Geiſtesfreiheit zu predigen. Der Erzbiſchof von Prag Sbinko ließ die eingeſammelten Schriften Wiklefs am 16. Juli 1410 im inneren Hofe ſeines Palaſtes verbrennen. Aber: „die Wahrheit", ſo rief Huß am nächſten Sonntag in einer Predigt ſeinen zahlreichen Hörern zu, „ſtirbt nicht in den Flammen!" Dafür traf ihn denn, als „offenbaren, halsſtarrigen Ketzer," Rom's Bann. Huß legte wider dies Urtheil des päpſtlichen Hofes Berufung ein auf eine allgemeine Kirchenverſammlung (Concil), welche alle edleren Geiſter längſt als das einzige Mittel erſehnt hatten, um der Willkür der Päpſte Zügel anzulegen und die nothwendige durchgreifende Verbeſſerung der Kirche an Haupt und Gliedern (Reformation) zu erwirken.

Es trug damals Balthaſar Coſſa, ein Mann, welcher in ſeiner Jugend Seeräuber geweſen war und allen Laſtern und Ausſchweifungen offenkundig fröhnte, unter dem Namen Johann XXIII. die dreifache Krone. Die öffentliche Meinung beſchuldigte dieſen Papſt: er habe ſeinen Vorfahr Alexander V. vergiftet; mit gewaffneter Hand war er in das Konklave der Kardinäle gedrungen, hatte ſich das päpſtliche Gewand angethan und gerufen: „Ego sum papa" (ich bin Papſt). Dieſer Johann XXIII. ließ nun im Jahre 1412 aus perſönlicher Feindſchaft einen Kreuzzug gegen den König Ladislaus von Neapel predigen und vollkommenen Ablaß verkündigen für Jeden, der dem „heiligen Vater" in dieſem Kriege perſönlich oder durch einiges Geld Dienſte leiſten würde. Da zogen denn alsbald die Ablaßkrämer mit der päpſtlichen Bulle, — Geld fordernd, aber auch Alles, was Geldes-Werth hatte, nehmend, — unter Trommelſchlag im Lande Böhmen umher, und in drei Hauptkirchen Prags ſtanden eiſenbeſchlagene Kiſten, in welchen das Ablaßgold der Reichen und die Ablaßpfennige der Armen geſammelt wurden. Der König ſelbſt hatte nichts dagegen, daß ſein Volk gebrandſchatzt, ſein Reich geplündert wurde. Aber Johann Huß erhob ſich, die Seele voll heiligen Eifers, und predigte dagegen. „Es geht wider den Geiſt des Chriſtenthums, Chriſten gegen Chriſten zum Krieg zu treiben und Ablaß zu verkaufen, um Blutvergießen zu veranlaſſen!" So ſprach er. Ungeſtüm regte ſich das Volk, welchem die Binde vom Auge genommen war. Da baten die Lehrer der Prager Hochſchule mit Thränen in den

Augen Huß und seinen Freund Hieronymus, fürderhin zu schweigen. Aber Huß sprach: „Ich sehe das Verderben nahen, ich habe meine Hand aufgehoben für die Wahrheit, und ich werde sie nicht sinken lassen; ich kann nicht schweigen, aber mäßigen will ich mich, so viel ich's vermag.“ Nun schleuderte Rom neuerdings seinen Bannstrahl auf Huß, und das Interdikt (d. h. Einstellung alles Gottesdienstes und aller Gnadenspendung) verhängte es über jeden Ort, wo er sich aufhielt; und es trat der König von ihm zurück, der ihn bis dahin beschützt. Huß aber berief sich von der Ungerechtigkeit der Menschen, welche sich „Stellvertreter Christi“ nannten, auf Christus selbst, und verzagte nicht, ob auch Menschen ihn verließen. Er hatte die Wahrheit, die göttliche, erkannt; und die Wahrheit hatte ihn frei gemacht von allen Rücksichten auf irdischen Vortheil, auf behagliche Ruhe des Lebens und Gunst der Mächtigen; sie hatte ihn frei gemacht von jeglicher Menschenfurcht. Für heilige Pflicht hielt er es im wonnigen Gefühl dieser Freiheit, durch die Wahrheit auch seine Brüder zu befreien von der Herrschaft Roms, sie zur Erkenntniß der Wahrheit zu leiten. Das verzieh ihm die Hierarchie nicht. Er war aufgetreten für die Lehrfreiheit; er hatte die Hochschule zu Prag gegen die Uebergriffe der Kirche vertheidigt; er war ihr dadurch gefährlich geworden und alles Volk hing ihm begeistert an, ihm, der Wissenschaft, Religion und Leben als unabhängig von der Kirche, als innigzusammengehörendes Ganzes verbunden hatte; er hatte den Glauben an die übernatürliche Macht und Unfehlbarkeit der Kirche erschüttert, — das war sein Verbrechen in den Augen Derjenigen, deren Vortheil, ja deren Nahrung von dem blinden Glauben des Volkes an jene übernatürliche Macht und Unfehlbarkeit abhing. Darum erstanden ihm Feinde in allen Jenen, welche ohne diesen Glauben — ihr Brod nicht finden konnten; und der Untergang des Mannes, der für die Geistesfreiheit, für die Lehrfreiheit, für die Wiedergeburt des reinen Christenthums als Religion der freien Erkenntniß, Sittlichkeit und Menschlichkeit aufgetreten, war unwiderruflich beschlossen.

Edler Huß! Was für dich die Schriften deines Vorgängers Wiklefs, das waren für uns die Geistesstrahlen der Reformation, als deren Vorläufer wiederum du hingewandelt, gleich dem Morgensterne, der dem jungen Tage als Herold voranzieht! Von jenen Geistesstrahlen berührt, durchschauten auch wir die Hierarchie und ihre unwandelbaren Pläne, die Welt zu beherrschen durch Geistesunmündigkeit.

Wie du, verklärter Huß, so strebten und rangen auch wir inbrünstig, durch die Nebel verjährter Vorurtheile hinanzudringen zur ewigen Wahrheit. Wie du, so erkannten auch wir sie; und als wir sie einmal erkannt, da hielt auch uns, wie dich, die Macht der Gewohnheit und der Rücksichten nicht ab, da schreckte auch uns kein Groll und keine Gefahr zurück, die Wahrheit zu bekennen und zu verbreiten; da rißen wir uns, wie du, von der Macht los, welche im 19. Jahrhundert die freie Forschung verdammte, die Werke der größten Geister ächtete und das Schauspiel des Mittelalters, den Ablaßhandel, wiederholte; und ob sie ihre Bannstrahlen auf uns schleuderte, ob sie unsere Familien mit dem Interdikt belegte, — wir zitterten nicht! Auch wir sahen, wie du, verklärter Huß, „das Verderben nahen;" raschen Flügelschwunges schwebte es wider unser theures Vaterland heran; — deßhalb sprachen wir, wie du: „Wir haben die Hand aufgehoben für die Wahrheit; wir werden sie nicht sinken lassen; wir können nicht schweigen, aber mäßigen wollen wir uns, soviel wir's vermögen." — Und wir haben nicht geschwiegen; Gottes Stimme trieb uns zur Rede; — aber wir haben uns gemäßigt, selbst dann, als die Angriffe der Gegner auf uns, als ihre Verdächtigungen und Verläumdungen alles Maaß überstiegen; und wir werden uns auch ferner mäßigen. Aber schweigen werden wir auch ferner nicht, denn wir dürfen's nicht.

II.

So war denn der Würfel gefallen; der kühne Streiter für Wahrheit und Geistesfreiheit, für die lautre, von Kirchensatzungen gereinigte Christuslehre war von seinen Feinden, die sich Priester Christi nannten, bereits dem Untergange geweiht, als jene längst erwartete Kirchenversammlung zu Konstanz eröffnet wurde, welche über die drei damals um die Oberhauptschaft der Kirche streitenden Päpste, Johann XXIII., Gregor XII. und Benedict XIII., aburtheilen sollte; außer dem Papst Johann befanden sich auf derselben mehr als 20 Kardinäle, 7 Patriarchen, 20 Erzbischöfe, 91 Bischöfe, 600 Prälaten und Doctoren und gegen 4000 Priester. Vor dieser Kirchenversammlung erschien nun Johann Huß.

Was trieb ihn dorthin, wo so viele als Richter saßen, von welchen er wissen mußte, daß sie seine Feinde waren? Ihn trieb die Begeisterung für die Wahrheit, welche er vertheidigen, die Liebe für die Ehre seines Vaterlandes, welches er gegen die damals so ent-

ehrende Beschuldigung der „Ketzerei" rechtfertigen wollte! Und was bezeichnete man als Ketzerei? Daß er die päpstliche Oberherrschaft über die Kirche, die Sündenvergebung durch Priester, den Ablaß, den Glaubenszwang und die gröbsten Mißbräuche der Kirche verwarf, daß er die Religion Christi in ihrer Reinheit wiederherstellen wollte als Religion des Geistes, der Liebe und der Sittlichkeit.

O blicket hin auf Huß, wie er in Konstanz vor den versammelten Würdenträgern der allgewaltigen Kirche steht! Da sitzen Papst und Kardinäle, Bischöfe und Aebte, Priester und Lehrer, in reichen Gewändern, in herrlicher Pracht, in stolzer Sicherheit; und die weltlichen Gewalten all, der Kaiser und die Fürsten, Herzöge, Grafen, Ritter und Edelleute dienen ihnen mit Sceptern und Schwertern. Vor diesen Mächtigen der Erde und vor Jenen, welche als die Machthaber über die Ewigkeit gefürchtet werden, steht im Jahr 1414 der schlichte Mann aus Böhmen, welcher für die Wahrheit Zeugniß geben will, die ihn frei gemacht, die er erkannt, durch die er seine Brüder frei machen will. Sein blasses Haupt schmückt keine Inful, seine Schultern kein goldgestickter Mantel, seine Brust kein theuer bezahltes Pallium; sein Herz schützt kein Harnisch; kein Schwert hat er zur Vertheidigung; sein einziger Schild sind die Bibel und sein reines Bewußtsein.

Wohl hat Huß einen Geleitsbrief des deutschen Kaisers Sigismund für seine Sicherheit mitgebracht, in aller Form Rechtens ausgestellt am 18. Oktober 1414 zu Speyer, deß Inhalts, daß der Kaiser Huß in des heiligen Reiches Schutz und Schirm genommen und daß Huß frei hin und zurück ziehen dürfe, „der kaiserlichen Majestät zum Ruhme!" Aber was nützt dem Manne, welchen die Hierarchie haßt, des Kaisers freies Geleit? Selbst Papst Johann XXIII. verspricht Hußen vollkommene Sicherheit, „auch wenn derselbe (so hieß es wörtlich) seinen (des Papstes) leiblichen Bruder ermordet hätte". Aber am 28. November 1414 wird Johann Huß gleichwohl verhaftet, und triumphirend rufen seine Feinde: „Jetzt haben wir dich einmal, du sollst nicht eher wieder loskommen, als bis du Alles bezahlt hast!" Als Hußens Freund, Ritter Chlum, entrüstet über solchen Wortbruch, zu dem Papst hineilt und diesen an das kaiserliche Freigeleit und an seine eigene Zusage erinnert, erklärt der Papst: „Es sei die Verhaftung nicht auf seinen Befehl geschehen; ihm dürfe man keine Schuld beimessen;" und als nun der Kaiser, gedrängt durch die öffentlich an allen Kir-

chenthüren angeſchlagene Beſchwerde, Auftrag gibt, Huß in Freiheit zu ſetzen, da verhindert derſelbe Papſt den Vollzug dieſes kaiſerlichen Befehls, und die Prieſter beweiſen dem Kaiſer aus dem römiſchen Kirchenrecht, daß er nicht ſchuldig ſei, „einem Ketzer ſein Wort zu halten!“

Freigeleit verſprach der Kaiſer dem Huß und ſeine perſönliche Ehre verpfändete er dafür und den Ruhm ſeiner Majeſtät; und ſeht: Huß liegt in einem fürchterlichen Gefängniß, in einer Grube, durch welche eine Kloacke in den Rhein führte! Erſt als er in ein gefährliches Fieber fällt, als die Kardinäle fürchten: dies könne ihn wegraffen und ſomit würde das Schauſpiel einer öffentlichen Hinrichtung vereitelt, erſt dann laſſen ſie ihn in eine reinlichere Haft bringen, erſt dann geſtatten ſie Aerzten, ihn zu beſuchen. Aber wie er mit Hinweiſung auf ſeinen jammervollen Körperzuſtand einen rechtskundigen Anwalt zu ſeiner Vertheidigung verlangt, da verweigern ſie ihm denſelben, auf den Grund hin, „daß durch ein altes Kirchengeſetz allen Menſchen der Umgang mit einem Ketzer verboten ſei.“ Seine Feinde laſſen den ſchwachen kranken Mann in einen feſten Thurm des Schloſſes Gottleben werfen und ihn des Nachts mit Fußketten an die Mauer ſchließen! So liegt er ſieben Monate lang, ohne ein einzig Mal verhört worden zu ſein! Als ſie ihn endlich zum Verhör zulaſſen und ihm die Klagepunkte vorleſen, und er ſich dagegen vertheidigen will, da erheben ſie ein ſolches Geſchrei, daß man kein Wort vernehmen kann. Weshalb? Aus demſelben Grunde, aus welchem ihm von Anfang her alles öffentliche Auftreten und Predigen in Konſtanz verboten worden war! Man fürchtete nämlich die ſiegreiche Macht der Wahrheit, ſelbſt über einen Theil der Richter — den edleren nämlich — ſo wie man ihren Einfluß auf das Volk gefürchtet, welches ſie nicht erkennen ſollte, damit es nicht [illegible] gemacht werden könne durch die Wahrheit.

Wenn es in dem Verhöre ruhiger ward, und Huß nun die heil. Schrift oder die Kirchenväter für ſich anführte, da riefen ſeine Gegner: „Das gehört nicht hierher!“ So lange läſterten ſie wider ihn und verſpotteten ihn, bis er endlich ſtille ſchwieg, und dann riefen ſie: „Seht, wie er ſchweigt! Er bekennt ſich dadurch überführt; er geſteht dadurch, Ketzerei gelehrt zu haben.“ In einem andern Verhör (am 7. Juni) hörten ihn die Prieſter nicht, als er die falſchen Zeugen entlarven wollte, die gegen ihn ausgeſagt; — ſie verlachten ihn, als er ſprach: „er habe vor dem Papſt, bei wel-

chem seine Vertheidigung nicht gehört worden sei, an Christus Berufung eingelegt"; aber sie konnten ihn nicht widerlegen, als er bewies, daß ihre Anklage: „als habe er Aufruhr gepredigt, als habe er dem Volke gerathen, alle Andersgläubigen zu vertilgen," eine Lüge sei. Es war die alte List, welche schon die jüdischen Pharisäer und Priester wider Christum angewandt, welche so oft in der Geschichte des Priesterthums aller Völker wiederkehrte bis zur neuesten Zeit. Gerade im Gegentheil hatte Huß das Volk, wenn dessen Entrüstung durch die Priesterpartei erregt worden war, durch seinen Einfluß beruhigt und von Gewaltthätigkeiten abgehalten. Doch wie siegreich er auch alle falschen Angaben widerlegte, — man sprach ihn nicht frei! Der Kardinal von Ailly warf ihm sogar Unverschämtheit vor. Der Kaiser selbst rief ihm zu: „Wir werden nie Deine Ketzereien in Schutz nehmen: ja wahrlich, mit diesen Unsern eignen Händen wollen Wir Dir eher einen Scheiterhaufen bereiten, als zugeben, daß Du noch länger in Deiner Halsstarrigkeit beharrest, wie Du sie bisher gezeigt hast." Huß dankte ihm für den freien Geleitbrief — und in Ketten ward er abgeführt!

Bei neuen Verhören fordert man ihn auf, seine Lehre abzuschwören; er weigert sich dessen — und beschlossen ist's: „er soll als Ketzer den Flammentod sterben!" Aber Huß verzaget nicht in seinem Kerker, in seinen Ketten! Lieber läßt er das Leben, als die Wahrheit, die er verkündigt; und die Schande, seiner Ueberzeugung untreu zu werden, ist ihm furchtbarer, als der schmach- und qualvolle Tod.

Brüder und Schwestern, die ihr, wie Huß, mit Hunderttausenden von Gesinnungsgenossen im deutschen Vaterland, für die Wahrheit, die ihr erkannt, auch offen aufgetreten, — was werdet ihr thun, wenn ihr keinen Anwalt für die Reinheit unserer Sache habt? Vertrauen auf der Wahrheit ewige Siegeskraft! Gott ist ihr Anwalt, ist der eure! Wenn sich tausend Stimmen zu falschen Anklagen wider euch erheben, wenn eure Vertheidigung von keines Menschen Ohr vernommen werden kann, wenn man eure Berufung auf den Geist des Christenthums und auf Gottes Gerechtigkeit mit den Worten verwirft: „Das gehört nicht hieher", wenn man euch verhöhnt, weil ihr schweigen müßt, und wenn man daraus folgert: „Ihr geständet durch dies euer Schweigen ein, daß ihr Unrecht habet", — wenn man auch wider euch jenen Vorwurf wiederholt: „Ihr prediget Aufruhr unter dem Schein der Religion", und wenn ihr ihn siegreich widerlegt und dennoch verurtheilt werdet, — was ist euer Trost?

Gottes Cherub ſchwebt über euch, mit den unvertilgbaren Tafeln, auf denen eure Unſchuld, euer Recht und euer Werth geſchrieben ſteht; und dieſer Cherub heißt — die Geſchichte! Fühlt das Rauſchen ihrer Fittige, ihr verkannten, verläumdeten Brüder fern und nah, die ihr Unrecht zu dulden habt! Fühlt die himmliſche Wonne, daß es beſſer iſt: Unrecht leiden, als Unrecht thun! Fühlt euch, ihr Erben einer unſeligen Vergangenheit, als die Väter einer ſeligen Zukunft des Menſchengeſchlechts, und ihr habt die Gotteskraft, groß und ruhig und freudig auszuharren, wie Huß!

Wie Huß vor vierhundert ſechs und dreißig Jahren vor der Verſammlung der Kardinäle, Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Aebte und Prieſter, des Kaiſers und der Fürſten, der Herzoge, Grafen, Ritter und Edelleute aller Lande der Chriſtenheit zu Konſtanz ſtand, — ſo ſteht die Wahrheit heute, wie immer, vor ihren ſtolzen Feinden! Tauſende gegen ſie allein; verlaſſen ſcheinend und dennoch mächtiger als die Tauſende, — arm ſcheinend und dennoch Schätze ausſpendend an Millionen, geltungslos ſcheinend und doch in alle Ewigkeit geltend, — ohne dreifache Krone, aber umduftet von dem Kranz des ewigen Lebens, — ohne freies Geleit, aber Alle, die ihr gottesfreudig und opfermuthig folgen, ſicher hinleitend zum Siege: ſo ſteht die geächtete Wahrheit vor ihren Feinden!

III.

Aber der Weg zum Siege iſt ernſt. Er führt durch Leiden und Tod! Er führte Huß von der Kirchenverſammlung zum Scheiterhaufen.

Es war am 6. Juli des Jahres 1415, als zwei Stunden vor Tagesanbruch der Biſchof von Riga mit einer Schaar Gewaffneter in Huſſens Gefängniß kam und ihn aus demſelben in die Domkirche zu Konſtanz führte, wo Geiſtlichkeit und Volk verſammelt waren und wo auf hohem Gerüſte, umgeben von den Würdenträgern des Reiches, der Kaiſer ſaß, mit der goldnen Krone auf dem Haupt, um der Entweihung Huſſens beizuwohnen. Die Prieſter ſprachen zu dem Kaiſer: „Einen unſterblichen Namen wirſt du dadurch erlangen, wenn du durch die Hinrichtung des Ketzers Huß eine ſo herrliche und Gott wohlgefällige That vollbringſt". O Kaiſer Sigismund! wohl haſt du deinem Namen Unſterblichkeit errungen, aber die Unſterblichkeit der Schande iſt's, die deinen Wortbruch von Geſchlecht zu Geſchlecht verkündigt.

„Freiwillig bin ich gekommen — und ein freies, sicheres Geleite erhielt ich von dem hier gegenwärtigen römischen Kaiser; ich war der zuversichtlichen Hoffnung, es würde mir keine Gewalt geschehen"! so rief Huß, vor dem Kaiser stehend, welchen er scharf ins Auge faßte, und Sigismund erröthete und sah zur Erde, er konnte den Blick des blassen, schwachen, dem Tode geweihten Mannes nicht aushalten. Der päpstliche Richter las nun dem Huß das Urtheil des heiligen Concils vor, „daß er, als ein halsstarriger, verstockter Ketzer, der nicht in den Schooß der heiligen Kirche zurückkehren und seine Ketzereien abschwören wolle, seines priesterlichen Standes entsetzt und seiner Würde beraubt werden sollte." Da kniete der Verurtheilte nieder und betete, ein treuer Nachfolger Christi: „Herr verzeihe meinen Feinden, die mich fälschlich angeklagt und falsche Zeugnisse gegen mich gebraucht, — verzeih' ihnen um deiner großen Barmherzigkeit willen!" Augenzeugen meldeten, daß die Priester ihn über dies Gebet verhöhnten! — Nun befahlen ihm sieben Bischöfe, die an einem Pfahl hängende Priesterkleidung anzuziehen; und als dies geschehen war, nahmen sie ihm unter Schmähungen und Verwünschungen den Kelch aus der Hand und sprachen: „Verdammter Judas, wir nehmen von dir den Kelch der Erlösung, in welchem das Blut Christi dargereicht wird zur Vergebung der Sünden." Huß erwiederte darauf: „Ich verlasse mich auf Gott, den allmächtigen Vater, und auf meinen Herren Jesum Christum, um dessen willen ich dies Alles ertrage; dieser wird schon den Kelch seiner Erlösung nicht von mir nehmen. Ja, ich hege die feste Hoffnung, heute noch in seinem Reiche aus ihm zu trinken." Nun nahmen ihm die Bischöfe die anderen Kirchengeräthe ab, zogen ihm die Priesterkleider aus, schändeten ihm die Tonsur und sprachen: „Das heilige Concil zu Konstanz stößt Johann Huß aus dem heiligen und herrlichen Stande der Priester; es zeiget damit an, daß er sich von der christlichen Kirche gesondert hat; er ist von da an der weltlichen Gewalt in die Hände gegeben!" Man setzte ihm nun eine mit Teufelsgestalten bemalte und mit der Aufschrift: Hæresiarcha (d. h. Erzketzer) versehene papierne Krone auf und die Bischöfe sprachen dazu: „Nun übergeben wir deine Seele dem Teufel." — „Ich aber", entgegnete Huß, das Auge zum Himmel emporgewandt, „ich empfehle sie in deine Hände, Jesus Christus, der du sie erlöset hast!" Hierauf übergaben sie den Verurtheilten dem Kaiser, daß dieser mit der Gewalt des weltlichen Gerichtes ihn aus dem Reiche der Lebendigen vertilge.

Auf des Kaisers Befehl überlieferte nun der Herzog Ludwig von Bayern den Märtyrer dem Stadtrichter von Konstanz, daß er ihn als „verdammten Ketzer verbrennen lasse". Von zahlreichen Söldnern bewacht, wurde Huß zur Richtstätte geführt, unweit der Burg Gottleben, zwischen den Gärten und Thoren der Vorstadt. Mit gottesfreudigem Muthe schritt er dahin und lächelnd sah er, unterwegs stillstehend, wie seine Schriften auf dem Kirchhof verbrannt wurden.

Als er auf dem Richtplatze angekommen war, fiel er auf die Kniee und betete einige Psalmen, besonders den 51. und 31.; am öftesten wiederholte er den 6. Vers des letzteren: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist; du hast mich erlöset, Herr, du treuer Gott." Da sprach das Volk ringsumher tief erschüttert: „Was dieser Mann früher gethan hat, wissen wir nicht; jetzt aber, das sehen und hören wir, betet und spricht er wie ein Heiliger." — Dreimal ward er nun, auf Herzog Ludwigs Befehl, um den Scheiterhaufen geführt; dann dankte er seinen Gefangenwärtern, und hierauf wurde er von dem Scharfrichter entkleidet und mit sieben nassen Stricken rücklings an den eingeschlagenen Pfahl gebunden. Zufällig blickte er nach Morgen; da schrieen Einige: „Herum! Er ist ein Ketzer! Er darf nicht nach Morgen blicken!" So wendete man ihn denn gegen Abend. Um den Hals schlang man ihm eine alte verrostete Kette; unter seine Füße legte man zwei Bündel Reisig, mit Stroh; dann schichtete man rings um ihn bis an's Kinn Holz und Reisig auf. Da ritten der Herzog von Bayern und ein Pappenheim noch einmal zu ihm heran und ermahnten ihn, seine Ketzereien zu widerrufen! Aber Huß erwiederte: „Ich bin mir keiner Ketzereien bewußt. Das, was gegen mich fälschlich vorgebracht worden ist, habe ich weder geglaubt, noch gepredigt; was ich aber durch meine Lehre erstrebte, das war nur die Läuterung, die sittliche Wiedergeburt der Menschen nach der Wahrheit des Evangeliums Christi. Getrosten und freudigen Muthes erleide ich auch deßhalb jetzt den Tod." Da verließen ihn der Herzog von Bayern und Pappenheim mit in einander geschlagenen Händen, und der Holzstoß wurde entzündet. Huß rief zweimal mit lauter Stimme: „Jesu Christe, Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich meiner!"; als er zum drittenmal diesen Ruf erheben wollte, trieb der Wind ihm die Flamme ins Gesicht und er erstickte. Es war um die elfte Stunde des Vormittags. Sein Haupt und sein Herz waren noch unverbrannt; da zerstückte man das erstere, zerschlug das letztere

und warf es in ein neu entzündetes Feuer. Die Asche wurde gesammelt und mit der Erde unter ihr, welche man auf der Richtstätte ausgestochen, in den Rhein geworfen.

So starb am 6. Juli des Jahres 1415 Johann Huß den Opfertod für die Wahrheit.

Er unterlag, er starb; aber sie, der er sich geweiht, die göttliche Wahrheit, feierte in seinem Opfertode ihren Sieg. Sie lebt, und durch sie lebte auch er, neue Gestaltungen schaffend, in der Menschheit fort. Seinen Leib hatten sie tödten können, die unversöhnlichen Feinde, aber nicht seinen Geist; sein Herz hatten sie in Asche verwandeln können, aber den gewaltigen Herzschlag der Völker, welcher dem seinigen nachzitterte, den vermochten sie nicht mehr zu beschwichtigen. Mit seinem Leben war zugleich der Vorhang im Tempel der mittelalterlichen Weltanschauung zerrissen; an seinem Flammentode mußte die Hierarchie das Siegel ihrer Weltherrschaft zerschmelzen sehen.

Seit der Rheinstrom Hußens Asche durch Deutschlands Gaue hinaustrug ins freie Meer, durchströmte immer mehr Geister die Ueberzeugung, daß keines Menschen Macht Vorschriften geben darf in Glaubenssachen! Nur gegen die empörendsten Mißbräuche des alten entarteten Kirchenthums war Huß aufgetreten, und die Hierarchie hatte auch nicht den geringsten davon aufgeben wollen; sie hatte gewollt, daß man sie für unverbesserlich halte; sie hatte ihre Schwäche verrathen in der Furcht vor diesem einen Manne, der die Wahrheit verkündigte.

Der Grundsatz, welchen Huß aufgestellt, daß die Bibel über der Unfehlbarkeit der Hierarchie stehe, dieser Grundsatz war die erste Stufe zu unaufhaltsamen Fortschritten; denn für die Vernunft, die gottentstammte, nahm er das Recht der Prüfung und Forschung in der Schrift in Anspruch; und so ward denn die Geistesfreiheit sein großes Vermächtniß an die Menschheit.

Die Reformation trat ein Jahrhundert später diese kostbare Erbschaft an; Luther und Zwingli und die herrliche glaubensmuthige Schaar des sechszehnten Jahrhunderts rings um diese Beiden, vertheidigten und retteten sie für alle Zeiten. Aus der Hand der Reformation aber, die wir als ihre Miterben dankend segnen, empfingen die unsterblichen Helden der Wissenschaft, ein Kopernikus, ein Galilei und Newton, ein Kant, ein Lessing und Herder das Kleinod der Geistesfreiheit, — und ein Franklin pflanzte ihr Siegesbanner

jenſeits des Weltmeers auf und ein Peſtalozzi trug ihr Evangelium, als das der Humanität, in die Hütten der Armuth, aus verlorenen Kindern — Menſchen bildend! — Und ſiehe: das Wort der Verdammung, das zerſtörende und vernichtende, hat den Zauber der Unüberwindlichkeit in den Herzen verloren und das Wort des Segens ſchwebt, eine neue Welt ſchaffend, über den Geiſtern, welche die Wahrheit erkannt, welche frei geworden ſind durch die Wahrheit. Ja, als Erben des theuren Vermächtniſſes, welches ſich von einem Geſchlecht, das es empfing und bewahrte, zum andern um ſo herrlicher vermehrte, je mehr es vertheilt ward, — haben wir die heilige Pflicht, es zum Gemeingut zu machen. Vorangeſchritten ſind wir auf dem Wege, welchen Huß geöffnet, welchen die Reformation weiter geebnet. Wir dürfen, wir wollen nie ſtilleſtehen auf demſelben, und ob auch alle Mächte der Finſterniß ſich verſchworen haben wider der Wahrheit, der Geiſtesfreiheit ſchutzloſe Schaar. „Schreitet vorwärts!“ ſo rufen uns die lichten Genien der Vergangenheit zu; — „ſeid der Wahrheit getreu bis in den Tod, kämpfet ihn durch, den heiligen Geiſteskampf für die allgemeine Religion der Menſchheit, für das Reich der Vernunft und der Menſchenwürde! Fortwirkend an der tauſendjährigen Welterlöſungsthat, erringt der Menſchheit die Krone des Lebens, den duftigen Blütenkranz der Menſchlichkeit! Möget ihr ſelbſt auch unterliegen und ſterben für die Wahrheit, wie Huß unterlag und ſtarb, — **die Wahrheit wird ſiegen!**“ — Ja, ſie wird's! Durch ſie beſiegen wir aber auch alles Leid, das uns für ſie trifft! Durch ſie haben wir im Tode das ſeligſte Vollgefühl des ächten Lebens. Durch ſie leben wir fort! Wir ſind die Saat der Zukunft. Aus uns, den verweſenden Saatkörnern, erwachſen die Keime, entfalten ſich die Blüten für jene unverwelkliche Siegeskrone der Menſchlichkeit!

Amen!

Der

Ruf des Menſchenſohnes.

„Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken."

Matth. 11, 28.

Brüder und Schwestern!

Wenn wir, wie von Bergeshöhen herab, auf die mannichfachen Zustände des Lebens hinblicken, — ach, wie viele düstre Bilder stellen sich uns dar! Da gewahren wir so manchen Menschenbruder, hinschmachtend unter der Bürde des Wahnes und des Hasses, die ihm aufgeladen wurde, als er noch ein Kind war; unter ihr wuchs er auf; er wußte nicht, was ihn zu Boden drückte! Da entdecken wir so unsäglich viel Elend und Verzweiflung — dicht neben so viel Prunk und Eitelkeit eines Scheinlebens; — da starren wir in eine sternlose Nacht der Verwahrlosung und Verwilderung, und dicht daneben ist gleißender Schimmer stolzer Halbbildung und Verbildung; — neben den heiteren Hallen, in welchen die Kunst das Herz erfreut, neben den ehrwürdigen Sälen, in welchen die Wissenschaft die Geister bildet, — schauen wir die Kerker, hinter deren Mauern in dumpfen düsteren Zellen Bejammernswerthe seufzen, — ach, auch Menschen, unselige, welche für den Mangel einer Erziehung büßen, die sie zu geistiger und sittlicher Selbstständigkeit, zum Bewußtsein der eignen und zur Achtung der fremden Menschenwürde hätte bilden können! O wie so viele der Mühseligen und Beladenen sitzen an den Heerstraßen des Lebens, einsam und verloren unter den Tausenden, die an ihnen vorüber wandeln! Sie tragen ihr Leid, und kein Mitleid nimmt es ihnen ab; vor Aller Augen weinen sie ihre heißen Thränen, und diese werden doch nicht gesehen. Hat denn die Selbstsucht solche Zaubermacht, daß kein Ohr mehr den leisen Klagelaut und den lauten Schmerzensschrei aller dieser Mühseligen und Beladenen vernimmt? Müssen sie denn verzagen und verkommen in ihrem einsamen Weh? Wird nicht so Mancher unter seines Jammers Last erliegen und an den Menschen verzweifeln, weil er nirgends einen Strahl der Hoffnung erschaut, nirgends ein Wort des Trostes vernimmt, nirgends die heißersehnte Hand der Rettung fühlt, die sich mit dem Druck der Treue in seine kraftlose, ermattende legt? Wird er, an Menschen verzweifelnd, mit seinem gebrochenen Herzen nicht endlich auch an Gott irre werden? Er ruft ihn an und vernimmt keine Antwort! Er klopft an, und es wird ihm nicht aufgethan. Er bittet, und es wird ihm nicht gegeben. „Es ist kein Gott!"

ſo ſchreit er, zuſammenſinkend und verhüllt das Antlitz; — er hat nur einen Wunſch: den Tod; denn in deſſen Armen hofft er das Auslöſchen aller Qual, das Ende alles Bewußtſeins zu finden.

Lieber Leidender, Mühſeliger, Beladener, — horche auf! Es tönet dir plötzlich, wie aus weiter, weiter Ferne, eine Stimme zu, anfangs leiſe, bald lauter, vernehmbarer, und ihr Klang träufelt wie Balſam in dein wundes Herz. So ſüß und traut tönet dieſe Stimme, wie die in langen Jahren nicht mehr gehörte Stimme eines theuren Bruders, den du, als du noch Kind warſt, ſo innig geliebt. Auf des Lebens wechſelvollen Wegen hatteſt du dich früh von ihm verloren; über Freuden, Leiden und Sorgen, welche deine Stunden beherrſchten, haſt du ſeine lieben Züge, ſeine milden Worte, ja ſelbſt den ſüßen herzgewinnenden Klang ſeiner Stimme längſt vergeſſen. Aber jetzt, in deiner unſäglichen Verlaſſenheit, da du den leiſen ſüßen Klang plötzlich wieder vernimmſt, erinnert dich dieſer an den verlornen Freund deiner Kindheit; — jetzt beſinnſt du dich wieder der milden Worte, welche er einſt zu dir geſprochen, und es wird hell vor deinem Geiſte; ihr höheres Verſtändniß, ihre ganze volle Bedeutung geht dir nun erſt auf. Die längſt vergeſſenen Züge ſeines milden Angeſichtes, ſeine hohe leuchtende Stirne, ſeine Augen, in deren Blick eine unermeßliche Fülle von Liebe ſich offenbart, ſeine Lippen mit dem ſeligen Lächeln, — dies Alles, und allmälig auch ſeine ganze Geſtalt, ſein treues Herz, an welchem du einſt ſo traulich lagſt, wie das junge Vöglein unterm Fittich ſeiner Mutter, ſeine reine Hand, die er einſt ſegnend über dich erhob, — du ſchaueſt jetzt Alles, Alles wieder, aber freilich nicht ſo, als ob er leiblich vor dir ſtünde. — Du fühlſt ſeine Nähe, den Schlag ſeines Herzens; aber ſo, als ob's tief in dir ſelber wäre! „Ja du biſt's", ſo ruft es aus deinem Innern, „du biſt's, Freund meiner Kindheit, mein Bruder, — ich habe dich wiedergefunden!"

Wer iſt es? — — Es iſt der Menſchenſohn!

Er ſteht neben dir, wo die Kreuzwege des Menſchenverkehrs auseinanderlaufen, und ſpricht. Er ſteht, wo die Straßen des Weltverkehrs in einander münden, und ſpricht. „Gleichwie der Regen und Schnee vom Himmel fällt und nicht wieder dahin kommt, ſondern die Erde feuchtet und fruchtbar und wachſend macht, daß ſie Samen zu ſäen und Brod zu eſſen gibt, — alſo ſoll auch das Wort ſein, das aus ſeinem Munde geht; es ſoll nicht wieder leer zu ihm kommen, ſondern wirken, und Alles ſoll ihm gelingen, wozu es geſandt iſt." (Jeſ. 55, 10 — 11). Ja, ſo iſt das Wort, das aus ſeinem Munde

geht. An dich, an Alle, die ſo gebeugt und verzagend auf des Lebens Wegen gehen, die da zuſammenbrechen unter dem Gewicht ihrer Leiden, ihrer Zweifel, die wohl ſchon irre werden an der Allmacht des Göttlichen, — ertönet das ewige Meſſiaswort: „Kommt her zu mir, ihr Alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid; ich will euch erquicken.“ Das iſt das friſche, klare Waſſer des Lebens, das alle Verſchmachtenden labt; das iſt das kräftige Brod, Tauſenden zur Sättigung; das iſt das Wort, welches, wenn es als das Erlöſungswort verſtanden wird von Jedem, nicht wieder leer zurückkommt zu dem Mund, der es geſprochen, ſondern in unermeßlicher Kraft des Gelingens alle Fülle des Segens wirkt. Das iſt das heilige, das unzerreißbare Band, welches ein Menſchenherz an's andre, ein Volksherz an's andre knüpfet. Das iſt der Weg, der Jeden zurückführt in jedes von ſeinen verloren geglaubten Heiligthümern. Das iſt das Zeugniß für die Unverlierbarkeit des ewigen Chriſtus, der in jedem Herzen neu geboren wird, und aus jedem Völkergrabe auferſtehend hervorſchwebt als Völkerheiland, als Welterlöſer.

Laßt uns einmal hineinblicken in dies Menſchenleben, in dieſe Welt voll Leiden, die ſo reich an Armen iſt! Nur einzelnes Weh laßt uns heute erfaſſen aus der ganzen Fülle! Laßt uns ſehen, wie es ſich verklärt unter dem ſchöpferiſchen Hauch jener Worte, und von den wenigen Thränen, die dadurch getrocknet, von den wenigen zerſtoßenen Herzen, die dadurch geheilt werden, laßt uns einen Schluß ziehen auf die vielen tauſend andern Thränen, die noch zu trocknen, auf die vielen tauſend andern zerſtoßenen Herzen, die noch zu heilen ſind!

Ich ſchaue ein Mutterherz! O, wie es ſich mir aufſchließet, gleich dem Kelch einer Paſſionsblume, da ſeh' ich eine Dornenkrone eingedrückt, da ſeh' ich die Wunden! Ja, arme Mutter, du ſitzeſt, ein Bild des Jammers, mühſelig am Wege und zähleſt die Kinder all, die da fröhlich einherkommen, ob nicht das deinige unter ihnen ſei, — aber ach, es kommt nicht. Du wandelſt, beladen mit Leid, einſam auf den Pfaden, wo du einſt mit deinem Kinde ſo oft gegangen biſt, wo du dich ſo oft mit ihm gefreut, wenn es dir lächelnd die Blumen zeigte, die es gepflückt! Nun iſt die lieblichſte Blume, die du kannteſt, dein Kind ſelbſt, — gepflückt von des Todes Hand. Dir war die Welt mit ihrer Sonne und ihren Sternen nur ſchön, weil ſie's deinem Kinde war, und deine Sonne iſt mit ſeinem letzten Lächeln untergegangen, und deine Sterne ſind mit ſeinen brechenden Augen erloſchen.

Da wandelst du jetzt hinaus nach dem Friedhofe, wo sie dir deinen Liebling in die kühle Erde hinabgesenkt haben, — ach, du selbst findest in dieser Welt keinen Frieden mehr! Mutter, was blickest du immer nur zur Erde nieder? Erhebe dein Auge! Oeffne es! Siehe! wer vor dir steht, zwar nicht leiblich, aber doch lebendig, und dir zuwinkt, deinen Kummer an sein Herz zu legen und deine Last auf seine Schultern? Es ist der Menschensohn! So trat er in das Haus des Jairus ein, und sprach zu den verzweifelnden Eltern: „Weinet nicht; euer Kind ist nicht gestorben, sondern es schläft", und dann faßte er das bleiche Kind an der Hand, hieß es aufstehen und legte es wieder an's Elternherz. So spricht er auch jetzt zu dir: „Weine nicht, Mutter; dein Kind schläft! Kein Lebenskeim ist verloren, kein Gottesgedanke bleibt unausgedacht, und ein Gottesgedanke ist ja jedes Menschendasein. Es schläft, dein Kind, deinen Blicken entzogen, den festen heiligen Schlaf! Aber siehe: hier wacht es dir auch wieder, hier in einem Waisenkinde; in diesem blickt es dich an, in diesem streckt es dir die zarten Hände, eine Mutter suchend, entgegen. In dem lebenden Waisenkinde begrüße, hoffnungsstark und liebesselig, dein eigenes entschlummertes Kind!" Mutter, so spricht der ewige Menschensohn zu dir. Er will dich erquicken damit; er will dir abnehmen deine Last, indem er dir das süße Joch zeigt, das du auf dich nehmen sollst. Er weiß: du kannst nicht sein ohne die Liebe; du wähnst, dein Herz sei zerrissen, weil deines Kindes Tod ihren heiligen Faden zerriß, und er knüpft ihn wieder an mit seinem doppeltwirkenden Trosteswort an ein andres Kind! O gebeugte Mutter! sprich, hat er dich nicht erquickt? Hat er nicht die Siegesgewißheit des Lebens und der Liebe aus seinem Herzen in das deinige geströmt?

Doch du dort, bleicher kranker Mann, — auch du bist mühselig und beladen. Auch du trägst deine Last! Was für ein Kummer ist's, der dich so furchtbar drückt? Dir leben ja alle deine Kinder. Ach, jetzt verstehe ich dein Leid. Du fühlst in deinem Herzen schon den Keim des Todes, und alle Schmerzen deiner Krankheit foltern dich nicht so sehr, als die Sorge um das Loos deiner Kinder, und du sprichst: „Was wird aus meinen armen verlassenen Kindern werden, wenn ich nicht mehr bin? Wer wird sie nähren und kleiden, wenn ich nicht mehr für sie arbeite? Wer wird sie in Krankheiten pflegen, wenn ich von meinem langen Leiden erlöst bin? Wer wird sie in Kenntnissen und Fertigkeiten unterrichten, damit sie sich einst selbst ihr Brot verdienen können; wer wird sie geistig und sittlich erziehen zu recht-

schaffenen, tugendhaften Menschen? Ach, schon sehe ich sie in Hunger und Blöße, in Verwahrlosung und Verwilderung verkommen und in Folge dessen werden vielleicht Verbrechen, Reue, Schande und Kerker dereinst das Loos meiner verwaisten Kinder sein!“ Das ist deine bitterste Sorge, armer kranker Vater; — doch verzage nicht! — Siehst du nicht, wie der Menschensohn, der Kinderfreund, die Kinder, die verwaisten, von Allen vergessenen Kinder des Elendes an sich zieht? Und hörst du nicht seine Worte, so hell wie Osterglockenklang: „Lasset die Kinder zu mir kommen, denn solcher ist das Himmelreich.“ Ahnest du nicht, wie er, wenn du nicht mehr bei deinen Kindern bist, auch deine Kinder an treuer Hand führet, bis er den gefunden hat, dem die Gottesstimme im eigenen Herzen dasselbe sagt, was der gottbewußte Menschensohn einst zu allem Volk gesprochen, nämlich: „Wer das Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf; und wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat.“ O wahrlich: wer ein Kind aufnimmt im Namen, d. h. im Geiste Christi, wer es in diesem seinem Geiste zum Menschen erzieht, der nimmt ihn selber, den Menschensohn, auf in sein Haus, er nimmt auf den Geist der ewigen Liebe. — O sprich, du kranker Vater: fühlst du dich in deinem Kummer nicht erquickt von dem, der auch dir das Wort zuruft: „Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken?“ Ja, ich seh's an deinem seligen Lächeln, daß du jetzt ihm deine Sorgen, deine Kinder, getrost in die Arme legst; ich sehe dich auf deinem harten Krankenbette, in deinen letzten Augenblicken, glaubensfreudig und stark; ich sehe dich ruhig sterben; leichter, als du je auf Erden aufgeathmet hast, gehst du hinüber.

Wandelnd durch die Straßen einer großen, menschenreichen Stadt, gewahre ich einen Greis, der sich einsam und verlassen dünkt. Das Schicksal hat ihn, als er noch jung und kräftig war, aus seiner Heimath, aus seinem Lebenskreise fortgerissen und ihn fern von beiden in diese große Stadt geschleudert, wo er kärglich seinen Lebensunterhalt fand. Zufrieden mit seinem Loos, verdiente er sich sein tägliches Brod, doch er konnte nichts sparen. Nun ist er alt und gebrechlich geworden und nicht im Stande mehr, sich etwas zu erwerben. Da übermeistert ihn die Trostlosigkeit; denn unter all diesen vielen Menschen wandelt er noch immer so einsam, wie an dem ersten Tage, da er sich plötzlich in ihre Mitte versetzt sah, und jetzt erst, im Alter, in der Gebrechlichkeit und Hülflosigkeit, empfindet er den ganzen Schmerz des Alleinseins. Doch weßhalb zog er sich denn

Jahrelang ſo ſcheu vor den Menſchen zurück? Weßhalb mied er denn ſo ängſtlich allen Umgang mit ihnen? Ach, der Unglückliche hatte einen andern Glauben als ſie, und er hielt ſeinen Glauben für den alleinwahren, alleinſeligmachenden. Er fürchtete, ihn durch ſeinen Umgang mit den Andersgläubigen zu verlieren; und doch wars in ſeinen Gedanken ſein höchſtes Kleinod, das, was er ſeinen angeſtammten Glauben nannte! Armer Greis, was du ſo nennſt, das iſt nur das prüfungsloſe Fürwahrhalten der Kirchenlehren, welche dir, als du noch Kind warſt, ins Gedächtniß gepflanzt wurden; und die erſte dieſer Lehren lautete: Unverbrüchlich feſt halten müßteſt du an allen Lehren, Geboten und Bräuchen deiner Kirche, wenn du nicht der ewigen Verdammniß verfallen ſollteſt, welche Allen beſtimmt ſei, die deiner Kirche nicht angehören; denn „außer der Kirche“ — ſo verſicherte man dich — „gebe es kein Heil“. Da wähnteſt du, in den Andersgläubigen Verlorne zu erblicken; die Furcht, durch einen näheren Umgang, durch Freundſchaft mit ihnen deiner Seele Seligkeit zu verlieren, hat dein ganzes Leben ſo einſam gemacht, macht dich jetzt ſo verlaſſen mitten unter Menſchen. — Da wendeſt du dich betend zu deinem einzigen Freund, zu deinem Chriſtus! Und ſiehe, er kommt auch zu dir, aber nicht, wie du wähnteſt, von ſeinem Weltenthrone herab im Gottheitsglanze, ſondern als Menſchenſohn, als Bruder. Als ſolcher führet er dir diejenigen, welche man dir von Kindheit an als Feinde ſchilderte, die Andersgläubigen, auch als Söhne und Boten des Vaters, als deine Brüder, zu; und wie der andersgläubige Samariter den rechtgläubigen Juden, der unter die Mörder gefallen war, aufhob, ſeine Wunden wuſch und verband und ihn pflegte, ſo pflegen auch dich die Andersgläubigen und waſchen dir die Wunde des Glaubenshaſſes mit dem lautern Waſſer der Wahrheit und träufeln dir darauf den Balſam der Liebe und verbinden ſie mit derſelben Treue, wie der Menſchenſohn dereinſt, wenn er einmal in ſeinem ganzen Weſen völlig erkannt iſt, die große Wunde der Menſchheit heilen wird, welche ihr der Glaubenswahn und der Glaubenshaß geſchlagen haben. — Du ſehnſt dich nach dem heil. Abendmahl, armer, einſamer, verlaſſener Greis! denn du fühlſt die Nähe deiner Todesſtunde, und da möchteſt du ſo gerne nach den Vorſtellungen und Lehren deiner Kirche durch prieſterliche Losſprechung entſündigt werden, durch prieſterliche Vermittlung deinen Herrn und Heiland in dich aufnehmen. Aber du findeſt keinen Prieſter deiner Kirche an dem Orte, wo du wohneſt, und du

hältſt es für Sünde, aus einer andern Hand die ſinnvollen Zeichen des Liebestodes Jeſu, Brod und Wein, zu empfangen; - in dieſem Augenblicke fühlſt du dich noch beiweitem mehr verlaſſen und vereinſamt, denn jemals. Aber, wenn du dich ſo recht nach deinem Chriſtus ſehnſt, dann iſt er dir auch ſchon geiſtig nahe und ſpricht zu dir: „Nicht eines Prieſters bedarfſt du, um das erſehnte Wort der Sündenvergebung zu vernehmen, nicht eines irdiſchen Vermittlers zwiſchen dir und dem ewigen Vater, der da jedem verlornen Sohne zuruft: „Mein Sohn war verloren und iſt wiedergefunden; komm nur an's Vaterherz und dir wird verziehen, gleichwie du deinen Beleidigern, deinen Feinden verzeihſt.“ Vermiſſeſt du eine übernatürliche Weihe, die einem Prieſter, wie du wähnſt, zu Theil geworden ſei, o ſo gedenke: Seine Weihe hat der Ewige ausgegoſſen auf jedes Menſchenhaupt, daß ſeinen heiligen Willen faßt, in jedes Menſchenherz, daß ſein Weſen, die Liebe durchſtrömt; willſt du dein Herz deinem Menſchenbruder aufſchließen, o dann weiht ihn — dein Vertrauen, es läutert, es entſündigt dich die Gotteskraft, die du in dir fühlſt, die du ſterbend bekennſt.“ Und wie einſt der Menſchenſohn zu jenem ſamaratiſchen Weibe ſprach: „Es kommt die Zeit, daß ihr weder auf dieſem Berge, noch zu Jeruſalem werdet den Vater anbeten: es kommt die Zeit und iſt ſchon jetzt, daß die wahrhaftigen Anbeter den Vater anbeten werden im Geiſt und in der Wahrheit; denn Gott iſt Geiſt, und die ihn anbeten, müſſen ihn im Geiſt und in der Wahrheit anbeten,“ (Joh. 4, 21—23.) — ſo ſpricht er jetzt, wenn du ihn nur hören willſt, zu dir: „Alle ohne Ausnahme ſpeiſe ich mit einem und demſelben Brode des Lebens; Alle tränke ich mit einem und demſelben Weine; und das iſt meine Lehre, mein Geiſt. Ja, fort und fort wirket mein Geiſt welterlöſend und weltverſöhnend in allen Menſchen; daß iſt das Geheimniß meiner ewigen Gegenwart in der Menſchheit. Immer klarer entſchleiert es ſich; immer mehr Geiſter erkennen den vollendeten Menſchenſohn als den Brennpunkt alles Lebens; und es kommt einſt der Tag, an welchem Alle, Alle, welche jetzt noch durch die Formen geſchieden ſind, ſich zuſammenfinden an demſelben Tiſche, um das große Liebesmahl zu feiern, das Verſöhnungsmahl der Menſchheit, und es wird Ein Hirt und Eine Heerde ſein!“ — Lieber Greis, der du dich, vom Glaubenswahne befangen, ſo lange einſam und verlaſſen gehalten haſt, fühlſt du jetzt nicht die Bürde von dir abgenommen, den Gram der Einſamkeit, den Kummer der Verlaſſenheit? Fühlſt du dich nicht erquickt

[redacted] Liebe? Fühlſt du dich nicht getröſtet im Grund deiner Seele durch die wahrhafte, innige, geiſtige Vereinigung mit Dem, der keinen Unterſchied zwiſchen Andersgläubigen, der alle Menſchen bloß als ſeine Brüder, als Söhne Eines Vaters kennt und ſie auch als ſolche einigen wird? O du warſt mühſelig und beladen, und der Ruf des Menſchenſohnes hat dich erquickt; er ſprach zu dir durch den Mund eines Andersgläubigen, der, mit die Eines Meiſters Schüler, tröſtend in deine Einſamkeit trat.

Und wenn nun unſer Auge durch Thränen in die leider noch zahlloſen Höhlen der Verwahrloſung, der Verwilderung blickt, wo die ſittliche Peſt ausgebrütet wird, wenn unſer Auge auf das ſchmutzige Strohlager blickt, wo der Sohn des Elends, betäubt vom armſeligſten Genuß, in wilder Verzweiflung drüber lacht, daß die Geſellſchaft ihn ausgeſtoßen, und Tag und Nacht nichts als Rache ſinnt, — wenn unſer Auge in die Hölle blickt, wo daß unſeligſte Geſchöpf, daß vom Weibe geboren und zum Fluche Weib geworden iſt, ſich in die Schande hüllt, die dunkler iſt als die Nacht, — wenn unſer Auge in die Kerker blickt, wo der Verbrecher die glühende Stirne an die Mauer preßt, fluchend dem Tage, an welchem er, einen Verbrecher zum Vater, eine Verbrecherin zur Mutter und von Millionen Menſchenherzen kein einziges zum Schutzgeiſt habend, das Licht ſeines erſten Tages ſah, — — o da tönt das Wort des ewigen Menſchenſohnes wieder durch alle dieſe Schrecken: „Kommt her zu mir, ihr alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken!“ Wie er dem ſterbenden Greiſe die drückende Bürde des Gefühls der Verlaſſenheit abnimmt, ſo erhebt er ſühnend und verheißend die Hand über jene Verlorenen! Er weint um ſie, und ſeine Thränen brennen uns ins Auge, ins Herz. Sie löſchen die Makel, das Brandmahl der Verlorenen; ſie klagen uns an auf die Schuld, daß ſie verloren gehen konnten; ſie mahnen uns an die Pflicht, den Menſchenſohn endlich zu bekennen durch die That. Seine Thränen brennen uns in die Tiefen der Seelen hinein, und es hallen darin die Worte nach: „Der Menſchenſohn iſt gekommen, zu ſuchen und ſelig zu machen, was da verloren iſt.“ O es ſoll kein Menſch verloren gehen, es ſoll keiner den Tod ſchon ſterben, bevor ſein Leib verweſet, die Hölle mit all ihren Grauſen hier auf Erden ſchmecken!

Es ſoll's keiner, wenn wir den Ruf des Menſchenſohns verſtehn! O Brüder und Schweſtern, öffnet ihm die Herzen! Jedem

von euch ruft er zu: „Rettet! Befreiet! Erlöst!“ Ihr erlöst Tausende künftiger Verbrecher von Schande, Fluch und Verzweiflung, wenn ihr sie als Kinder schon von den Fesseln der Thierheit befreit, wenn ihr sie aus der Verlorenheit, aus dem Schlamm emporhebt an's Sonnenlicht des Menschenbewußtseins.

Sie haben keine Heimath im Himmel und auf Erden! O gebt ihnen — nicht Almosen, sondern einen größeren Schatz: Ausbildung der Vernunft! Werfet ihnen nicht den Brosam von eueren Tischen zu, sondern theilt eures Geistes, euerer Bildung reiches Mahl mit ihnen! Gebt ihnen Arbeit für die Hand, wie für den Geist, vom ersten Regen des Gedankens, des Gefühls, der Hand an, und ihr gebt ihnen die ganze Erde zur Heimath, die ganze gesühnte Erde, den heiligen Boden des Menschenrechts! Ihr könnt das, ihr Alle insgemein, und Jeder insbesondere in seinem großen oder kleinen Kreis! Und sei die Mühe noch so groß, o scheut sie nicht! So ruft der Menschensohn jedem von uns zu; — ein Menschenherz will sein Ruf finden, für Menschenbildung will er jedes Menschenherz werben. O dadurch ist und bleibt er ja der ewige Menschensohn, der Erlöser, der Versöhner, dadurch, daß er durch uns sie erquicken will, die Mühseligen und Beladenen, durch uns sie speisen will, die Hungernden, durch uns sie tränken will, die Dürstenden, durch uns sie kleiden will, die in ihrer Nacktheit schamübergossen dastehen, durch uns sie befreien will, die Gefangenen, die da in den Banden des Irrthums und der Sünde liegen, durch uns das Evangelium den Armen verkünden will, die da noch betteln um ihr heiligstes Recht, um die Menschenwürde. Brüder und Schwestern, fühlt ihr's, was es heißt: dies alles durch uns!? Gebt den Verzweifelnden ihren Glauben an Gott wieder — durch eure Liebesthat!

Menschensohn! Ich nannte dich ewig, nannte dich mit vollem, freudigem Bewußtsein Erlöser, Versöhner! Du bist der Gottgedanke, der in der Menschheit lebt, und durch ihn, wenn sie ihn immermehr erkennt, wird sie erlöst, wird sie versöhnt.

Der Ruf des Menschensohnes: „Kommt her zu mir, ihr Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“ — er soll nicht leer wieder zu dem Einen kommen, sondern gesprochen werde er hinfort von jedem Menschenmunde, als heiliges Wort der Sühne für die Blutschuld der Vergangenheit, als heiliges Schöpferwort für die Zukunft! Ja, der Ruf des Menschensohnes, er töne in allen Sprachen, bis alle endlich zusammenklingen in der Einen

Sprache, deren erste und letzte Worte: Menschenwürde und Bruderliebe sind.

Wie der Einzelmensch von Mühsal beladen zu dem Menschensohn hinaufblicket, und seinem Rufe horcht, und Trost und Erquickung findet durch den Menschenbruder, in dessen Seele das Messiaswort Wurzel schlug, von dessen Lippen es wie ein freudiger Siegesgesang weiter und weiter tönt, — o so schauet auch ihr zu ihm empor, so horchet auch ihr auf seinen Ruf, ihr Völker aller Erdtheile, ob ihr am Eismeere oder unter der Sonne scheitelrechten Strahlen, oder im Urwald geborgen, oder auf unermeßlichen Steppen schweifend wohnt, mühselig und beladen mit dem Joch der Sklaverei, oder ziehend den Pflug der Barbarei, unter des Treibers Geißelhieben, über die öden Stätten, wo einst die stolzen Zeugen eurer Größe und Herrlichkeit standen. Verzaget nicht, verzweifelt nicht! Auch euch winket er zu; auch euch ruft er zu: „Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ Nahe dich ihm, du unglücklicher Negersklave, strecke ihm deine gefesselten Arme entgegen! Er faßt die Ketten der Knechtschaft und zertrümmert sie. Der Menschensohn wird die Verhöhnung des ewigen, für Alle gleichen Rechts, er wird die Barbarei, welche geisterfüllte Wesen als Sachen behandelt, er wird die Gotteslästerung, welche den Gotteskeim der Vernunft und der Willenskraft in heranwachsenden Geschlechtern zu ersticken trachtet, — er wird diese Frevel, in welche Winkel der Erde sie sich vor ihm flüchten mögen, mit seinen leuchtenden Blicken verfolgen und sie vernichten mit dem Hauch seines Mundes. Das oberste Gesetz der neuen Weltordnung, die er aufgerichtet, heißt: Bruderliebe; ausgestreut hat er den Samen des Geistes über die ganze Erde, und er wird aufgehen, und ein schattiger Baum des Rechts, der Bildung und des Friedens wird daraus erwachsen, unter dessen Zweigen dereinst die Völker der Erde als eine einzige Gottesfamilie wohnen; und aus dem Munde jedes Volkes wird an all die anderen jener Trostesruf des Menschensohnes ertönen; und ihrer aller Fahnen, welche Jahrtausende hindurch tausendfältigen Brudermorden vorangeflattert, wird der Menschensohn als Weltheiland, umwunden mit dem Oelzweige, unter jenem Baume niederlegen und statt ihrer die Auferstehungsfahne aufpflanzen, das Siegesbanner der Menschlichkeit! Amen!

Ohrenbeichte und Ablaß.

Brüder und Schwestern!

In dem offenen Bekenntniſſe unſerer religiöſen Ueberzeugung haben wir uns einerſeits über das, was wir für *Wahrheit* halten, über die *Grundſätze*, nach welchen unſer religiös-ſittliches Leben ſich bewegt, und über die *Bedeutung der religiöſen Weihebräuche*, anderſeits aber auch über alle jene alten *Satzungen* und *Einrichtungen* ausgeſprochen, welche uns mit der richtig aufgefaßten Chriſtuslehre und mit der Vernunft unvereinbar erſcheinen und welche wir demgemäß denn auch *verwerfen* mußten. Als ſolche bezeichneten wir zunächſt den *Primat des Papſtes und die Hierarchie*, dann die Ohrenbeichte, die Ablässe, das Cölibatsgeſetz, die Faſten Wallfahrten und ſonſtigen Bräuche, welche nur zu geſinnungsloſer Werkheiligkeit führen können.

Wir haben das *Recht*, das unveräußerliche Menſchenrecht, das theuerſte Bürgerrecht, dieſe unſere Ueberzeugung zu bekennen und kundzugeben; es iſt daſſelbe Recht, deſſen Uebung unſere proteſtantiſchen Brüder dem feurigen Glaubens-Muthe ihrer begeiſterten Väter verdanken. Unſere *Pflicht* iſts aber auch, denjenigen unſerer Brüder, welche bisher noch nicht die Gelegenheit fanden, ſich über die *Gründe* einer tiefen, unüberwindlichen Abneigung gegen jene Einrichtungen, wodurch ſie ſich aus dem Kreiſe des alten Kirchenthums gedrängt und in unſere Mitte geführt fühlten, völlige Klarheit zu verſchaffen, eben die Gründe ohne Rückhalt vorzulegen. Denn nur durch eine auf *Gründen* beruhende klare *Einſicht* wird den religiöſen Kämpfen der Gegenwart *das* genommen, was ſie verderblich macht, nämlich die blinde Leidenſchaft, die perſönliche Gehäßigkeit und der erbitternde Spott, wird die *ſittliche Kraft und Weihe* gewonnen, wodurch ſich der Kampf, dem Gemeinen entrückt, als *Nothwendigkeit*, als *Bedingung* für die Entwicklung des Menſchheitslebens darſtellt.

Von dieſem Geſichtspunkt aus wollen wir heute *zwei* jener Einrichtungen, von welchen wir uns losgeſagt haben, — nämlich die *Ohrenbeichte* und den *Ablaß* betrachten.

Die römiſchkatholiſche Kirche zählt die „Buße“ unter ihre 7 Sakramente. Es beſteht (nach dem römiſchen Katechismus*) darin, „daß, wie der Sünder äußerlich ſeine Sünden beichtet und der Prieſter äußerlich die Abſolution ausſpricht, — ſo Gott innerlich mittelſt jener Abſolutionsworte des Prieſters die Seele vom Bande der Sünden ablöst, durch welches ſie gebunden war, und ihr ſeine Gnade zurückgibt und ſie von der Schuldigkeit befreit, in die Hölle geſtürzt zu werden.“ Zum Empfang dieſes Sakraments gehört aber nothwendig „Genugthuung“, die darin beſteht, „daß der Sünder Willens iſt, Buße zu thun, und deßhalb gerne die Strafe annehme, die der Beichtiger ihm auferlegt. Die guten Werke, welche Gott wohlgefällig ſind zum Genugthun für die Sünden, ſind Gebet (Meßhören, die Bußpſalmen herſagen u. ſ. w.) Faſten, worunter alle körperlichen Kaſteiungen, wie Cilicium (härnes Unterkleid), Geißel, auf der Erde ſchlafen, Wallfahrten u. dergl. verſtanden werden, und Almoſen.“ Die römiſchkatholiſche Lehre ſchreibt ſonach dem Beichtvater, das heißt dem Prieſter, welcher die Beichte abnimmt, die Macht zu, dem Beichtenden ſeine Sünden zu vergeben oder auch nicht, und im letzteren Falle läßt ſie ihn nicht zum Genuſſe des heiligen Abendmahles; ja ſie behauptet, daß derjenige, welcher daſſelbe genießt, ohne vorher gebeichtet und die prieſterliche Losſprechung (oder Abſolution) erlangt zu haben, auch dann, wenn er ſeine Sünde bereue, der Verdammniß verfallen ſei. Als Früchte des Sakraments der Buße, welches nur vermittelſt der Ohrenbeichte vollbracht werden könne, nennt dann der römiſche Katechismus die Verwandlung der ewigen Höllenſtrafe in eine zeitliche, ſo wie die „Empfänglichmachung für den Schatz der Indulgenzen, (d. h. Abläſſe) welche die Päpſte oft ertheilen.“ Wir, die wir uns von der römiſchen Kirche losgeſagt haben, ohne daß wir aufhörten der allumfaſſenden, allgemeinen Chriſtuskirche anzugehören, — wir ſtellen uns zuerſt die Frage, ob Chriſtus die Ohrenbeichte angeordnet habe?

Wenn wir die Urkunden über Jeſu Leben und ſeine Lehre, die Evangelien nachſchlagen, ſo vermögen wir darin nur zu finden, daß er zwei feierliche Bräuche angeordnet, nämlich: Taufe und Abendmahl. Von einer Anordnung der Ohrenbeichte durch Chriſtus entdecken wir dagegen in den Evangelien keine Spur.

*) „Dichiarazione piu copiosa della dottrina cristiana.“ Auflage vom Jahre 1838.

Dagegen wird nun freilich von der andern Seite die Behauptung vorgehalten, die Einsetzung der Ohrenbeichte durch Christus sei in jener Stelle des Evangeliums Johannis (20 Kap. 22 — 23 V.) zu erkennen, wo von dem auferstandenen Meister erzählt wird: er sei am Sabbathabend mit dem Friedensgruße zu den bei verschlossenen Thüren versammelten Jüngern gekommen, habe ihnen die Fortsetzung seiner Sendung übertragen, sie angehaucht und dazu gesprochen: „Nehmet hin den heiligen Geist! Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.“ Hiermit wird denn auch gewöhnlich jene Stelle bei Matthäus (18 Kap. 18 Vers) in Verbindung gesetzt, wo Jesus, zur Vergebung und Versöhnung auffordert, indem er sagt: „Sündigt dein Bruder an dir, so gehe hin und strafe ihn zwischen dir und ihm allein; höret er dich, so hast du deinen Bruder gewonnen. Höret er dich nicht, so nimm noch einen oder zween zu dir, auf daß alle Sache bestehe auf zweier oder dreier Zeugen Mund; höret er die nicht, so sage es der Gemeine; höret er die Gemeine nicht, so halte ihn als einen Heiden und Zöllner.“ Jesus meinte aber hiermit nichts anders als die wechselseitige Versöhnung des Beleidigers und des Beleidigten und unter der Gemeine verstand er den Bund seiner Jünger und Anhänger. Nur auf diese Gemeine bezieht sich denn auch die weitere Rede Jesu von der Macht zu binden und zu lösen (Vergl. Matth. 16, 19). Er gab nämlich seinen Schülern die Vollmacht: in die Gemeine, in den Bund seiner Anhänger neue Mitglieder aufzunehmen, oder solche Mitglieder seines Bundes, bei welchen alle Versöhnungsversuche fruchtlos gewesen, als nicht länger zum Bunde gehörend zu betrachten; und als ihn Petrus gleich darauf fragte: wie oft er seinen Bruder, der an ihm gesündigt, vergeben müsse, und ob siebenmal genug sei, erwiederte Jesus: „Nicht 7 mal, sondern 77 mal,“ und erzählte ihm dann das Gleichniß von dem König, der mit seinen Knechten rechnen wollte, dessen Sinn in jener schönen Bitte ausgedrückt ist: „Vergib uns unsre Schuld, wie auch wir unseren Schuldigern vergeben.“ Wenn wir nun jene Stelle bei Matthäus von der „Binde- und Lösegewalt“ in diesem Zusammenhange betrachten, und damit die früher erwähnte Stelle bei Johannes vergleichen, so wird es uns klar, daß Jesus durch die Worte: „Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie be-

halten," seinen Jüngern keineswegs eine geheimnißvolle Macht, ein übernatürliches Vorrecht zur Beherrschung der Gewissen, eine Richtergewalt für Diesseits und Jenseits ertheilen, geschweige denn zur Vererbung auf ihre Nachfolger überweisen wollte, welche diese zu Stellvertretern Gottes machen sollte. Schon jenes ewig schöne Gleichniß vom verlornen Sohne zeigt unwiderleglich die Lehre Jesu, daß es zur Versöhnung des Menschen mit dem heiligen Gottesgeiste keiner priesterlichen Vermittlung, sondern einzig und allein der wahren Erkenntniß der Schuld, der aufrichtigen Reue über Selbstentwürdigung und Gottentfremdung, des festen sittlichen Entschlusses zur Lebenserneuerung und der sittlichen That selbst bedürfe. Auch jene Stelle bei Johannes ist daher nur auf das Bundesverhältniß der Anhänger Christi zu beziehen, welches nach seiner Auferstehung noch viel inniger und bedeutender wurde, als es vor seiner Kreuzigung gewesen war.

In solchem Sinne haben denn auch die Apostel Jesu Rede verstanden. Paulus handelte gegen ein Mitglied der Gemeinde zu Korinth, welches einen unsittlichen Lebenswandel führte, ganz nach der Aufforderung Jesu bei Matthäus; er tadelte nämlich anfangs die Gemeinde, daß sie das unwürdige Mitglied nicht ausgeschlossen, schrieb ihr aber später: „Die Gemeinde sollte ihm verzeihen und es aufrichten; wem ihr vergebet, dem vergebe ich auch;" und ausdrücklich fügte er hinzu: „Wenn ich etwas zu verzeihen habe, so geschieht es um euretwillen an Christi statt, d. h. im Sinne Jesu, damit wir (nämlich die Gemeinde) nicht vom Bösen überwältigt werden." (II Brief 2 Kap. 7 — 10.) Auch die Stelle des Jakobus: „Bekenne einer dem andern seine Sünden," bezieht sich, wenn wir sie im Zusammenhange betrachten, lediglich auf das Gemeindeleben. Jakobus forderte nämlich die leidenden Brüder in der Gemeinde zum Gebet auf, empfahl den Kranken, daß sie die Aeltesten der Gemeinde zu sich kommen lassen sollten zum gemeinsamen Gebete, und sprach die Zuversicht aus, daß dieser heiligende Geist der innigen brüderlichen Gemeinschaft auf jeden Einzelnen läuternd, tröstend und erhebend wirken werde. Zu dem Zwecke dieser gegenseitigen Veredlung Aller im innigen Bruderbunde rieth er dann: „Bekenne einer dem andern seine Sünden;" denn durch solche vollständige Offenheit der Brüder unter einander werde das Ziel der immer größeren sittlichen Vervollkommnung erreicht. (Jak. 5, 13 — 16.)

Das sind denn die Stellen der heil. Schrift, aus welchen man

ſpäter, (indem man ſie nicht im urſprünglichen Sinn und Zuſammenhange, ſondern nach einer vorgefaßten Anſicht auffaßte,) die Einſetzung der Ohrenbeichte im Urchriſtenthum ableiten zu können glaubte. Allein wo findet ſich wohl eine Erzählung der Evangelien, daß Jeſus ein Sündenbekenntniß ſeiner Jünger vor ihm ſelbſt oder Anderer vor einem ſeiner Jünger, geſchweige denn ein geheimes vor einem Prieſter gefordert habe, — Jeſus der geradezu gegen alles Prieſterthum auftrat? Und wo kommt ferner in der ganzen Apoſtelgeſchichte auch nur ein einziger Beweis dafür vor, daß die Apoſtel und unmittelbaren Jünger Jeſu die Sündenvergebung von dem geheimen Sündenbekenntniß, von der Ohrenbeichte abhängig gemacht hätten?

Die erſte geſchichtlich-erweisliche Spur eines ſolchen Sündenbekenntniſſes finden wir erſt nach den Zeiten der Apoſtel. Da wurde es nämlich Sitte, daß diejenigen Mitglieder einer chriſtlichen Gemeinde, welche ſich einen groben Fehler hatten zu Schulden kommen laſſen, angehalten wurden, ein Bekenntniß deſſelben, eine Exomologesis, vor der ganzen Verſammlung der Gemeinde abzulegen, um die Mitbrüder, denen ſie durch ihren anſtößigen Lebenswandel ein Aergerniß gegeben hatten, um Verzeihung zu bitten. Dieß Bekenntniß war von Thränen und Klagen, als Zeichen der innigen Trauer, begleitet und mußte ſo lange fortgeſetzt werden, bis es der Gemeinde und ihren Vorſtehern gefiel, ſie wieder als Mitglieder anzunehmen. Dies Bekenntniß war ein offenes und wurde keineswegs in der Abſicht oder Hoffnung abgelegt, daß durch daſſelbe, durch die bloße Kraft der äußeren Handlung, Gottes Verzeihung erlangt werden könne! Es betraf lediglich das Verhältniß eines unwürdigen Gemeindemitgliedes zur Gemeinde, welche daſſelbe ausſchließen wollte; es war eine Buße, der Gemeinde gegenüber, und zwar ganz ſo, wie dies früher im Judenthum ſtattgefunden hatte, wo man dreierlei Arten von Ausſchließungen oder Bußen kannte, und wo die reuigen Büßer lange Gebete verrichteten, faſteten, Säcke oder ſchlechte Kleider anzogen, ſich das Haupt mit Aſche beſtreuten oder ſich unter einander geißelten. Dieſer jüdiſche Brauch ging denn allmählich auch in die chriſtlichen Gemeinden über. Erſt dann, wenn ein unwürdiges Gemeindemitglied das öffentliche Bekenntniß ſeiner Fehler vor der Gemeinde abgelegt und gebüßt hatte, erſt dann wurde es zur Theilnahme an allen gottesdienſtlichen Handlungen, zur Ausübung aller Rechte der Gemeindemitglieder wieder zugelaſſen.

Aus diesem öffentlichen Bekenntniß der Sünden vor der Gemeinde entwickelte sich allmälig das geheime vor einem der rechtschaffensten Presbyter (d. h. Aeltesten der Gemeinde). Das Gemeindemitglied wandte sich an einen solchen mit einem Privatbekenntniß, um von demselben zu erfahren, ob öffentliche Buße erforderlich sei. Der Kirchenschriftsteller Sozomenus schreibt hierüber: „Die Presbyter hielten es für beschwerlich, daß man die Sünden, wie auf einem Schauplatz, in Gegenwart der ganzen Menge der Gemeinde bekannt mache; daher wurde ein rechtschaffener, verschwiegener und kluger Presbyter dazu ernannt, daß ihm diejenigen, welche etwas verbrochen hatten, solches bekennen sollten; dieser bestimmte nun nach eines Jeden Sünde, was derselbe thun oder anstatt einer Strafe büßen sollte." Dies ist also der Ursprung des geheimen Sündenbekenntnisses oder der Ohrenbeichte vor einem Presbyter (d. h. Aeltesten). So wie nun aber aus den urchristlichen Gemeindevorstehern oder Aufsehern, (Episkopen), — Kirchenobere, Vorgesetzte, Bischöfe, aus den urchristlichen Gemeindeältesten oder Presbytern — Priester wurden, welche dem Volk, den Laien gegenüber einen in sich abgeschlossenen, besonders geweihten Stand bildeten; — sowie die christliche Kirche nicht mehr als die Gesammtheit aller gleichberechtigten Gläubigen, sondern, gegen die Absicht Jesu und die Meinung der Apostel, vorzugsweise als die lehrberechtigte Minderheit, als die Geistlichkeit aufgefaßt wurde, — sowie sich die ursprüngliche freie Verfassung der christlichen Gemeinden in eine unfreie verwandelte, mit einer Hierarchie, d. h. aufsteigender Stufenreihe von Würden, — da verschwand auch die ursprüngliche Bedeutung der Buße als Genugthuung des Einzelnen für die ganze Gemeinde, somit auch die ursprüngliche Bedeutung des öffentlichen und des geheimen Sündenbekenntnisses. So wie aus den Presbytern Priester wurden, in welchen man nach alt jüdischer und heidnischer Vorstellung geheiligte Mittler zwischen Gott und Menschen zu erblicken wähnte, glaubte man in jenen Stellen der heiligen Schrift von der Sündenvergebung die Beweise für das Vorhandensein eines ihnen von Christus durch die Apostel vererbten Rechtes zu erkennen, welches sie anstatt Gottes ausüben könnten und müßten; und nun entstand folgerecht die Vorstellung, daß sie die Macht besäßen: nach ihrem eigenen Ermessen Sünden zu erlassen oder vorzubehalten, und somit die Pforten des Himmels zu eröffnen oder zu verschließen.

Seit der römische Bischof Leo um das Jahr 450 statt des alten öffentlichen Sündenbekenntnisses die geheime Beichte vor einem Priester eingeführt, hatten die Bischöfe, als herrschende Kirchenobern, die Gerichtsbarkeit über die Seelen (die Jurisdictio fori interni) und beauftragten mit der Verwaltung derselben die Pfarrer.*) Aber es währte noch mehrere Jahrhunderte lang, nämlich bis zum Jahre 1215, bis die römische Kirche auf dem lateranischen Concil durch Papst Innocenz III., denselben Papst, welcher auch das Glaubensgericht, oder die Inquisition (blutigen Andenkens) einführte, die Ohrenbeichte zur religiösen Pflicht, zum Kirchengebot, ja zur Glaubenslehre erhob. Auf jenem Concil wurde nämlich verordnet, daß jeder Laie wenigstens einmal im Jahre alle seine Sünden seinem eigenen zuständigen Priester (als seinem zuständigen geistlichen Richter) beichten **müsse;** zugleich wurde damals die Gewalt, Pönitenzen aufzulegen, erweitert.

Zur Lossprechung wurde nämlich von dem Beichtenden außer der genauen und vollständigen Angabe aller seiner Sünden ohne Ausnahme und Rückhalt, außer einer ernstlichen Reue, und außer einem festen Vorsatz der Besserung — auch gefordert, daß er sich den Bußen oder Pönitenzen unterziehe, welche der Priester ihm theils als Strafe, theils aber auch als Erweckungsmittel zum Guten auferlegte. Solche Bußen oder Pönitenzen waren denn: Fasten, Tragen schlechter Kleider, wie früher im Judenthum, Hersagen von bestimmten Gebeten, Ausschließung von Festen und Aufzügen, dann auch: Verbot, Kriegsdienste zu nehmen oder zu leisten, Keuschheitsgelübde, Geißelungen, Wallfahrten, Einsperrung in ein Kloster u. s. w. Weil nun aber die buchstäbliche Erfüllung dieser Bußen in einzelnen Fällen zu Härten führte, so erlaubten sich die Kirchenoberen, hier und dort etwas davon nachzulassen. Weil ferner die Zeit mancher Buße, bei vielen Sündigen, oft über das Leben hinausreichte, so erlaubte man deren Verwandlung in andre; und weil endlich das peinliche Recht in jenen Zeiten fast für alle Vergehen einen Loskauf in Geld gestattete, so glaubte man auch die äußere Kirchenbuße in eine Geldzahlung an die Kirche oder für kirchliche Zwecke umändern zu dürfen! Anfangs beobachtete man dabei Vorsicht und Maaß; bald aber zeigte sich Eigennutz bei den an die Reichen

*) Der römische Katechismus sagt ausdrücklich: „Christus hat die Priester zu Richtern der nach der Taufe begangenen Sünden gemacht."

gehenden Forderungen, und da die Armen nicht bezahlen konnten, so erfand man immer mehr Dinge und Uebungen, welche für genügende Bußen oder Pönitenzen galten, bis das blos Aeußerliche zur Hauptsache ward und das Innerliche faſt ganz verſchwand.

So entſtand denn die Lehre von den allgemeinen Abläſſen oder Indulgenzen. Sie beruhte auf einer eigenthümlichen Vorſtellung, welche bereits im phariſäiſchen Judenthum vorhanden geweſen war, nämlich auf der Vorſtellung, daß die Menſchen über ihre eigene Schuldigkeit hinaus Gutes thun könnten, und daß aus dem auf dieſe Weiſe durch fromme und heilige Männer entſtehenden Schatz von guten Werken der Ueberſchuß Anderen mitgetheilt werden könne. Man glaubte, daß insbeſondere der unerſchöpfliche Schatz der unendlichen Verdienſte Chriſti, der Jungfrau Maria und der Heiligen der Kirche zur erlöſenden Vertheilung an Reuige übergeben ſei.*) Das perſönliche Thun und Laſſen trat dabei in den Hintergrund und die ſogenannten „guten Werke“ ſchienen nur nach den größeren oder kleineren Maßen Bedeutung zu haben, wo Einer für den Andern eintreten und etwas abverdienen könne. Soviel Scharfſinn auch geiſtreiche Kirchenlehrer darauf verwandten, um Mißdeutungen dieſer für die Sittlichkeit ſo gefährlichen Lehre vom Ablaß vorzubeugen,**) ſo fanden doch nur zu Viele es bequem und vortheilhaft, die Anſicht aufzuſtellen und feſtzuhalten: „der Ablaß befreie nicht bloß von der Kirchenbuße, ſondern reinige, ſelbſt ohne genügenden inneren Wandel, vor Gott.“ Die Unſittlichkeit beruhigte ſich bei der Zuverſicht auf die reinigende Kraft fremden Verdienſtes; die Selbſtſucht beſtätigte und pflegte dieſe Zuverſicht. Die Kirche gewährte mehr oder minder vollkommenen Ablaß je nach einer größeren oder geringeren Anzahl von „guten Werken“, z. B. von Meſſen, die man für Geld leſen ließ, für Geldbeiträge zum Kirchenbau; ja um einer Kapelle, einem Heiligenbilde Zulauf zu verſchaffen, gab man für eine beſtimmte Anzahl von Gebeten, z. B. Vater unſer, engliſcher Gruß u. ſ. w. ſo

*) So iſt zu leſen in dem auf Befehl des Erzbiſchofs von Neapel im Jahre 1846 neu aufgelegten „breve compendio della dottrina cristiana“, S. 19.

**) Der römiſche Katechismus (S. 185 und 186) ſagt: „Indulgenz iſt eine Freigebigkeit, welche Gott mittelſt ſeines Stellvertreters gegen ſeine Gläubigen übt, indem er ihnen die zeitlichen Strafen ganz oder theilweiſe erläßt. — — Mit den Indulgenzen thut man nur der Strafverbindlichkeit genug; mit den guten Werken dagegen thut man genug und verdient zugleich das ewige Leben. Das Beſte jedoch iſt, ſelbſt genugthun, wenn man kann, und zugleich die Indulgenzen zu ergreifen.“

viel Ablaß, daß man ohne Mühe davon immer und wohl auf 1000 Jahre Vorrath erhalten konnte. Ja Papſt Innocenz IV., der vom Jahre 1243 bis zum Jahre 1254 die dreifache Krone trug, verfügte, daß der Ablaß nur im Verhältniß des gezahlten Geldes bewilligt werden ſollte. Bekannt iſt, daß Papſt Leo X. im 16. Jahrhundert durch den Ablaßhandel die Gelder zum Ausbau der Peterskirche in Rom erpreßte und daß ſein Ablaßkrämer Tetzel mit einem Geldkaſten in Deutſchland umherzog, worauf geſchrieben ſtand: „Wenn das Geld in dem Kaſten klingt, die Seel' aus dem Fegfeuer ſpringt.“ *)

*) Die Ablaßbriefe, welche Leo X. in Deutſchland und in der Schweiz öffentlich feilbieten ließ, lauteten alſo:

„Ich ſpreche dich im Namen unſeres allerheiligſten Vaters, des Statthalters Jeſu Chriſti, zuerſt los von aller Kirchencenſur, die du verſchuldet haben könnteſt, hiernächſt auch von allen Miſſethaten und Verbrechen, die du bisher begangen, ſo groß und ſchwer dieſelben auch ſein mögen, auch von denen, welche ſonſt allein der Papſt vergeben kann, ſoweit ſich die Schlüſſel der heiligen Mutter, der Kirche erſtrecken. Ich erlaſſe dir vollkommen alle Strafen, die du um dieſer Sünden willen im Fegfeuer billig erleiden ſollteſt. Ich mache dich wieder der Kirchenſakramente und der Gemeinſchaft der Gläubigen theilhaft und ſetze dich von neuem in den reinen und unſchuldigen Zuſtand zurück, worin du gleich nach deiner Taufe warſt, ſo daß, wenn du ſtirbſt, die Pforten der Hölle, wodurch man zur Qual und Strafe eingeht, verſchloſſen ſein ſein ſollen, damit du geraden Weges gelangen mögeſt. Sollteſt du aber jetzt noch nicht ſterben, ſo bleibt dir dieſe Gnade ungekränkt.

Tetzel ſagte, um ſeine Waare anzupreiſen, unter Anderm auch: „die Kraft ſeiner Ablaßbriefe ſei ſo groß, daß dadurch die abſcheulichſten Sünden vergeben und verſöhnt wurden.“ „Mit vier Groſchen, (ſetzte er hinzu) könnt ihr die Seele eures Vaters aus dem Fegfeuer erlöſen, und ſeid ihr wohl ſo undankbar, daß ihr eueren Vater nicht aus der Qual befreien wolltet?

Der Kurfürſt Erzbiſchof Albrecht von Mainz (zur Zeit Luthers) beſtimmte in einem Verhaltungsbefehle für die Ablaßhändler, welche einer gedruckten „Instructio summaria pro subcommissariis, poenitentiariis et confessoribus in executionem gratiae plenissimae indulgentiarium per Sanctissimum Dominum nostrum Papam Leonem X entnommen iſt, folgende Taxen: „große Fürſten geben 25 rheiniſche Goldgulden. Aebte, höhere Prälaten, Grafen, Freiherrn und ihre Frauen zahlen für jede Perſon 10 Goldgulden. Andere Leute, die jährlich 500 Goldgulden einzunehmen haben, zahlen 6 Goldgulden, Krämer und Handwerker 1, noch geringere ½ Gulden. Obwohl eine Frau von des Mannes Gütern nichts geben kann, ſo kann ſie doch von ihren Dotal- und Pamphernal-Gütern in dieſem Fall, auch wider des Mannes Willen beitragen. Wenn arme Weiber und Töchter die Taxen von anderen erbetteln können, ſollen ſie ſolche ebenfalls in die Ablaßkaſten liefern u. ſ. w.“

(Das Ausführlichere iſt zu leſen in Dr. Fetzers Werk: „Teutſchland und Rom.“ 1. Band. 1830. S. 468—472.)

Ein Gegenſtück hierzu aus unſeren Tagen iſt die Verkündigung des Erz-

Seht ihr denn, wie sich aus der Ohrenbeichte durch die gänzliche Entstellung des Begriffs der Buße der unsittliche und verwerfliche Aberglaube des Ablasses entwickelte, welcher die Kirche reich und die Laien arm machte! Wie konnten denn aber die Laien zu einer solchen gänzlichen Unmündigkeit, zu einer solchen Geistlosigkeit und sittlichen Entkräftung herabsinken, daß sie jenem Aberglauben gehorchten? Der Weg dazu ging durch den Beichtstuhl.

Wohl konnte der Beichtstuhl ein mächtiges Mittel sein, um in Zeiten der Rohheit und Barbarei die wilden Leidenschaften durch strenge Hinweisung auf die höhere ewige Gerechtigkeit zu bändigen und für Tugend und Sittlichkeit zu wirken. Wohl verkennen wir nicht, welches Bedürfniß das von geheimer Schuld beladene Herz empfinden mag, sich durch vertrauensvolle Mittheilung seiner Schuld an einen verehrten Freund, an einen hochgeachteten, tugendhaften, frommen und weisen Mann zu entlasten und sich von einem solchen Trost und Rath zu erbitten. Aber wie weit verschieden ist dieses freie Vertrauen des Herzens von einem unnatürlichen Zwang, welcher die Geheimnisse der Seele eröffnet und die Sehnsucht nach dem verzeihenden Herzen des himmlischen Vaters an die Willkür eines sterblichen Menschen verweist, welcher die Lossprechung ebenso ertheilen, wie verweigern kann!

Das Jedem angeborne, gottverliehene Gefühl der Menschenwürde sträubt sich gegen jeden Zwang, der in's innerste Heiligthum der Freiheit des Menschen eingreift. Dies unaustilgbare Gefühl widerstrebte denn dem Kirchengebot der Ohrenbeichte auch schon in der Zeit, als es aufgestellt wurde. Deßhalb wandte die Kirche des Mittelalters, um dasselbe durchzuführen und zur Geltung zu bringen, ein Mittel an, welches in jenen Zeiten der Unwissenheit und des Aberglaubens durch die Einbildungskraft auf die Willenskraft wirkte. Sie drohte nämlich Jedem, der nicht wenigstens einmal im Jahre beichte, mit dem Kirchenbann; er sollte nach dem Tode in ungeweihter Erde verscharrt, seine Seele sollte ewig verdammt werden. Diese Drohung wirkte; die Gemüther, an die Macht der Kirche auch über die Schicksale der Seele im Jenseits glaubend, unterwarfen sich zitternd der Ohrenbeichte, und endlich ward ihnen diese so zur Gewohnheit, daß sie den Verlust ihrer Freiheit und Menschenwürde gar nicht mehr fühlten.

---

bischofs von Neapel vom Jahre 1846 über den „Schatz heiliger Ablässe", welche Urkunde man am Schlusse dieser Schrift lesen wolle!

Durch die Ohrenbeichte trat der Priester zu dem Laien in ein ganz neues eigenthümliches Verhältniß. Er hieß von nun an — Beichtvater, der Laie — Beichtkind. Also der fremde Mann hatte plötzlich die unbedingte väterliche Gewalt über den Gatten, der Gattin, — über die Frau, dem Mann, — über den Sohn, den Eltern, — über den Freund, dem Freunde gegenüber! Was konnte jetzt noch die eheliche Treue, die Elternliebe, die Freundschaft — vor jener ungeheuren Macht sein, welche diejenigen, die an sie glaubten, nicht bloß lossprechen, sondern auch verdammen, für **ewig** verdammen konnte? Wenn nunmehr der Beichtvater das Recht hatte, von dem Gläubigen eine offene Darlegung seines ganzen Lebenswandels, selbst mit Einschluß der geheimsten Gedanken und Vorsätze, in der Ohrenbeichte zu verlangen, — wenn er, gestützt auf dies Recht und auf jene unbedingte Gläubigkeit, den Gatten über die Gattin, die Frau über den Mann, die Kinder über die Eltern, den Freund über den Freund, den Beamten über die Geheimnisse seines Amts, den Fürsten über die Grundsätze und Handlungen der Regierung, den Dienenden über das häusliche Leben der Dienstgeber ausfragte und — auch Auskunft erlangte, — genaue vollkommene Auskunft; — welch' eine das Leben der Einzelnen, der Familien, der Völker aufs Tiefste durchdringende, alle Begriffe der Sittlichkeit zersetzende Umwälzung war damit vollbracht!" Konnte sich nun der noch frei und unbefangen regen in der Welt, der in Dingen, welche nur dem untrüglichen Herzenskündiger, dem inneren Richter im Busen offen stehen, sich der Oberaufsicht eines menschlichen, also keineswegs von falschen Ansichten freien, aber dennoch mit der für schwächere Gemüther so furchtbaren Macht des Binde- und Löseschlüssels versehenen Sittenmeisters und Gewissenrathes unterworfen fand?"

Die Geschichte gibt das unwiderlegliche Zeugniß, wie oft und wie furchtbar diese ungeheure Macht zum Verderben ganzer Völker mißbraucht worden ist! Die Geschichte so mancher Höfe und so vieler Beichtväter an denselben gibt hinlängliches Zeugniß von den Ränken, zu welchen die Ohrenbeichte benutzt wurde, von den Geheimnissen, welche dadurch verrathen, von den unseligen Zwecken, welche durch Zureden und Aengstigung der Gemüther erreicht oder vereitelt worden. Deutsche Männer, deutsche Frauen, blickt zurück auf die Geschichte des dreißigjährigen Krieges! Schaut dieß unser armes Vaterland als die Schlachtbank, wo der Bruder den Bruder mordet, schaut die schönsten reichsten Gaue — entvölkert, schaut die

Städte und Dörfer — in Aſchenhaufen verwandelt, die Bildung zerſtört — den blutigen Wahn allgewaltig, — die Vernunft verhöhnt, das deutſche Reich, einſt ſo gewaltig vor allen, eine Beute der Fremden geworden, — zerſtückelt, zerfaſert, ja ſelbſt den Namen einer Nation, die einen Gutenberg, einen Luther, einen Hutten, einen Kepler ihre Söhne nannte, geſchändet durch Ketzer- und Hexenrichterei! Und fragt ihr nun: Wer hat dies Elend verſchuldet? Es waren die Beichtväter der katholiſchen Fürſten des 17. Jahrhunderts, welche ihren gläubigen Beichtkindern die Ausrottung des Proteſtantismus um jeden Preis als heilige Pflicht, als Bedingung der ewigen Seligkeit darſtellten! Die Geſchichte zeigt uns jenen furchtbaren Einfluß des Jeſuiten Pater Lamormain auf den bigotten deutſchen Kaiſer Ferdinand II.

Die Geſchichte ſagt uns, daß Balthaſar Gerards, welcher den edlen Prinzen Wilhelm von Oranien, den Retter der niederländiſchen Freiheit, am 10. Juli 1584 erſchoß, ſein Vorhaben zuerſt einem Jeſuiten zu Trier gebeichtet hatte, der ihm die Märtyrerkrone verhieß, und dann dem Guardian der Franziskaner zu Tournay, Pater Gery, der ihm ſeinen Segen ertheilte zur Vertilgung des Ketzers!*)

Die Geſchichte — und wer vermag ſie zu widerlegen? — erzählt uns von dem ehrgeizigen Jeſuiten, Pater Lachaiſe, dem Beichtvater Ludwigs XIV., Königs von Frankreich, daß er unaufhörlich Angeber und Ankläger rechtſchaffener Leute bei dem König war, deſſen Ausſchweifungen er als Beichtvater guthieß, um ihn um ſo ſicherer beherrſchen und leiten zu können, daß auf ſeinen Betrieb der König das Edikt von Nantes, welches den Reformirten in Frankreich freie Religionsübung zuſagte, zurücknahm, und daß dieſer Beichtvater ſo der Urheber der Verfolgungen gegen die Reformirten und ihrer Austreibung aus Frankreich wurde. Sein Werk war es, daß die Reformir-

*) Schon früher hatte ein fanatiſirter junger Franzoſe Namens Jauregui die Ermordung des Prinzen von Oranien beſchloſſen; am 16. März 1582 beichtete er dem Dominikaner Mönch Anton Timmermann ſein Vorhaben und dieſer billigte es, wenn es nicht wegen zeitlichen Vortheils, ſondern bloß aus der Abſicht zur größeren Ehre Gottes und zum Nutzen des Königs hervorgegangen ſei; er ertheilte dem Jüngling die Abſolution und reichte ihm das Abendmahl. Jauregui machte auch wirklich zwei Tage ſpäter den Mordverſuch; der Prinz wurde ſchwer verwundet, doch wieder geheilt. — Auch Balthaſar Gerards glaubte durch die Ermordung des Prinzen ein Hauptwerkzeug der Ketzerei zu vernichten und ſich die ewige Seligkeit zu verdienen.

ten mit Bajonetten und Pistolen zur Messe getrieben, Kinder ihren Eltern entrissen, Frauen, welche den reformirten Glauben nicht abschwören wollten, geschändet, die reformirten Prediger gefoltert und hingerichtet wurden, daß über 50,000 brave, gewerbfleißige, reiche reformirte Familien aus ihrem Vaterlande flüchten mußten, daß Frankreichs Wohlstand in Folge dessen sank, Frankreichs Handel stockte. Die Geschichte berichtet uns von diesem königlichen Beichtvater Lachaise, daß er kurz vor seinem Tode den König aufforderte, den Jesuitenorden zu begünstigen; „denn" (so fügte er drohend hinzu) „man könnte im Falle einer Ungnade nicht für ihn stében, und ein böser Stoß ist doch bald geführt." Die Geschichte zeigt uns den Nachfolger Lachaise's, den Jesuitenpater Letellier, Beichtvater Ludwigs XIV., der seinen Vorgänger noch an Hochmuth und Herrschsucht übertraf und durch seinen Einfluß die berüchtigte Bulle des Papstes Clemens XI. »Unigenitus« erwirckte, welche alle Rechte und Freiheiten der französischen Kirche zu Gunsten des Jesuitenordens zu vernichten drohte. Dieser königliche Beichtvater war's, der dem König, welcher Frankreichs Schätze an seine Günstlinge und an sittenlose Frauen verschwendete, ein Gutachten überbrachte, des Inhalts: „es seien alle Güter der Unterthanen dem König gehörig und dieser habe also, wenn er sie nehmen wolle, nur über das, was sein eigen sei, zu gebieten!" *) „Ein Jesuit, als Beichtvater am Hofe, war in gewisser Art nur Geschäftsführer seines Ordens, um dessen Vortheil zu besorgen und alle die zu vernichten, welche der Orden als seine Feinde fürchtete" (so spricht ein römisch-katholischer Schriftsteller!).

Die Geschichte meldet uns die Thatsache, daß die geheimen Angebereien bei der furchtbaren spanischen Inquisition, welche von ihrer Stiftung an bis zum Anfang dieses Jahrhunderts über 34,000 Menschen, nämlich solche, deren Glauben von dem der herrschenden Kirche abwich, „als Ketzer" „zur größeren Ehre Gottes" „im Namen Christi" verbrennen ließ, am häufigsten zur Zeit der österlichen Beichte vorkamen. Warum? Deßhalb, weil der Beichtende gezwungen war, Alles anzugeben, was er immer als dem römischkatholischen Glauben oder den Rechten jener Inquisition zuwiderlaufend wußte! — Die Geschichte sagt uns, daß in Spanien kein Beichtender Absolution erhielt, wenn er nicht die Kreuzbulle vom Jahr 1718, worin Allen, welche für Ausrottung der Ketzer mitwirken, volle Sündenvergebung zugesichert

*) Siehe Gregoire Gesch. der Beicht ätrr.

wird, wenn er nicht diese Kreuzbulle für 2 Realen (15 kr.) gekauft hatte.

Die Geſchichte meldet uns, daß der Beichtvater der Kaiſerin Maria Thereſia, Pater Parhamer, deren Bedenken über die Rechtmäßigkeit der Theilung Polens, welche ſie ihm in der Beichte anvertraute, nach Rom berichtete. Ihr Geſandter in Rom, Graf Wilczeck, erfuhr davon, verſchaffte ſich die Abſchrift der Beichte und konnte ſo der Kaiſerin ihre eigenen, in der Beichte geſprochenen Worte, wieder melden!

Die Geſchichte erzählt uns von Verbrechen gegen die Sittlichkeit, zu welchen gewiſſenloſe Prieſter den Beichtſtuhl mißbrauchten, Verbrechen, welche man zur Ehre der Menſchheit ſo gern für unmöglich halten möchte, wenn die urkundlichen Beweiſe dafür nicht gedruckt in allen Bücherſammlungen Europa's vorhanden wären!

Du unterſcheideſt zwar, Herzenskündiger, jene edleren Prieſter, welche die ihnen zu Gebot ſtehende ungeheure Macht über die Gewiſſen wirklich als Mittel zur Zähmung der wilden Leidenſchaften und zur Hebung der Sittlichkeit anwendeten, — du unterſcheideſt ſie von denjenigen, welche ſie zu unwürdigen Zwecken mißbrauchten. Auch wir unterſcheiden mit Freuden jene edleren römiſch-katholiſchen Prieſter von ihren unwürdigen Amtsgenoſſen; aus voller Seele achten und ehren wir jene edleren, welche die ihnen von der Kirche anvertraute ungeheure Gewalt über die Gewiſſen als ein Mittel benützen, um die Sittlichkeit zu fördern. Aber wird dadurch, daß einzelne edle Männer die Ohrenbeichte nicht mißbrauchten, die Möglichkeit des Mißbrauchs mit all den Gefahren für Völkerglück und Familienfrieden aufgehoben? Werden dadurch die Zeugniſſe der Geſchichte widerlegt? Enthält die ungeheure Macht über Gewiſſen und Verſtand in ſich ſelbſt eine ſichere Bürgſchaft, daß Jeder, dem ſie anvertraut wird, auch zugleich die ſittliche Kraft empfange, durch welche er dem Reiz der Verſuchung widerſtehen kann, ſie auch zu anderen Zwecken, als zur Förderung der Sittlichkeit anzuwenden?

Als wir ſelbſt noch der alten Kirche angehörten und ihrem Gebote noch unterworfen waren, — welche Thatſache war es wohl, wodurch wir zuerſt zweifeln lernten, ob die Ohrenbeichte in allen Fällen die Sittlichkeit fördere? Es war die Thatſache, daß wir Leute ſahen, für welche die Ohrenbeichte eben das bequemſte Auskunftsmittel war, um ohne Gewiſſensbiſſe ſündigen zu können, — Leute, welche das Schlechte in der Beruhigung thaten, daß ſie's ſpäter ja nur zu beichten brauch-

ten; um wiederum ſicher zu ſein vor Gottes ſtrafender Gerechtigkeit! Was uns zuerſt zweifeln machte, das waren verfängliche Fragen, welche im Beichtſtuhl an uns gerichtet worden waren, Fragen über gewiſſe Sünden, wovon unſere und unſerer Spielgenoſſen junge unſchuldige Herzen bis dahin nichts geahnt hatten. Was ſpäterhin unſere Zweifel noch vermehrte, das war die Wahrnehmung im Kreiſe unſerer eigenen Familien, wie da unſere Mütter, unſere Väter, unſere Geſchwiſter aus ſogenannten gemiſchten Ehen mit verweinten Augen von der Beichte heimkamen, wie ſie in ihrer Seelenangſt, ihr Allertheuerſtes auf ewig zu verlieren um des verſchiedenen Glaubens willen, Alles aufboten, um ſie zu dem ihrigen zu bekehren! Was unſere Zweifel beſtärkte, das war die Thatſache, daß wir ſelbſt im Beichtſtuhl ermahnt wurden: das Heil unſerer Seelen erfordere es, jeden Umgang mit Ketzern zu meiden und ihnen nicht zu glauben, ſie als Verdammte zu betrachten. Ach, und Schauder ergriff uns, wenn uns plötzlich dabei einfiel, daß unſer Vater, unſer Jugendfreund, unſer Lehrer, unſer Wohlthäter ja auch ſolch ein Ketzer ſei! Wir erhielten im Beichtſtuhl die Ermahnung, zu beten für die Ausrottung der Ketzerei; und Entſetzen erfaßte uns, wenn wir dachten: Heißt das nicht ſo viel als Ausrottung der Ketzer? Wir begaben uns in den Beichtſtuhl und der Prieſter fragte uns nicht blos um unſere Sünden, ſondern auch um dies und jenes, was in unſerem Hauſe vorging, um die geheimſten Verhältniſſe der Familie, um das Benehmen des einen oder andern Mitgliedes derſelben, um die Reden der Freunde, die aus und eingingen; — ein unwiderſtehliches Gefühl gebot uns, dieſe Fragen nicht zu beantworten, die Geheimniſſe der Familie nicht kundzugeben; und doch waren wir ja gelehrt worden, wir müßten dem Beichtvater alles anvertrauen, um was er uns frage; ſo antworteten wir ihm denn auf ſeine Fragen und erhielten die Losſprechung von ihm; aber als wir aus dem Beichtſtuhl wieder heraustraten, lag es uns furchtbar ſchwer auf der Seele, als hätten wir uns einer neuen Sünde ſchuldig gemacht. — Wir wuchſen heran, es erweiterte ſich der Kreis unſeres Denkens, wir verſenkten uns in die herrlichen Werke der großen Geiſter unſerer Nation und fremder Völker; wir ſchöpften aus dem Born der Geſchichte, der Naturwiſſenſchaften, und mit den aufgehellten Blicken konnten wir kein Genüge mehr finden an ſo manchen Vorſtellungen, welche man uns als Kindern beigebracht hatte, denn ſie ſchienen uns den Geſetzen des Denkens und der Natur, ſie ſchienen uns der Geſchichte zu widerſprechen; — da erfuhren wir im Beichtſtuhl: jeder

Zweifel an den Worten der Kirche, an der Untrüglichkeit ihrer Lehren, an der Heiligkeit ihrer Bräuche und Einrichtungen — sei Todsünde; gefangen nehmen müßten wir die Vernunft, nur von dem blinden Glauben und Gehorsam hänge die ewige Seligkeit ab! Wir vernahmen im Beichtstuhl: der letztverstorbene Papst Gregor XVI. habe „die Preßfreiheit als das Verruchteste, nie genug zu Verabscheuende und zu Verfluchende" bezeichnet; und so sollten denn auch wir sie betrachten, wir, deren ganze Seele sich darnach sehnte, daß sie endlich auch allen edlen Geistern, als das Mittel, Wahrheit, Aufklärung, Bildung und Gesittung zu verbreiten, ebenso eingeräumt werden möchte, wie sie thatsächlich von den Finsterlingen zur Förderung der Verdummung, des Glaubenshasses und des Fanatismus bereits benutzt werden durfte. Noch gehörten wir der alten Kirche an, noch mußten wir ihren Geboten gehorchen, noch wurden wir angehalten, zur Beichte zu gehen; da kamen Freunde zu uns, mit bleichen Wangen und wirren Blicken, und warfen sich uns ans Herz und vertrauten uns: sie hätten gebeichtet, aber keine Lossprechung erhalten; sie wären trostlos, sie verzweifelten an Gottes Gnade. Da wandten wir uns tieferschüttert an gelehrte Männer und baten sie, sie möchten uns doch aus den geschriebenen Satzungen unserer Kirche Alles mittheilen, was über die Ohrenbeichte je festgesetzt worden sei, denn wir hofften, daß unsere Zweifel beschwichtigt würden durch die klare Einsicht. Und jene Männer schlugen uns die Beschlüsse des tridentinischen Conciliums auf, worin die Richtschnur, die „unabänderliche", des römisch-katholischen Glaubens enthalten ist, und da zeigten sie uns in der siebenten Sitzung folgende zwei Sätze (can. 8 u. 11)*), welche als Glaubenslehren aufgestellt waren: „daß blos durch die Sakramente an sich, ohne irgend einen Glauben an die christliche Verheißung der Gnade, schon die Gnade mitgetheilt werde, daß aber auch noch der Wille des die Sakramente spendenden Priesters, sein Wille: das zu thun, was die Kirche thut, erforderlich sei, damit die Sakramente ihre Gültigkeit und Kraft haben." Unsere Beunruhigung ward durch die Kenntniß dieser beiden Glaubenslehren unserer Kirche, von denen wir, wie viele Tausende, bisher keine Ahnung gehabt hatten, nicht gehoben, sondern gesteigert.

*) Die Stellen lauten wörtlich: „Wer behauptet, daß durch die Sakramente an sich die Gnade nicht mitgetheilt werde, sondern daß allein der Glaube an die christliche Verheißung zur Erlangung der Gnade hinreiche, der sei verflucht." — und: „Wer behauptet, es werde bei den Dienern (des Altars) wenigstens nicht der Wille erfordert, das zu thun, was die Kirche thut, der sei verflucht."

Wie? (ſo fragten wir nun) das Sakrament der Buße verliert alſo ſeine Wirkſamkeit, wenn ich ſelbſt mit feſter Zuverſicht an Gottes Gnade glaube, wenn aber der Prieſter, ſei es nun aus Leichtſinn oder ſei es aus Vorſatz, dem Sakrament keine Wirkſamkeit ertheilen will? Ich wäre alſo niemals ſicher, ob die Abſolution auch Kraft habe, weil ich ja doch nicht in der Seele des Beichtvaters leſen kann, ob er wohl „den Willen“ habe oder nicht? Es kann alſo der Fall ſein, daß mir meine Beichte, wenn ich ſie noch ſo redlich abgelegt, nicht einmal etwas nützt, daß ich mich in all meinen Hoffnungen täuſche? Dieſer Gedanke machte uns erbeben, — anfangs aus Furcht, dann aber bald aus einem anderen Gefühl, welches dem der Furcht entgegengeſetzt iſt, und wir riefen aus: „Wohlan, mögen wir immerhin nicht ſicher ſein, ob wir durch den Prieſter Losſprechung erhalten, — an Gottes liebendem Vaterherzen wird ſie uns doch gewiß zu Theil. Was ſollen wir uns an den Prieſter wenden? Du, o Ewiger, kennſt unſer Herz; vor dir liegt es offen da, mit all ſeiner Reue, mit all ſeiner Sehnſucht nach Entſündigung, mit all ſeinen heiligen Entſchlüſſen; o ſo nimm denn du ſelbſt es wieder auf!“

So entſtand in uns die Ueberzeugung, daß wir der Ohrenbeichte nicht bedürfen, und mit dieſer Ueberzeugung auch der Vorſatz, auf ſie, als etwas Ueberflüſſiges, fortan zu verzichten. Indeſſen Einige von uns führten dieſen Vorſatz nicht auch ſogleich aus. Die Beichte war ihnen ja zur Gewohnheit geworden von der Kinderzeit her, und die Macht der Gewohnheit ſiegte bei ihnen über die Macht der Ueberzeugung. Andere von uns ſagten: ſo lange wir nun einmal der römiſch-katholiſchen Kirche angehören, müſſen wir zu Beichte gehen, ſonſt werden wir ja nicht zum Abendmahl, nicht zur prieſterlichen Einſegnung der Ehe zugelaſſen! Sie gingen denn alſo auch zur Beichte, und beichteten bloß im Allgemeinen, daß ſie ſich ſündhaft fühlten. Mancher von ihnen fand auch einen Beichtvater, der ſich mit dieſem allgemeinen Bekenntniß begnügte; allein handelte ein ſolcher aufgeklärter und duldſamer Beichtvater nicht eigentlich gegen die Vorſchrift der Kirche, nämlich gegen den Beſchluß jenes lateraniſchen Concils, worin ja eben als erſte unerläßliche Bedingung zur Losſprechung die Angabe aller Sünden ohne Ausnahme und Rückhalt gefordert wird? Andere hingegen geſtanden uns: ihre Seele ſträube ſich zwar gegen die Beichte; ſie beichteten aber gleichwohl, und zwar das, was ſie wohl gethan haben könnten, aber nicht wirklich gethan, und ſie beichteten hinwieder das nicht, was ſie wirklich in Gedanken oder Worten verbrochen hat-

ten! Dies Auskunftsmittel ſchien uns nichts Anderes als Lüge und Heuchelei, und wir hielten es für unſere Pflicht, ihnen offen und ehrlich zu ſagen: „Wenn euch der Kirche Gebot als Joch ſo hart drücket, warum beugt ihr denn fortwährend eure Nacken unter demſelben? Lieber werft es ab, als daß ihr die Kirche und euch ſelbſt betrüget, lieber befreiet euch, befreiet eure Weiber und Kinder davon, eingedenk der Worte des Apoſtels: „der Herr iſt Geiſt, wo aber der Geiſt des Herrn iſt, da iſt Freiheit“ (II. Kor. 3, 17) und der andern Worte des großen Paulus: „So beſtehet nun in der Freiheit, damit uns Chriſtus befreiet hat und laſſet euch nicht wiederum in das knechtiſche Joch angen (Galater 5, 1) und werdet nicht der Menſchen Knechte“ (I. Kor. 7, 23). Verlangt ihr ein Beiſpiel? Wohl, ſo blickt auf Deutſchlands Söhne zurück, die vor dreihundert Jahren durch die Macht der Ueberzeugung die Macht der Gewohnheit überwanden und ſich losriſſen von dem Gebot der Kirche, welches ſie nicht mehr vereinbaren konnten mit dem Gebot Gottes in der eigenen Bruſt. So blicket auf uns. Was unſere Väter gekonnt, das können auch wir. Wir ſagen uns los von der Prieſterſatzung, wir ſagen uns los von der Ohrenbeichte; wir flüchten uns aus der Gewalt ſterblicher Menſchen an das große Vaterherz, das da Jeden aufnimmt, der ſein Kind ſein will!“ Das iſt der Weg, den wir gegangen ſind, der Weg, der uns aus der römiſchen Prieſterkirche in die wahrhaft allumfaſſende, allbeſeligende Menſchheitskirche geführt hat, an deren Altar Chriſtus, der Weltbefreier, ſteht und mildlächelnd Jedem, der da mühſelig und beladen iſt, zuruft: „Komm zu mir, ich will dich erquicken durch Wahrheit und Liebe, ich will dich erlöſen zur Freiheit der Kinder Gottes, zur Menſchenwürde!“

Durch die Hallen ſeiner allumfaſſendee Kirche tönet aus den Tiefen aller Herzen das Gebet: „Vergib uns unſere Schuld, wie auch wir vergeben unſeren Schuldigern!“ O wer iſt wohl in unſerem Bruderkreiſe, der nicht wünſchen müßte und möchte, daß der Bruder ihm verzeihe, — der nicht auch dem Bruder verzeihen möchte, welcher ihn beleidigt hat? „Allen Feinden ſoll vergeben und die Hölle nicht mehr ſein!“; das iſt der große „Ablaß“, den da jeder helldenkende, ſittlichfreie Menſch austheilt und empfängt! Das ſei das wahrhafte Jubiläum der Menſchheit!

Das geheime Bekenntniß vor dem Ohre des inneren Richters ſei die Erkenntniß unſerer Unvollkommenheit, aber innig verbunden mit dem Streben nach Vollkommenheit, ſei die ächte Menſchendemuth, aber unzer-

trennbar vom tiefeingewurzelten Gottbewußtsein! Gutmachen wollen wir jedes Unrecht, das wir in unserer Leidenschaft an unseren Brüdern begangen! Bezwingen wollen wir den Trieb der Selbstsucht, der uns gegen den Bruder verhärtet! Das sei die ächte „Genugthuung" vor Gott, den Menschen und uns selbst, — die That der Sittlichkeit, die That der Liebe! So wahrhaft versöhnt mit Gott und untereinander, wollen wir, um die That der Liebe zu üben, hintreten zu dem Armen und Verlassenen und ihm helfen, zu dem Bekümmerten und ihn trösten, zu dem von Wahn und Sünde Bethörten und ihm das Auge seiner Seele aufhellen, zu dem Verzweifelnden und unser eigenes Gottvertrauen in sein Herz überströmen, ihn erquicken mit Rath und sittlichem Muth und sittlicher Kraft. Das seien unsere „guten Werke!" Im offenen Leben und in der stillen Kammer des Elends wollen wir durch das freie reinmenschliche Vertrauen, das uns entgegenkommt und das wir rechtfertigen, segensreicher wirken, als mancher Priester im geheimnißvollen Dunkel des Beichtstuhls durch das erzwungene, durch seine Macht über die Einbildungskraft und durch Androhung ewiger Strafen, für die Sittlichkeit, für die Menschenveredlung, für die Wahrheit und Freiheit, für den Frieden und das Gottesreich auf Erden wirken kann. So handeln wir im Sinne unseres edlen, göttlichreinen, menschenfreundlichen Meisters, dessen Lehre wir in ihrer ursprünglichen Lauterkeit wiederherstellen und bethätigen wollen. So werde jeder Einzelne in unserem Bruderkreise besser! So werde unsere und jede Gemeinde durch wechselseitige Veredlung in ihrer steten sittlichen Weiterbildung, in ihrer hehren Lebensweihe, in ihrer menschlichen Würde, ein Bild im Kleinen von dem, was die von allen Zwangsanstalten befreite, wahrhaft allumfassende und allbeseligende, allversöhnende große Christuskirche, deren Theil unsere Gemeinde ist, dereinst zum Segen der Menschheit im Großen sein wird. Amen!

Ein Aktenstück aus der Gegenwart.

(Siehe Seite 55, Anmerkung.)

Schatz heiliger Ablässe (Tesoro d'indulgenze.)

Verkündigung des Erzbischofs von Neapel vom Jahre 1846. *)

„Um die heiligen Ablässe zu gewinnen, müssen wir uns dazu anschicken, mit den Vorbereitungen, welche nothwendig sind, um eine gute Beichte und eine gute Communion (Abendmahl) zu machen (à farci)." — (Folgt nun eine kurze Angabe der hierzu erforderlichen Bedingungen). „So vorbereitet können wir die Schätze der heil. Ablässe gewinnen. Ohne diese schuldigen Vorbereitungen würden wir nicht nur die heiligen Ablässe nicht gewinnen, sondern uns in Gefahr setzen, uns auf ewig in's Verderben zu stürzen. Laßt uns dies recht bedenken. Ich glaubte hier diese Dinge erwähnen zu müssen, weil sie die hauptsächsten und wesentlichsten sind, deren wir uns immer erinnern müssen."

1. „80,000 Jahre Ablaß, bestätigt von Benedikt XI., werden gewonnen, wenn man kniend spricht (dicendo): „Herr mein Gott! Der du für die Erlösung der Welt — geboren, beschnitten und von den Juden verworfen werden wolltest u. s. w. „Du mein Herr J. C., in Kraft dieser deiner h. Leiden — und der Verdienste deines heil. Kreuzes befreie mich von den Strafen der Hölle" u. s. w.

2. „80,000 Jahr Ablaß werden gewonnen, wie man auf einem Marmor in der Kirche vom heil. Johann zum Lateran in Rom liest, wenn man spricht: „Mein Herr J. C. süßester Vater, der Freude zu lieb, welche deine geliebteste Mutter in jener Stunde hatte, als du ihr am allerheiligsten Ostertage erschienest, und um der Freude willen, als sie dich mit der Klarheit der Gottheit (divinità) verherrlicht sah. — bitte ich dich, mich gnädigst mit der Gabe des h. Geistes zu erleuchten; auf daß ich deinen Willen erfüllen könne in allen Lagen meines Lebens. Du, der du lebest und herrschest in alle Ewigkeit. Amen."

3. „15 Seelen werden aus dem Fegfeuer vertrieben (si scac-

*) In wortgetreuer Uebersetzung von Carové, mitgetheilt in dessen neuester Schrift „Römischer Katholicismus in der Papststadt und anderen Metropolen Italiens." (Leipzig 1851), welche hiermit als sehr beherzigenswerth der allgemeinen Beachtung empfohlen wird.

ciano) — welcher Ablaß von Clemens III. bestätigt worden — wenn man mit der allerheiligsten Jungfrau zum gestorbenen Jesus spricht:

„O unerschöpfliche Quelle der Wahrheit, wie bist du vertrocknet!“ ..

„O allerhöchste Gottheit (divinità), wie lässest du dich in solcher Armuth von mir sehen“ u. s. w. „Habe Mitleid mit allem Geschöpf.“

„Ein Vaterunser, ein Ave und eine Gloria für die Person, welche diesen Ablaß hat drucken lassen.“

4. „Vollkommenen Ablaß gewinnt und eine Seele befreit man aus dem Fegfeuer, wenn man vor einem Bilde des Gekreuzigten das nachstehende Gebet spricht und Gott für die Bedürfnisse der h. Kirche bittet, — bestätigt von Clemens III.“ u. s. w.

„Siehe mich, o mein geliebter, guter Jesus, der ich vor deiner allerheiligsten Gegenwart hingeworfen, dich mit der lebendigsten Glut bitte, in mein Herz die Gefühle des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe einzugraben (stampare)“ u. s. w.

5. „Vollkommnen Ablaß gewährte Papst Innocenz VIII., auf Ansuchen der Königin Elisabeth von Spanien, alle denen, welche folgendes Gebet sprechen:

„Der Himmel verleih dir Heil (ti salvi) o unumschränkte Jungfrau,
Stern, heller, als die Sonne,
Mitleidige Mutter Gottes,
Weit süßer, seltener auch, als Honig,
Noch rother, als die Rose,
Und weißer als die Lilie,
Du, aller Tugend Blüte,
Geehrt von allen Heil'gen,
Im Himmel die erhabenste (sublime).
Amen. Ein Vaterunser und ein Ave.“

6. „Vollkommnen Ablaß — toties quoties — gewährte Pius V. Jedem, der folgendes Gebet hersagen wird:

„Du bist die große Königin.
Die ganze Welt neigt sich vor dir,
Du rettest (salvate) meine Seele.
Ein Vaterunser und ein Ave.“

7. „Die Wohlthat von 100 Messen für das Jahr wird Jeder haben, der täglich nachfolgendes Gebet fromm hersagt — und ein Ave Maria für die Person, die es drucken lassen.“

„Jungfrau, und stets unbefleckte Mutter Gottes und meine Mut-

ter der Barmherzigkeit, Maria! mit deiner mächtigen Intercession verwende dich, daß ich und alle Geschöpfe — daß wir alle immer erkennen und lieben J. C., deinen geliebtesten Sohn. Salve regina." u. s. w.

8. „Am Sabbath nach seinem Tode wird aus dem Fegfeuer befreit, — wer den Habit (abitino) der Madonna del Carmine (der Karmeliter-M. G.) trägt, genau die kirchlichen Fasten beobachtet, ... und, o! mit welcher Genauigkeit und Abtödtung beobachteten die ersten Christen die Vigilien und die 40tägigen Fasten; jetzt ist uns nur eine 40tägige Fastzeit übrig geblieben, und Niemand hält sie! Aber erinnern wir uns daran, daß, um in den Himmel zu gehen, Ein Weg uns geblieben, und dieser ist die Buße, und ohne die Buße — die Hölle." ..

„Ferner muß, um jener Befreiung theilhaft zu werden, man sich Mittwochs des Fleischessens enthalten und je nach seinem Stande die Keuschheit bewahren. Aber die erste Pflicht (dovere) ist, sich den Habit segnen zu lassen; die zweite, sich von einem Karmeliterpater einschreiben zu lassen; die dritte den Habit, welcher von Wolle sein muß, Tag und Nacht zu tragen, sonst gewinnt man nichts. Diese Privilegien und Verbindlichkeiten haben ihren Ursprung in den dem heil. Simon Stochio und dem Papst Johann XXII. gewordenen Erscheinungen der allerheiligsten Maria und sind von 22 Päpsten approbirt."

9. „Die Ablässe ferner, welche euch in dieser Weise bei jenem Karmeliter-, wie bei den anderen Habiten, der Schmerzen Marias*), „della mercede" und besonders dem „der Empfängniß," verheißen sind — sie sind unzählig, täglich und vollkommen, in Leben und in der Todesstunde. Mit dem Habit der unbefleckten Empfängniß, der von den Theatiner-Vätern gesegnet wird, sind alle Ablässe verknüpft, welche irgend welchem Orden (religione) heil. Orte oder Person zugestanden sind. Insbesondere wenn man 6 V. U, Ave's und Gloria's zu Ehren der allerheiligsten Dreieinigkeit und der unbefleckten Mutter spricht, gewinnt man toties quo-

*) In den zu Florenz gedruckten und an der Pforte der Annunziata verkauften Divote preci solite recitarsi dei P. P. de „Servi di Maria" steht S. 22 ff. das Verzeichniß aller Indulgenzen, welche von mehreren Päpsten denen gewährt, welche die Krone der sieben Schmerzen (Mariä) hersagen, so wie der Gnaden (benefici), „welche die Brüder und Schwestern erhalten, die den Habit der schmerzenreichen (addolorata) Jungfrau Maria tragen;" — dann auch das Verzeichniß der (18) Tage im Jahr, „an denen man eine Seele aus den Strafen des Fegfeuers befreien kann"

ties — alle Ablässe Rom's, der Portiunkula, Jerusalems und Galiziens, welche sich auf 533 vollkommene Ablässe belaufen, noch außer den zeitlichen, welche unzählbar sind. Dies Alles ist einem von den Theatiner-Vätern selbst gedruckten Blatte entnommen. Das Beste ist, alle jene viele Habite zugleich zu tragen, da sie sich so vereinigt finden, daß sie nur einen bilden; segnen läßt man sie (si fanno benedire) von den Vätern des heil. Alphonsus sopra Tarsia. Diese 4 vereinigten Habite werden verkauft in der Straße des Erzbisthums Nr. 63."

10. „Die reichlichsten Ablässe ferner für denjenigen, der andächtig der Uebung der „Via crucis" obliegt, weil man durch Besuch der Station alle Ablässe von Jerusalem gewinnt, gerade als ob man selbst sich an jenen heil. Orten befände."

11. „Immerwährender Ablaß von 300 Tagen — jedesmal, daß man mit reuigem Herzen spricht: Jesus, Joseph und Maria! ich gebe euch mit meinem Herzen meine Seele. Jesus, Joseph und Maria! steht mir bei im letzten Todeskampfe. Jesus, Joseph und Maria! es verathme meine Seele im Frieden mit Euch."

12. „200,000 Jahre heil. Ablässe dem, der drei Vat. Unſ., Ave's und Glorias spricht zu den 3 entblößten Gebeinen (ossa) des leidenden Christus."

13. „30,000 Jahre Ablaß verlieh Alexander VI. dem, der dreimal das Ave vor dem Bilde der h. Anna spricht und betet; „Gott mache dich selig (ti salvi), o Maria voller Gnaden, der Herr ist mit dir, deine Gnade sei mit mir, du bist gebenedeit unter den Weibern und gebenedeit sei deine Mutter, die heil. Anna. Von ihr wurdest du ohne Makel und ohne Sünde geboren, o Jungfrau Maria; von dir wurde dann Jesus geboren, wahrer Sohn Gottes! Amen."

14. „10,000 Jahre heil. Ablässe dem, der 3 Vat. Unſ. und Ave's spricht zu den Leiden Jesu Christi und zu den Schmerzen der allerheiligsten Maria.

15. „3,800 Jahre heil. Ablässe dem, der die Messe mit Andacht und Aufmerksamkeit hört."

16. „700 Jahre heil. Ablässe dem, der knieend beim Geläute der Glocken das de profundis spricht für die Verstorbenen."

17. „100 Jahre heil. Ablässe dem, der spricht: Gekannt (conosciuta) und geliebt werde von Allen die heil. Dreifaltigkeit mit dem allerheiligsten Sakramente; gebenedeit sei die heiligste allerreinste, unbefleckte Empfängniß der seligen Jungfrau Maria.

18. „100 Jahre heil. Ablässe dem, der spricht: Gelobt, gebenedeit und verherrlicht werde ewiglich von allen Geschöpfen die h. allerreinste und unbefleckte Empfängniß der seligen J. Maria. Amen."

19. „100 J. h. Ablässe dem, der spricht: „Gebenedeit sei die h. allerreinste unbefleckte Empfängniß der seligen Immer-Jungfrau Maria. Amen."

20. „7 Jahr. h. Ablässe dem, der das Viaticum ohne, und 6 Jahr dem, der es mit einer Kerze begleitet."

21. „7 Jahr h. Ablässe dem, der die (christlichen Glaubens-) Uebungen (atti) *) mit Andacht herſagt."

22. „5 Jahr dem, der den Regulär-Habit, 1 J. und 40 Tage dem, der das Kreuz küßt."

23. Viele Ablässe dem, der spricht: „Seele Jesu Chr., heilige uns! — Leib J. Chr., erlöse uns. — Blut J. Chr., wasche uns rein von aller Sünde! — Wasser der Seite J. Chr., reinige uns! — Leiden J. Chr., stärke uns. — O guter Jesus, erhöre uns! in deine Wunde berge uns! Gestatte es nimmer, daß wir uns von dir trennen. Vertheidige uns gegen den hölliſchen Feind. In der Stunde unſeres Todes rufe uns zu dir in das h. Paradies, damit wir kommen, dich zu loben durch alle Ewigkeit, zuſammen mit den Engeln und den Heiligen. Amen!"

24. „Viele Ablässe dem, der spricht: „Gott, sei immer gebenedeit, gebenedeit sein h[illegible] Name! — gebenedeit Jesus Christus, wahrer Gott und wahrer M[illegible]! — Geb. der allerh. Name Jesu! — Geb. Jesus im allerheiligsten Sakramente des Altars! — Geb. das allerkostbarste Blut Jesus Christus! — Geb. die große Mutter Gottes, Maria, die Allerheiligste! — Geb. der Name der Jungfrau und Mutter Maria! — Geb. sei Gott in seinen Engeln, seinen Heiligen und von allen seinen Geschöpfen ewiglich. In te domine speravi, non confundar in aeternum."

25. „Von aller Gefahr wird befreit jeder, der mit lebendigem Glauben die Segnung des heil. Franziskus trägt (chiunque portera in dosso la Benedizione di S. Fr. etc.) wie man auf derſelben lieſt."

26. „70,000 Jahre Ablässe dem, der den dritten Theil des Rosenkranzes, nämlich 5 Posten herſagt, und vollkommenen Ablaß,

*) Darunter werden verstanden zunächst die Uebungen der Hoffnung und der Liebe, dann auch noch die der Reue und Anbetung.

der den Rosenkranz an allen Hauptfesten des Jahres betet. Diesen gewinnen alle jene, welche im Buche des Rosenkranzes eingeschrieben sind, wenn sie die von den Dominikaner-Vätern gesegnete Krone von 5 Posten tragen und mit Ueberlegung die Geheimnisse meditiren. Ferner hat die allerh. Jungfrau der seligen Eulalia gesagt, daß sie mehr Wohlgefallen habe an fünf mit Ruhe und Andacht hergesagten Posten, als wie an 15, die eilig und mit minderer Andacht gesprochen würden. Daram ist es gut, den Rosenkranz knieend vor einem Bilde der allerh. Jungfrau zu beten, und man beachte, daß es mehr hilft, den Rosenkranz zugleich mit anderen, als ihn allein zu beten" *).

27. „7 Jahr Ablaß jedesmal dem, der an einem Tage ein halbstündiges stilles Gebet (oraz. mentale) und vollkommenen Ablaß dem, der es zu Anfange eines jeden Monats verrichtet." ...

28. „Vollkommener Ablaß Nr. 50 (?) toties quoties Jedem, der eine der Kirchen der Pii P. P. Operarii besucht, und gleichfalls Nr. 187 von 7 Jahr und 7 Quarantänen dem, der ein V. U. und Ave spricht und Gott für die Erhöhung der h. Kirche bittet; dies liest man auf einer Tafel eben jener Kirchen der P. P. pii operarii."

29. „Unzählig (innnumerabili) sind Ablässe für den Besuch der Capelle des Schatzes des h. Januarius, besonders bei den Festlichkeiten der Kirche, wie man in eben jenem Schatze des heil. Januarius liest."

„Darum laßt uns in unseren Andachten, besonders wenn wir in der Kirche sind, immer unsere Intention darauf richten, alle Ablässe, die wir nur können, im Leben und im Tode zu

---

*) In dem zu Rom 1844 neuaufgelegten „Tributo quotidiano di — pregbiere — alla immacolata — madre di Dio" etc. findet sich S. 127 folgende genauere Angabe: „Um alle Gläubige anzuspornen, oft zu der Andacht des h. Rosenkranzes ihre Zuflucht zu nehmen, gewährte Benedikt XIII. durch Breve Sanctiss. v. 13. April 1726 allen gläubigen Christen, die mindestens mit reuigem Herzen den ganzen Rosenkranz oder doch ein Drittel, nämlich 5 Posten hersagen, 100 Tage Ablaß für jedes V. U. und für jedes Ave; aber vollkommenen Ablaß, wenn sie dann jeden Tag mindestens ein Drittel des Rosenkranzes hergesagt und in dem Jahre einmal gebeichtet und communicirt haben. Zur Erwerbung dieses Ablasses müssen die Rosenkränze von den Dominicaner-Vätern gesegnet sein und die Mysterien meditirt werden. Für diejenigen, welche der Brüderschaft des heiligen Rosenkranzes, die, wo es immer sei, kanonisch errichtet worden, beigeschrieben, sind noch viele andere Ablässe bewilligt, wie durch Breve nuper etc. von Innocenz XI. d. d. 31. Juli 1679 und durch Breve ad augendum von Pius VII. vom 16. Februar 1808". —

gewohnten, uns deshalb immer im erforderlichen Zustande erhaltend, nämlich so, daß wir gut gebeichtet, und gut das Abendmahl genommen haben. Dann laßt uns — gemäß der Intention, welche die heil. Abläße bewilligt hat — Gott bitten um die Erhöhung der h. Kirche, den Frieden und die Eintracht unter den christlichen Fürsten, die Ausrottung der Ketzereien, die Bekehrung der Ungläubigen, Ketzer und aller Sünder, und zur Unterstützung der h. Seelen des Fegfeuers (Anime S. del Purg.) Amen. Ein V. U., Ave und Gloria gemäß der Intention der Päpste, welche diese heilige Abläße bestätigt haben." „Jeder, der dafür sorgt, daß diese kostbarste und reichligste Sammlung h. Abläße Allen bekannt werde," (der Nachsatz fehlt; wahrscheinlich sind in der Handschrift dieser Ankündigung auch dem, der sich jener Mühe unterzieht," Abläße zugesichert), „und wird (dieselbe) verkauft in der Straße des Erzbisthums Nr. 63 oder 67."

„Bei Rafael Miranda — mit Erlaubniß des Revisors der Polizei." *)

---

*) Eine nicht uninteressante Parallele zu obigem Verzeichnisse bietet dasjenige, welches in dem 1843 zu Freiburg in der Schweiz, mit Approbation des Bischofs von Lausanne und Genf (P. Tobias Penni) gedruckten Katechismus S. 209 f. mit der Ueberschrift abgedruckt ist: „Abläße, welche man leicht gewinnen kann." Es sind folgende:

I. „Ablaß von 100 Tagen. 1) Jedesmal so oft man das Dreimalheilig betet (zur Trinität). — 2) Jedesmal, wenn man folgendes Gebet hersagt: „Ewiger Vater, ich opfere dir das kostbare Blut Jesu Christi auf." — 3) Jedesmal, wenn man folgendes Gebet hersagt: „Gebenedeit sei die heilige und unbefleckte Empfängniß der glorreichen Mutter Maria." — 4) Jedesmal ꝛc. „Heiliger Engel Gottes, dessen Schutze die göttliche Vorsehung mich anvertraut hat, erleuchte mich ꝛc. — 5) Jeden Tag einmal, wenn man sagt: Gelobt — sei allzeit das heilige und göttliche Sakrament. — 6) Jeden Tag einmal, wenn man folgendes Gebet hersagt: „Der heiligste Wille Gottes geschehe in allen Dingen" ꝛc. — 7) Wenn man bei dem Glockenzeichen das Gebet: „Der Engel des Herrn ꝛc." knieend verrichtet. — 8) Wenn man des Abends beim Glockenzeichen knieend: „de profundis etc. oder ein V. U. und A. M. für die Verstorbenen verrichtet."

II. „Ablaß von 300 Tagen. Jedesmal 1) so oft man folgende drei Gebete verrichtet." (Es sind dieselben, wie oben in der Verkündigung des Erzb. v. Neapel unter Nr. 11 angeführten.) — 2) „Wenn man die Litanei der seligsten Jungfrau betet."

III. „Ablaß von 5 Jahren und 5 Quadragenen, wenn man das Sakrament begleitet" ꝛc.

IV. „Ablaß von 7 Jahren und 7 Quadragenen, wenn man das heil. Sakrament mit einer brennenden Kerze begleitet."

Das Erntefeſt.

Wiesbaden, den 14. September 1851.

Gebet.

„Danket dem Herrn, denn er ist gnädig und seine Güte währt in Ewigkeit. — Halleluja!“

Ewige Liebe, Urquell alles Lebens, deine schöpferische Kraft schauen wir bewundernd und dankend in der Fülle des Segens, die du uns Menschen spendest durch die Hand der Natur. Deine Botin ist uns die Natur; deine Stimme vernehmen wir in all den Lauten, worin sie zu uns redet, — im Wintersturm, wie im Säuseln des Frühlings und im rollenden Donner des Sommers, und im herbstlichen Rauschen des welken Laubes, welches niederfällt von der gereiften Frucht; — in allen ihren Lauten verkündigt uns die Natur dein Walten, o ewige Liebe!

Dankend empfangen wir den Segen der Natur. O laßt, wenn wir mit menschenwürdiger Mäßigung uns daran erfreuen, entlastet der bangen Sorgen vor Mangel und Noth, — o lasst uns da auch der Brüder nicht vergessen, die da darben und in Thränen sitzen auf dem einsamen Lager, und nicht wissen, wie sie ihr und ihrer Lieben Leben fristen sollen.

Die Erde, in welche die Saatkörner eingesenkt wurden, deren reife Früchte wir jetzt schauen, — ob sie auch ungleich vertheilt sein möge an Reiche und Arme, — sie nimmt doch dereinst, als treue Mutter, Reich und Arm, Vornehm und Gering, **gleich**liebend wieder zu sich. Der Thau und der Regen, diese Freudenthränen, welche der Himmel auf die Erde nieder weint, — sie träufen auf das Feld des Armen wie auf das des Reichen, und erquicken gleichmäßig alle die zarten Keime. Die Sonne, welche die Blüte mit dem Kusse des Lichtes aufschließt und welche die Frucht reifet durch die Wärme, o sie breitet ihr Licht und ihre Wärme über Gerechte und Ungerechte aus; nicht einen Unterschied macht sie für Christen und Juden, für Katholiken und Protestanten; — für **alle, alle** reift sie **gleichmäßig** die Fülle des **Segens!** O so laß uns, wenn wir dich in deinen Boten ahnen, ewige Liebe, — o so laß uns selbst

deine Boten für die Menschheit sein! — Die Natur, wenn sie unausschließlich deinen Segen reift, — sie beschäme uns Menschen nicht! Unausschließlich, wie sie, sollen und wollen auch wir den Segen geben, den wir empfangen, wollen wir Herzen und Geister befruchten, wie die Felder für uns befruchtet worden sind; und dieser Entschluß und die That der unausschließlichen Liebe, das sei unser Dankgebet! Amen!

Rede.

(Matthäus XIII., 1—11, ferner 18—30.)

Brüder und Schwestern!

Ein ernst freudiges Gefühl erfüllet uns in dieser Feierstunde.

Die Natur redet zu unseren Herzen in der Sprache des Segens; sie erzählt uns in dieser Sprache die geheimnißvolle Geschichte der Entwicklung des Lebens; indem sie uns die vollen Aehren darbietet, erinnert sie uns daran, wie einst das Saatkorn in die dunkle Furche hinabgesenkt wurde, gleichsam in sein Grab, sie sagt uns, wie darin seine Hülle — verwesen mußte und wie dann der Keim neuen Lebens sich in der Erdennacht unbemerkt bildete.

Wir gingen wohl an manchem Saatfelde vorüber und dachten dieses wunderbaren Geheimnisses nicht. Wir zürnten vielleicht in der Winterszeit gar oft dem rauhen Schneegestöber, weil es uns den Anblick der heiteren Himmelsbläue entzog! Aber siehe: aus diesen Millionen Schneeflocken hat die Mutter Natur eine warme Decke gewoben, um die zarten Kindlein, die sprossenden Halme vor dem tödtenden Odem des Frostes zu schützen! Und der Frühling hob dann mit seinen rosigen Fingern die weiße Decke auf und unter seiner Berührung verschwand sie wie ein Traumgebilde, und Tausende von grünen Halmen begrüßten dann froh, als wie aus dem Grabe erstanden, den neuen Tag. Von der mütterlichen Erde haben diese jungen grünen Halme den Nahrungsstoff empfangen, grade wie wir Menschen auch Alles, was wir zur Fristung und Entwicklung des Körpers brauchen, von der mütterlichen **Erde** empfangen; aber das **Licht** war es, dessen sie bedurften, um wachsen und gedeihen, um Alles, was sie von der Erde empfangen, in sich selber zu neuem

Nahrungsstoff, zum Inhalt ihres flüchtigen Daseins heranbilden zu können. Die Bildung des Kerns, welcher da Anderen zum Segen gedeihen und aus welchem die Pflanze sich selbst künftig erneuen sollte — das war der Zweck ihres Lebens.

Und ist es anders wohl beim **Menschen**leben? Ist nicht auch dessen Zweck die Bildung und Entwicklung des **geistigen Kerns**, der da Anderen zum Segen gedeihen, und der da zugleich den Keim neuer Leben in sich tragen soll? — Und ist es nicht auch beim Menschenleben das **Licht**, dessen es bedarf, um reifen zu können? O wie die grünen Halme zum Licht hinanstreben, so wendet sich auch deine ahnungsvolle Seele, du schöne Jugend, zum Lichte empor! Es strebt aber auch dein nimmer rastender Drang, du entwickelter Geist, unaufhaltsam hinan zum Lichte, in dessen Klarheit du mehr und mehr dich selber erkennen und des Inhalts bewußt werden willst, welcher das Erdendasein erfüllen soll! Und wie die reife Aehre das weiß gewordene, inhaltsschwere Haupt senket, als bete sie, dafür dankend, daß ihr Dasein durch Segen erfüllet sei, — o so seh' ich auch dein Silberhaupt sich senken, du Greisenalter, freudig, daß das Leben wahrhaft vollbracht sei, und ahnungsvoll schon neuen Lebens, ewigen Lebens sinnend!

Weckt nun die Natur in der Sprache des Segens ein solches Verständniß in unseren Herzen, so wirke dies Verständniß in uns auch fort, und das Erntefest werde uns in dieser Feierstunde auch zum Geistesfeste. — Lasset uns heute einer anderen Ernte gedenken, einer größeren, jener, von welcher der Apostel Paulus zu den Galatern (VI., 8.) spricht: „Wer für den Geist säet, wird vom Geiste ewiges Leben ernten!“ Es ist die Geistessaat des Christenthums mit ihren Schicksalen, ihrer Reife und Ernte, welche wir heute betrachten wollen.

Blicket hin auf das ferne Palästina. Einen heiteren Himmel in sich abspiegelnd, breitet sich der klare See von Tiberias oder Genezareth aus; wunderliebliche Ufer mit Fruchtfeldern und schattenden Südbäumen und grünen Matten umsäumen ihn. An einem solchen Ufer schauet ihr zahlloses Volk, dichtgedrängt, die Häupter und Herzen hingewandt nach dem See, ahnungsvoll, als schwebe der Geist Gottes über den Wassern. Ja, es **ist** auch der Geist Gottes, der von den Wassern her zu ihnen redet; er spricht durch die geweihten Lippen des edelsten Menschenfreundes. Kennt ihr ihn, den hehren, liebevollen Lehrer, der

auf dem Schiffe steht und zu der horchenden Menge spricht? — Es ist Jesus von Nazareth. Seine Schüler, die ihn umgeben, die Menge, welche seinen Worten lauscht, — erblicken in ihm den verheißenen Messias, den Erlöser des Volkes Israel, — und er ist auch der Messias, der Erlöser, aber nicht für Israel allein; nein für die ganze Menschheit will er's sein; die Wahrheit ist das Siegel seiner Messiaswürde, — die Liebe ist die welterlösende Kraft, die ihn bewegt, und die er aus seinem Herzen in das Herz der Menschheit überströmen will. Er blicket sich das Volk, die Schüler an, und nimmt voll Wehmuth wahr, daß sie die ganze Fülle und Erhabenheit seines Planes noch nicht zu fassen vermögen, nämlich die unermeßliche Bedeutung eines neuen Bundes zwischen Gott und der Menschheit, den er offenbart, — die Erlösung der Menschheit zum Bewußtsein ihrer Gottentstammtheit, ihrer Würde, ihrer Einheit, und dadurch zur Allbruderliebe, zum Frieden, zur Seligkeit, welche er begründet. Darum spricht er in einfach herrlichen Bildern davon, in jenen unübertrefflichen Gleichnißreden, welche uns in den Evangelien aufbewahrt worden sind. Er knüpft, ein sinniger milder treuer Lehrer, der gern zum Lernenden niedersteigt, an die alten Vorstellungen des Volkes Israel vom Messias, an die alten Hoffnungen auf die Herstellung eines Messiasreiches mit glücklicheren Zuständen, — eben daran knüpft Jesus seine Gleichnißreden an. Jenen neuen Bund der Alliebe, jene Harmonie des Göttlichen und Menschlichen, jene Herrschaft des ewigen Sittengesetzes, jene Verklärung des göttlichen Geistes in der Humanität, wozu er den Anfang gemacht, wofür er sein Leben hingibt — er stellt es dar im Bilde des Himmelreiches, er vergleicht dasselbe mit einer Aussaat, und sich selbst zeigt er dem Volke in dem einfach schönen Bilde eines Sämannes. Vorahnungsvoll, weissagend schildert er die Entwicklung, die Schicksale, die einstige Vollendung seines Werkes für die Menschheit in jenen Gleichnißreden, welche wir im 13. Kapitel des Evangeliums des Matthäus zusammengestellt finden.

Wir nennen Jesum von Nazareth den Christus, und wahrlich mit Recht. Aber durch Leiden und Tod mußte Jesus von Nazareth hindurchgehen, um für die ganze Menschheit erst zum Christus zu werden. Wir erblicken in ihm den Sämann, der die Saat des Geistes in die Menschheit gestreut; es bedurfte seines Blutes, freudig aus Liebe hingeströmt, um die Saat zu befruchten. Es bedurfte eines so thatsächlichen Sieges des Ewigen über das Zeitliche, wie

Er ihn errang, daß der Glaube an diesen Sieg bleiben, daß der Glaube an den einmal auferstandenen Christus zum Glauben an den immerdar auferstehenden Christus werden konnte.

An Christus glauben, — heißt glauben an den Gottesgeist und an seine Offenbarung im Menschen, es heißt — glauben an die heilige Harmonie der Menschheit mit Gott, und dieser Glaube ist's, der die Welt überwindet. Nicht etwa bloß durch die reinste Sittenlehre, nicht etwa bloß durch den Ankampf gegen den Wahn und Aberglauben seiner Zeit, sondern durch die Enthüllung jenes Geheimnisses der höchsten gottmenschlichen Harmonie und durch die Anweisung an die Menschheit, wie sie alle ihre verschiedenen Lebensstimmen in diese eine Harmonie wirklich zusammen zu leiten und sie als ewigen Preisgesang göttlichen Daseins anzustimmen vermag, durch die Offenbarung des Gottesgeistes in der Menschheit, — dadurch ist Jesus der Erlöser der Menschheit geworden, dadurch ist er uns der Mittelpunkt der Weltgeschichte, dadurch der Anfang der allgemeinen Weltversöhnung, welche er zuerst in und für sich selbst vollbracht hat; deßhalb ist seine Saat, vom Blute des Sämanns auf Golgatha's Höhen getränkt, die Saat eines neuen Menschengeschlechts. Aber diese Saat mußte anderthalb Jahrtausende in Stürmen sich erhalten, kräftig heranwachsen und sich ausbreiten, bis allmählig auch immer mehr und mehr Geister, bis endlich jemehr und mehr die Völker selbst im Großen und Ganzen für das Verständniß jener Weltversöhnung reif werden konnten. Die Saat Christi, der Inhalt des Christenthums, mußte in der Menschheit selbst erst **reifen.**

Und nun laßt uns, meine Brüder und Schwestern, zurückblicken auf die lange Reihe von Jahrhunderten, die da verflossen sind, seit die heiligen Lippen am Kreuze sich mit den Worten des seligsten Bewußtseins: „Es ist vollbracht" schlossen, seit das Auge sich verdüsterte, welches den Himmel für alle Menschenbrüder offen sah, seit das Herz zu schlagen aufhörte, das diesen Himmel schon hienieden in sich trug. Er hat vollbracht, der gottbewußte Sämann, hat am Kreuze vollbracht. Betäubt stehen seine wenigen Getreuen, zerstreut fliehen sie von einander, welche so oft auf seine Worte gehorcht, ohne ihren Sinn ganz zu fassen; es ist, als könnten sie nun einander in der Finsterniß nicht finden, womit sein Tod all ihre irdischen Hoffnungen bedeckt. Da erscheint er plötzlich wieder mitten unter ihnen, — der

Todesglaube, — o wenn wir die Treue — den lichten Engel des Menschenlebens nennen, dann hat ein solcher den Stein von der Grabespforte gewälzt. Ja, er lebt und fortan suchen die Jünger den Lebendigen nicht bei den Todten mehr. Nun ist ihr Glaube felsenfest, daß er wirklich der Christus, der Messias, der Heiland und Herr ist — nun bekennen sie ihn auch freudigmuthig als solchen, als den ewig Lebendigen. Zwar entzieht er sich gar bald ihren Blicken von des Berges Höhen, — aber er bleibt ihnen in des Herzens Tiefen, geistig, unentreißbar, verklärt von heiligen Ahnungen. Er ist ihnen der wunderbare Halt und Hort in aller Verfolgung und Noth; der begeisterte Glaube an ihn wird ihnen zum thatkräftigen Glauben an sich selbst; und von solchem Glauben erfüllt, treten sie nun gottesstark der ganzen alten Weltordnung, welche in dem entarteten Römerthum den höchsten Ausdruck fand, treten sie dem darin herrschenden, die Menschheit spaltenden Gegensatz auf's Entschiedenste entgegen mit der frohen Botschaft der allgemeinen Gotteskindschaft und der Gleichberechtigung Aller zur Geltendmachung der Menschenwürde und zur Seligkeit für jeden, der da Mensch heißt. Der Weltherrschaft eines Volks durch blutige Gewalt über Alle stellte das Christenthum — die Weltherrschaft des Geistes, dem römischen Weltreich das allumfassende Gottesreich entgegen. Die alte heidnische Weltordnung, dadurch in ihren Grundfesten bedroht, bot Alles auf, um die junge Saat der neuen in ihren Keimen zu ersticken. — Die alte heidnische Weltordnung mit ihren Kaisern, unter denen sich mehr als ein Nero befand, mit ihren Kriegern, welche auf die Schärfe des Schwertes pochten, mit ihren Priestern, welche durch einen prunkvollen Ceremoniendienst die Verehrung von Göttern erhalten wollten, an welche das Volk und sie selbst nicht mehr glaubten, — diese alte Weltordnung der Selbstsucht und der Entsittlichung, in sich bereits ersterbend, raffte die letzten Lebenskräfte zusammen, um die neue Weltordnung zu unterdrücken, welche in der jungen Saat des Christenthums empor wuchs; sie stellte dem Gedanken die rohe Gewalt, sie stellte der Ueberzeugungstreue und der Willenskraft die Todesurtheile gegenüber; sie warf die Christen wilden Thieren vor, welche sie zerfleischten; — allein eben das Blut der ersten Christen, freudig hingegeben im Glauben an die Siegeskraft des Christus-Geistes, es weckte Tausende von Ueberlebenden zum Bewußtsein, zum Bekenntniß, zur Nachfolge; aus dem Blut der Unterliegenden erwuchs der Sieg des Christenthums.

Ach, edle Saat des Geiſtes, und als du nun kräftig erwachſend daſtandeſt und hoffnungsgrün, da kam gar bald ein Winter, ſtreng und gewaltig, wie die Menſchheit nie einen gleichen geſehen; er kam mit ſeinem eiſigem Odem, der alles Leben zu verſtarren drohte, mit ſeinen Stürmen und ſeinen Schneeflocken. Das war der Winter eines neuen Prieſterthums. Die Stürme, die dieſer Winter erregte, waren die Kämpfe über Glaubensſätze; das Schneegeſtöber, womit er den Himmel verdunkelte, es war der Aberglaube; der eiſige Odem, womit er alles Leben erſtarren zu machen drohte, es war der Glaubenszwang und der Glaubenshaß.

Aber in der Weltgeſchichte muß das Böſe doch immer nur dem Guten dienen! Seht: eben jenes Schneegeſtöber des Aberglaubens, welches die Hierarchie über die Völker verbreitet hatte, damit ſie den klaren heiteren Himmel mit all ſeinen leuchtenden Gottes- und Menſchheitsgedanken nicht mehr erkennen ſollten, — eben jenes Schneegeſtöber des Aberglaubens, es mußte zur ſchützenden Decke werden für die junge Saat des Chriſtenthums. Wie ein weißes Leichentuch lag dieſe winterliche Decke des Aberglaubens über den Keimen der Welterlöſung; die Prieſterherrſchaft des Mittelalters wähnte ſchon, dieſe Keime ſeien erſtickt; ſchon errichtete ſie ihre neuen Altäre über dieſer Decke, ſchon brachte ſie Menſchenopfer auf dieſen Altären, ſchon wähnte ſie durch die geheimnißvolle Kraft des Blutes, das von den Altären auf die Schneedecke des Aberglaubens träufte, ihre Herrſchaft für ewige Zeiten gefeſtet zu haben. — Aber das Blut der geopferten Märtyrer, die da der Geiſtesknechtung und der Prieſterherrſchaft ebenſo opferfreudig entgegentraten, wie Chriſtus den Phariſäern ſeiner Zeit und wie die erſten Chriſten ihren Henkern, — dies Blut der Geiſtesheldeu und Wahrheitszeugen, es **durchdrang** die Schneedecke des Aberglaubens, es thaute hinab bis zu den Wurzeln der ächten Saat unſeres Meiſters, und es ſtrömte in ſie all die Lebens- und Geiſteskraft derjenigen, aus deren gottfreudigen Herzen es gefloſſen war. Ja, eben **unter** der Schneedecke des Aberglaubens, und **unter** den Schichten des vereiſten Märtyrer-Blutes wurzelte die Saat Chriſti, die Saat der Erlöſung immer nur um ſo tiefer im Boden der Menſchheit. Die Prieſterherrſchaft des Mittelalters ahnte das nicht. Dieſe Eisdecke hielt ſie vielmehr für unzerſtörbar, für einen felſenfeſten Grund, und in ſolchem Wahne baute ſie ihren ſtolzen Herrſcherſitz darauf, Tempel und Zwing-

burchzugleich. Herrlich war er anzuſchauen mit ſeinen hochragenden Thürmen und Zinnen, mit ſeinen ehernen Thoren, welche des Prieſters Gnade den ängſtlich harrenden Völkern aufſchloß, wenn ſie vor der Schwelle auf jeden Zweifel, auf jede freie Thätigkeit der Vernunft verzichteten. Und wenn ſie dann eintraten in der hohen Hallen geheimnißvolle Nacht, nur erhellt durch die ewige Lampe und die flammenden Kerzen an den Altären, wenn der Weihrauchsduft, wenn die brauſenden Wogen des Glockenklangs und Orgelſchalls und Prieſtergeſangs ihre Sinne betäubten, wenn ſie fernhin blickten nach dem Allerheiligſten, wo ein dreifachgekrönter Greis im Prachtgewande ſtand, das von Gold und Silber und Edelſteinen funkelte, und wenn er hoch empor das geheimnißvolle Zeichen der Gnade hob, dann ſanken ſie in die Knie, übergoſſen von Schauern der Ewigkeit, dann ſtockte ihr Blut wie zu Eis, ſie wagten kaum zu athmen, nicht zu fragen; es war ihnen, als ſchwebte der ewige Gott ſelbſt, in eines Menſchen Hülle, dort inmitten der Weihrauchwolken über den Stufen des Hochaltares; und wenn ſie die zum Segen erhobenen Finger erblickten, ſo war ihnen ums bebende Herz, als müßten ſie anbeten; da war ihnen die ganze Erde da draußen mit aller Frühlingspracht und allem Lerchengeſang, mit allen Wonnen der Liebe und Ehe, mit aller-friſchen Lebensluſt wie vergeſſen und verſchollen; erſchüttert und zermalmt breiteten ſie ihre irdiſchen Güter zu den Füßen der Prieſter hin, die als Stellvertreter Gottes, als Mittler, als Sündenvergeber vor ihnen ſtanden. Dieſe Prieſter, ſo glaubten die Völker hoffend, könnten ihnen die Pforten des Himmels öffnen, wo eine ewige Seligkeit für die Verzichtleiſtung auf die Freuden dieſer Welt, für die Verzichtleiſtung auf die irdiſchen Güter, für die Verzichtleiſtung auf das Familienglück, für den blinden Glauben an die Prieſter, für den unbedingten Gehorſam unter ſie reichlich lohne. — Dieſe Prieſter, ſo glaubten die Völker zitternd, könnten ſie in den Abgrund der ewigen Verdammniß, woraus keine Reue befreit, hinabſtoßen, wenn ſie zweifelten an den Lehren der Kirche, wenn ſie deren Gebote übertraten. Und ſie ſahen ja, die Völker, wie die Prieſter die angezündeten Fackeln zur Erde ſtießen, daß ſie erloſchen, und ſie hörten, wie ſie dabei in ſchauerlichen Formeln den Fluch ausſprachen über all die Verruchten, die es wagten, der Untrüglichkeit, der Alleinherrſchaft des Prieſterthums und der Geiſteskuechtung entgegen zu treten; die Völker ſahen, wie die Prieſter die Könige ſalbten und ihnen die Kronen von den Häuptern ſchleuderten, wie ſie die Bande

des Eides zerriſſen und die Söhne im Namen des rächenden Gottes bewaffneten gegen Väter, welche der Zorn der Prieſter wie ein Blitz aus des Himmels Höhen getroffen hatte. Die Völker des Mittelalters, zuſammenſchauernd bis in's Mark vor des ewigen Todes eiſigem Hauch, glaubten an die übernatürliche Macht dieſer Prieſter über Leben und Tod, ſie glaubten, daß dieſe geheimnißvolle Welt der Kirche — der Vorhof der Ewigkeit, daß dieſe Lehre mit allen Flüchen — die Lehre Chriſti ſei. Wie konnten ſie denn dies Alles glauben? O, jene Prieſter hatten ja ausſchließlich die Erziehung der Völker in der Hand, und ſie erzogen dieſe vom erſten Keim der Denkkraft an nur zu dem Gedanken, daß das Denken über Religion und Kirche — ſündhaft ſei! O, auch jene ſtolzen Prieſter, welche die Völker durch den Buchſtabenglauben beherrſchten, glaubten; ſie glaubten wenigſtens an eine ewige Unmündigkeit des Geiſtes, an eine ewige Kindheit der Völker, an eine ewige Dauer ihrer Herrſchaft und jener Zwingburg, von welcher aus ſie die Völker Jahrhunderte lang beherrſchten. Aber dieſe Zwingburg war nicht auf dem Felſen der Wahrheit, ſondern auf der von Jahrhundert zu Jahrhundert dichter gewordenen Eisesſchichte des Aberglaubens erbaut.

Allein, das Leben der Menſchheit hat ſeine Jahreszeiten, wie das Naturleben, nur daß ſie länger dauern. Jener Winter konnte ein Jahrtauſend lang aushalten; aber es kam **doch** ein Frühling; er kam vor dreihundert Jahren. Mir bebt das Herz vor Freude beim Gedanken, daß der erſte Strahl dieſes neuen Weltfrühlings aus dem flammenden Geiſte unſeres deutſchen Volkes entſprang. Er leuchtete aus dem Auge Luthers, da er in Worms vor Kaiſer und Reich todesmuthig ſeine Ueberzeugung bekannte und ſein Bekenntniß mit den Worten ſchloß: „Hier ſteh' ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen.“ Er leuchtete aus dem brechenden Auge Zwingli's, als er in der Schlacht bei Kappel den ſchönen Tod für das Bekenntniß ſeiner Ueberzeugung und für die Freiheit ſeines Vaterlandes von Rom ſtarb; dieſer neue Weltfrühling — er heißt die deutſche Reformation des 16. Jahrhunderts. Und ſeht: vor dem Hauch dieſes neuen Weltfrühlings fängt die tauſendjährige Eisdecke des Aberglaubens zu ſchmelzen an und donnernd erbebt in ſeinen Grundfeſten der darauf erbaute ſtolze Herrſcherſitz der Hierarchie; und wie vom langen Winterſchlafe erwacht, entfliehen die Völker aus den den Einſturz drohenden Hallen, in welchen ſie gefangen geweſen

waren, während sie in der Nähe der Gottheit zu sein gewähnt hatten; und die edelen Söhne germanischen Geschlechts, die Niederländer, an ihrer Spitze ein Fürst aus deutschem Geblüt, dessen Wiege in Dillenburg stand, der Nassauer Wilhelm von Oranien, unsterblichen, gesegneten Andenkens, errangen in einem achtzigjährigen Heldenkampfe gegen die Weltmacht Spaniens die Glaubensfreiheit, und der schönste Siegespreis derselben ist die religiöse Alldulduug, die sie auf ihr glorreiches Banner schreiben.

Und so wie dort, in den deutschen Niederlanden, ist die Eisesdecke des Aberglaubens, auch in vielen Gauen unseres Vaterlandes, ist sie auch in den Ländern, wo andere Stammesbrüder germanischen Ursprungs wohnen, in England, in Schweden, Norwegen, Dänemark geschmolzen vor dem Hauch des neuen Weltfrühlings; die wilden Wasser der Partheiungen sind abgeronnen in's Meer der Weltgeschichte, und — die Saat Christi ist frisch und herrlich wieder zu Tage gekommen.

Zwar konnte es jenem Winter gelingen, seine Herrschaft noch in manchen Ländern, ach, und auch noch in vielen Theilen unseres deutschen Vaterlandes für längere Zeit zu behaupten; zwar konnte er die Eisesdecke sogar befestigen und strebte seine alte Zwingburg allüberall wieder herstellen, in neue Eisesfesseln der Satzungen den religiösen Wahrheitsdrang zu legen. Er wollte es, jener uralte Winter. Aber kann er's auch vollbringen? Nein! Seine Tage sind doch gezählt! Nicht aufheben kann er ja das ewige Gesetz der Weltgeschichte, das der steten Entwicklung der Völker zu immer höherer Bildung; **nicht** ungeschehen kann er machen alle Fortschritte der Wissenschaften; nicht auslöschen kann er den Beruf des deutschen Volks aus dem Buche des Schicksals. Diesem Berufe wird er erliegen, der Winter des Aberglaubens, der Geistesknechtung! Nicht vergebens hat seit einem Jahrhundert neuerdings und gewaltiger das Licht des Weltfrühlings aus euren Blicken gestrahlt, ihr Helden des deutschen Geistes, ihr erhabenen Denker unseres Volks, du vor Allen, du zweiter Luther, unsterblicher Lessing, Patriarch der deutschen Geistesfreiheit, und du gewaltiger Kant, der du das Banner der Vernunft vom fernen Ostseestrande hinrauschen ließest über alles deutsche Land, und du, edler Herder, du Prophet und Apostel des sich erfüllenden Christenthums, der Religion der Menschlichkeit! Alles Licht, das euch entströmte, es ergoß sich durch unser Volk, und als nun der Winter des Aber-

glaubens vor ſieben Jahren ſein Siegesfeſt feierte in jener uralten Römerſtadt an der Moſel, im Dom zu Trier, da erbebte dröhnend plötzlich auf's Neue die mittelalterliche Eisesdecke, getroffen von der Macht des Lichts, und an den Tag kam, von Tauſenden und aber Tauſenden deutſcher Katholiken freudig begrüßt, jene ächte unverlorne **Saat Chriſti.**

In aller Schönheit der Vollendung, in aller Segensfülle liegt es nun vor unſeren Blicken unermeßlich ausgebreitet da, das **Fruchtfeld** des Chriſtenthums. Seht, ſie **reift,** die Saat Chriſti, — im einzelnen Menſchen als Bewußtſein ſeiner Gottentſtammtheit, ſeiner hehren Würde; — ſie reift, die Saat Chriſti, im Zuſammenleben als Bewußtſein der Brüderlichkeit und der Gleichberechtigung; — ſie reift, in den Völkern als Bewußtſein, daß ſie alle zuſammen nur eine einzige große Familie ſind, dazu beſtimmt, einander zu lieben und eins dem andern die Bildungsſtoffe, die ſelbſt gewonnenen, mitzutheilen, die von andern gewonnenen dafür für ſich zu empfangen. — **Gereift** iſt die Saat Chriſti in der Menſchheit als Bewußtſein der **Humanität,** in welcher ſich der göttliche Geiſt fort und fort als der ſelbſtdenkende und allmächtig wirkende, als der wahrhaft heilige Geiſt der Menſchheit offenbart.

Mag denn die Saat, welche Chriſtus ausgeſtreut, immerhin nicht gediehen ſein auf dem „Wege", wie es in der Gleichnißrede heißt, nämlich auf dem Wege, auf welchem der Glaubenswahn durch die Jahrhunderte ſchritt; mag ſie nicht gediehen ſein auf dem „Felſen", wie es in der Gleichnißrede heißt, nämlich auf dem ſogenannten Felſen der mittelalterlichen Kirche, auf den kalten Steinen der todten Buchſtaben uud Satzungen, in welchem ſie keinen guten Boden finden konnte; — mag ſie immerhin nicht gediehen ſein unter den „Dornen", wie es in der Gleichnißrede heißt, nämlich unter den Dornen der Selbſtſucht und des Glaubenshaſſes; — **gediehen** iſt ſie dafür doch in jenem fruchtbaren Boden, von dem der Meiſter ſagt, daß es der iſt, „wenn jemand die Lehre anhört und verſteht." Ja, gediehen iſt ſie im Boden des Geiſtes und da trägt ſie auch Früchte; denn wer auf den Geiſt ſäet, der wird von dem Geiſte ewiges Leben ernten. „Meine Worte, ſpricht Chriſtus, ſind Geiſt und Leben;" nun, meine Brüder und Schweſtern, dadurch, daß wir im Chriſtenthum endlich die allgemeine Menſchheitsreligion des **Geiſtes** erkennen,

dadurch **wird** es uns zum **Leben.** Diese Verklärung des Christenthums aber zur allgemeinen Geistesreligion und diese **Verwirklichung** desselben als **Leben,** — das ist die **Ernte.**

Und wo sind die **Schnitter?** So fraget ihr wohl? — Allüberall, wo das Fruchtfeld erschienen, erheben sie sich. Sie schreiten hinaus, das Wort des Sämanns zu erfüllen. Jahrhunderte lang mochte das Unkraut des Aberglaubens und des Glaubenshasses, welches der böse Feind des Menschengeschlechts gesäet, unter der Saat der Wahrheit und der Liebe üppig emporwachsen; — erinnert ihr euch an jenes zweite prophetische Gleichniß des Herrn? Aber nicht konnte die gute Saat dadurch erstickt werden. Jenes Unkraut, es mochte wachsen, aber auch die Geister mußten wachsen, um zu ächten Schnittern **reif** zu werden. Denn eines ächten Schnitters Pflicht ist's nicht allein, ohne Wahl Alles zu mähen, was er auf dem Felde aufgewachsen findet; nein, prüfen muß er das Gute und das Schlimme; sondern muß er in freier sittlicher That das Heilbringende vom Verderblichen; vernichten muß er das Böse, und das Gute muß er nicht bloß sammeln und aufbewahren, sich selber zum Schatz und zur Lust, sondern auch ausstreuen muß er die gute Saat, auf daß sie sich vertausendfältige für künftige Geschlechter.

Wo die Schnitter sind? Sie sind auch hier; — ihr selber seid's! Sondert ihr selbst nicht schon in euren Herzen das Unkraut des Aberglaubens von der ewigen Ernte der Wahrheit; sondert ihr selbst nicht das Unkraut des Glaubenshasses von der Ernte der Alldulduug, der Allversöhnung, der Alliebe, die ihr als die Ernte des Geistes Christi erkennt? O laßt uns fortfahren, diese hohe Aufgabe zu erfüllen!

Aber laßt uns auch eine andere Pflicht nicht vergessen, welche uns obliegt. Fragt ihr: welche ist's? Auf, wackere Schnitter, — auch **Sämänner** müssen wir werden, Sämänner des Segens, den wir selber geerntet, darum Sämänner des ächten Christusgeistes, der ächten Christusliebe! Jenen Spruch, der uns erweckt: „Wer für den Geist säet, der wird von dem Geiste ewiges Leben ernten," o laßt uns ihn allen den Brüdern zurufen, die da den Segen des reifen Christenthums, der vor ihnen offen liegt, noch nicht erkennen. O senkt denn die Saat des Geistes in die Herzen eurer Kinder, ihr Aeltern; o senkt sie in die Herzen der Jugend, ihr Lehrer; o laßt uns, ihr Brüder allesammt, hingehen in

die Nacht des Elends, wo dem Verlassenen der sittliche Untergang droht, und die Saat der Menschenveredlung, die Saat eines menschenwürdigen Daseins streuen! O laßt uns kühn und freudig in die Nacht des Glaubenswahnes und des Glaubenshasses hineindringen und laßt uns die Saat **Christi**, die Saat der Wahrheit und der Liebe, die Saat der **Menschlichkeit** einsenken in die noch grabesdunklen Herzen; und gewiß: sie wird auch dort aufgehen, auch dort keimen und im göttlichen Lichte wird sie auch dort, wird sie immer mehr, allüberall endlich reifen zur Frucht der Weltversöhnung; und die erlöste Menschheit feiert dann einst gottbewußt und liebeselig, — das große Erntefest des wahren, des ewigen **Lebens!** Amen!

Schluß-Gebet.

Segne du, aus dem Licht, Leben und Liebe strömt, o segne du die Aussaat des Geistes, zu der wir berufen sind! Sie gedeihe, sie reife! Die Frucht dieser Saat, sie labe die Verschmachtenden, sie erkräftige die Schwachen, sie beselige die Trauernden! Sie sei das wahre Brot des Lebens allen Freunden, die sich lieben, sie sei's aber auch allen Feinden, die uns noch hassen; o sie sei's allen Völkern, die sich bekämpfen; o sie sei's der ganzen Menschheit, daß sie sich endlich als eine einzige Gottesfamilie erkenne, fühle und bethätige!

Segne, du Ewiger, aus dem Licht, Leben und Liebe strömt, segne die Schule, in welcher die Saat des Lichts, des Lebens und der Liebe in die jugendlichen Herzen eingesenkt wird; segne diese jungen Herzen, daß sie ein fruchtbarer Boden werden; segne die treue Hand des Lehrers, der die Saatkörner pflanzet!

Segne die Familie, daß sie der gute Boden sei, aus welchem der Friede erwächst! Dein Segen heilige die Ehe zum Saatfeld edlerer Geschlechter, heilige die Kindesliebe, heilige die Freundschaft, heilige die Gemeinde, den Staat! Dein Segen überwölbe unser Vaterland; dein Segen ruhe auf dem Scheitel unseres Volkes, daß es ihn, als das geweihte Volk des Geistes, zum Lichte erhebe, daß es, das Siegel der Macht und Herrlichkeit auf der Stirne tragend, hinwandle als der Sämann des Geistes und der Humanität!

Amen!

Der Glaube an Engel.

Der Glaube an Engel.

(Ebräer I. 7—9, 13—14.)

Brüder und Schwestern!

Aus der Kinder- und Jugendzeit des Menschengeschlechts klingen so manche fromme Sagen noch zu uns in's Mannes-Zeitalter herüber. Wundersam berühren sie uns die Herzen, diese ersten Stimmen der Sehnsucht nach Ergründung des Göttlichen und nach innigster Vereinigung mit ihm, — diese ersten Stimmen der Gottes-Ahnung, welche dem immer lauteren und gewaltigeren Verlangensruf des Geistes voransäuselten. Zu den Sternen emporblickend, auf die Erde niederschauend, ahnten die kindlichen Völker im Osten Asiens ein göttliches Leben und Weben, eine Gottdurchdrungenheit allüberall, und an's Herz der Natur warfen sie sich, um in dessen geheimnißvollen Schlägen den Schlag des Gottesherzens zu erlauschen. Jene leuchtenden Gestirne waren ihnen auf- und niederwallende Herolde eines unsichtbaren höchsten Wesens; seine Stimme wähnten sie zu vernehmen in den tausendfältigen Lauten der Natur, im Waldesrauschen und im Wasserſturz, im Donnerrollen und im Meeresbrausen; von den Lippen der Natur, der geheimnißvollen Mittlerin zwischen ihm und ihnen, glaubten sie, fließe sein Rath, sein Wille; in Traumgebilden, in Wahrzeichen und in Loosen hofften sie die Offenbarung dessen zu erkennen, dem sie sich entstammt fühlten. Aber beseelt, und zwar von Geistern beseelt, von unsichtbaren, übermenschlichen, dem ewigen Urwesen entflossenen und ihm näher stehenden Vernunft-Wesen, dachten sie sich den ganzen Raum der Schöpfung. Die Naturerscheinungen, die lieblichen und wohlthätigen, wie die schreckenden und verderblichen — sie waren nach dieser uralten Weltanschauung die Werke von Geistern, von holden, schützenden, lohnenden, segnenden, oder von furchtbaren, zürnenden, rächenden, verderbenden; und so erschuf sich die Einbildungskraft ein eigenes, über der Menschheit waltendes, aber auch in die Menschenschicksale eingreifendes Geisterreich. In diesem suchte denn das religiöse Gefühl,

in seinem dunklen Drang, endlich auch die Ursache des Uebels, suchte es den Grund des Gegensatzes zwischen Gut und Böse. Gute und böse Geister, beide dem Urwesen entflossen, aber die letzteren von ihm abgefallen, stritten, so wähnten jene altasiatischen Völker, in der Natur, wie in der sittlichen Welt, um die Herrschaft. Durch alle alten Religionen Asiens aber, welche wie bunte Träume das Kindesalter der Menschheit umweben, zieht sich, wie ein lichter Streifen, die Hoffnung, daß endlich in der Zeiten Ferne aus diesem Kampfe der Sieg des Lichtes über die Finsterniß, der Sieg des Guten über das Böse hervorgehen, und daß der weltspaltende Gegensatz am Ende der Tage aufgehoben werde durch ein Zusammenströmen und Verbundenwerden Aller in der Seligkeit.

Den Glauben an die Beseelung aller Wesen durch Geister finden wir bei den Hindus. Noch bestimmter aber zeigt er sich bei den alten Persern. Diese beteten ein unerschaffenes heiliges Urwesen an, einen ewigen Quell aller Schöpfungen. Ihm, so glaubten sie, sei zunächst der höchste Geist des Lichts und des Guten, genannt Ormuzd, entstammt; bei diesem sei das ewige Schöpferwort „Honover", als eine besondre Kraft und Persönlichkeit. — Rings um Ormuzd aber dachten sich die Perser eine Lichtgeister-Welt, und zwar in dreifacher Ordnung. Zuhöchst nämlich und dem Lichtgeist Ormuzd zunächst, stünden sieben Geisterfürsten, genannt Amschaspands, vorstehend den einzelnen Lebenskreisen; dann dachten sie sich als zweite Geisterordnung acht und zwanzig Izeds, über kleineren Kreisen waltend, und endlich zahllose Ferwers, d. h. Urbilder und ewige Lebenskeime aller zum Lichtreich gehörenden erschaffenen Wesen.

Als Gegner des höchsten Lichtgeistes Ormuzd und seiner guten Geister dachten sich die Perser den Geist des Bösen, genannt Ahriman, herrschend im Reiche der Finsterniß, aussendend die Schaaren seiner Nacht- und Verderbensgeister zum Kampf gegen das Licht und das Gute. Diese altpersische Weltanschauung ging nun auch in das Volk Israel über. Die Ansicht, daß Gott außer den Menschen auch andere Geister, die Engel, erschaffen habe, findet sich in der reinen Moseslehre nicht. Erst als die Juden aus der Verbannung heimkehrten, brachten sie den altpersischen Geisterglauben in ihr Vaterland mit, und die Pharisäer, welche die Schrift auf den Grund einer angeblichen mündlichen Ueberlieferung auslegten, verbanden die neuen fremdartigen Anschauungen mit den alten Lehren des mosaischen Jehovahglaubens zu einem eigenthümlichen Ganzen. Von

nun an ward bei den Juden der Glaube an Geiſter oder Engel immermehr zum Volksglauben. Jenen perſiſchen Ahriman, den Fürſten der Finſterniß und des Böſen — wir finden ihn im ſpäteren, phariſäiſchen Judenthum als Satan, als Jehovahs Widerſacher, — jene ſieben Amſchaspands oder oberſte Lichtgeiſter der altperſiſchen Lehre — wir finden ſie als Jehovahs ſieben oberſte Engel oder Erzengel wieder. Jehovah erſcheint im ſpäteren jüdiſchen Volksglauben, gerade wie der perſiſche Ormuzd, thronend in einem himmliſchen Lichtreiche, um ihn wallen ſeine Lichtgeiſter, gleichfalls (wie nach perſiſcher Vorſtellung) in verſchiedener Rangordnung, als untergeordnete Fürſten, Vaſallen, Statthalter, anbetend ſeine ewige Majeſtät, Theil habend an ſeines Himmels reiner Seligkeit, vollſtreckend ſeine Gebote durch alle Räume der Schöpfung, Herolde ſeines Rathes, Boten ſeiner Macht, Urbilder der höheren Vollkommenheit für das menſchliche Streben, Beſchützer aller Frommen, wie jene Lichtgeiſter der altperſiſchen Religion. Im altteſtamentlichen Buche Tobias tritt dieſer perſiſche Urſprung deutlich an den Tag. Da iſt von einem böſen Geiſte die Rede, der in die Wüſte verbannt wird, und von Raphael, als von einem der ſieben Engel, die vor dem Herrn ſtehen, geſendet von dieſem, um dem frommen Tobias und ſeinem Weibe zu helfen und in Menſchengeſtalt ihren Sohn auf der Reiſe ſchützend zu begleiten.

Zur Zeit, als Jeſus auftrat, war der Geiſterglaube im jüdiſchen Volke bereits tief eingewurzelt. Die Schüler Jeſu, ſchlichte einfache Männer aus dem Volke, waren von den herrſchenden religiöſen Vorſtellungen eben ſo wenig frei, als die andern Zeitgenoſſen, und mehr als eine Erzählung in den Evangelien liefert uns den Beweis, wie der erhabene Lehrer die volksthümliche Anſchauungsweiſe, welche er vorfand, gleichſam wie der Künſtler den rohen Stoff, weiſe benützte, um anknüpfend an dieſelben den ewigen Wahrheiten, welche er verkündigte, im Volke Eingang zu verſchaffen.

Auch die jüdiſche Meſſiasvorſtellung war eigentlich ein Erbtheil und Abglanz der altperſiſchen Weltanſchauung. Wie in Perſien ſich alle Sehnſucht nach dem Siege des Guten und nach der Herſtellung des Lichtreiches an der Hoffnung aufrichtete, daß eben dann, wenn der böſe Ahriman, der Fürſt der Finſterniß in unbeſtrittener höchſter Machtvollkommenheit die Welt beherrſche, — ein Held des Lichtes, Soſioſch, als Retter, als Erlöſer kommen und jenen Gewaltigen beſiegen werde, — ſo hegte das jüdiſche Volk eben in der Zeit ſeiner tiefſten Bedrückung und Erniedrigung die be-

ſtürmiſche Erwartung, daß das Reich des Meſſias nahe ſei, und auf dieſen erwarteten Retter, der ein Sohn des Höchſten ſein ſollte, blickte es mit eben ſo großer Begeiſterung als Zuverſicht hin. Jeſus kündigte ſich nun als Meſſias an, freilich in einem anderen, höheren, geiſtigeren Sinne, als das Volk einen ſolchen erwartete; und anders war dann auch ſein Ausgang; es ſah ihn nicht auf dem Stuhle Davids, inmitten der zwölf Stammesälteſten, ſondern am Kreuze inmitten zweier Verbrecher erhöht. Allein gerade dieſer nichterwartete Ausgang, verbunden mit dem Umſtande, daß er, der Todtgeglaubte, lebend wieder erſchien, bekräftigte den Glauben ſeiner Jünger an ſeine Meſſiaswürde; ſie hofften nun, nachdem ſie ihn, ihren Vorſtellungen nach als Sühnopfer leiden geſehen, um ſo zuverſichtlicher auf ſeine Wiederkunft in der Herrlichkeit. Sie erblickten nun, von dieſer Erwartung erfüllt, ſein Leben in einem ganz anderen, in einem wunderbaren Lichte; ſie glaubten nun an manchen Zügen ſeines Lebens alt[illegible]ſagungsworte erfüllt zu ſehen; und jemehr ihnen, jemehr zumal ſpäteren Geſchlechtern die Erinnerung an das wirkliche geſchichtliche Leben Jeſu verblich, um ſo mehr ging der frommen Verehrung Aller, die in ihm ein höheres Weſen, die in ihm den menſchgewordenen Erlöſungsgedanken der Gottheit erblickten, ein neues, ein wunderbares Bild ſeines Weſens auf. Erſchien ihnen Jeſus, den ſie als den Meſſias, als den Chriſtus bekannten, als der aus der ewigen unergründlichen Fülle der Gottheit unmittelbar entfloſſene Lichtgeiſt, der vor der Menſchwerdung in und bei ihm geweſen, und der nach der Vollendung des Menſchenthums wieder zu ihm zurückkehren werde, — dann konnten ſie, nach ihrer Anſchauungsweiſe, auch nicht annehmen, daß Chriſtus in derſelben natürlichen Weiſe, wie alle andern Sterblichen, Menſch geworden ſein, wie andre gewöhnliche Menſchen des Lebens Kämpfe beſtanden und die Erde verlaſſen haben könne. Dann konnten ſie nichts Andres ſich vorſtellen, als: es müßte ein Engel der Jungfrau das Geheimniß der Menſchwerdung eines höheren Weſens verkündigt, — es müßten Engelchöre, über dem Neugebornen ſchwebend, den Beruf des Friedenbringers der Erdenwelt zugerufen, — es müßten Engel den irdiſchen Pflegevater zur Rettung des einſtigen Retters gemahnt, es müßten Engel dem gedient haben, welcher in der Wüſte die Verſuchung des Nachtgeiſtes überwunden, — es müßte ein Engel ihn geſtärkt haben, als er im heißen Gebete auf dem Oelberge mit dem Tode rang, — es müßten Engel den Stein vom Grabe weggewälzt haben, aus welchem der

Gekreuzigte neubelebt hervorschritt, und es müßten, als er dem Kreise der Jünger gen Himmel entrückt ward, Engel den Nachblickenden die tröstende Verheißung zugerufen haben, daß er wiederkehren werde zur Erde aus der Gottesherrlichkeit, worin sie ihn thronen glaubten. Und gleichwie die alten Perser erwartet hatten, daß am Ende der Tage der Erlöser Sosiosch daherkommen und die Herrschaft des Fürsten der Finsterniß und des Verderbens zertrümmern werde, so verbanden auch die ersten Christen mit der Hoffnung auf die Wiederkunft des Messias (Christus) zum Weltgericht die Vorstellung, daß alsdann gewaltige Engel des Lichts den Geist der Finsterniß überwinden und in den Abgrund stürzen würden. Die Anschauung, daß der Christus, der Gottentflossene, hoch über allen Engeln stehe, finden wir mit dem ganzen jüdischen Engelglauben, besonders im ersten Kapitel des Ebräerbriefes ausgedrückt, — die aus altpersischen Vorstellungen erwachsene Erwartung der Vernichtung des Reiches des Bösen durch den Sieg des Guten, des Weltuntergangs zur Welterneuerung finden wir in der sogenannten Offenbarung Johannis, diesem Denkmal der urchristlichen Anschauung, mit ihren dichterischen Gemälden der Geisterschlachten von einer glühenden Einbildungskraft auf's Großartigste dargestellt. Da nun die Schriften aus den ersten Zeiten des Christenthums späterhin für Eingebungen des heiligen Geistes und für wörtlich, für buchstäblich wahr gehalten, als Grundlagen des ganzen Glaubenslehrgebäudes angenommen wurden, so ging der dichterische Ausdruck der vorchristlichen Weltanschauung allmälig auch in die altchristliche Kirchenlehre über. Die Kirche stellte im Jahre 787 den Glaubenssatz auf, daß die Engel himmlische Geister mit einem ätherischen Leibe, und die lateranische Kirchenversammlung von 1215 erklärte, daß sie unkörperliche Geister seien. Die Kirche unterschied verschiedene Rangordnungen der Engel; sie wies ihnen einen räumlichen Himmel über der Erde an, wo sie um Gottes Thron stünden, den Ewigen anbetend und durch Lobgesänge feiernd; sie empfahl die Verehrung der Engel, welche nun, gleichwie die Heiligen, als Vermittler die Gebote der Sterblichen zu Gottes Thron emportrügen und die Menschen schützend auf der Pilgerreise durch's Erdenleben begleiteten, durch dieses Jammerthal, wo die Geister des Verderbens auf allen Wegen lauerten. So wurde der altpersische, altjüdische Geisterglaube zum christlichen Kirchen- und Volks-Glauben. Die Gemüther, geängstigt durch eingebildete Gefahren, die ihnen von unsichtbaren Feinden drohten, suchten bei unsichtbaren Beschützern Rettung und Beistand. Die

Vorſtellung, daß ein unſichtbarer Gottesbote, ein Schutzgeiſt dem Menſchen beigegeben ſei, welcher das am Abgrundsrande ſchlafende Kind vor dem Hinabſturz, die Jugend vor der Schlange der Verführung, den Reiſenden vor lauerndem Raub und Mord bewahre, welcher die Wittwe tröſte in ihrer Verlaſſenheit, welcher das Menſchenherz in der Stunde der Verſuchung abhalte, den böſen Gedanken und Vorſatz zur That werden zu laſſen — dieſe Vorſtellung mußte Jahrhunderte hindurch, ſo lange die Völker noch nicht zur klaren Erkenntniß der Natur und der Geſetze, welche in ihr und in der ſittlichen Weltordnung walten, gekommen waren, ihnen für die aus der Tiefe des eigenen Geiſtes, aus der Fülle des eigenen Willens hervorquillende Kraft Erſatz geben. So lange der Menſch nicht frei denken konnte, ſo lange genügte ihm die Ahnung der Wahrheit, die ihm in den wunderbaren Traumgebilden der Dichtung aufging. Aber die Wiſſenſchaft hat den Menſchen denken gelehrt. Die Wiſſenſchaft zerriß den Schleier vor dem Allerheiligſten; die Menſchen, die Völker entrangen ſich den lieblichen Blumenbanden der dichteriſchen Ahnung, und nahmen als freie Söhne des ewigen Geiſtes, von der Erde, als ihrer nächſten, vom Weltall, als ihrer größeren Heimath, Beſitz.

Die Erfindung des Mittels, wodurch jede entdeckte Wahrheit zum Gemeingut der Menſchheit werden kann, die Erfindung der Buchdruckerkunſt war die Morgenröthe eines neuen Weltzeitalters. Die Entdeckung Amerika's war der erſte thatſächliche Beweis, daß die altkirchliche Lehre keineswegs untrüglich ſei; die Kirche hatte die Lehre, daß die Erde rund, daß ſie auch auf der uns entgegengeſetzten Hälfte von Menſchen bewohnt ſei, als Ketzerei verdammt, und ſiehe: Kolumbus fand die uns abgekehrte Erdhälfte von Menſchen bewohnt. Der Entdeckung Amerikas folgte unmittelbar die Reformation, und was dieſe Befreierin des Geiſtes begonnen, das vollendete die Himmelskunde — die Befähigung zur Erkenntniß der Wahrheit, das Ende der alten Weltanſchauung und den Beginn der neuen. Kopernikus, Kepler, Galilei bewieſen, indem ſie die Geſetze der Weltkörper entdeckten, daß dies blaue Gewölbe über uns nur ein ſcheinbares ſei, und daß es ſomit nicht die Grundlage jenes Himmels bilden könne, welchen man ſich bisher als Aufenthalt Gottes, der Engel, der Heiligen und Seligen gedacht hatte; mit dieſer Entdeckung zertrümmerten ſie die alte Weltanſchauung dichteriſcher Einbildungskraft, und mit den Trümmern derſelben mußte auch der kindliche Wunderglaube der Vorzeit unausbleiblich untergehen. Die Lehre Chriſti:

„Gott ist Geist“ konnte dagegen nun erst in der ganzen Fülle ihrer erhabenen Bedeutung von den mündig gewordenen Völkern verstanden werden. Ist Gott Geist, die allmächtige selbstbewußte Vernunft, in welcher alle Gesetze der Natur begründet sind, so können diese nicht unterbrochen werden, und das, was die kindliche Ahnung Wunder nannte, löset sich auf in nothwendige Wirkungen, welche nach Gottes ewigen Gesetzen aus vorhandenen, aber uns noch unbekannten Ursachen hervorgehen. Ist Gott — Geist, so kann er nicht auf einen einzelnen Raum als Wohnort beschränkt sein; er offenbart sich als Geist der Heiligkeit, als Geist der Wahrheit, als Geist der Gerechtigkeit, allgegenwärtig, allmächtig, allbeseligend, in der Natur, in jeder Menschenbrust, in der Weltgeschichte. Nicht ein Widersacher kann dem Allmächtigen gegenüber stehen, dessen heiliger Wille unabänderlich geschieht. Nicht zum Jammerthal kann die Erde bestimmt, nicht unsichtbaren Verderbern kann sie überlassen sein, die alle Lüfte durchrauschen, nicht der Schauplatz von solchen Kämpfen kann sie sein sollen, in welchen Engel mit Teufeln um des hülflosen, preisgegebenen Menschen Seele und Seligkeit ringen; sondern eine Welt unter Myriaden Welten ist die Erde, bestimmt, daß der Mensch als Vernunftwesen sie völlig ergründe, als ein Glied in dem großen und schönen Weltganzen sie erfasse, sie zu einem Theil des unermeßlichen Gottesreiches weihe und verkläre. Gelöst ist jetzt das Räthsel des vermeintlichen uralten Gegensatzes, welches seit den Tagen Zoroasters die zitternde Menschheit vergeblich zu lösen gesucht durch Hereinziehung von Kräften, welche sie als außer ihr liegend annahm, — gelöst durch die Vernunft, die sich in die Gewißheit der lebendigen Gottheit selbst versenkt. Die Vernunft bestreitet nicht, ja sie muß sogar nothwendig annehmen, daß es außer den Menschengeistern auf Erden noch andere Geister, vernünftige, vielleicht höher, edler geartete Bewohner anderer Welten gibt; aber jeder Geist steht sich selber, wie jede Welt, der er angehört, und nur in Gott finden sie all ihren ewigen Zusammenhang.

Das ist der Standpunkt der neuen Weltanschauung, welchen Christus mit den Worten: „Gott ist Geist“ eröffnete, welchen aber weder seine Jünger, noch ihre an den Buchstaben festhaltenden priesterlichen Nachfolger begriffen haben, welcher jetzt erst vollständig begriffen wird. Auf diesem Standpunkt stehen wir und blicken von ihm aus eben so freudig in die Zukunft, nach dem Ziele der Menschheit hin, als zurück in die Vergangenheit, der wir nun erst

völlige Gerechtigkeit wiederfahren laſſen können. Von dieſem Standpunkte aus betrachten wir die Wunderſagen der Vorzeit, nicht etwa als erfundene Fabeln und Trugwerk, ſondern als den Ausdruck einer niedrigeren Entwicklung, und würdigen die Ahnung des Wahren, welche wir als ächten Kern in den bunten Schalen finden.

Auf dieſem Standpunkte ſtehend, würdigen wir denn auch die Engelſagen, womit der fromme Glaube Chriſti Leben umwoben ſah; denn eine hehre ſittliche Bedeutung geht uns auch in ihnen auf. Den Engel der Verkündigung, der vor der reinen Jungfrau ſtand, — wir erblicken ihn noch heute vor jeder Jungfrau; es iſt der hehre Beruf der Weiblichkeit, welche in jedem Kinde einen Sohn des Höchſten erziehen und bilden ſoll! Die Grüße, welche über dem neugebornen Chriſtuskinde ertönten, — noch heute bedeuten ſie die Lebensweihe für jedes Kind, daß es, Geiſt aus Geiſt, den ewigen Geiſt dereinſt zu verherrlichen habe durch Frieden und Seligkeit, die es im Vollgefühl der Gotteskindſchaft den Brüdern allen bringe! Jener Engel der alten frommen Sage, der durch's Traumgeſicht die Rettung des Jeſukindes veranlaßt, — noch heute iſt's die Himmelsmacht, welche die Wahrheit der Liſt und Gewalt ihrer ſtolzen Feinde entrückt. Jene Engel, welche dem Ueberwinder des Nachtgeiſtes dienten, — noch heute ſind's der heilige Muth und die heilige Zuverſicht, vollziehend jedes Gebot, welches ein heiliger Wille gegeben. Jener Engel des Troſtes, der den Beter auf dem Oelberg ſtärkte, — auch heute iſt er Jedem als freibewußte Ergebung in den klar erkannten Gotteswillen nah. Der Engel, der den Stein von des Grabes Pforte wälzte, — wir kennen ihn; er heißt Unſterblichkeit; und jene Engel, welche den Jüngern die Wiederkehr des Meſſias aus dem Himmel zur Erde verhießen, — noch heute ſind's die Hoffnungen aller ächten Chriſtusjünger, daß die Erlöſung vom Himmel zur Erde niederkommen, daß der Chriſtus, den die Menſchheit Jahrtauſende lang bloß als unnahbares Urbild in weiter Ferne geſchaut, als Menſchenſohn die Menſchenſöhne alle um ſich ſammeln und die Lüge und den Haß vernichten und den Altar der Wahrheit als Thron der Liebe aufrichten werde.

Ihr lieblichen Bilder der alten Weltanſchauung, die ihr unſere Kindheit verſchöntet, wir halten euch in Ehren, wenn wir euch auch aufgeben für die Wahrheit der neuen! O wir verlieren nichts, wenn wir den Himmel der alten Dichtung hingeben für den neuen

wirklichen Himmel, der unendlich weiter und größer ist, — wenn wir den vermeintlichen Thronsitz Gottes über jener blauen Decke, welche unsere Erde scheinbar überwölbt, aufgeben für den lebendigen Herzschlag der Gottheit in jedem Wesen, das auf den äußersten Sternen der Milchstraße Gott anbetet, für den Herzschlag der Gottheit in jedem Lichtgedanken des Weisen, in jedem Seufzer des Dulders, in jedem Laut der großen Weltenharmonie. Wir verlieren nichts, — o wir gewinnen, wenn wir jene Engel aufgeben, in deren Händen die ahnungsvolle Vorzeit Vollstrecker des göttlichen Willens verehrte, die da rastlos geschäftig von Welten zu Welten eilten, — und wenn wir dafür das ganze Leben der Natur als Gottes Gedanken erfassen, der von Ewigkeit zu Ewigkeit im selben Augenblick auch schon Gottes Wille und Gottes That ist; wir verlieren nichts, wir gewinnen, wenn wir glauben: auch die Weltgeschichte ist Gottes That; auch das Leben der Menschheit ist die Verwirklichung des ewigen Gottesgedankens; sie vollbringt sich nach Gottes ewigen Gesetzen durch das Ineinandergreifen aller Menschenkräfte; und das ist des Menschen hehre Gotteswürde, daß er sich als Gottesgedanken weiß, daß er das Gottesgesetz kennt und mit Bewußtsein den Gottesplan vollstreckt. Wir verlieren nichts, wenn wir den Kindesglauben an ein Eingreifen höherer Geister in's Menschenleben und in die Weltgeschichte aufgeben; wir gewinnen nur, wenn wir als Boten Gottes im einzig wahren und Gottes würdigen Sinne die großen Genien der Menschheit erfassen, welche vor den Völkern einherschweben, welche die Fülle des Göttlichen erkennen und aus der eignen überreichen Seele in kommende Jahrhunderte ausstreuen; das sind die Religionsstifter, die Gesetzgeber, die Weisen, die Erfinder menschenveredelnder Werke; das sind die Gewaltigen, welche die Geistesbrücken schlagen, auf denen die Söhne eines Vaters über Meere und Wüsten einander zueilen; das sind die lichten Geister, welche, wenn der Giftbecher, das Kreuz, das Schwert, die Flamme ihrer irdischen Hüllen vernichtet, über den Gräbern, aus welchen sie schon wie aus Wiegen den neugebornen Heiland sich lächelnd erheben sehen, das Hoffnungslied für die Enkel singen: „Ehre sei Gott und Friede den Menschen!“ Wir verlieren nichts, wir gewinnen nur, wenn wir glauben, daß die Geister, welche segnend und schützend und weihend das Leben begleiten, — nicht unsichtbare, anders als wir geartete Wesen höherer Welten sind, sondern daß sie sichtbar wandeln im Erdenkleide,

beiſte uns verwandt, uns mit allen Gedanken und Herzſchlägen verbrüdert, daß ſie eben Menſchen ſind, — die Menſchen alle, welche die Aufgabe unſeres Geſchlechts darin erkennen, daß der ewige Gottgedanke ſich offenbare durch die Menſchheit.

Ja, es gibt Schutzengel, wenn auch nicht nach dem Wortlaut der alten ſchönen ſinnigen Sage, doch um ſo gewiſſer ſind ſie uns, die Schutzgeiſter in Menſchenleibern. Nicht glauben wir, daß, wenn in unſerer Seele der böſe Trieb erwacht und ſie zur Sünde reizt, ein Schutzgeiſt, wie die alte kirchliche Sage und Lehre ihn malte, ſeine Fittiche über uns ausbreite; die Geiſtesſtimme, die uns warnt, iſt Gottes eigne Stimme im Gewiſſen, und an dieſe glauben wir; die Hand, die uns vom Böſen zurückhält, wir erkennen ſie; es iſt Gottes Hand, und dieſe Stimme beruft uns, und dieſe Hand weihet uns wieder zu Stellvertretern, uns zu Vermittlern des Göttlichen, uns zu Schutzengeln für unſere Brüder!

Nicht glauben wir, daß ein Schutzengel, wie die alte dichteriſche Ahnung ſich ihn vorſtellte, das am Abgrundsrande ſorglos ſchlummernde Kind vor dem Hinabſturz bewahre, aber an Schutzengel der Kindheit glauben auch wir, feſt und unverbrüchlich. Zum Schutzengel des Kindes biſt du, o Aelternliebe, beſtimmt! Dir ward, o Mutter, aus Gottes eigenem Herzen die rechte Engelweihe in das deinige gepflanzt! Wenn du das Kind mit deiner Bruſt nähreſt und deckeſt, — o auch das Thier thut daſſelbe; auch die Löwin ſorgt ja, daß das junge Leben, welches ſich ihrem Schooß entrungen hat und dem ſie ſich auch nach der Trennung doch noch ſo geheimnißvoll verbunden fühlt, nicht feindſelig angetaſtet werde; wer ihr Junges angreift, der bedroht ſie ſelber, die Löwenmutter, gleichſam in ihrem doppelten Leben. Menſchenmutter, du ſei mehr! In deinem Aug', in deiner Seele laſſe du dies Leben aus deinem Leben, dies dein Kind — ein höhres Leben, laſſ' es den Himmel der Sittlichkeit und der Menſchenwürde klar und rein erkennen, ſowie dein Kind leiblich und geiſtig zu ſehen vermag. Du biſt, wie jene Maria, die Mutter eines Weſens, das mehr iſt als Staub; auch du haſt ein Kind des Allerhöchſten geboren; nun ſo lehre es, — ſo wie du es ſprechen und denken lehrſt, — ſeine göttliche Abkunft erkennen, ſeinen Urſprung an ſich und Anderen heilig achten, lehre es menſchlich denken, menſchlich fühlen, menſchlich handeln, und ſo lang es denken und fühlen und handeln kann, wird es dich ſegnend ſeinen Schutzengel nennen.

Nicht glauben wir, daß Vernunft-Weſen höherer Art, welche ferne Welten bewohnen, die ewige Ordnung durchbrechend, herniederſchweben, um als unſichtbare Schutzengel den Jüngling, die Jungfrau auf den Blumenwegen vor der lauernden Schlange zu behüten. Einen Schutzengel aber, das glauben wir, hat Gott jedem Jüngling und jeder Jungfrau mitgegeben, hat er ihnen in des Herzens Allerheiligſtem als treuen Pfleger, als reinen Prieſter eingeſetzt, und er heißt die Scham. Dieſen Schutzengel verehret, Jüngling und Jungfrau, nicht mit todtem Lippengebet, wenn die Glocken einladen zum Schutzengelfeſt in Kirchen und Kapellen — nein, die Herzen bewahret ihm als reine Gottestempel, und euer ganzes Leben macht zu ſeinem hehren Feſte! Und ihr, Mann und Weib, die ihr zwei Geſchlechter ineinander flechtet, daß ein einziges ſittliches Menſchendaſein daraus erwachſe, vernehmt ihr die Stimme des Ewigen, die euch zuruft: Du, der du der Jungfrau am Altare die Hand zum Bunde reichſt, du ſollſt ihr Schutzgeiſt ſein für's ganze Leben; du weibliches Herz, das du dich dem geliebten Manne hingibſt, du ſollſt ihm der rechte ſichtbare Engel werden und bleiben, der ihn auf der Bahn der heiligen Pflicht erhält, wenn ſein Auge ſich trübt, ſein Fuß ſich verirrt; mag das Alter die Spuren der Reize von deinen Wangen wiſchen, — aus deiner Seele leuchte dem, den du gewählt, in himmliſchem Glanze unvergängliche Schönheit entgegen und — euer Himmel ſoll ſchon auf der Erde, eure Seligkeit ſoll ſchon in der Ehe, in der Familie beginnen! Du Greis, mit dem zitternden Fuß, mit dem gebeugten Nacken, der du in's offene Grab hinabſtarreſt, das ſich vor dir aufthut, — glaubſt du, du könnteſt der Menſchheit nichts mehr ſein? Du mit deinen Erfahrungen, du mit deinem ganzen Leben, wenn es ein reines war, ja mit deinem Tode ſelbſt, wenn es der des Gerechten iſt, — du kannſt, du ſollſt Schutzengel denen werden, die dich umgeben, und dir ſelbſt wird das Bewußtſein, daß du dein Menſchendaſein redlich ausgefüllt, dir ſelbſt wird der Gedanke, daß du unſterblich, zu neuem Leben, neuem Schaffen berufen biſt, der Schutzengel, der im Todeskampfe dein Haupt ſtützt, und deine Seele ſanft und treu in andere Kreiſe hinüberleitet. — Ihr findet ein Kind auf dem Wege, ein eltern- und pflegerloſes Kind — eine Perle im Schmutz, über welche vielleicht ſchon der Fuß ſich aufhebt, um ſie zu zertreten.

O Menſchenbrüder, die ihr dieſelbe Straße zieht, dieſe Perle gehört ins Diadem der Menſchheit! Dieſe Perle iſt eine Freudenthräne, aus Gottes Aug' auf die Erde gefallen! Hebt die Perle auf! Bewahrt

ſie in ihrer Reinheit! Werdet dem verlaſſenen Kinde zu Schutzengeln! Nicht ſchöner wußte die altteſtamentliche Sage den ſchützenden Engel zu verkörpern, der den jungen Tobias auf der Reiſe begleitete, als indem ſie ihn in Menſchengeſtalt, als Freund des Jünglings darſtellte! O haltet dies Bild im Herzen, ihr alle, deren Hand ein Menſch ergreift, um den Freund zu ſuchen; laßt ihn den Schutzengel in euch finden! Die Reiſe, auf welcher ihr ihn begleitet, iſt das Leben! und ſolch ein Freund ſoll Jeder — Jedem ſein.

Ja, ihr Menſchen alle, werdet treue Engel, Schutzengel jedem, der da Menſch ſich nennt! So kennt der Ew'ge uns als ſeine Boten, ſo nennt der Himmel uns ſeine Bürger; — und dieſes Himmels Seligkeit iſt nicht heilige Sabbathruh, ſondern heilige That. Das iſt der Standpunkt der neuen, der wahrhaft chriſtlichen Weltanſchauung, welcher wir angehören. Sie iſt deßhalb wahrhaft chriſtlich, weil uns Chriſtus der Inbegriff aller Vermenſchlichung des Göttlichen, weil er uns die unmittelbare Menſchenthat des Gottgedankens iſt.

Der Verfaſſer des Briefes an die Ebräer ſpricht in der Weltanſchauung ſeiner Zeit: „Es ſind Gottes Engel Geiſter und ſeine Diener Feuerflammen. Sie ſind allzumal dienſtbare Geiſter, ausgeſandt zum Dienſt, um derer willen, die ererben ſollen die Seligkeit!“ Ueberſetzen wir dieſe Worte in die Weltanſchauung unſerer Zeit, und ſie lauten dann alſo:

Ja, Brüder und Schweſtern! Wir Menſchen ſind Geiſter, ſind Flammen aus der ew'gen Liebe Flammenquell; wir ſollen alle die **Vermittler** der ewigen Liebe durch die Menſchenliebe, wir alle ſollen ihre Diener ſein. Unſer aller Dienſt iſt, als Feuerflammen der Liebe in immermehr Herzen hinüber zu lodern, auf daß alle, alle, alle die Seligkeit erben, — erben von Herz zu Herz, von Geſchlecht zu Geſchlecht. Amen.

Ewige Verdammniß

und

Alleinbeseligung.

Ewige Verdammniß und Alleinbeſeligung.

(Matthäus XXV. 31—46.)

Brüder und Schweſtern!

Wie ein ſchwarzgeflügelter Richtengel mit Poſaune und Schwert, ſo rauſchet jetzt die Predigt von der Verdammniß über die Gaue unſeres Vaterlandes dahin. Wo die Reformation des 16., wo die Wiſſenſchaft des 19. Jahrhunderts ihre Banner aufgepflanzt haben, da greift nun eine gewaltige Hand voll fiebriſcher Haſt nach ihnen, um ſie niederzureißen und in den Staub zu ſchleudern; wo Menſchen eines Stammes, einer Sprache, aber verſchiedener Glaubensbekenntniſſe, ſeit geraumen Zeiten friedlich neben einander wohnen, da ſchallt nun plötzlich eine Donnerſtimme in das Heiligthum des Hauſes, in der Freundſchaft geweihten Kreis hinein und fordert das Weib dem Manne, der Mutter die Kinder, dem Freunde den Freund ab; da baut eine unſichtbare Macht Scheidewände zwiſchen den Herzen auf, und von dieſen Scheidewänden laufen die Wege nach zwei Ewigkeiten auseinander; der eine führt in eine Ewigkeit der Alleinbeſeligung, der andere in eine Ewigkeit der Qualen *).

Fraget ihr: „Was kümmert das uns?“ Saget ihr: „Laßt die Predigt der Verdammniß immerhin von denen vernommen werden, welche ihr Glauben ſchenken; wir haben uns ja, auf anderen Bahnen wandelnd, ihr längſt entzogen?“

Freunde, nicht alſo! Eben weil wir uns ihr entzogen haben, eben weil wir ſie nicht gläubig annehmen, gilt das Verdammungsurtheil uns. Wir, eben wir ſind's, von denen das Wort geſprochen worden iſt, daß man „vor den Geſellſchaften der Gottloſen fliehen ſolle, wie vor dem Antlitz der Schlange“;**) und dieſe unſere Geſellſchaften — ſie ſind die Ehe, in welcher Mann oder Weib, ſie ſind die Familie, in welcher Aeltern oder Kinder, in welcher Brüder

---

*) In dem „Catechisme de Namur“ (Lüttich 1843, 3. Auflage) heißt es: „Nach dem letzten Gericht wird es nur mehr zwei Ewigkeiten geben, eine glückſelige und eine unglückſelige.

**) So ſpricht Papſt Pius IX. in ſeiner Encyclica vom 9. November 1846.

oder „Schweſtern einander eben nicht um des verſchiedenen Glaubens willen, „wie das Antlitz der Schlange, meiden wollen. Wir, eben wir ſind's, die man „Betrüger" nennt, „welche da vorſpiegeln, die Menſchen könnten in jedem Religionsverbande die ewige Seligkeit erlangen." *)

Das Schweigen eines reinen Bewußtſeins würden wir einem ſolchen Vorwurf gegenüber einhalten, wenn bloß wir durch ihn zu leiden hätten. Aber dieſer Vorwurf und die Lehre, daß eine ewige Verdammniß alle diejenigen treffe, welche, „weil ſie die Kirche nicht zur Mutter haben, Gott nicht zum Vater haben", ſie enthalten ſo viele Keime des Unfriedens in ſich, daß es unſere Pflicht iſt gegen alle Geiſter, welche durch jene Lehre verwirrt, gegen alle Gemüther, welche durch ſie zum Haß entzündet, zur Leidenſchaft oder zur Verzweiflung hingeriſſen werden könnten, daß es Pflicht der Bruderliebe iſt, dem Rufe des Apoſtels folgend: „Prüfet Alles und das Beſte behaltet", die Behauptung einer „ewigen Verdammniß und Alleinbeſeligung" ruhig und gründlich zu prüfen. — Nur Klarheit bringt Segen, wenn auch langſam, aber ſicher.

Klarheit denn zuerſt in uns! Klarheit aber dann auch aus uns übergeſtrömt in Alle, mit denen uns das Leben zuſammenführt; und überwunden wird dann der Sturm der Leidenſchaft, welchen die dunklen Mächte des Mittelalters heraufbeſchwören, errungen wird der Liebe der Sieg, den ihr der Haß im neunzehnten Jahrhundert nach dem Liebestode Jeſu Chriſti auf Golgatha wieder ſtreitig machen will. Klar zu werden iſt unſere Pflicht, um Andere klar machen zu können; und Andere klar zu machen, damit ſie mit eigenen Augen ſehen, mit eigenen Ohren hören, mit eigenem Verſtande denken, mit eigenem Herzen fühlen, mit eigenem Willen handeln, damit ſie den Himmel auf Erden ſchauen, die Stimme des Ewigen aus jedem Brudermunde wie aus der eigenen Seele Tiefen vernehmen, den ſüßen Frieden, wenn Brüder einträchtig unter einander wohnen, empfinden und wieder weiter verbreiten können, — das iſt unſere Seligkeit, zu welcher wir alle Kinder des Einen Vaters berufen glauben.

---

*) So heißt es in der Encyclica von Pius IX.: „Feindſelig gegen die katholiſche (nämlich römiſche) Religion iſt das erſchreckliche und ſelbſt dem natürlichen Licht höchlichſt widerſtrebende Syſtem von der gleichen Gültigkeit jeder Religion, wornach jene Betrüger vorſpiegeln, die Menſchen könnten in jeglichem Religionsverband die ewige Seligkeit erlangen."

Betrachten wir zuerſt den Urſprung und die Entwicklung der Lehre von einer ewigen Verdammniß und prüfen wir dann, ob ſie dem von Chriſtus verkündigten Gottesbegriff entſpricht. Hieran reihe ſich unſer Entſchluß, zu handeln, wie Chriſtus gehandelt; denn nur dann ſind wir Chriſten!

I.

Der Gegenſatz zwiſchen Himmel und Hölle, zwiſchen ewiger Seligkeit und ewiger Verdammniß iſt ein Erbtheil derſelben vorchriſtlichen Weltanſchauung, nach welcher dem höchſten guten Weſen ein gleichmächtiges böſes gegenüber ſtehe. Die altperſiſche Lehre von Ormuzd und Ahriman ſtellte die Ahnungen einer ewigen Gerechtigkeit und Vergeltung nach dem Tode in folgenden dichteriſchen Schilderungen dar. Wenn die Seele den Körper verlaſſen hat, ſo gelangt ſie auf die ſchmale, ſchauererweckende Brücke des Gerichts, genannt Tſchinevad. Da ſitzen die gewaltigen Geiſterfürſten Seruſch, Raſchneraſt und Mithra, und ziehen die Seelen zur Rechenſchaft über all' ihre Gedanken, Worte und Thaten auf Erden. Die Seele nun, welche im Erdenleben dem Dienſte des Ormuzd, der Tugend und Vollkommenheit ſich geweiht, und noch im Todeskampfe das heilbringende Lebenswort „Honover" gebetet, wird würdig befunden, über jene Brücke einzugehen in den glänzenden „Gorotman", den Lichthimmel des Ormuzd; aus dieſem heraus ſchweben die heiligen ſtarken Seelen der Seligen, die ihn bereits bewohnen, der ankommenden Seele entgegen; die ſchmale Brücke erweitert ſich für ſie; jene geleiten ſie hinüber; die Pforte des Himmels thut ſich auf und Bahman, der erſte der ſieben höchſten Lichtgeiſterfürſten, der Stellvertreter des Ormuzd, erhebt ſich von ſeinem Goldthrone und heißt ſie willkommen in dem Aufenthalt des guten Weſens und aller Heiligen, wo der Vater des Uebels keine Gewalt mehr hat. Die Seele des Ungerechten aber, welche im Erdenleben dem Nacht- und Verderbens-Geiſt Ahriman gedient, wird nach dem Todtengericht auf der Schreckensbrücke Tſchinevad von Ahrimans böſen Geiſtern, den Dews, erfaßt und hinabgezogen in die finſteren Tiefen der Hölle „Duzakh", den Aufenthalt der Unſeligen, erfüllt von üblen Gerüchen, wo Qual ihr Loos und Fäulniß ihre Speiſe iſt. Wenn aber der Weltkampf, welchen Ormuzd und Ahriman ſeit Jahrtauſenden kämpfen, ſeinem Ende naht, dann beginnt die Auferſtehung der

Todten. Dann kommt der Erlöser Soſioſch, der Siegesheld; die Gerippe erhalten wieder Adern und Sehnen; ein Irrſtern ſtürzet nieder auf die Erde, und zerſchmelzend in ſeinen Gluten wird ſie in den Duzakh hinabſinken, aber geläutert durch den Glutſtrom wird ſie neu und herrlich aus den Flammen hervorgehen; ja ſelbſt Ahriman und ſeine Genoſſen all', die Dews und die Böſen, werden darin geläutert und bekehrt, um fortzuleben im reinen Glück des Guten und in des göttlichen Urlichtes ewiger Seligkeit.

Dieſe altperſiſchen Vorſtellungen brachten die Juden aus der Verbannung, wo ſie dieſelben kennen gelernt, in die Heimath mit, und prägten ſie in ihrem Volksglauben eigenthümlich aus. Sie dachten ſich von nun an den Aufenthalt der Frommen und Gerechten nach dem Tode im Himmel Jehovah's, im Paradieſe, bei den Engeln und Heiligen, — jenen der Böſen aber in dem Abgrund Gehenna, welchen Jehovah's Widerſacher, der Satan, mit ſeinen Geiſtern bewohne; das Loos der Erſteren ſtellten ſie ſich als einen ruhigen, ſchmerzloſen Zuſtand, das der Letzteren als namenloſe Qualen vor. Dreimal kommt, nach rabbiniſchen Vorſtellungen, der Menſch in's Gericht, alljährlich am Neujahrs- oder Poſaunentag, da werden die Poſaunen geblaſen, um Satans Anklage gegen die Israeliten vor dem Throne Jehovah's zu vereiteln, dann ſogleich nach der Beerdigung, bei welcher gleichfalls Poſaunen geblaſen wurden, zum tröſtenden Sinnbild der Auferweckung aus dem Tode, und endlich am jüngſten Tage, wenn der Herr ſelbſt, wie der Prophet Sacharja (9, 14) verkündigte, die Poſaune blaſen und einhertreten werde, wie das Wetter vom Mittag.

Als Jeſus von Nazareth auftrat und die frohe Botſchaft von dem Vater, als deſſen Sohn er ſich bekannte, und vom Himmelreiche verkündigte, deſſen Alle theilhaftig werden ſollten, welche ſich ſelbſt und ihre Brüder als Gotteskinder erkennen wollten, — da redete er „gewaltig", wie es ſo bezeichnend in der Schrift von ihm heißt. Auf jede altvolksthümliche Anſchauung, welche er vorfand, pflanzte er das Auge der neuen Gott- und Welterkenntniß, und wie der Gärtner, der den Baum veredelt, das eingeſetzte Auge ſorglich umwindet, ſo bediente er ſich der Gleichniſſe, um den veredelnden Keimtrieb ſeiner Lehre mit dem Lebensmark ſeines Volks zu verbinden. So nahm Jeſus denn auch die volksthümlichen Vorſtellungen von Paradies, Hölle und letztem Gericht zum Stoff für eine Gleichnißrede, welche in ihrer großartigen Auffaſſung und erſchütternden

den Wirkung unübertroffen dasteht. Da erscheint er selbst, im Glanze seiner Herrlichkeit am Ende der Tage wiederkommend als Weltrichter, der die Guten und die Bösen sondert und ihnen das Urtheil spricht. Was aber ist des Bildes Sinn? Was ist der sittliche Kern der erhabenen Gleichnißrede? Es ist der große, ewig wahre Gedanke, daß der selige Liebesdienst, dem geringsten Menschenbruder erwiesen, der einzig würdige Gottesdienst ist, und daß die Liebesthat in sich selbst die Seligkeit, die Selbstsucht in sich selbst die Verdammniß trägt.

Schwerlich haben Jesu unmittelbare Jünger auch diese Gleichnißrede des erhabenen Meisters völlig verstanden; denn sie hofften ja, wie wir wissen, auf seine darin geschilderte Wiederkunft in der Herrlichkeit, welche sie buchstäblich als eine sichtbare annahmen, während er selbst sie nur als eine geistige verheißen hatte. Gewiß ist es, daß die Nachfolger der Jünger, die späteren Geschlechter der Christusbekenner jene Gleichnißrede ebenso nur streng buchstäblich für wahr gehalten haben; die Geschichte belehrt uns ja, wie viele Jahrhunderte hindurch die Christenheit voll Grauen das Ende der Welt erwartete, womit die Wiederkunft Christi zum Weltgericht erfolgen sollte; die sogenannten „Advent"sonntage bezeugen noch heute diese uralte Erwartung, denn der vierte Adventsonntag ist eingesetzt zur Mahnung an die vierte Ankunft Christi, an die zum Weltgericht.*) Aus diesem strengen Festhalten an den bloßen Buchstaben der großartigen Gleichnißrede Jesu, die wir im Evangelium des Matthäus XXV, 31—46 aufgezeichnet finden, aus der streng buchstäblichen Fürwahrhaltung der Schlußworte: „Und sie (die Bösen) werden in die ewige Pein gehen, aber die Gerechten in das ewige Leben", entstanden nun die mittelalterlichen Glaubenssätze, welche wir noch heute in dem römischen Katechismus aufgestellt finden, daß „das ewige Leben eine vollständige Glückseligkeit der Seele und des Leibes, und daß dies das höchste Gut und Endziel sei, welches wir dadurch erreichen, daß wir in der Kirche sind" (S. 63); daß ferner „die Auferstehung der Verdammten, d. h. derjenigen, welche außerhalb der Kirche sind oder von ihr nicht die Nachlassung ihrer Todsünden erhalten haben, nur dazu stattfinde,

*) Der erste Adventsonntag bezieht sich auf Christi erste Ankunft im Fleische (die Menschwerdung des göttlichen Worts, Logos), der zweite auf die zum Tode der Seinigen, der dritte auf die zur Zerstörung Jerusalems.

um immer gequält zu werden, (S. 90), daß endlich „die Verdammten in der Hölle, obgleich sie leben, weil sie nie aufhören verzehrt zu werden, und immer an das Feuer und die Qualen gebunden sind, ewigen Tod haben" (S. 66 u. ff.). Das ist die Glaubenslehre des Mittelalters, welche sich in unseren Tagen wieder in ihrer ganzen unbeugsamen Strenge geltend machen will. „Seht (so liest man in den „geistlichen Uebungen" der römischen Jesuiten*]) „seht dort in der Hölle unendlich viele Verdammte, begraben in jenen Abgrund, aufgeschichtet wie Brennholz, — seht ihre verzweifelten Rasereien, — seht die unzählbaren Dämonen als erbarmungslose Henker die Verdammten verhöhnen; — hört das Heulen, Schreien und Lästern gegen Christus und alle Heiligen, — das Gelärm eines unermeßlichen Volkes, welches lebendig verbrennt, — die Verwünschungen, die Jeder wider den Andern schleudert, weil Einer des andern Qualen steigert, — die Flüche Aller gegen ihre Eltern, Freunde und sich selbst, die entsetzlichen Lästerungen der Verdammten und Dämonen gegen Gott und Christus und gegen alle Heiligen, aus Verzweiflung darüber, kein Erbarmen zu finden, — riechet den pestilenzialischen Gestank der Hölle, welche in Mitten der Erde**) ein Pfuhl für allen Unflath der Welt ist, — kostet die heißen bitteren Thränen, die aus dem Auge der Verdammten strömen und deren beißende Schärfe ihr Antlitz zernagt; — zum Trank werden sie haben — Drachengalle, Schlangengift, siedendes Pech, glühenden Schwefel, — statt Speise Wermuth und Harz zwischen den Zähnen, — fühlet endlich jenes Feuer, welches die Seelen verbrennt; Gott hat es angezündet in seinem Zorn***) zum Werkzeug für seine fürchterliche Rache†). Es enthält in sich alle Qualen, welche die unbarmherzigste Grausamkeit††) erfinden konnte oder kann. Aber wie viele sind verdammt, weil sie nicht an dich, Jesus Christus, geglaubt. Und bin ich nicht unter so vielen Unglückseligen, so ist's ganz deine Barmherzigkeit, die mich im Schooß der heiligen Kirche geboren werden ließ und mir den Glauben eingeflößt!"

---

*) Welche noch heute im röm. Jesuitenkollegium gebraucht werden. (S. 1—15.)

**) „L'inferno cioè una vastissima concavità nel centro piu intimo della terra". (Esercizio I, Seite 5.)

***) »Furore.«

†) »Vendetta.«

††) »La crudeltà piu spietata« heißt es in der italienischen Urschrift.

Ewigkeit! Ewigkeit der Qualen! Kein Erbarmen, keine Gnade für alle Reue! Endlose Verzweiflung! Nur die Kirche, nur Eine Kirche kann den Freibrief ausstellen, der vor ewiger Verdammniß schützt, und nur der unbedingte Gehorsam unter jener Einen Kirche, also auch das Verdammen der Brüder, wenn die Kirche sie verdammt, ist der Preis, für welchen sie ihren Freibrief ausstellt! Wie mild war jene altpersische Weltanschauung, wie trostreich, wenn sie selbst eine endliche Erlösung des Nachtgeistes, eine Läuterung und Verklärung desselben im Lichte annahm, — gegen diesen Glaubenssatz!

Ein schwaches Gemüth erzittert vor solchen Schilderungen göttlicher Strafgerichte. Furchtbarer Gedanke, daß Millionen von Menschen, welche vor Christus gelebt, daß unter ihnen seine edelsten Vorläufer, die weisesten und besten Verkündiger reinerer Gottheitsbegriffe, die hingebungsvollsten Menschenbildner, — daß Millionen von Menschen zu ewigen Qualen verdammt sein sollen, welche, ohne ihre eigne Schuld, nie etwas von Jesus Christus vernahmen oder vernehmen, und ebenso Millionen anderer, Millionen protestantischer Christen, welche ihn zwar kennen und ehren und nach seinen Geboten wandeln, welche aber zufällig nicht im Schooße der Kirche geboren wurden, außer welcher es, nach ihrer Behauptung, kein Heil gibt!

Und wenn wir nun die griechische Urschrift unserer heil. Bücher aufschlagen, wenn wir darin die Worte, welche man mit „Ewigkeit" und „ewig" übersetzte, die Worte αἰων und αἰωνιος lesen, und wenn wir uns aus anderen Stellen, in welchen sie vorkommen, wenn wir aus jedem griechischen Wörterbuch uns überzeugen, daß jene Worte αἰων und αἰωνιος eigentlich nur den Begriff von Zeit ausdrücken, und zur Bezeichnung bald eines bestimmten längeren Zeitraumes wie z. B. Leben, Menschenalter, Menschengedenken, bald einer Zeit von unbestimmter Länge gebraucht werden, — dann erfaßt uns Entsetzen bei dem Gedanken, daß sich durch eine willkürliche Uebersetzung, welche jenen griechischen Worten αἰων und αἰωνιος den Sinn: endlose Zeit, Ewigkeit beilegte, sich ein Glaubenssatz von so unerbittlicher Strenge begründen konnte, ein Glaubenssatz, dessen Gewicht schon so manches schwache Herz erdrückt hat!

Wir blicken zurück auf die Jahrhunderte, in welchen dieser Glaubenssatz ohne Widerspruch herrschte! Ach, es war nur zu folgerichtig, daß die gläubigen Völker des Mittelalters von jenen Höllenflammen, welche den von der Kirche Verdammten in der Ewigkeit erwar-

ten ſollen, das Vorbild ſchon auf Erden ſchauten; in der Inquiſition, der erbarmungsloſen, hatte die ewige Verdammniß ihr ſichtbares Vorbild ſchon hier. Um des Glaubens willen hier ein lebendig Verbrennen und dort ein ewiges!

II.

Jeſus Chriſtus, das wäre deine Lehre? Du ſprachſt: „Gott iſt die Liebe, und wenn wir einander lieben, bleibt Gott in uns und ſeine Liebe iſt in uns vollendet (1. Joh. IV. 8, 12); du ſprachſt: „Ich weiß, daß Gottes Gebot das ewige Leben iſt.“ (Joh. XII. 50). O Chriſtus, dem unſere Herzen in heiliger Liebe entgegenſchlagen, wie unerſchöpflich war deine Verkündigung von der göttlichen Liebe ewiger Unerſchöpflichkeit! Wir blicken auf dich, wie du von des Kreuzes Höhen ſterbend auf die ganze Menſchheit blickſt! Da gibſt du dem neben dir ſterbenden Sünder noch die troſtreiche Verſicherung, daß Gottes verzeihendes Vaterherz auch ihm die Seligkeit zutheilen werde. O Chriſtus! An dich glauben wir, und nur an dich, nicht an Jene, welche ſich deine Stellvertreter nannten, — an deinen Geiſt glauben wir, der da lebendig macht, nicht an den Buchſtaben der Satzungen, der da tödtet!

Wie du uns, o Chriſtus, den Gottbegriff enthüllet, wie du der Menſchheit Gotteskindſchaft offenbaret, ſo faſſen wir den erſteren, ſo vertheidigen wir der letzteren koſtbares unveräußerliches Recht. Gott iſt Geiſt; als Gottes Kinder ſind wir Geiſt aus Geiſt, können wir Gottes Theil in uns nie verlieren; und das iſt die Vernunft. Ihre Thätigkeit iſt Gottes ſtetes Wirken in uns. Nach immer klarerer Gotteserkenntniß zu ſtreben, durch ſie immer vollkommner zu werden, durch immer höhere ſittliche Vollkommenheit, welche nur durch ein Selbſtthun des gottfreudigen Willens errungen werden kann, immer inniger die Vereinigung mit Gott im Gedanken, im Willen und in der That zu vollbringen, — das iſt der Begriff von Seligkeit, welcher aus dem von Jeſus offenbarten Gottesbegriff entſpringt. Eine Verläugnung des Gottesfunkens in mir, ein Verzichten auf die Freithätigkeit der Vernunft und des Willens dagegen iſt ſomit widergöttlich, iſt Gottentfremdung, und der Zuſtand, in welchen dieſe führt, kann nicht Seligkeit im wahren geiſtigen gotteswürdigen Sinne, ſondern höchſtens ſinnliches Wohlbehagen ſein.

Glauben an Gott ist allerdings Bedingung zur Seligkeit; aber Glauben an Gott ist nicht das Fürwahrhalten einer Vorstellung von Gott, welche jemand Anderer mir als die einzig richtige anzunehmen vorschreibt, sondern ist meiner eignen Vernunft bewußtes Erfassen Gottes, ist meines ganzen Wesens freies Versenken in Gottes Wesen, mein Leben in Gott, als in der Vollkommenheit. Es gibt also, wie es nur Einen Gott gibt, so auch nur einen einzigen Glauben an Gott; aber dieser muß sich in jedem Gotteskinde anders ausprägen; all die Mannigfaltigkeiten des Glaubens sind nur die Strahlen einer und derselben Sonne, von jedem Seelenauge eigenthümlich aufgefaßt, und doch jedes denkende Wesen gleichmäßig mit wonniger Lebenswärme durchdringend. Jedes Menschen Glaube ist der wahre, wenn er ein wahrhaftiger ist, und so wenig der Schöpfer, der nach ewigen Gesetzen doch Myriaden von Eigenthümlichkeiten sich frei entfalten läßt, so wenig er verlangen kann, daß alle Mannigfaltigkeiten der Gestalten aufhören und einer äußerlichen Einförmigkeit Platz machen sollen, ebensowenig kann er verlangen, daß alle inneren Selbstständigkeiten sich verwischen, kann er dies als Bedingung verlangen, damit man seiner theilhaft und selig werde! Wollte der Schöpfer das, so müßte er das Unmögliche möglich, so müßte er seine eigenen Gedanken ungedacht, seine eigenen Thaten ungethan machen; das heißt mit anderen Worten: er müßte sein eigener Widerspruch, er selbst müßte widergöttlich werden, wenn er bloß allein beseligen wollte Diejenigen, die nicht aus sich **selbst** heraus ihn erfassen, wenn er verdammen wollte alle Diejenigen, welche den Weg, den er selbst jedem angewiesen, einschlagen, welche die Mittel, die er selbst jedem gegeben, gebrauchen, indem sie durch das freie Selbstthun ihrer Denk- und Willenskraft ihn suchen, ihn ergründen, sich mit ihm vereinigen, in ihm leben wollen.

Unnennbarer, den wir anbeten, du bist der Heilige, der Gerechte. Dein Walten als solcher, als Heiliger, Gerechter, erkennen wir in der Stimme des Gewissens, durch welche du in unseren Herzen redest, erkennen es in der ganzen Entwicklung des Menschengeschlechts, und selbst in den grausen Finsternissen, welche einzelne Uebergangszeiten der Weltgeschichte bedecken, schauen wir das Walten deines heiligen Willens, die Offenbarung deiner ewigen Gerechtigkeit. Aber der Heilige könntest du nicht sein, wenn du die Seligkeit, die nur im Theilhaftwerden an der Heiligkeit

beſteht, abhängig machen wollteſt von etwas Unheiligem, von etwas Widergöttlichem. Unheilig aber, widergöttlich iſt der Haß, weil du, o Gott, die Liebe biſt. Du ſelbſt wäreſt nicht heilig, wenn du Haß nicht bloß gegen das Böſe, ſondern gegen einen Böſen empfinden könnteſt; wenn du verlangen könnteſt, daß einer deiner Erſchaffenen einen andern Erſchaffenen haſſen ſolle, — wenn auch nur eines der Weſen, die aus dir entſtammt, dir ewig entfremdet bleiben könnte, geſchweige denn müßte. In jedes Menſchenweſen haſt du, o ewiger Geiſt, ewige Liebe, die Fähigkeit zur ſteten Vervollkommnung und zur Erreichung ſeiner Beſtimmung gelegt; dieſe Fähigkeit, die im Menſchengeiſte begründet, iſt unvertilgbar und muß auch nach dem Tode des Leibes fortdauern, ſonſt wäreſt du nicht gerecht. Könnteſt du eines deiner erſchaffenen Vernunftweſen ewig unſelig werden laſſen, — wie könnteſt du ſelbſt noch ſelig ſein? Wie könnte eine Vater-, Mutter-, Gatten-, Kindes-, Freundesſeele, die einem ſolchen ewig Unſeligen auf Erden angehörte, die Seligkeit genießen, wüßte ſie ihn auf ewig verdammt?

Man ſagt uns: weil du der Heilige, der Gerechte biſt, müßteſt du das Böſe beſtrafen. Das Böſe gewiß und auch die Böſen! Du thuſt es. In jede That ſelbſt legſt du von Ewigkeit her auch ſchon ihre Vergeltung, — von Ewigkeit her in die Tugend die Seligkeit, in die Sünde die Verdammniß. In ſolchem Sinne, dem einzigen, den wir deiner würdig finden, glauben auch wir an eine Ewigkeit der Belohnung und Beſtrafung; ſie beſteht, ſeit das erſte Vernunftweſen, Geiſt aus deinem Geiſt und Staub aus Staub, aufrecht einherſchritt in ſeiner Doppelnatur, mit dem Beruf zu Kampf und Sieg; — ſie wird beſtehen, ſo lange ein Menſchenherz ſchlägt. Aber, eben weil du der Heilige, der Gerechte biſt, kannſt du nicht die zeitliche Sünde mit ewigen Qualen beſtrafen, kannſt du noch viel weniger das, was bloß nach ſterblicher Menſchen Bedünken Sünde wider dich ſein ſoll, den möglichen Irrthum in Bezug auf die Erkenntniß deines Weſens — mit ewiger Verdammniß beſtrafen, du, der du den Menſchen nicht von vornherein vollendet, ſondern eben irrthumsfähig ſchufſt und ihm den Beruf, wie die Mittel einerſchufſt, aus Nacht zum Licht, aus Unvollkommenheit zur Vollendung ſich durchzuringen. O daß dich Menſchen ſeit Jahrtauſenden ſo wenig als Gott zu erfaſſen, zu bewundern, anzubeten lernten, indem ſie dir zumutheten, du könnteſt, in menſchlicher Leidenſchaftlichkeit befangen, zürnen, wenn einer von den Myriaden deiner Erſchaffenen ſelbſt dein Daſein läugnete!

O bezeugst du denn nicht, indem ja auch einem Solchen deine Sonne leuchtend emporsteigt, wenn er sich nach einer in Zweifeln durchwachten Nacht vom Lager erhebt, indem auch ihm dein Thau auf die heiße Stirne träufet, bezeugst du denn nicht durch Liebe und Leben, wohin er blickt, daß du bist und daß du die Liebe bist? O du, den meines Herzens erster und letzter Schlag bezeugt, du müßtest aufhören der zu sein, der da in Allem lebt, was da lebt, wenn du auch nur ein Wesen aus deinem Allleben reißen und einem ewigen Tode überantworten wolltest und könntest. Deine Allmacht reicht nicht über deine Liebe hinaus; deine Allmacht ist ja nur die Allmacht der Liebe.

III.

Ja, wir glauben an sie, und dieser unser Glaube ist so stark, daß ihn kein Mißgeschick, welches uns der Haß bereitet, zu erschüttern vermag. Dieser Glaube ist in unser Dasein innigst verflochten, und zieht alles Große, was seit Jahrtausenden ihn verklärte, mit siegreicher Macht in den Besitz unserer Seele. Dieser Glaube verklärt uns die Erde. In diesem Glauben wurzelt unsere Ueberzeugung von der ewigen Fortdauer eines jeden Menschengeistes, die Zuversicht, „daß, was uns und der Welt noch mangelt, uns und der Welt noch zu Theil werden wird, daß, was wir noch nicht sind, noch nicht wissen, erkennen, begreifen, vermögen, wir es zur Zeit werden, erfahren, erkennen, begreifen, vermögen werden, daß, um alles Dies zu erreichen, nur allein die stete freie Einordnung des Willens in den Willen der göttlichen Liebe erfordert sei, daß also das Reich Gottes von Herrlichkeit zu Herrlichkeit unfehlbar sich entfalten werde und nichts dem Willen der Beseligung dauernd widerstehen könne.“*) So wurzelt in diesem unserm Glauben an die Allmacht und Heiligkeit der Liebe — die Seligkeit! Es ist der Glaube, welchen Christus verkündigt, der Glaube an die in Gottes Wesen begründete Nothwendigkeit der Allbeseligung.

Und weil wir nun diesen unseren Glauben nicht vereinbaren konnten mit dem mittelalterlichen Kirchenglauben an eine Alleinbeseligung und an eine ewige Verdammniß, weil wir das, was nicht mehr der wahre Ausdruck unserer religiösen Ueberzeugung war, nicht um irdischer Vortheile willen, ja nicht einmal um der — Ruhe willen länger mit heuchlerischen Lippen bekennen wollten, weil wir

*) Carové.

es für Pflicht halten, allen unſern Brüdern, ohne Unterſchied des Glaubens, das was uns beſeligt, mitzutheilen, weil wir es für Pflicht halten, dazu beizutragen, daß mit der Furcht vor einer ewigen Verdammniß ſchon hier auf Erden die Verdammungsſucht immermehr dahin ſchwinde, — deßhalb, Brüder und Schweſtern, trifft uns eben dieſe Verdammungsſucht; deßhalb eben werden wir, als der ewigen Verdammniß anheimgefallen, bezeichnet; deßhalb eben ſollen die, mit welchen Gott uns verbunden, uns meiden, „wie das Antlitz der Schlange!“ Doch mag auch alles Leiden, alle Verfolgung uns umſtürmen, — unſer Glaube an die Allbeſeligung ſteht wie ein Fels im Meer! Mag ſie über unſeren Häuptern dahinrauſchen, die Predigt von der Verdammniß, mag ſie uns das Liebſte und Theuerſte von den Herzen reißen, mag ſie die Höllenflammen des Haſſes rings um uns entzünden, — wir, mit der reinen Himmelsflamme der Liebe im Herzen, und das aufgeſchlagene Evangelium Chriſti als Schild vor dem Herzen, ſchreiten unverzagt und gottesgetroſt durch die Feuerprobe und bahnen Allen, die uns noch verkennen und haſſen, die Wege, und du ſelbſt, o Chriſtus, ſchreiteſt uns voran! Deine Werke ſind's, die wir thun, wenn wir dem Hungernden die Geiſtesſpeiſe, dem Dürſtenden der Liebe Labung reichen, wenn wir dem Bruder, der ſeine wahre Heimath noch nicht kennt, ſie in der Menſchheit Bruderkreis eröffnen, wenn wir den Nackten kleiden in der Menſchenwürde Purpurmantel, wenn wir dem Kranken, den der Fiebertraum des Glaubenshaſſes ſo ſchwer ängſtigt, den Heiltrank reiner Gotteserkenntniß bieten, wenn wir den Gefangenen aus der troſtloſen Einſamkeit erlöſen, in welcher ihn uralter Satzungen ſtarre Mauern von dem reichblühenden Gottesfrühling aller Brüder abſchloſſen.

O Chriſtus, heil'ger Liebesfürſt, ſeit Jahrhunderten tönt dir am Oſterfeſt der Preisgeſang, daß du der Hölle Macht gebrochen! Sieh: der Preisgeſang, womit wir dich als Auferſtandenen feiern, iſt unſere That! Ja, die Hölle mit ihrer Verdammniß ſoll nicht mehr ſein! Dir nachfolgend, wollen wir die Hölle, mit all ihren Schrecken ewiger Verdammniß, immermehr in den Geiſtern durch deine reine Gotteslehre, — wollen wir die Hölle durch deine göttliche Liebeskraft, womit du uns erfüllſt, womit du uns alles Leid, Verkennung, Verhöhnung, Verfolgung um der Brüder willen zu dulden ſtark machſt, durch ſie wollen wir die Hölle in immermehr Herzen vernichten. Dir nachfolgend, o Chriſtus, wollen wir

die Seligkeit, welche die Wahrheit, der reine Gottglaube, die Sittlichkeit, das Menschheitsgefühl verleihen, immermehr in uns selbst erringen, und so, geweiht als deines Herzens immer würdigere Brüder, diese Seligkeit immer mehr schon auf Erden ausbreiten; und aus der wechselseitigen Allbeseligung hienieden steigt, als aus dem Lebensbaum des Paradieses, die Blüte der Hoffnung empor, deren Duft Alle labe, in welcher Zunge, welcher Weise sie auch Gott anbeten; die Hoffnung einstiger Allseligkeit in Gott! O Christus, Gekreuzigter und doch Erstandener, wir tragen freudig deine Dornenkrone, wir dulden froh wie du den tiefsten Schmerz; die Allbeseligung, die wir erstreben, für die wir leiden, wie auch du gelitten, — sie wird, du lächelst uns die Verheißung zu, sie wird über unsern Gräbern der Menschheit als dein Ostermorgen aufgehen! —

Amen!

Reformationspredigt,

gehalten

an Guſtav Adolfs Todestage.

Gebet.

Heiliger, starker, gerechter Gott, du Hort der Bedrängten, du Retter und Helfer in der Noth, der du deine Hand ausstreckest über die, so an dich glauben, und nicht sinken lässest, welche fest auf dich vertrauen, gelobt seist du und gepriesen in Ewigkeit! Der du aus Aegyptens Knechtschaft das Volk Israel befreit und es auf des Meergrundes trockenem Pfade geführt und es gerettet vor seiner Feinde mächtigen Schaaren, der du es durch die Wüste geleitet und ihm die Feuersäule als Banner hast voranziehen lassen, — gelobt und gepriesen seist du in Ewigkeit! Der du Christum gesandt und in ihm der Welt das Licht entzündet, der du Paulus erweckt, daß er die frohe Botschaft der Erlösung als Weltapostel weiter getragen, der du in des Christenthums ersten Zeiten all die Blutzeugen der Wahrheit im Tode mit Seligkeit durchströmt und ihrem Tode die Kraft gegeben, daß neues tausendfältiges Leben daraus erwuchs, geheiligt wird dein Name durch die ganze Weltgeschichte! Der du Johann Huß und Hieronymus Savonarola mit deinem Geiste erfülltest, als sie in den Flammen starben, der du Martin Luther gerüstet mit deiner Kraft, daß er, ein zweiter Moses, seinem Volke zum Retter ward, der du sie weihtest alle die Helden der Reformation, daß sie den Makkabäern gleich sich erhoben und alles Leid und Trübsal, alle Schmach vor der Welt, Ketten und Bande, Verbannung und Tod auf sich nahmen um der Wahrheit willen, der du heute vor 219 Jahren, am 16. November 1632, dem fürstlichen Retter der Glaubensfreiheit Gustav Adolf auf dem Schlachtfeld von Lützen den Sieg verliehst, den er der heiligen Sache mit dem Leben erkaufte, — Herr der Welten, Gewaltiger über allen Gewaltigen, der du das Werk unserer Väter, die Reformation, diese Bundeslade der Zukunft, durch die Wüste eines dreißigjährigen Krieges geleitet, wir danken dir! Wir bitten dich mit unseren protestantischen Brüdern: Schütze sie auch fernerhin, laß sie ausdauern als felsenfesten heiligen Grund! Herr, der du auch uns erweckt, der du auch uns berufen hast zur Erkenntniß der reinen ungefälschten Christuslehre, der du auch uns die Wache für Gewissens- und Glau-

bensfreiheit, der Väter hohe Errungenschaft, anvertraut, bis hieher hast du uns gnädig geführt, getreuer Gott; wir danken dir; o sei auch ferner mit uns! Gib uns die Kraft, auszuharren im unverdrossenen Streben nach der Wahrheit, — gib unsern Brüdern allerorten, wenn sie in Leiden schmachten, die Kraft, in Leiden zu bestehen! Wenn die Welt uns verkennt, und wenn falsche Zeugen sich wider uns erheben, o dann enthülle du, Allheiliger, der du in unsere Herzen schauest, die Heiligkeit unseres Zieles und die Reinheit unseres Strebens! Gib du für uns Zeugniß und verkünde, daß wir nur dein Reich, das Reich der Wahrheit und der Liebe, das Reich der Duldung und der Menschlichkeit ausbreiten wollen! Erhalte du die innige Eintracht, die uns mit unseren protestantischen Brüdern verbindet, und laß es uns gelingen, daß auch unsere anderen Brüder die Hand, die wir ihnen, ob auch ihr Glaube ein anderer als der unsrige sei, treulich zu wechselseitiger Duldung und Liebe bieten, nicht zurückweisen! Wie du Mosen gesegnet, daß der Felsen, an den er schlug, dem dürstenden Volke Wasser entquellen ließ, o so öffne du auch dem Geschlecht unserer Zeit, dem verschmachtenden, den heiß ersehnten Lebensborn des Friedens! Dir haben wir uns geweiht, als wir unser Glaubenswerk begannen; wir wissen dies und uns, — ob wir leben oder sterben — unter der Obhut deines Vaterauges und unter deines Vaterherzens Schutz! Du bist mit uns, du wirst uns nicht verlassen, du bist unsere Zuversicht und Stärke. Gelobt und gepriesen seist du in Ewigkeit. Amen!

Predigt.

Zwei Geburtstage wollen wir heute in dankbarer Erinnerung feiern, den Geburtstag der Reformation und den ihres Begründers und Vorfechters, des edeln gottbegeisterten Glaubenshelden, dessen Name, so lange deutsche Herzen schlagen, in hohen Ehren fortleben wird. Am 10. November des Jahres 1483 wurde zu Eisleben der Bergmannssohn Martin Luther geboren, der die Leuchte des Evangeliums in die dunklen Schachte seiner Zeit getragen und das lautre Gold der Christuslehre zu Tage gefördert; — am 31. Oktober 1517 wurde zu Wittenberg die Reformation geboren, die wir als die Mutter unseres Glaubensbundes begrüßen. Ist sie es nun, dann sind ihre älteren Söhne, welche der weltgeschichtliche

Name „Proteſtanten“ ſchmückt, unſere Brüder; und wie könnten wir die Mutter, die wir dankbar ſegnen, würdiger ehren, als wenn wir mit unſeren älteren Brüdern Ein Herz und Eine Seele ſind und bleiben? An dem heutigen Doppelfeſte ſtimmen wir jenes hohe Lied des Glaubensmuthes an, welches Luther im Jahre 1530 zu Koburg gedichtet, als die reine Lehre des Evangeliums von den furchtbarſten Stürmen bedroht war, als ſelbſt ihre muthigſten Bekenner ſchon gebeugt und zagend den Blick zur Erde ſchlugen. O, wie wunderbar hat das gewaltige Lied: „Ein feſte Burg iſt unſer Gott“, ſie alsbald wieder aufgerichtet und ſie mit friſcher Kraft und Zuverſicht erfüllt, daß ſie dem lautern Evangelium und ihrer Ueberzeugung getreu blieben bis in den Tod und die Krone des Lebens dafür gewannen! — Auch unſre Herzen durchſtrömt dies Lied mit der Kraft des Herrn, in welcher Luther zu Worms (1521) vor Kaiſer und Reich die Worte ſprach: „Hier ſtehe ich; ich kann nicht anders, Gott helfe mir Amen!“ — in welcher Luther auf dem Todesbette mit einem lauten Ja bezeugte, daß er ſtandhaft ſterben wolle auf die Lehre, die er verkündigt. — In den einzelnen Worten dieſes Liedes erkennen wir den vielfachen Segen, welchen die Reformation der Menſchheit gebracht und deſſen Miterben wir ſind; der Betrachtung dieſes Segens und dem Entſchluß, uns deſſen würdig zu erweiſen, ſei die heutige Feierſtunde geweiht!

I.

Es iſt der Segen des reinen Gottglaubens, und durch dieſen der reinſten Sittlichkeit, den Luthers Reformation der Mit- und Nachwelt gebracht. — Gott iſt allwaltender, alliebender Geiſt; um im menſchlich ſchönſten Wort das Unausſprechliche dem Herzen nah zu bringen, nannte Chriſtus ihn **Allvater**. — Durch dieſe Verkündigung ſchlang des Vaters edelſter Sohn das Einheitsband des Geiſtes und der Liebe um alle Menſchenſeelen! Chriſtus offenbarte aber zugleich auch die dem ſittlichen Inhalt dieſes Glaubens entſprechende ſittliche That; er wies die Menſchheit an, daß die einzig würdige Gottverehrung in dem Streben nach Wahrheit und ſittlicher Vollkommenheit ſowie in der unausſchließlichen Menſchenliebe beſtehe. In die Erkenntniß Gottes, der da Geiſt und Liebe iſt, ſetzte Chriſtus, auffor-

verhalf ihm, dem Gesandten, in solcher Erkenntniß zu folgen, das ewige Leben, und in die Liebe setzte er des Gesetzes Erfüllung. Im Geist und in der Wahrheit soll der Eine, der da Geist ist, überall, wo Menschenherzen schlagen, in wechselseitiger Duldung angebetet werden; — ein Vollkommenwerden, wie der Vater im Himmel vollkommen ist, ein Wandeln im Lichte, ein Hungern und Dürsten nach der Gerechtigkeit, ein Trachten nach dem Reiche Gottes, in welches wir nur durch innere Wiedergeburt eingehen können, eine freudige Hingebung im Dienst der Liebe an der Geringsten Jeden unter den Brüdern, ein Verzeihen den Beleidigern, gleichwie der Vater dem verlornen Sohne verzeiht, ein Segnen für die, welche uns fluchen, — das soll, so wies uns der den Weg, der da gekommen war, alle Verlornen zu suchen und selig zu machen, das soll der große, das ganze Leben erfüllende Gottesdienst sein, wodurch sich der reine Gottglaube wahrhaft bethätigt.

War nun wohl am Abend des Mittelalters, war wohl in der Geburtsstunde Luthers der Gottglaube noch so rein, wie ihn Christus in sich getragen und verkündet hatte? Die Geschichte lehrt uns das Gegentheil; die Geschichte meldet uns, wie der Gottglaube seit Jahrhunderten durch zahlreiche irrige Vorstellungen, durch Wahn und Aberglauben fast bis zur Unkenntlichkeit verdüstert worden, wie statt der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, statt der Gottverehrung durch ein Leben in ächt menschlicher Tugend und Liebe ein bloß äußerlicher Dienst von Bräuchen und Satzungen, von todter Werkheiligkeit aufgekommen, wie an die Stelle der reinsten Sittlichkeit, welche dem von Christus verkündigten reinen Gottglauben entspricht, ein furchtbares Sittenverderbniß getreten war. Das ist ja der Fluch des Aberglaubens bei allen Religionen, daß er nothwendig die Begriffe von Recht und Pflicht, von Tugend und Sittlichkeit, welche mit dem Gottbegriffe so wesentlich zusammenhängen, verwirrt, und das religiöse Gefühl im Menschen, welches im dunklen Drange seiner nicht bewußt wird, auf Abwege leitet. Es ist eine geschichtliche Thatsache, daß schon lange vor dem Auftreten eines Wiklef und Huß der Anblick des Sittenverderbnisses, welches die Christenheit des Mittelalters — Geistliche wie Laien, — als Folge des Aberglaubens erfaßt hatte und welches in vollendeter Gotteslästerung seine Spitze fand, die edelsten und frömmsten Geistlichen und

Laien mit der tiefsten Bekümmerniß erfüllte, und zur lautesten Anklage, zum dringendsten Verlangen einer durchgreifenden Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern veranlaßte. Die Sehnsucht nach einer sittlichen Lebenserneuerung weckte das Bedürfniß, den reinen Gottglauben, wie Christus ihn verkündigt, wiederzufinden; jene Sehnsucht und dies Bedürfniß riefen die Reformation in's Leben. Die heilige Entrüstung über die in die Kirche eingedrungenen Mißbräuche, zumal über den Ablaßhandel, war es, welche **Luthern** bewog, am 31. Oktober 1531. seine 95 Sätze an die Pforte der Schloßkirche zu Wittenberg zu schlagen. Des Bergmannssohnes Hammerschlag weckte Tausende von Herzen, den reinen Gottglauben wieder zu suchen; der Bergmannssohn fand ihn wieder und zeigte ihn den sehnsüchtig Harrenden im vollen Glanze; und vor diesem vergingen die Schatten des Wahnes, entflohen die Schreckbilder des Aberglaubens und mußte denn nothwendig auch die Nacht der Entsittlichung immer mehr entschwinden. Die Reformation entschleierte des ewigen Vaters Bild wieder; entkleidet von allen sinnlichen Vorstellungen, stand Gott als der Heilige wieder vor seiner Kinder hellgewordenen Blicken da, der da nicht Lippengebete und Opfer von Priesterhand, nicht todte Werkheiligkeit, sondern den lebendigen Glauben an Ihn als den Heiligen, das eigene Streben nach Heiligung, kurz: die sittliche That verlangt. So wurde die **sittliche Wiedergeburt** der große reiche Segen, welchen die Reformation, die Wiederherstellerin des reinen Gottglaubens, dem deutschen Volk und durch dieses der Menschheit gebracht. Hatten der Aberglaube und die Entsittlichung den von ihnen befangenen Geschlechtern den Muth gelähmt, ja fast gebrochen, so gab der wiedergefundene reine Glaube an Gott, den Heiligen, den Gerechten, den Vater, seinen Bekennern auch den sittlichen Muth, die Kraft der Ausdauer, die kühne Todesverachtung. Davon erfüllt, standen sie stark und unerschütterlich da, als die Tage der Anfechtung und der Trübsale wie Gewappnete über sie hereinbrachen, als die Weltmacht des Kaisers sich mit dem Papstthum verband, um die hohe Braut des deutschen Geistes, die Reformation in den Staub zu werfen und zu tödten. Da verband der sittliche Muth des reinen Gottglaubens Fürsten und Volk, Adel und Bürger, Prediger und Laien zu Brüdern, da weihte er die kleine Schaar zum Märtyrthum; — und Kirchenbann und Reichsacht, Gefängniß und Tod vor Augen

ſangen die Glaubensmuthigen: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott, ein gute Wehr und Waffen! Er hilft uns frei aus aller Noth, die uns jetzt hat betroffen.“ In dieſer feſten Burg war die Reformation wohlgeborgen, und „ob der alte böſe Feind mit Ernſt es gemeint und groß Macht und viel Liſt ſein grauſam Rüſtung geweſen iſt, und ob auf Erden nicht ſeins Gleichen“, — nicht hat er ſie doch erſtürmt dieſe feſte Burg, nicht hat er die Reformation von ihren leuchtenden Zinnen herab geholt; hoch oben auf dem Thurme iſt ſie als Siegerin geblieben und hat ihr Segensbanner, das weitentfaltete, der Nachwelt bewahrt.

II.

Doch noch ein anderer Segen war's, den Luthers Reformation der Mitwelt und Nachwelt gebracht, — der Segen des ächten Chriſtusbewußtſeins.

„Was ſuchet ihr den Lebendigen bei den Todten?“ Dieſer Ruf tönte den frommen Frauen entgegen, als ſie, an einem der Sabbathe früh Morgens mit Spezereien zum Grabe gekommen, tief bekümmert den Leib Jeſu darin nicht fanden. „Er iſt nicht hier; er iſt auferſtanden!“ Dieſe Worte gaben den Trauernden eine Fülle ungeahnten Troſtes und heiliger Zuverſicht.

Eine tiefe Bedeutung enthalten jener Anruf und dieſe Verkündigung. Nicht im Schooße der Erde ſollte Chriſtus fortan von ſeinen Schülern geſucht werden, nicht an den Reſten ſeines irdiſchen Theils ſollte die innige Liebe zu ihm haften. Der Auferſtandene gehörte keiner einzelnen Zeit, keinem einzelnen Volk mehr, er gehört allen Zeiten, allen Geſchlechtern an; in der Menſchheit lebt er bis an's Ende aller Tage, der geiſtige Chriſtus. Und wie er, die Fülle des Göttlichen in ſich wiſſend, in den erhabenen Worten: „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich“ das Eingehen in Ihn, das völlige **Verſtändniß** ſeines Welterlöſungsgedankens, als den Weg zum Gottbewußtſein und zum ächten Leben bezeichnen konnte, ſo iſt das Streben nach Ergründung ſeines menſchheitlichen Weſens, das Streben, des Chriſtusbewußtſeins theilhaft zu werden, fortwirkend Geiſtesheil und Erlöſungsſegen.

Aber war denn, nachdem ſich der reine Gottglaube, wie Chriſtus ihn verkündigt, im Lauf der Jahrhunderte immermehr durch Wahnglauben verdüſtert hatte, war denn nicht auch die Sehnſucht

nach dem Eingehen in den lebendigen und lebenschaffenden Christusgeist auf irrige Wege gerathen? Haben denn die christlichen Völker des Mittelalters, als sie sich mit dem Kreuze bezeichneten und nach dem fernen Morgenlande in kriegerischen Heerschaaren zogen, um das Grab Jesu, das ihnen heilig galt, zu erobern, — als sie den Dornen, den Nägeln, der Lanze, von denen sie glaubten, daß sie in seine Stirne, seine Hände, seine Seite sich gedrückt, dem Gewande, das er getragen haben sollte, den vermeintlichen Splittern seines Kreuzes, seinen Bildern im Drange des frommen Gemüths Verehrung weihten, — haben sie da den Lebendigen nicht wieder bei den Todten gesucht?

Doch siehe: des Mittelalters lange Dämmerung geht zu Ende; der helle Tag der neuen Zeit bricht an. Blickt hin auf jene uralte Fürstenburg im Thüringerlande! Auf des Berges Kuppe schimmern ihre Thürme und Zinnen, umschlungen vom grünen Wälderkranz, umgoldet vom Frühroth des neuen Tages. Dort hat einst die fürstliche Armenfreundin Elisabeth gewohnt; dort haben einst edle Sänger um den Preis gestritten! Es ist die Wartburg. Dort hat seines hochsinnigen Fürsten Fürsorge dem verfolgten Glaubenshelden Luther eine sichere Freistätte eingeräumt. Dort sitzt der große Mann ungekannt in seinem Patmos, wie er die kleine stille Wartburgszelle nannte, und übersetzt die heilige Schrift in die theure deutsche Muttersprache. Durch ihn wird nun die Lehre Christi zum Gemeingut des ganzen Volks! Er macht es möglich, daß das ächte Christusverständniß, das innige Christusbewußtsein in die Geister einziehen kann, welche das lange Mißverständniß der Christuslehre und des Welterlösungsgedankens so lange befangen gehalten. Luther öffnet ihnen mit der Bibel auch die Augen. Durch Luther wird die Bibel zum Volksbuch, — und die Tochter Gutenbergs trägt dies Buch in alle Hütten und Paläste als geweihte Waffe zu Schutz und Trutz. Hatten die Väter das heilige Grab Christi erobert, — die Reformation hat unser Volk die Bibel als Waffe brauchen lehren, um sich den lebendigen Christus, den geistigen, wieder zu erobern, und fortan ist er eingezogen in's Herz unseres Volkes und hat es verjüngt durch seine unvergängliche Kraft.

Wohl zürnten sie dir, o Luther, jene Gewaltigen, welche die Bibel Jahrhunderte lang mit Ketten umwunden und mit Schlössern verwahrt hatten, zu welchen nur sie den Schlüssel besaßen; wohl haßten sie dich unversöhnlich, darum, daß du diese Ketten zerbrochen,

dir selbst Schlösser zersprengt; wohl boten sie Alles auf, um dich selbst dafür in Ketten zu legen und hinter Schloß und Riegel zu verwahren; wohl hofften sie schon mit Zuversicht, durch die weltliche Macht eines Kaisers, wie Karl V., in dessen Reichen die Sonne nicht unterging, die Reformation zu erdrücken. Das wußte Luther selbst, und so sprach er zu den Kampfgenossen: „Mit unſ'rer Macht iſt nichts gethan, wir ſind gar bald verloren!“ Doch wußte er auch und rief's den Andern zu: „Es ſtreit't für uns der rechte Mann, den Gott ſelbſt hat erkoren;“ und dieſer Vorfechter, der unüberwindliche, der durch des lebendigen Gottes Kraft das Feld behalten, fragt ihr, wer er iſt? „Er heißt Jeſus Chriſt!“ Kaiſer Karl V. iſt Staub und Aſche geworden, trotz aller ſeiner Macht und Herrlichkeit; und zerfallen iſt ſein ungeheures Reich; — aber die Reformation lebt noch. Keines Menſchen Macht iſt es gelungen, die Bibel wieder mit Ketten zu umwinden und mit ſieben Siegeln zu verſchließen. Keines Menſchen Macht iſt es gelungen, die Entwicklung des Segenskeimes, den die Reformation gepflanzt, aufzuhalten, das immer klarere Verſtändniß deſſen, was Chriſtus eigentlich gewollt, das immer gewaltigere Chriſtusbewußtſein; von Geſchlecht zu Geſchlecht hat der lebendige Chriſtus, der rechte Mann aller Zeiten und Völker, der ewige Menſchenſohn, immer ſiegreicher geſtritten, und das Feld hat er behalten; und dies Feld, dies ſein Reich, es hat ſich erweitert, es wird ſich über die ganze Erde ausbreiten als Fruchtfeld der Menſchlichkeit.

III.

Der reichſte Segen, der aus dem ächten Chriſtusverſtändniß und Chriſtusbewußtſein ſtammt, das iſt eben die Erlöſung zur Geiſtesfreiheit und durch ſie zur Weltverſöhnung.

„Ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden, und wollte es brennte ſchon“, ſprach Chriſtus. Ja, in ihm loderte die heilige Gottesflamme der Wahrheit und der Liebe; ſie ſollte von Geiſt zu Geiſt, von Herz zu Herzen weiter lodern, als der ganzen Menſchheit heil'ger Opferbrand. O, das war nicht ſein Gebot; daß ſeine Schüler je mehr und mehr wandeln ſollten in der Finſterniß, unmündig und ſich fremder Leitung überlaſſend; — das war nicht ſein Gebot, daß ſie verläugnen ſollten das Gottestheil im Menſchen, die

Vernunft; das war nicht sein Gebot, daß sie Priestersatzungen für untrüglich halten, ihnen blindlings gehorchen, sich des eignen Denkens, Forschens, Prüfens, des freien Geistesfortschrittes entäußern sollten! Im heiligen Eifer war ja Christus vielmehr den Pharisäern und Schriftgelehrten entgegen getreten, welche den Menschen ein schweres und unerträgliches Joch untrüglicher Satzungen auferlegten. „Heilige sie in der Wahrheit", so hatte er für die Menschheit zu Gott gebetet. „Ihr werdet", so hatte er geweissagt, voll Siegesgewißheit des Göttlichen, — „ihr werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen."

Blicken wir von Christus auf die Jahrhunderte des Mittelalters zurück! War es wohl das Feuer, welches Christus angezündet, das seine edelsten Nachfolger auf den Scheiterhaufen verzehrte, deßhalb, weil sie eben der Wahrheit Bahn brechen wollten, durch welche die Menschheit nach Christi Spruch geheiligt wird? Und kann die Wahrheit wohl eine Menschenseele heiligen, wenn diese nicht die Wahrheit selbst erstrebt, erringt? Nur dem bringt die Wahrheit Segen, der sie selbst erkennt — wird die Wahrheit, unbegriffen, aufgedrängt, und wär's auch vom Edelsten, — dann bringt sie nicht Segen, sie weckt nur Mißtrauen gegen ihre Segenskraft. Gottes ewiges Gesetz ist die Denk- die Gewissens-, die Glaubensfreiheit, und ihr reichster Segen ist wieder ächt menschliche Duldsamkeit. Aber geächtet war die Denk-, die Gewissens-, die Glaubensfreiheit im Mittelalter; dem Wissen stand der anbefohlene Glaube gegenüber; ein Gesetzbuch, erlassen von einer für untrüglich gehaltenen Macht, bannte den Geist in Schranken, die er nicht übertreten durfte, ohne, wie es hieß, ein Verbrechen gegen Gott zu begehen, und aus Religionspflicht sollte er den als Gottverdammten hassen, der das angeborne Recht der Denk- und Glaubensfreiheit nicht bloß für sich, sondern für Alle heimforderte. Vergessen war der Spruch des Weltapostels Paulus: „Den Geist dämpfet nicht. Prüfet Alles und das Beste behaltet!" Die Frucht der Geistes-, Gewissens- und Glaubensunfreiheit war — die Unduldsamkeit, — die Religion Christi, die alle Menschen als Eines Vaters gleichgeliebte Söhne verbinden soll, — sie trennte um des Glaubens willen; der Haß und die Unmenschlichkeit theilten sich mit dem Aberglauben und der Gewissensknechtung in die Herrschaft über die Christenheit. Die Geschichte bezeugt dies; wer kann ihren Mund verstummen machen?

Da tritt Luther auf und wirft das päpstliche Gesetzbuch, dem die Christenheit seit mehr als einem Jahrtausend gehorcht, die Sammlung der Satzungen, wodurch die Geistes- und Glaubensfreiheit in Fesseln geschlagen worden war, in die Flammen, und von diesem großen Augenblicke an mußten die Gegner der Reformation „das Wort lassen stahn", das Wort Christi: „die Welt wird die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird sie frei machen." Das Wort: „daß sie geheiligt wird durch die Wahrheit", es hat bestanden in allen Stürmen; dies Wort, es steht noch, fest wie ein Fels, und auf diesem Felsen steht die Christuskirche der Geistes- und Glaubensfreiheit.

Viele Wege führen zu ihr; — die Reformation des 16. Jahrhunderts hat sie dem Geschlecht des 19. geebnet. Viele Pforten hat sie, diese Christuskirche; — die Reformation des 16. Jahrhunderts hat einzelne derselben aufgebaut, den Aufbau anderer aber und die Bausteine dazu unserer Zeit überlassen. Ueber allen Pforten dieser Christuskirche der Glaubensfreiheit aber steht das große, heilige Wort des Herrn, welches sie auch haben müssen lassen stahn, das Wort: „Der Friede sei mit euch!" Nur in dem Reiche der Geistes- und der Glaubensfreiheit ist die heilige Freistätte des **Friedens** und der Weltversöhnung.

Unsere Väter haben's nicht geachtet, ob sie für dies große, heilige Wort, für die künftige „Weltversöhnung durch die Glaubensfreiheit" — lassen mußten „den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib!" — „Laß fahren dahin!" riefen sie begeistert, — „sie haben's kein Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben!" Ja, es ist geblieben, ihr hehren Glaubenshelden, das Gottesreich der Glaubensfreiheit und der Weltversöhnung, für welches Luther stritt, für welches die beiden fürstlichen Märtyrer von Sachsen und Hessen in langer Kerkerhaft litten, für welches Gustav Adolf heute vor 219 Jahren unter'm Schalle des weltüberwindenden Glaubensliedes: „Ein' feste Burg ist unser Gott!" bei Lützen in den Tod ging.

Ja, geblieben ist dies Gottesreich, dieses theure heilige Vermächtniß der Reformation. Sie hat es auch uns hinterlassen: seine Miterben sind wir geworden mit unseren protestantischen Brüdern. Was du, o unsterblicher Luther, den kämpfenden Parteien deiner Zeit zugerufen als das einzige Mittel der Versöhnung; „Laßt jedermann glauben, was er will, zwingt die Evangelischen nicht zum Papstthum, die Katholiken nicht zur Reformation, gewährt

vielmehr Freiheit der Meinungen, des Denkens und des Gewiſſens!“ — was, du, o unſterblicher Guſtav Adolf, deſſen Todestag wir heute mit Luthers und der Reformation Geburtstagen zugleich feiern, gewollt und erſtrebt, den Grundſatz der Alldulduug durchzuführen, du, der du Katholiken wie Proteſtanten vollkommene Rechtsgleichheit gewährt, es iſt auch zu den Herzen unſerer Zeit hindurchgedrungen, und die Segenskeime haben darin Wurzeln geſchlagen.

Ja, auch wir Deutſchkatholiken ſtehen auf dem Boden der Reformation. Wie aber können wir uns des hinterlaſſenen Segens würdiger erweiſen, als wenn wir treu bleibend dem Geiſte der Reformation, dem Geiſt, der einen Luther und Guſtav Adolf erweckte, — mit unſeren proteſtantiſchen Brüdern ihrer Väter köſtlichen Siegespreis, die Glaubensfreiheit, vertheidigen, damit ſie zum Gemeingut Aller dereinſt werde — wenn wir, proteſtirend, wie es die hochherzigen Helden der Reformation gethan, proteſtirend gegen jeden Verſuch des alten Aberglaubens, der alten Gewiſſensunfreiheit und des alten Glaubenshaſſes, die verlorene mittelalterliche Herrſchaft zu erneuern, die **Weltverſöhnung** ausbreiten und das **Gottesreich** immermehr erweitern? — Unſer Bekenntniß des Glaubens an Gott und an Chriſtus, den Welterlöſer, und an des Geiſtes fort- und fortwirkende Siegeskraft, an die heilige allgemeine Menſchheitskirche, in welcher keine Satzungsſchranke den Menſchen mehr vom Menſchen trennt, in welcher das ewige Gottesgeſetz des Fortſchrittes freudig von Allen anerkannt und das erſte Gebot der Liebe, welches Chriſtus, der Friedebringer, für das Gottesreich aufgeſtellt, von jedem Bürger dieſes Reiches in opfermuthiger Hingebung des ganzen Daſeins treulich geübt wird, — dies unſer Bekenntniß, und das fernere, daß wir, wie die großen, gottesmuthigen Männer der erſten Reformation, in Wort und That, im Leben und Sterben unverbrüchlich feſthalten wollen an der Freiheit des Geiſtes, womit uns Chriſtus befreit, daß keine Gewalt uns wieder zwingen ſoll unter der Satzungen und Buchſtaben Joch, — proteſtantiſche Brüder, iſt das nicht auch euer Bekenntniß? Unſere reformatoriſche That, erkennt ihr ſie nicht als die **Fortſetzung** und **Vollendung** der eurigen? Ja, ſie iſt's! Und die Vollendung der Reformation, für welche wir das Leben einſetzen, ſie wird kommen; nur aufgehalten, aber nie erdrückt kann ſie werden, ſo wahr es einen lebendigen, heiligen, gerechten Gott gibt! Mag ſein, daß

wir die Vollendung dieses Menschheitswerkes nicht erleben, wie Luther und Gustav Adolf sie nicht erlebt; — aber, gleichwie, nachdem diese gestorben, die Reformation in jedem späteren Geschlecht und so auch in uns wieder aufgelebt ist, — so wird sie, wenn auch wir in Schmerzen dahingegangen, so wird sie in unsern Kindern und Kindeskindern neuerdings aufleben, mit all ihrem Segen und in noch größerer Herrlichkeit; und so lang die Sterne über der Erde hinziehen, wird das Lied: „Ein feste Burg ist unser Gott" noch die spätesten Geschlechter an den Segen der Reformation, an ihre unsterblichen Helden und an ihre Vollendung erinnern, an welcher wir, still bescheiden, viel verkannt und duldend, aber unerschütterlich treu, mitgewirkt. Darum fürchte dich nicht, du kleine Herde, auch in der schwersten Anfechtung, denn du duldest und wirkst für die Menschheit, und es ist des Vaters Wille, ihr das Reich zu geben. Amen!

Das Todtenfest.

„Ich glaube an ein ewiges Leben.“
(Deutschkatholisches Glaubensbekenntniß.)

Brüder und Schwestern!

Es ist ein tiefgeheimer Zug des menschlichen Gemüthes, welcher die Völker der verschiedensten geistigen Entwicklung bestimmt, dem Andenken der Verstorbenen eine religiöse Feier zu weihen.

Naturvölker, sogenannte Wilde, überwältigt von der Empfindung, welche die Anschauung der Nichtigkeit des Endlichen in ihnen hervorbringt, zittern vor den Geistern der Verstorbenen, von welchen sie glauben, daß sie im Jenseits ein dem diesseitigen ähnliches Leben führen und auf die Schicksale der Ueberlebenden Einfluß haben. Um sich die Gunst der Geister von Verstorbenen zu erhalten, oder um deren Haß zu versöhnen, bringen sie ihnen Opfer von Speise und Trank und feiern sie ihnen zu Ehren Feste mit Trauergesängen und Trauertänzen. — In der uralten Volksreligion China's ist dieser Todtendienst bereits in einer höheren Auffassung vorhanden. Dort wird nämlich das Ansehen der Vorfahren — heilig gehalten; man fleht sie um Schutz und Beistand an. Insbesondere gilt diese Verehrung den Weisen und Helden vergangener Zeiten. So ist z. B. dem großen Lehrer Kongfudsü, dem Begründer der uralten Reichsreligion, in jeder Stadt ein öffentliches Gebäude errichtet, worin auf einer Tafel die Worte stehen: „O Kongfudsü, unser verehrter Herr, möchtest du deinem geistigen Theile nach herabsteigen und durch diese unsere Verehrung, die wir dir in Demuth leisten, erfreut werden!“ Zum sinnbildlichen Zeichen dieser Verehrung stellt man vor die erwähnte Tafel Früchte, Blumen, Wein und Rauchwerk als Opfer hin; kurz: der Todtendienst ist dort eine Art von Heiligendienst. — Bei den Hindus dagegen verbindet sich mit dem Andenken an die Verstorbenen eine andere Vorstellung. Die Liebe für dieselben fürchtet nämlich, daß sie, in Folge der Mängel des Erdenlebens, nicht sofort nach dem Tode zur seligen Ruhe

in göttlicher Vollendung gelangen, und darum hält sie es für eine heilige Pflicht, den Seelen diese Ruhe durch Werke der Frömmigkeit zu verschaffen. So bringen denn die Hindus zum Wohl der Seelen, wie sie glauben, ein Todtenopfer dar, wobei sie den Weihebrauch des Waſſersprengens anwenden. Dies Opfer wird alljährlich einmal am Todtenfeste Mahaliga-Patschon wiederholt; man zündet dabei Lichter an und hofft durch Gebete, Almoſen oder Opfer an die Bramanen (die Prieſterkaſte) Vergebung der Sünden für die verſtorbenen Angehörigen zu erwirken. In Tſchulumbu, ſowie in Bengalen, feiert man dies Todten- oder Seelenfeſt zu Ende des Oktobers und beleuchtet dabei alle Tempel, Häuſer und Wohnungen; in Sakye begeht man es ausdrücklich zur Erlöſung der Seelen. Dieſes Todtenfeſt findet ſich in allen Ländern, wo die Buddha-Lehre verbreitet iſt, deren Bekenner in Aſien nicht weniger als 295 Millionen ſind und deren Urſprung wenigſtens in das ſechſte Jahrhundert vor Chriſti Geburt hinaufreicht.

Auch im Chriſtenthum hat die fromme Sitte eines Todten- oder vielmehr Seelen-Feſtes Eingang gefunden, und zwar gründete ſie ſich auf den Glauben, daß es einen Mittelzuſtand gebe, in welchem die Seelen der Verſtorbenen längere oder kürzere Zeit durch furchtbare Leiden die Strafen für läßliche leichtere Sünden, die ſie in dieſer Welt begangen, verbüßen und geläutert würden. Dieſe Vorſtellung eines Läuterungszuſtandes, des ſogenannten Fegefeuers, war aus Plato's, des griechiſchen Weiſen, Lehre in's Chriſtenthum übergegangen. Seit man nun in dem letzteren der Stellvertretung durch fremdes Verdienſt eine übernatürliche gnadenverleihende und ſühnende Kraft zuſchrieb, nahm man ganz folgerichtig auch an, daß Fürbitte, Opfer und ſogenannte gute Werke auch auf das Schickſal der im Mittelzuſtande befindlichen Seelen ihren heilbringenden Einfluß erſtreckten, daß die Qualen der im Fegefeuer ſchmachtenden Geiſter dadurch gelindert oder abgekürzt werden könnten. Die Lehre, daß es ein Fegefeuer gebe und daß die darin befindlichen Seelen durch die Fürbitte der Gläubigen unterſtützt werden, leſen wir in der durch die Bulle Pius IV. vom 13. Nov. 1564 aufgeſtellten, ſogenannten „tridentiniſchen Glaubensform", welche die Amtseidesformel für Geiſtliche und Lehrer der römiſchen Kirche iſt. Auf dieſem Glauben hatte ſich bereits im 8. Jahrhundert nach Chriſti Geburt die Einführung der ſogenannten Seelenmeſſen begründet.

Seit nämlich die Messe die Bedeutung erhielt, daß Christi Leib und Blut im verwandelten Brot und Wein Gott als Versöhnungsopfer für die Gläubigen dargebracht werde, — lag es nahe, die Gnade dieses Opfers nicht blos auf die Lebendigen zu beschränken, sondern auch auf die Todten auszudehnen. Und so glaubte man denn, daß durch die Versöhnungskraft der von den Sterbenden selbst oder von ihren Angehörigen gestifteten Seelenmessen die Seelen dem Fegfeuer entrissen oder doch, daß ihre Qualen in demselben dadurch gelindert würden.

Der Ursprung des christlichen Todten- oder Allerseelenfestes wird von dem wundergläubigen Chronikenschreiber Sigebertus Gemblacensis (Sigebert von Gemblour*) in folgender Weise erzählt: „Im Jahre 998 sei ein frommer Pilger, von Jerusalem heimkehrend, in Sicilien von einem Klausner gastlich aufgenommen und belehrt worden, daß die aus dem Berge Aetna aufschlagenden Flammen die Stätte bezeichneten, wo die armen Seelen durch Qualen gepeinigt würden; oft habe der Klausner ihre Stimmen, ihre Schreckensrufe, ihr Gewimmer und ihr inbrünstiges Verlangen vernommen, durch Almosen und Gebet der Gläubigen für ihre Ruhe erlöset zu werden." Diese Kunde brachte der Pilger dem Abte Odilo von Clugny; der Letztere verordnete alsogleich, daß in allen Klöstern seines Ordens am 2. November, als am Tage nach dem Allerheiligenfeste, das Andenken aller in Christo Ruhenden gefeiert werden sollte, und bald wurde nun das Allerseelenfest in der ganzen Kirche eingeführt. — Mit dem Gottesdienste in den Tempelhallen, wo das Todtenamt mit allen Sinnbildern, die an die Vergänglichkeit und an das Jenseits mahnen, gehalten wird, verband übrigens das Volk in seines Herzens frommem Liebesdrange noch eine Feier auf den Gräbern, welche gleichfalls von der Kirche die Weihe erhielt. — Wie oft sind wir selbst, als wir noch den alten Kirchenglauben in uns trugen, am Allerseelentage an der Aeltern, der Geschwister, der Freunde Hand hinausgewallt zum Friedhofe, und haben dort die Rasen, wo ihnen und uns theuere Angehörige schlummerten, mit frischen Kränzen geschmückt, mit Weihwasser besprengt, Lichter darauf entzündet und gebetet: „Das ewige Licht leuchte ihnen!" Und wenn dann an des Friedhofs Pforte ein Armer stand, wenn wir einen solchen auf dem Wege fanden, der barhäuptig, die Hände gefaltet, ein Vater-unser

*) Chron. ad ann. 998.

oder Ave-Maria ſprach, — glaubten wir nicht: er bete auch für die Erlöſung unſerer Lieben? Gewiß: nicht ohne eine Gabe ihm mitzutheilen, wandelten wir an ihm vorbei!

Und jetzt? Iſt es anders in uns geworden, ſeit wir nicht mehr in der alten Tempel geheimnißvolle Nacht eintreten, — ſeit wir nicht mehr dem Todtenamte anwohnen, und das ſchwarzbehangene Trauergerüſte nicht mehr ſchauen, auf welchem die Bilder bleicher Schädel und gekreuzter Knochen unſere Einbildungskraft ſchauriß aufgeregt, ſeit der Qualm des Weihrauchs und der flackernden Kerzen, die um den Scheinſarg aufgeſtellt ſind, uns nicht mehr die Bruſt beengt, ſeit wir nicht mehr die erſchütternden alten Geſänge „Requiem aeternam dona eis, domine!“ (zu Deutſch: die ewige Ruhe gib ihnen, o Herr!) und „Dies irae“ (zu Deutſch: der Tag des Zornes) vernehmen, die von Poſaunen begleitet, wie Stimmen aus dem geheimnißvollen Jenſeits, wie Mahnungen des Weltgerichts, über unſern Häuptern hinrauſchten, ſeit wir nicht mehr, wie einſt als Kinder zu den Füßen jener dreifach gekrönten verſchleierten Mutter liegen, welche, wie wir einſt gewähnt, die Schlüſſel der Ewigkeit bewahre? Iſt es anders in uns geworden, ſeit wir aus dem Kreiſe des prüfungsloſen Fürwahrhaltens geſchieden ſind? Iſt mit dem Kindesglauben auch die Liebesinnigkeit erloſchen? Haben wir mit dem Glauben an die geheimnißvolle Erlöſungskraft der Seelenmeſſen, der Abläſſe, der Fürbitten — auch die Hoffnung der Unſterblichkeit und das Gedächtniß an unſere Lieben verloren? Sind dieſe uns nun bloß Staub geworden? Iſt unſre Geiſtesfreiheit ſo arm, daß ſie keine Blumen mehr finden kann, aus denen wir Kränze flechten, um ſie auf die Gräber unſerer Lieben zu legen? Sind unſre Gemüther, aus denen die alten Vorſtellungen entſchwanden, ſo kahl geworden, wie geplünderte Tempel ohne einen Altar der Liebe, ohne ein Bild der Erinnerung?

Nein, — ob wir auch auf den Gnadenſchatz der Kirche verzichteten, — reich genug ſind wir geblieben an Segensfülle der Religion, — reich genug an Glauben, Hoffnung und Liebe, und unſer Glaube läßt uns in dem größeren Gottestempel, genannt Weltall, das Ewige in neuen bedeutungsvolleren Bildern ſchauen als je, und unſere Hoffnung läßt uns neue ſchönere Blumen ſprießen, und unſere Liebe weiht den neuen, Alle, Alle zu ſich ladenden Altar. Wohl rufen uns die Glockenklänge am Allerſeelentage vergeblich zu den alten Domen und

Friedhofskapellen zurück; aber nicht vergeblich ladet uns die Natur, die ſich zum langen Schlummer rüſtet, zum feierlichen Abendſegen ein. Ein Todtenfeſt feiern auch wir, dem tiefen Ernſt der Vergänglichkeit des Irdiſchen nicht verſchloſſen, deren Predigt uns im Rauſchen des fallenden Laubes und in den über die Gräber hinſchauernden Herbſtſtürmen entgegentönt; aber ſeht ihr nicht: die entblätterten Zweige ſtrecken uns ſchon ſchwellende Knospen entgegen; eine Fülle neuen Lebens entwickelt in ihnen junge Geſtalten ſtill und unbemerkt; der kommende Frühling wird es in ſeiner Pracht und Herrlichkeit ſchauen! O in der ſchmerzlichen Erinnerung an die Lieben erſtarkt uns der Gedanke, daß ſie uns nicht für immer verloren ſind; es erblüht uns die Gewißheit der Unſterblichkeit. Wir haben ſie ſichrer als je zuvor. Das Todtenfeſt, das wir in voller Inbrunſt liebender Herzen feiern, es wird uns zum Feſt des Lebens. Unſere Verklärten ſind aus Gott, in Gott; Gott aber iſt nicht ein Gott der Todten, ſondern der Lebendigen! (Matth. XXII., 32) In ſtarker Zuverſicht ſprechen wir am Allerſeelentage: „Unſere Todten leben! Sie leben in unſeren Herzen, — ſie leben in ihren Werken, — ſie leben in neuer Geiſtesthätigkeit. Der Tod iſt verſchlungen in den Sieg!“

I.

Ja, ihr lebt, die ihr uns je durch die Liebe verbunden worden; ihr lebt in unſern Herzen fort, in denen die Liebe, die unendliche, die unſterbliche, wohnt; und zwar verklärt lebt ihr in unſern Herzen fort.

Wie oft, o theure Aeltern, ſahen wir euch in der Fülle der Liebesſeligkeit, in der Fülle des treuen Schaffens und der blühenden Kraft; wie oft hingen wir an eurem lächelnden Munde, den das Wort des Segens verklärte, wie oft ſtrahlte uns eure Seele in ungetrübter Schönheit aus euren Blicken entgegen! Ach, die Mühen des Lebens, die Sorgen um uns machten euch vor der Zeit alt; Schmerzen langer Krankheit brachen eure Kraft, entſtellten eure Züge! — Wir erblickten euch im Sarge, — aus dem Auge, das wir unter heißen Thränen euch zudrückten, flog uns kein Strahl mehr entgegen; das Antlitz war ein anderes, ein fremdes geworden, es trug den ernſten Ausdruck des letzten furchtbarſten Kampfes. — Nun ruht die Hülle längſt im engen dunklen Hauſe, und die Blume

des Grabes, die uns ihren Kelch zuneigt, sie wächst aus dem Herzen, das einst an unserm lag. Doch in unsrer Seele lebt ihre Seele, und sie erscheint uns wieder in der ursprünglichen Schönheit, in der ursprünglichen Jugendlichkeit und Liebesseligkeit, im heiligen Frieden, den sie selbst feiert und mit dem sie die unsrige segnend, weihend und verklärend erfüllt.

O es war ja nicht bloß der Aeltern Arm, der sich einst um unsere Brust schlang, es war ja nicht bloß ihre Hand, die uns schützend leitete, es war ja nicht bloß ihr Auge, das uns überwachte, nicht bloß ihr Mund, der lehrend zu uns sprach; — es war ihre Seele, die in unsre einging. Und diese unsre Seele läßt nun den heiligsten Besitz nicht mehr, den sie nicht mehr mit den Kämpfen, mit den Sorgen, mit den Schmerzen, die auf unser Geliebtes Anspruch machten, theilen muß; nein diesen Besitz hat jetzt unsere Seele allein.

Und sprich, du Aelternherz, dem das geliebte Kind der Tod entriß, trägst du's nicht noch in dir, nicht bloß so reizend als es dir erschien, wenn es dich lächelnd umkoste, — nein noch schöner, in jener Vollendung nicht bloß der körperlichen, der geistigen Schönheit, zu welcher du es heranwachsen zu sehen hofftest? O es wächst, in dir fortlebend, zu ihr heran; in dir spiegelt sich die Vollendung ab, zu welcher die Seele, die du hier dein Kind genannt, auf einem andern als dem Erdenboden, reift. —

O Wittwe, die du einsam und verlassen vom Grabe deines Gatten heimkehrst in die öde Kammer, trockne deine Thräne, — du lässest den, den du so heiß geliebt, nicht draußen; dort auf dem Friedhof ruht nur jenes fremde Bild des Gatten, welches du in so mancher herben Lebensstunde irrend für sein wahres hieltst; dort, im Grabe sind nur die flüchtigen Schatten, unter denen du vielleicht den Geliebten einst nicht völlig erkannt, in die Nacht aufgenommen und seine Schwächen, seine Mängel; — er selbst aber, so rein und schön, wie er je vor deiner bräutlichen Ahnung als hehres Urbild stand, — er zieht mit dir heim in deine öde Kammer, — du nimmst ihn in dir mit, wenn du vom Grabe kommst; du hast ihn, wo du gehst und stehst, er läßt dich nicht in deinem Leid allein; — o denke, liebe Wittwe: jeder Trost und jede Zuversicht, die du empfindest, — er ist's, ja er, der dich damit erfüllt! —

Ihr Aeltern, Lehrer, Freunde, Brüder, die uns einſt gezürnt, und ach durch unſre Schuld, — die wir betrübt bis in den Tod, die ihr das Weh um uns noch bittrer als den Todesſchmerz empfandet, — — — all unſre heißen Reuethränen rieſen euch nicht zurück, — — — aber unſeres Lebens Wiedergeburt, unſer Ringen nach eigner Vervollkommnung und Veredlung, und unſer raſtlos Wirken, um fremdes Leid zu ſtillen, fremde Thränen zu trocknen, um Andre, gleich uns ſelbſt, beſſer, vollkommner, edler zu machen, — o gewiß das war das Todtenopfer, das euch verſöhnt; ihr lebet und zürnet uns nicht mehr! Unſre Seele iſt nun rein und geweiht, um euch in ſich zu tragen, und jede edle Regung, die wir empfinden, jeder edle Entſchluß, den wir faſſen, jede edle That, die wir vollbringen, — o es iſt ein Zeichen, daß ihr in uns lebt, daß ihr uns — verziehn, daß ihr — uns ſegnet! —

Wie ſchmerzlich miſſen wir euch, ihr Lieben alle, die wir ſo oft in dieſem ſtillen Bruderkreis begrüßten, in welchem gleiches Streben nach Wahrheit und Menſchenbeglückung uns auf's Innigſte verband! Euren treuen milden Blicken begegnen wir heute nicht; eure wohlbekannten Stimmen antworten uns heute nicht mehr, wie einſt, als wir uns wechſelſeits fragten: „Wollen wir den Glaubensbund ſchließen, deſſen Ziel die Verſöhnung Aller in der Wahrheit und in der Liebe iſt, — wollen wir um dieſes Zieles willen keine Gefahr ſcheuen, jede Entbehrung auf uns nehmen, durch kein Verkennen uns irre machen laſſen?“ Da habt ihr geantwortet: „Ja, im Namen Gottes, der die Liebe iſt; wir wollen's! Iſt Gott für uns, wer kann wider uns ſein!“ Längſt ſind eure Lippen, denen damals das begeiſterte, muthige Gelöbniß entttönte, verſtummt. Aber Genoſſen unſeres Bruderbundes ſeid ihr geblieben, ihr Treuen! Auch dieſe hehre Stunde feiert ihr mit uns; ja: unſichtbar weilet ihr in dieſem Kreiſe; ihr umſchwebt dieſen Altar, an welchem ihr einſt mit uns das heil'ge Liebesmahl getheilt! — — Wir ſind ſorgenvoll ſeither von Stätte zu Stätte gezogen, um das ſtille Heiligthum zu finden, wo wir Gott im Geiſte und in der Wahrheit ungeſtört anbeten dürfen, — aber ihr, die des Lebens Kämpfe nicht mehr erreichen, — ihr, verklärte Brüder, ſeid treu mit uns gezogen! Ihr habt für euren Leib die kleine Kapelle der Ruhe, das Grab, — ihr habt fortlebend als unſterbliche Geiſter in unſeren Herzen die unſichtbare Kirche gefunden;

und da stimmt ihr ein in unsere Lieder des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe; o da stimmt ihr ein in unser Gebet: „Dein Reich, o Gott, das Reich des Friedens, komme!“ Da stimmt ihr ein in unsern begeisterten Andachtsruf: „Verschlungen ist der Tod in den Sieg“; und die Liebe ist's, die den Sieg über ihn gewann, die Liebe, die den letzten Feind, wie der Apostel spricht, den Tod — aufhebt!

II.

Doch nicht bloß in unseren Herzen, auch in ihren Werken leben sie, mit denen die Liebe uns verbunden hat.

All mein Leben, — ist es nicht das Fortleben dessen, aus dessen Geist der schaffende Funke stammt, der mein Dasein entzündete? O, nicht bloß das leibliche Dasein verdanken wir den Aeltern. Wenn du, o Mann, zum edlen vollkommenen Menschen geworden bist, wenn du dein ganzes Dasein rastlos dem Wohle deiner Brüder weihst, wenn du kein höheres Glück kennst, als in dem Stande und Berufe, welcher dir angewiesen ward, Gutes zu wirken, Schmerzen zu lindern, Thränen zu trocknen, die bedrängte Unschuld zu schützen, das Recht an's Licht zu bringen, Redlichkeit in Handel und Wandel, Bildung in Schule und Haus zu fördern, und der Treue heil'ge Keime zu pflanzen, wo du irgend im Leben ein Menschenherz findest, — wenn du mit Aufopferung deiner Lieblingsneigungen, deines Vermögens, deiner Gesundheit, mit Verzichtleistung auf alle Freuden, welche Tausend Andere entzücken, das Licht der Wahrheit unter deinen Brüdern als milde Friedensleuchte weiter trägst, — wenn du, o Jungfrau, in hehrer Weiblichkeit dahinschreitest und das Kind des Elends rettend mit der reinen Hand erfassest, — wenn du, dem Mann vermählt, ihm Alles wirst, wenn du die Kinder, die euch Gott geschenkt, zum Segen der Menschheit erziehst, — wessen Werk ist das? Es ist das Werk der Treuen, deren Hülle der eingesunkene Rasen deckt; es ist des edlen Vaters, ist der milden Mutter, ist des treuen Lehrers, des hochsinnigen Freundes Werk. O ihre geistige und sittliche Lebenskraft hat sich verjüngt und verdoppelt erhalten in euch, die ihr jetzt zu ihren Gräbern hinaus wandelt, um so ächt-menschlich selbst die Hülle, die durch den Geist einst geadelt wurde, noch durch eure fromme Erinnerung zu ehren. Euer geistiges, euer sittliches Dasein

ist ihr Werk. Die Thräne des Dankes, die ihr euren Todten weihet, sie ist, wie die Thräne, die des Weinstocks Aug' entquillt, ein Zeichen des inneren Fortlebens der Unvergeßlichen in euch, als ihrem Werk, ein Zeichen des künftigen Segens, der daraus hervorsprossen soll. O hemmet sie nicht, wenn sie sich aus euren Augen drängt, diese Dankesthräne! Sie ist das ächte Weihwasser bei unserm Todtenfest! Und das Licht dabei, — o das ist die Liebesflamme, die aus ihren Herzen einst in die eurigen hinüberloderte, und die aus euren jetzt hinüberloht in fremde, noch licht- und liebelose Herzen! Haltet es nicht zurück, das Wort, das aus eurer Seele Tiefen dringt: „Segen dem Andenken derer, die uns gesegnet!" Dieser Segen, den ihr empfangen, er wirket mächtig, unaufhaltsam fort, und dieser fortwirkende, fort und fort neues, edleres Leben schaffende Segen — das ist das Fortleben derer, die wir lieben ihr unzerstörbares Geistesleben!

Blicket hinweg über den engeren Familienkreis auf den größeren der Menschheit! Blicket auf all die edelen Weisen, Gesetzgeber, Volkslehrer, die vor Jahrtausenden gelebt, ob sie nun arm und verachtet, oder ob sie im Fürstenkleide und von der Liebe von Tausenden getragen, einst gewirkt! Ihre irdischen Hüllen sind Staub und Asche geworden; aber sie selbst haben, neues Leben weckend, fortgelebt, und so leben sie noch. Christus starb, — o sprecht ihr Brüder alle: bekennt ihr nicht freudig, daß er dennoch fortlebte, in der neuen Weltordnung, die er begründet, daß er noch heut, in euch, in tausend Andern, daß er in seinem Menschheitswerke lebt, und in ihm leben wird bis an's Ende aller Tage? Ein Huß starb. Lebte er nicht in dem Werk, das aus seinem Geiste entsproß, in der Reformation des 16ten Jahrhunderts? Ein Zwingli und ein Luther starben; — lebten sie nicht in ihrer großen That, die des Feindes List und Macht unermüdlich zu tödten strebte und doch nicht zu tödten vermochte? Leben sie nicht, jene Segenbringer, in der Bildung des 19ten Jahrhunderts, leben sie nicht noch heut in unsrem Streben, das auch ihr Werk ist? —

Und blicken wir von diesem größeren, weltgeschichtlichen Gesichtskreis wieder auf unseren engeren zurück, — o sprecht: leben die Brüder, die einst mit blühenden Wangen, ob auch mancher mit greisem Haar unter ihnen war, angeglüht von der Morgenröthe einer neuen schöneren Zukunft unsre Hand erfaßten, die mit uns den Grundstein des neuen Tempels legten, in welchem Alle,

die Eines Vaters Söhne ſind, einſt frei von Wahn und Haß, ihn in wechſelſeitiger Duldung und Liebe anbeten werden, die mit uns für ſolch ein Werk alles herbe Ungemach, alle Verkennung und Verfolgung, Armuth und Schmach zu ertragen hatten, und die uns der Tod allzufrüh aus dem Kreiſe des gemeinſamen Strebens dahinnahm, — ſprecht: leben ſie nicht? Ja, ihr Verklärten, ihr lebt, ihr lebt uns fort in dem großen Bruderwerke des Geiſtes, das ihr mit uns begonnen habt. Was ihr uns wart, — ihr ſeid es noch! Es war ja das beſſere, es war ja das ewige Theil eures Seins, das ihr für unſer Werk und in daſſelbe eingeſetzt, und dies, euer Muth, eure Hingebung, eure Ausdauer, die ſind uns geblieben, die wirken mächtig in unſeren Gemeinden fort, aneifernd zu neuer Betheiligung für das Ringen nach dem einen Ziele, dem ihr getreu wart bis in den Tod. Verklärte Brüder: dafür iſt euch die Krone des Lebens geworden, und dieſe Krone wird jedem von uns werden, der da ſo unverbrüchlich an den Geiſt glaubt, wie ihr, der da dem Dienſte des Geiſtes ſich ſo ganz hingibt, wie ihr. Das Werk der Geiſtesfreiheit und der Menſchenverſöhnung durch ſie, — das iſt's, in dem ihr lebt. Das Todtenfeſt, — wir feiern es als Feſt eures Fortlebens in unſerm Werke; und im troſtreichen Bewußtſein deſſen ſprechen wir: „Ja, verſchlungen iſt der Tod in den Sieg, in den Sieg des Geiſtes, für welchen auch ihr geſtritten habt!“ Das Werk, für welches ihr mit uns gewirkt, — es wird bleiben, wenn auch unſer irdiſches Theil längſt der Erde wieder angehört; und in dieſem Werk werden auch wir leben, wie ihr. Wie kein Tropfen Zeit im Strom der Ewigkeit verloren iſt, ſo auch kein einzelnes Leben im Allleben! Jedes einzelne Menſchendaſein iſt ein Saatkorn des Geiſtes, hinterlaſſen von einem früheren, und beſtimmt, in der Zukunft neue, reichere Frucht zu bringen, die dann wieder zum Saatkorn wird. Das iſt der Weltgeſchichte göttlich Weſen! Wohl mag ſie mit ihren Golgatha's und mit ihren Völkerſchlachten manchem Kleingläubigen nur wie ein großes Feſt des Todes erſcheinen; — wir, die wir an den Geiſt glauben, die wir aus vollſter Ueberzeugung das Wort Chriſti anbetend ausſprechen: „Gott iſt nicht ein Gott der Todten, ſondern der Lebendigen“, wir begrüßen in der Weltgeſchichte die ewige Siegesfeier des Lebens!

XXII.

Verklärte, die wir nicht in irdiſchen Hüllen mehr unter uns wandeln ſehn, — wir fühlen euch nicht bloß lebend in unſern Herzen, wir wiſſen euch nicht bloß lebend in euren Werken; — wir glauben auch, daß ihr lebet in neuer Geiſtesthätigkeit.

Wir glauben das, weil wir an den Geiſt glauben und an ſeine Ewigkeit. Im kühnſten Siegesfluge ſchwebt unſere Seele zu zu Gott hinan und holt aus deſſen eignem tiefſtem Weſen ſich die Gewißheit ihrer Unſterblichkeit. Der Geiſt, der Gott zu denken vermag, iſt ſelbſt ein Gottesgedanke; und kein ſolcher kann vergehn. Der Geiſt, der den Begriff der Ewigkeit zu faſſen vermag, dem iſt ſie ſelbſt gewiß. Zum Höchſten, zur unendlichen Vervollkommnung berufen und befähigt, weil er aus Gott, dem Vollkommenen, iſt, empfing er mit dieſem Beruf, mit dieſer Befähigung, mit dieſer Verpflichtung, deren Erfüllung allein ſeines Erdendaſeins Werth beſtimmt, — auch das heilige Recht der Fortdauer; ob auch die Staubeshülle von ihm abgeſtreift, — er muß in ſeiner ganzen Selbſtſtändigkeit, in ſeinem ganzen Weſen, ſeinem ganzen Selbſtbewußtſein unzerſtörbar bleiben, um ſich vollenden zu können. Dieſe Vollendung des Geiſtes iſt ſein Eingehen in Gott, ſeine Seligkeit. O liebendes Aelternherz, das du dein Kind in der Fülle deiner Hoffnungen, den Sohn als Jüngling mit all ſeinen reichen Anlagen, die Tochter als Jungfrau mit einem Gemüthe voll ſeligſter Himmelsahnungen ins Grab hinabſinken ſaheſt, — fühlſt du, was dieſer Gedanke dir gibt? Er gibt dir dein Kind wieder! Du wähnteſt, es für ewig zu verlieren! Reiße dich los vom Staub, — dieß Grab ſoll dich nicht feſſeln! Vollendung muß ſein, ſo wahr Gott Geiſt iſt, und glaubſt du an des Menſchengeiſtes nothwendige Vollendung, ſo verliert der Tod ſeine Schrecken für dich; ſo wird er dir nur das dunkle Trennungsthor, durch welches der Geiſt zur Vollendung ſchreitet!

Nicht vermeſſen wir uns, auch nur ein annäherndes Bild der neuen Hülle uns zu entwerfen, in welcher der Menſchengeiſt nach dem Zerfallen ſeiner irdiſchen Hülle ſelbſtbewußt fortdauernd wirken mag. Das aber wiſſen wir, daß er nicht ohne eine ſolche wirken kann. Ahnungsvoll drückte dies der Apoſtel Paulus aus,

wenn er ſprach: „Es wird verweslich geſäet und unverweslich auferſtehen, es wird geſäet ein natürlicher Leib und auferſtehen ein geiſtlicher", d. h. ein ſolcher, welcher dem Zuſtande des Geiſtes als Mittel, wodurch er ſeine neue Thätigkeit zu äußern und zu vollbringen vermag, und der Welt entſpricht, in deren Kreiſe er ſie vollbringen ſoll.

Der Tod des Leibes hat für uns keine Schrecken mehr, der Sieg des Geiſtes hat ihn verſchlungen; denn der Geiſt ſagt uns durch ſeine Heroldin, die Naturwiſſenſchaft: der Tod des Leibes iſt bloß Verwandlung der Stoffe, aus denen er zuſammengeſetzt war, ja, — ſelbſt dieſe Stoffe ſind nicht verloren; nach Gottes ewigen Geſetzen verbinden ſie ſich wieder zu neuen Gebilden der Zeitlichkeit. Aber über all dieſem Wandel und Wechſel dauert der Geiſt, in ſich ganz unwandelbar, ſich aus ſich ſelber ſtets vollendend und hinanheiligend zur Vollkommenheit. Mögen unſre Gegner von uns ſagen: Uns ſei der Glaube an Unſterblichkeit und mit ihm die troſtreiche Hoffnung eines Wiederfindens entſchwunden! Nein, der Gedanke, der, ſeit der erſte Menſch denkend zu den Sternen emporblickte, alle Völker beſeelte, der Gedanke Unſterblichkeit, er iſt unſeres Glaubens Sieg. „Gott iſt Geiſt, Gott iſt die Liebe, Gott iſt nicht ein Gott der Todten, ſondern der Lebendigen!" ſo rufen wir unſeren Gegnern zu. Leben, Leben, Unſterblichkeit ſchauen wir entzückt, wohin ſich unſere Blicke wenden, in allen Zeugniſſen der Natur, der Weltgeſchichte und des eigenen Geiſtes. In dem ewigen Geiſt, dem Gott des Lebens, wurzelt unſer Glaube, und wenn wir mit freudiger Gewißheit bekennen: im Bewußtſein iſt jedes Menſchengeiſtes Selbſtſtändigkeit ſchon hier bezeugt, im Bewußtſein iſt die Möglichkeit ſeiner Vollendung verbürgt, — dann iſt die Hoffnung eines Wiederbegegnens derjenigen, die ſich auf Erden als bewußte Geiſter durch die Liebe, die göttliche, verbanden, dann iſt ſie mehr als ein Traum unſerer Sehnſucht; ſie iſt die heiligſte Blüte unſers im lebendigen Gottesgeiſt wurzelnden Glaubens!

IV.

Doch, wenn unſre Seele von Stern zu Stern des Weltalls unermeßliche Räume, das Reich der Ewigkeit ſiegesfreudig durchflogen,

kehrt ſie in Demuth zu dieſer kleinen und ſo ſchönen Erde wieder, und athmet hier auch den Lebenshauch der göttlichen, ewigen Liebe.

Von ihm erfüllt und geweiht, ſinnet ſie dem alten Kindesglauben von einer Erlöſung wieder nach, welcher ſo viele in Qualen ſchmachtende Seelen bedürfen. — Ach, dieſe Seelen harren noch in ihren Erdenleibern der Erlöſung! Wir vernehmen ihre Klagen allſtündlich, wo wir gehn und ſtehn, o ſie ſind uns nah — und doch ſo getrennt von uns. Sie leben wahrhaft in einem unſeligen Mittelzuſtand zwiſchen Himmel und Hölle. Sie ſehnen ſich nach einem Himmel, den ſie wohl ahnen, aber nicht kennen, nach dem Himmel, in welchem ſie ſich als gottbewußte Geiſter allen andern an Geiſtes- und Herzensadel, an Menſchenwürde ebenbürtig fühlen möchten und fühlen ſollten; — und ach, ſie leiden doch noch alle Pein, welche die Selbſtſucht ſchafft, leiden noch alle Qualen des Wahnes und des Bruderhaſſes und alle Foltern, die da Vorurtheil und Aberglaube, Verarmung und Verwilderung über ſie, die doch auch Gottes zur Seligkeit berufne Kinder ſind, herauf beſchwören. Geht hin in die ſchmutzige Höhle des Elends, wo das Laſter, des Wahnes wilder Sohn, ganze Familien mit ſeinen Ketten umflicht, — wo der Menſch noch des Menſchenthums heiliges Weihezeichen nicht kennt und in ſeiner unſeligen Blindheit es auch an Andern noch verletzt, — — o das iſt der Ort der Qualen, wo arme Menſchenſeelen leiden! Das iſt das wahre Fegefeuer auf Erden!

Doch eine Erlöſung gibt's daraus! — Und wer kann ſie vollbringen, als die Liebe? Sie will's, ſie wird's! — Durch wen? Durch euch!

Ja, euer Gebet erlöſt dieſe Schmachtenden, wenn euer Glaube an den ew'gen Geiſt zur That wird. — Ja, eure Fürbitte erlöſt, wenn ihr von Herz zu Herzen geht und jedes bittet: o helft uns, dieſe Schmachtenden erlöſen! — Ja, eines Opfers bedarf's dazu, aber nicht eines ſtellvertretenden, wofür die Kirche reiche Stiftungen empfängt, — ſondern des eignen Opfers eines ganzen Lebens für Bildung und Geſittung derer, die dran darben! Und mag euch ſelbſt bei ſolchem Liebesopfer eures ganzen Daſeins die Erde zum Ort der Schmerzen gemacht werden, — o harret aus und faßt es recht, das große Wort: Jedweder Schmerz, den ihr erdulden müßt, weil ihr eure armen Brüder zur ungeahnten Seligkeit erlö-

seyn wollet, — er läutert euch, durch ihn dringt ihr zur ächten Seligkeit!

Brüder und Schwestern! zahllose Unglückliche wandeln neben uns lebend, und dennoch ist das wahre Leben für sie noch nicht da; sie sind sich selbst, den Brüdern, der Menschheit eigentlich noch todt! O laßt sie uns zum wahren Leben wecken! Das sei am Todtenfeste unser heiliger Entschluß! Wenn wir ihn vollbringen, dann wird es ihnen zum **Lebens**feste, und unsere Verklärten stimmen dann mit uns ein in das große Hallelujah des Lebens und der Liebe!

Amen!

Die Predigt des Winters.

Brüder und Schwestern!

Das Buch der ewigen Gottesoffenbarung sah einst der begeisterte Sänger des alten Bundes aufgeschlagen, und was er darin gelesen, das hat er voll heiligen Entzückens seinem Volke gedeutet. Es ist das Buch der Natur, dies erste Gebetbuch aller Völker. Auch für uns öffnet es sich; auch wir lesen in dieser heiligen Schrift, und aus allen lebendigen Worten, die in ihr verzeichnet sind, quillt und leuchtet uns das Leben und die Liebe dessen, der sie geschrieben, in unermeßlicher Fülle des Segens und Trostes entgegen. Wenn dieses Buches Blätter rauschend sich bewegen, — sein Schöpfer-Odem ist's, vor dem sie sich umwenden; dies Umschlagen der Blätter in der heiligen Schrift der Natur, wir nennen's den Wechsel der Jahreszeiten.

Ein solches Rauschen läßt sich eben jetzt wieder um uns her vernehmen. Der Nordsturm, der des Waldes Wipfel ihres letzten Schmuckes entkleidet, der dem Wanderer die Schneeflocken entgegen weht, er verkündet ihm: „Wieder hat sich ein Blatt gewendet im Buche der Natur; halte ein den eiligen Schritt und blicke auf das neue, welches vor dir aufgethan wird!" Und solch ein Wanderer ist jeder von uns; die große Heerstraße, auf welcher wir, bekränzt mit Hoffnungen oder beladen mit Sorgen, rastlos dahin ziehen, — sie heißt das Erdenleben. O lasset uns denn einhalten den eiligen Schritt, laßt uns sinnend auf das gewendete Blatt blicken, laßt uns die Gottesschrift darauf erkennen! Ein ernster Prediger steht vor uns und spricht zu uns: „Mit diesem Blatte im Buch der Natur hat sich auch ein Blatt im Buch eures Lebens gewendet." Dieser ernste Prediger ist der Winter. Finster ist sein Antlitz, rauh seine Stimme. Wie ein Zwillingsbruder des Todes tritt er uns an. Doch beben wir von ihm nicht zurück; nein, blicken wir ihm sinnend in's dunkle Auge, horchen wir aufmerksam auf seine Stimme, ahnend, daß es die Botschaft eines Höheren ist, die er uns verkünden will! Die heutige Feierstunde widmen wir ihrem Anhören, und mir sei es vergönnt, des Winters Ansprache an das Menschenherz zu deuten, wie ich sie erfaßte und verstand.

Seine Kanzel hat der ernste Prediger, der Winter, aufgeschlagen auf dem Felde, wo wir die goldenen Aehren ihre inhaltsvollen Häupter neigen sahn, als beteten sie dankend, daß Gott sie aus zarten Keimen erwachsen ließ, bis ihres kurzen Daseins Zweck erfüllet war in dem Segen, der in ihnen gereift. Wie schwoll, wenn wir sie anblickten, das Herz uns so freudig in der heitern goldenen Sommerzeit, als wären wir selbst reifende Aehren; Licht, Wärme, Leben wogte allüberall in reicher Fülle um uns. War es uns nicht, als könne die freudenreiche Zeit mit den tausendfältigen Wonneliedern, welche in den Lüften klangen, nimmer enden? — Jene Aehren, wo sind sie nun? Jene Sänger in Lüften, die am Mittag des Jahreslebens die reiche Segenstafel umjauchzten, wohin entschwanden sie? Ein weißes Bahrtuch liegt jetzt unabsehbar hingebreitet über dem kahlen Fruchtfeld. Von dieser Kanzel predigt uns der Winter also: „Wie der Lenz, wie der Sommer, so entschwindet rasch des Menschen ahnungsvolle Jugend und strebungsreiche, thätige Mannszeit. Dort am dürren Strauch schimmerten einst rothe Rosen auf saftig grünem Gezweig. Sie sind verwelkt. So welkt die Rose der Jugend und Schönheit auch dem Menschen. Dort, wo der Hollunderbusch seinen bereiften Ast, wie eine weiße Todtenhand, emporhebt, dort saß einst die Nachtigall und sang süße herzgewinnende Lieder; nun vernehmt ihr nichts als den schrillenden Laut, wenn meine Hand den dürren Ast knickt; — so verstummt das hohe Lied des Lebens auch für euch, und es folgt ihm nur der schrille Klang des Spatens, der sich am Steine stößt, wenn er das Grab ausschaufelt, und der dumpfe Hall der Scholle, die auf den Sarg hinabrollt. Sterbliche, die ihr das Leben in vollen Zügen genossen, den Duft der Rebe und der Rosen, der Lerche und der Nachtigall süße Lieder, — Sterbliche, das Blatt hat sich gewendet. Schaut den Bach, wie er so freudiglich dahinfloß, schauet den Strom, der im wilden Lebensdrang seine Ufer überschwellte, — wie liegen sie jetzt so bleich und todt vor euch da! Ich habe ihre Kraft gebrochen, ich habe sie in Fesseln geschlagen. So vereist das Blut in euren Wangen, in euren Herzen. Das Blatt hat sich gewendet im Buche der Natur, und auf dem neuen, das ich aufgeschlagen, steht das Wort Vergänglichkeit. Ihr, die ihr im Frühling der Gesundheit schwelget, ihr, die ihr den Hochsommer des Glückes genießet, ihr, die ihr die lieblichen Angesichter der Gatten und Kinder, der Geschwister, der Aeltern, der Freunde, wie so viele Blüten, zum reichen Kranz geordnet schaut,

der euer Dasein freundlich umflicht, ihr, die ihr eures emsigen Schaffens Errungenschaften zu goldenen Aehren reifen sehet als Vermögen, Achtung und Ansehen, als Einfluß, Macht und Würde, — ein Odem nur, und das Blatt wendet sich; die Geistesheit welkt, der reiche Kranz zerstäubt, die Aehren werden gemäht und Anderen fallen sie zu; die Früchte vermodern, ungenossen von euch. O, bedenket in der Freude Lenzgenuß, in des Menschenlebens sommerlicher Wonne, daß das Blatt sich wendet, und daß auf dem nächsten „Vergänglichkeit" steht."

So spricht der ernste Prediger, der Winter, zum Menschenherzen; und das Menschenherz, zusammenschauernd vor seinem Eishauch, — es möchte all' das Schöne, all' das Reiche, Große und Herrliche, das nun der Tod verschlungen, das ihm der Wechsel genommen, lieber nie geschaut und genossen haben, als das Gefühl in sich tragen, daß es nur wie ein flüchtiger Traum da gewesen; — dies arme Menschenherz, es wähnt: weniger arm wäre es, hätte es den süßen kurzen Traum des Besitzes nie geträumt. So glaubst du wohl, der du dein Kind in der Blüte der Hoffnungen, der du den geliebten Gatten in der Fülle des Segens verlorst, du wärst weniger arm, hättest du das Kind oder den Gatten nie besessen; du sprichst wohl gar: „Warum, o Gott, mußtest du mir all' die Seligkeit, die ich nie geahnt hätte, zeigen, wenn du sie mir entreißen wolltest, bevor ich sie ausgekostet?" Und du, o Menschenherz, das du Vermögen, Ansehen, Würden gewannst, und sie plötzlich verwelken siehst, wie das Blatt sich gewendet, du preisest wohl gar die Zeit glücklich, als du jene Glücksgüter noch nicht gekannt, noch nicht dein genannt! Kann der plötzliche Wechsel dich so kurzsichtig, so ungerecht machen? Willst du der Vergänglichkeit grollen? Dann grollst du deiner Bestimmung, dann grollst du dem, der dich geschaffen hat, der dich gerüstet zum Siegesstreit gegen das Vergängliche! Dies allein ist bleibend dein: die Kraft, die Vergänglichkeit zu überwinden, und an diese Kraft, die du im sommerlichen Freudentaumel vielleicht vergessen hast, will dich der ernste Prediger der Vergänglichkeit, will dich des Todes Zwillingsbruder, der Winter treulich mahnen. — Horche weiter auf ihn!

„Wohl gleiche ich", so spricht er, „dem Tode, der des Menschendaseins schönste Blüten und Früchte pflückt! Aber lerne mich besser kennen, liebes Menschenherz, und du wirst dich mit mir befreunden.

Wohl verkündige ich die Vergänglichkeit; aber dieſes Wortes Sinn iſt nicht Aufhören des Lebens, ſondern bloß Verwandlung ſeiner Form, auf daß eben die Unvergänglichkeit des Lebens ſich in neuen Gebilden und Geſtalten, die ſeiner ewigen Werdekraft entkeimen, herrlich offenbare. — Mitten im Sommerdrange des Schaffens ſehnſt du dich ſo oft nach Ruhe, liebes Menſchenherz, nach der milden heiligen Nacht, die dich wie eine Mutter in die Arme nehme und mit ihrem dunkeln Mantel dich bedecke und dir die Sorgen von der heißen Stirne wegküſſe. Solch eine Nacht der Sabbathruhe biete ich der müder Natur. Was dir wie ein Leichentuch erſcheint, es iſt bloß der ſchützende Vorhang, den ich über dem Lager der Schlummernden zuziehe. Unter ihm liegt ſie in ſtiller Sabbathruhe und träumt von dem neuen Frühling, der, ſtrahlend in Schönheit, ein junger Held, gerüſtet in Licht, herausſchreitet und ſeine ſchlummernde Braut weckt; ſie träumt, wie er die weiße Decke ihres Lagers zurückſchlägt und ſie mit dem grünen Feſtgewande ſchmückt, wie er ihr die Eisesſpangen löst und den Brautkranz ihr aufſetzt und die ſchimmernden Thauperlen hineinflicht. Aber ſie träumt nicht bloß vom Auferſtehungsmorgen; nein, unſeren Menſchenblicken verborgen, ſchafft ſie auch bereits im Stillen, webt ſie ſelbſt ihr Brautkleid. O Menſchenherz, wenn ich dich an's Vergängliche mahne, ſo verkündige ich dir zugleich des Lebens Unvergänglichkeit; ſo ruf' ich dir zu: horche auf, tief unter der Eisesbrücke rauſchen die Waſſer fort; unter dem Bahrtuch entfalten ſich die Keime. Menſchenherz, verzage nicht, wenn du auch dem, der mir wie ein Zwillingsbruder gleicht, dem Tode ins dunkle Auge ſchauſt; auch das Grab iſt des Lebens Schooß, auch über'm Grabe wehet der Frühlingshauch der göttlichen Liebe."

Das iſt des Winters Anſprache an uns Menſchen, wie ich ſie verſtanden habe; das iſt der milde, reiche Hoffnungstroſt in ſeinem tiefen Ernſt. Den Ernſt des Lebens aber müſſen wir unerſchrocken völlig in uns aufnehmen, daß er uns ganz durchdringe, dann haben wir auch den ſicherſten Troſt in uns ſelbſt gewonnen. — Doch horchet nun auch weiter auf des Winters Predigt und laßt mich ſie euch deuten.

„Ein treuer Mahner", ſo ſpricht der Winter, „bin ich zu euch geſandt. Nicht bloß die Schneeflocken treib' ich an eure Fenſter, ſondern auch die Vöglein des Waldes und Feldes, die draußen kein Körnlein mehr zur Nahrung finden. Wenn die lauen Lüfte

wehen, wenn die bunten Blüten duften, wenn die munteren Quellen durch's Wieſengrün rieſeln, wenn die goldenen Aehren reifen und die ſchwellenden Trauben ſich röthen, — da meiden ſie eure Nähe, o Menſchen, beſorgt, daß ihr ihnen die Freiheit, die ihr köſtliches Gut iſt, rauben und ſie in den engen Kerker verſchließen möchtet, um euch ſelbſtſüchtig an ihrem Geſang zu erfreuen, den ſie euch ja ungebeten in ihrer Wonne auf allen Wegen und Stegen zujauchzen. Jetzt, da ich euch zum flüchtigen Erſatz für die Blüten des Frühlings die Eisblumen auf die Scheiben der Fenſter gezaubert, jetzt pochen die Vöglein dran mit den Schnäbeln und Flügelein; ſie haben euch aufgeſucht und ſitzen draußen auf dem beſchneiten Sims und harren, ob ihr auch, — ungebeten, wie ſie, als ſie euch mit ihren Liedern in ſchöneren Tagen erfreuten, — nun in der Noth ihnen gaſtlich die Koſt ſpenden wollet. Zu euch gekommen ſind ſie jetzt voll Vertrauen, daß ihr ihre Noth nicht mißbrauchen werdet, um ſie ihres liebſten Gutes zu berauben. Gewiß, ihr werdet's nicht! Nein, ihr öffnet das Fenſter, ihr theilt dem hülfloſen Vöglein, das zu euch geflogen kam, den Broſam von eurem Ueberfluß, gedenkend, wie ihr ja auch zum Vater aller Weſen betet: „Gib uns unſer tägliches Brot!“ und die Liebesſpende wollt ihr euch nicht bezahlt machen durch Mißbrauch des Vertrauens und der Noth. Ja, dieſe Vöglein, die an eure Fenſter pochen, ſie wecken des ächten Lebens Keime, des Mitleids heil'gen Trieb, das Bewußtſein der Liebe in euch, der Liebe, welche alle Weſen in der Schöpfung Eines Vaters umfaßt und vor deren himmliſcher Macht jede Regung der Selbſtſucht ſchwinden ſoll. Dieſe Vöglein, die ihr mild mit dem Broſam ſpeiſet, ohne Lohn dafür zu verlangen, — o verſteht, was ſie euch ſagen wollen in ihren leiſen Klagetönen. Sie bitten nicht bloß für ſich; nein, als Fürbitter kommen ſie für jedes Thier, das da auch eine Seele hat, wenn auch eine minder vollkommene als der Menſch, das da auch Schmerzen empfindet, wie der Menſch. Dieſe Vöglein flehen euch an: „Seid menſchlich auch gegen das kleinſte lebende Weſen, das im großen Vaterhauſe das Recht ſeines Daſeins, wie ihr, empfing.“ Dieſe Vöglein flehen insbeſondere euch Aeltern an: „O lehrt eure Kinder ſchon frühzeitig, kein Thier zu quälen; o bedenkt: die Rohheit, die ſich gegen das hülfloſe Thier wendet, verhärtet das jugendliche Herz auch gegen die Menſchen!“

Dieſe Vöglein legen aber auch für die Menſchen ſelbſt ihre Fürbitte ein. Sie ſagen euch: „Wir ſind zu euch gekommen und

ſaßen den Rauch aufſteigen aus eures Hauſes Schornſteinen, und haben gemeint: die drinnen wohnen, empfinden den Froſt und die Noth nicht; ſie ſind vor Mangel bewahrt und werden wohl auch uns davor bewahren; ſie ſind mit Ueberfluß geſegnet und werden wohl auch uns davon mittheilen. Aber zu manchen andern Häuſern und Hütten ſind wir geflogen; da ſtieg kein Rauch aus dem Schornſtein; da haben wir durch die offene Thür hineingeſehen, wie der Hausvater, auf den Weib und Kind frierend und hungernd lang gewartet, ob er wohl Brot und Holz heimbringe, heimgekommen iſt, aber mit leeren Händen; da ſind Weib und Kind jammernd ihm um den Hals gefallen und er hat ihnen geſagt: „Ich konnt' euch nicht Brot, nicht Holz bringen, denn ich habe keine Arbeit gefunden!“ — O ihr Menſchen, die ihr durch eurer Aeltern und euren eignen edlen Fleiß vor harter Entbehrung geſchützt, die ihr ſo glücklich ſeid, noch arbeiten und euch vor Froſt und Mangel bewahren zu können, — ſo mahnen die Vöglein euch, die ihr am wärmenden Feuer ſitzet und eure Lieben ſpeiſet und auch uns die Bröslein ſpendet; — o nicht bloß unſer gedenkt, — gedenkt auch eurer Menſchenbrüder, die da auch frieren und hungern, wie wir, die aber nicht, wie wir, zu euch kommen, um eure Hülfe zu erflehen! O ſo kommet denn ihr zu ihnen! Sie ſchämen ſich, euch aufzuſuchen, — o ſo ſuchet denn ihr ſie auf! Wir, die ziehenden Vöglein, die ihr gaſtlich geſpeiſt, wir wollen euch den Weg zeigen, wir wollen euch zu den kalten Hütten hinführen, wo eure leidenden Brüder ſich umſchlingen, um ſich zu wärmen! O tretet hinein und erwärmt ſie mit der Liebesflamme, die in euren Herzen lodert, und theilt mit ihnen euer Brot!“

So, meine Freunde, predigt uns der Winter, auch als Gottesbote, das Evangelium Chriſti. O, daß wir es alle, alle aus ſeinem Munde verſtehn! O, daß wir die ganze Weisheit erkennen, die Gott der Natur anvertraut hat, uns Menſchen zu verkündigen! O, daß wir aber ihrer Mahnung auch folgen und, die Worte Chriſti bethätigend, hingehen und das Gut, das Gott uns gegeben hat, zum Liebesmahle rüſten, zu welchem wir nicht diejenigen, die da reich ſind und uns etwa wieder laden, ſondern die Armen laden, die es uns nicht vergelten können, was wir an ihnen thun. Ach, wir wiſſen's noch gar nicht, wie unſäglich viel des Elends auf Erden iſt, wenn wir im Lenz zwiſchen Blumen dahinwandeln und im Sommer zwiſchen den wogenden Aehren und im Herbſt zwiſchen den Traubengehängen; da dünkt es uns: die Blumenfreude und der

Aernte- und Traubenſegen wäre ſo groß, daß jeder ſein gutes Theil d'ran haben müßte. Ernſter Winter, ſo mahne denn du jeden, der das noch nicht ahnt, an all' das Leiden, unter deſſen Druck ein vergeßnes Menſchenherz, das zum Betteln zu ſtolz iſt, brechen kann! Ernſter Winter, ſo mahne denn du jeden, der ſich und ſeine Familie vor Froſt ſchützen kann, durch deine Stürme, wenn ſie das wohlgeſchützte Haus erſchüttern, daß ſo Viele, die um ihr täglich Brot beten und es durch Arbeit ſo gern verdienen möchten, weder Arbeit noch Brot finden. Ernſter Winter, o mache du jeden Reichen dadurch erſt recht reich, daß du ihm die Kunde von Armen bringſt, die er von Verzweiflung retten kann.

So weit, meine Freunde, hab' ich euch des Winters Predigt gedeutet, wie ich ſie verſtanden. Laßt mich ſie jetzt auch weiterführen!

O ſeht: der Winter, vor deſſen eiſigem Hauche wir zurückbebten, verliert ſeine Schrecken. Wenn er uns an die Vergänglichkeit und an den Tod mahnt, ſo überwinden wir die Schauer davor durch die ſittliche Kraft, die er dem denkenden Menſchen zum Bewußtſein brachte; wir erblicken die Vergänglichkeit und den Tod im Lichte des Unvergänglichen, des Ewigen, des Gott entfloſſenen und von Gott bewegten Alllebens. Wenn uns der Winter mit ſeinen eiſigen Stürmen erfaßt, ſo weckt er durch ſie nur die heiligen Triebe des Mitleids, die in uns vielleicht eingeſchlummert waren, weil wir gar nicht ahnten, wie viele andere — darben und leiden, während wir — glücklich ſind, wie viele andere hungern und frieren, während wir im warmen Zimmer uns ſättigen.

O, wer den heiligen Namen „Menſch" wahrhaft verdient, der kann nicht glücklich ſein, wenn ein anderer, der von Gott das gleiche Anrecht zu einem menſchenwürdigen Daſein empfing, unglücklich iſt, — unglücklich, gleichviel, ob er ahnt, oder nicht, was er — und ach ſo oft ſelbſt ohne ſeine Schuld — entbehren muß. Und ſolcher Unglücklicher gibt es leider noch ſo Viele; ach und nicht darin beſteht ihr größtes Unglück, daß ſie des Brotes, des Feuers für ſich entbehren; es gibt der Unglücklichen genug, die ſich täglich ſatt eſſen und vor dem Erfrieren ſich hinreichend ſchützen können. Nicht der Beſitz oder der Mangel von Gut und Geld allein beſtimmt das Glück oder Unglück, ſondern der Beſitz oder Mangel geiſtiger und ſittlicher Bildung noch bei Weitem mehr.

Freunde: der ſchlimmſte Winter iſt der, der noch in den Geiſtern und Gemüthern herrſcht, — der mit ſeinen dichten

Nebeln nicht Feld und Haide, ſondern die Denkkraft umnachtet, der nicht den Quell und die Ströme, ſondern den heiligen Born tief im Menſchengemüthe vereiſet, der das Leichentuch der Rohheit über ganze Familien hinbreitet, ein Leichentuch, das ſo manche Verzweiflung bedeckt.

Fühlt ihr eine warme Frühlingskraft in euch, ihr Lieben, o dann bringe ſie aus euch in alle Herzen, welche ſolch ein harter Winter noch gefangen hält! Dann laſſet die Lenzesſonne der Bildung und der Geſittung, der beſſeren Erkenntniß und der höheren Veredlung, welche in euren Gemüthern aufgegangen iſt, auch in jene hinüberleuchten, auf daß ihr milder Strahl die Nebel der Vorurtheile zerſtreue, das Eis der Selbſtſucht, der Rohheit, der erſtarrten und ſeelentödtenden Verwilderung immer mehr und mehr ſchmelze. Das wahre Leben, das ächt menſchliche immer mehr und mehr von den Eisesbanden zu erlöſen, innerhalb deren es ſeiner ſelbſt und ſeines höheren Zweckes und Werthes noch nicht bewußt zu werden vermag, — das iſt unſere heilige Pflicht.

Doch ſprecht: ſind denn wir ſelbſt alle bereits ſo ſicher, daß in der kleinen Welt unſerer eigenen Herzen keine Tiefe mehr iſt, wo die Selbſtſucht noch ihre Eisesrinde um den Lebensquell ſchließt, und keine Höhe unſeres Stolzes, um welche nicht die Winterſtürme der Leidenſchaft brauſen?

O Brüder und Schweſtern, wollen wir den Winter der Selbſtſucht, der Unbildung, der Leidenſchaft, der Rohheit und Verwilderung und all' das Elend, all' die Verzweiflung, die er bringt, aus den Herzen unſerer unglücklichen Brüder verſcheuchen, — dann ſchmelze zuerſt das Eis der Selbſtſucht auch in der letzten, tiefſten Tiefe unſerer eigenen Seele; dann verbanne ein heiliger Wille zuerſt die Winterſtürme der Leidenſchaft aus unſerem eigenen Gemüth und ehe die Eisberge unſerer Selbſtüberhebung. Der Gottesfrühling muß uns ſelbſt zuerſt völlig erneut haben; nur dann, wenn ſein Odem unſer Odem, wenn ſein Licht unſer Licht und ſeine Wärme unſere Wärme iſt, nur dann wird es uns gelingen, jene heilige Pflicht vollkommen zu erfüllen, und nur dann wird jener harte, furchtbare Winter der Selbſtſucht, des Geiſtesſchlummers und des ſittlichen Scheintodes durch uns immer mehr dem Gottesfrühling geiſtiger und ſittlicher Menſchenbildung weichen, deſſen milde Sonne zuerſt in Chriſti Herzen der Menſchheit aufgegangen iſt. Amen!

Die Erbſünde.

(Matth. 19. 13—15.)

„Dawals wurden ihm (Jesu) Kinder zugebracht, daß er ihnen die Hände auflege und bete. Die Jünger aber fuhren sie an.

Jesus aber sprach: „Lasset die Kinder, und wehret ihnen nicht, zu mir zu kommen; denn für solche ist das himmlische Reich."

Er legte ihnen dann die Hände auf und ging weiter."

Brüder und Schwestern!

„Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen (d. h. in der Bestimmung dessen, was ich bin)", sagt Christus, „da bin ich mitten unter ihnen!"

So ist denn auch unsere Gemeinde, die sich in Christi Namen versammelt hat, die Verbindung aller Derer, die in seinem geistigen Leben als in seinem und ihrem Zwecke leben. Wir wollen seine Grundgedanken verwirklichen; seinen Plan ausführend, wollen wir bauen an dem Tempel der alle Völker umfassenden neuen Weltordnung.

Aber steht denn das stolze Gebäude der alten Weltordnung nicht noch immer? Hebt es nicht noch jetzt seine Thürme trotzig empor? Wölben sich nicht noch jetzt seine Hallen wie ein geheimnißvoller steinerner Hain über dem uralten Opferaltare? Stehen nicht noch immer seine Pfeiler, stark genug, um noch ein Jahrtausend zu durchdauern?

Nein! nur der Aberglaube und die Furcht wähnen das Gebäude der alten Weltordnung, Tempel und Zwingburg zugleich, noch in der früheren Pracht und Herrlichkeit, Stärke und Sicherheit zu schauen. Es scheint ihnen dazustehen, wie dem verschmachtenden Wanderer in der Wüste die täuschende Luftspiegelung einer Stadt, wo er Obdach und Erquickung durch Speise und Trank zu finden hofft. Der arme Getäuschte eilt dem Luftbilde zu und beachtet darüber die wirkliche Frucht nicht, die vor ihm liegt, den wirklichen Quell nicht, der da zu seinen Füßen rauscht. Wer nun aber mit frischen

gesunden Sinnen das Leben erschaut und erfaßt, der erkennt, daß jene alte Weltordnung bereits im tiefsten Verfalle ist, daß nur die Selbstsucht, von Verzweiflung verblendet, den völligen Einsturz aufhalten will. Doch er wird sie begraben unter Trümmer und Schutt.

Wir nun, die frohen muthigen Bauleute der Zukunft, wir haben uns überzeugt, daß sogar die Grundlagen jener alten Weltordnung längst morsch und haltlos geworden sind.

Wie? — so sprechen jene von unseren Brüdern zu uns, welche noch an den festen Bestand des alten Bauwerks glauben, wollet ihr andere Grundlagen legen, als jenen Grund, von dem es heißt: „Es kann niemand einen anderen legen, als den, der da gelegt ist, Jesus Christus?“ Seid ihr die thörichten Bauleute, von denen es heißt, daß sie den Stein verworfen haben, der zum Grundstein geworden ist? — Nein und nimmermehr, lieben Brüder, so antworten wir ihnen darauf; vielmehr ist eben uns der Stein, den die Bauleute der alten Kirche verworfen haben, gerade dieser ist uns zum Grundstein geworden; denn als Grund des allumfassenden Gottestempels der neuen Weltordnung betrachten wir den Geist Christi selbst; er ist uns mehr, als der todte Buchstabe; auf ihn, den Geist, kommen wir zurück von der Auffassung und den Lehrbegriffen späterer Geschlechter, und auf ihm bauen wir. Darüber also, über den Unterschied der Grundlagen müssen wir uns mit unsern Brüdern verständigen; und damit dies möglich werde, muß zuerst jeder von uns sich selbst volle Klarheit darüber verschafft haben, daß der Grundstein, den wir verworfen haben, nicht Christus, und daß dagegen der, welchen wir gewählt haben, wirklich Christus, der Erlöser, der Friedebringer ist.

So lasset uns denn die heutige Feierstunde der Betrachtung über eine der Grundlagen des altkirchlichen Lehrgebäudes, über die Erbsünde widmen. In kurzen, einfachen Worten zusammengefaßt, ist der altkirchliche Lehrbegriff von der Erbsünde folgender: Durch Adams Sündenfall sei die menschliche Natur aus ihrem ursprünglichen vollkommenen Zustande in Verderbniß gefallen und zum Guten unfähig geworden; sie habe zugleich die ihr von Gott zugedachte Unsterblichkeit und das Recht auf den Aufenthalt im seligen Gottesgarten Eden verloren, sie sei zu Arbeit, Schmerz und Tod verurtheilt worden; diese Sünde des ersten

Menſchen ſei nun als erblicher Keim der Sündhaftigkeit auf alle Nachkommen Adams, auf das ganze Menſchengeſchlecht übergegangen und mit derſelben zugleich die Unfähigkeit zum Guten, mit ihr auch die Strafe der Sünde, nämlich der Tod und die Verdammniß. Das iſt der altkirchliche Lehrbegriff von der Erbſünde; auf ihm beruht denn die Kirchenlehre, daß die wunderbare Errettung und Erlöſung der Menſchen durch den Opfertod Jeſu Chriſti nur allein vermittelt werden könne durch die Kirche, die jedoch als Heilsanſtalt nicht Allen, ſondern nur Jenen helfe, welche den rechten Glauben haben.

Prüfen wir nun dieſen der alten Weltanſchauung zu Grunde liegenden Lehrbegriff von der Erbſünde zunächſt vor dem Richterſtuhl der Vernunft.

Was iſt Sünde? Es iſt eine mit freiem Willen begangene Zuwiderhandlung gegen das erkannte Sittengeſetz. Wer ſich alſo nicht im vollen Beſitze ſeines klaren Verſtandes, ſeines freien Willens befindet, der iſt ebenſo unfähig, ſittlich, gut zu handeln, als unſittlich, ſchlecht. Wird man dem unmündigen Kinde, welches ſeinen Vater ſchlägt, welches ſeine Geſchwiſter verwundet, wird man dem unglücklichen Wahnſinnigen, welcher ſeinen Wärter tödtet, ſolche Handlungen als Sünde anrechnen? Spricht nicht ſelbſt das bürgerliche Geſetz von Unzurechnungsfähigkeit in ſolchen und ähnlichen Fällen, und läßt es nicht Strafloſigkeit für Handlungen ergehen, welche es dann nicht als Verbrechen betrachtet, wenn der Wille fehlte, ſie als Verbrechen zu begehen? Eine Sünde kann alſo, da ſie freie That des Willens eines einzelnen beſtimmten Menſchen iſt, auch nicht wie ein körperlicher Krankheitskeim auf deſſen Söhne und Enkel ſich vererben, weil ſich der Wille, zu ſündigen, nicht vererben kann, ebenſo wenig wie der Wille, tugendhaft zu handeln, ebenſo wenig wie man das perſönliche Verdienſt ſeines Vaters, ſeines Großvaters erben kann. Schon das Wort: „Erbſünde“ ſteht alſo im Widerſpruch mit den einfachſten Verſtandesbegriffen.

Wie verhält ſich aber die alte Vorſtellung von der Erbſünde zu den würdigen Begriffen von Gott?

Jene alte Vorſtellung von einer Sünde, die ich in Folge meines menſchlichen Daſeins an mir tragen muß, erſcheint mir als ein Widerſpruch gegen die Stimme Gottes im Gewiſſen, welche ja meinen freien Willen auffordert, das Göttliche zu

während Sie erscheint mir als ein Widerspruch gegen die heilige Scham, die mich von dem Mißbrauch meiner Willensfreiheit zurückhalten will. Sie erscheint mir als ein Widerspruch gegen meine Menschenwürde, denn sie stellt mich gleich dem Thiere, welches keinen freien Willen hat, sondern bloß jenen unabänderlichen Naturtrieben gehorcht, welche seine Erhaltung bedingen. Bin ich, in Folge meiner Geburt als Mensch, verderbt, knüpft sich an mein Dasein die Nothwendigkeit der Sündhaftigkeit, — nun was unterscheidet mich von dem Raubthier, welches, willenlos gleich mir, mit dem Mordtrieb seiner Gattung zur Welt kommt? Sie erscheint mir als ein Widerspruch, diese Vorstellung einer Erbsünde, gegen das ewige Sittengesetz, welches wir göttliche Gerechtigkeit nennen. Kann Sünde vererbt werden und vererbt sich mit ihr die Strafe für die Sünde des Einen; welcher sie aus freiem Willen beging, auf Alle, welche keine Absicht haben, diese Sünde gleichfalls zu begehen, sondern welche nun überhaupt sündig sein müssen, deßhalb, weil sie geboren wurden, — erscheint mir dann Gott wohl als Geist und Liebe, als Vater, wie Christus ihn nannte, oder verdüstert sich sein Bild nicht vielmehr zu den Zügen eines leidenschaftlichen, unversöhnlichen Gewalthabers, welcher die Schuld des Einen, der ihn beleidigt hat, auch an seinem ganzen Geschlechte rächt, welcher Millionen von Unschuldigen entgelten läßt, was ein Schuldiger gethan? — erscheint mir dann die ganze Weltgeschichte noch als die im steten Fortschritt der Menschheit zu immer höherer Vollendung sich darstellende lebendige Offenbarung des göttlichen Geistes? Ja, könnte der Lehrbegriff von der Erbsünde wahr sein, dann hätte man Grund zu der Frage: Warum ließ wohl eine höhere Macht alle jene Völker der Erde, welche vor der Gründung der Kirche gelebt, welche ohne ihre eigne Schuld noch außerhalb derselben stehen, ja welche von ihr nie eine Nachricht erhalten, — warum ließ sie dieselben bloß zu einem schuldbefleckten Erdendasein entstehen, auf welches eine ewige Verdammniß folgen soll, und warum versagte sie ihnen das angebliche Mittel zur Rettung, nämlich jene „Heilsanstalt"?

Und wollen wir uns nun gar den Einfluß jenes altkirchlichen Erbsündenbegriffes auf's Leben vergegenwärtigen, so laßt uns in die Seele des Kindes uns hineindenken, wenn es darüber unterrichtet wird. Wenn das Ohr des Kindes zuerst das Wort „Sünde" vernimmt, und sich in seiner Seele der entsprechende Begriff bildet, da fragt es sich wohl: „Was ist denn Sünde?" und die Stimme des Gewissens

antwortet ihm: „Alles Unwahre, alles Falsche, alles Unrecht, was du unterlassen sollst und unterlassen kannst", und die heilige Scham treibt ihm dabei das Herzblut in die Wangen. Und wenn es nun aus des Lehrers Mund den Begriff der Erbsünde erläutern hört, die Kunde von seiner angebornen Verderbtheit vernimmt, — müssen sich da nicht im Kinde die richtigen Begriffe von Tugend und Sünde durchaus verwirren, und muß diese Verwirrung nicht für's ganze Leben nachtheilige Folgen haben?

Ach, wenn wir auf die furchtbare Härte, Lieblosigkeit und Rohheit blicken, welche uns leider noch immer auf Schritt und Tritt begegnet, auf Verbrechen, welche die Zuchthäuser mit Unglücklichen füllen, und auf andere Frevel, welche sich der menschlichen Gerechtigkeit entziehen, — da ruft wohl der scheinheilige Eifer sein Wehe und Zeter über die gräßliche Entsittlichung, und fragen wir ihn: „woher stammt sie denn?" so antwortet er: „aus der ursprünglichen Verderbtheit der Menschennatur." Wie? bietet denn nicht aber die alte Kirche, welche diesen Lehrbegriff aufstellt, sie, welche sich ja selbst die „göttliche Heilsanstalt" nennt, bietet sie denn nicht die Mittel dagegen? Wohl, sie sagt es! Und wenn nun jene Unglücklichen, die wir als „Verbrecher" beklagen, sich gleichwohl aller altkirchlichen Heilsmittel bedienen, wenn sie alle Kirchengebote sorgsamlichst erfüllen, und dennoch der Selbstsucht, dem Wucher, der Rache, der Wollust, dem Betruge fröhnen und — unmenschlich sein können? Die Erklärung ist höchst einfach; sie beruht in der Verwirrung ihrer Begriffe von Sittlichkeit und Tugend. Und diese Verwirrung pflanzte ihnen der Unterricht ein, und diesen Unterricht gab ihnen das Priesterthum, welches ja die Schule als eine Anstalt für sich in Anspruch nahm, wodurch es die Kinder nicht für ein freies gotteswürdiges Menschenthum, sondern für eine von der Wiege bis zum Grabe des Einzelnen, von einem Geschlecht zum andern fortdauernde Geistesknechtschaft erzog; o, das war die von Jahrhundert zu Jahrhundert überkommene Schuld, welche leider auch den Tod, nämlich den geistigen Tod, und die Verdammniß, nämlich die Verdammungssucht um des Glaubens willen, zur Folge hatte.

Doch wie kam denn, so fragen wir uns, der Begriff der Erbsünde in das Christenthum?

Er beruht auf der buchstäblichen Auffassung der mosaischen Schöpfungssage. Er beruht darauf, daß die alte Kirche den Wortlaut der heiligen Schrift für unmittelbare göttliche Offenbarung hielt und erklärte, daß sie verlangte, man müsse von jedem Wort, so wie es geschrieben steht, ohne alle Prüfung glauben, daß es buchstäblich wahr sei.

Doch seht: die Schöpfungssage, wie wir sie im ersten Buche Mosis lesen, findet sich nicht bloß bei den Juden; sondern schon viel früher waren ihre Keime in den Naturreligionen der alten asiatischen Völker enthalten. Schon bei den Indiern findet sich die Sage von einem Abfall der ursprünglich vollkommenen Geister vor. Nach den uralten persischen Ueberlieferungen soll das erste Menschenpaar ursprünglich vollkommen gewesen sein und in einem reizenden Garten gewohnt haben, aber das böse Wesen, welches die Perser Ahriman nannten, habe das erste Menschenpaar verführt, und dadurch seien die ersten zwei Menschen — und durch sie alle folgenden zu Darvands, d. h. zu Sündern, sie seien dem Ahriman, dem Fürsten der Finsterniß, ähnlich geworden. Aber in der Ferne der Zeiten sah die alte persische Sage einen mächtigen Helden des Lichtes kommen, den Sosiosch, der die Finsterniß überwinden und alle Keime des Bösen und der Sünde vertilgen, der die Allversöhnung herstellen würde. Diese persischen Sagen lernten die Juden in der Verbannung kennen; sie verschmolzen sich mit ihren eigenen, und sie wurden von den Pharisäern, welche neben der schriftlichen Ueberlieferung auch eine mündliche seit den Tagen Mosis annahmen, bei der Erklärung und Erweiterung des Wortsinnes der heil. Bücher beibehalten. So war es denn also die pharisäische Lehre, daß, als Folge der ersten Sünde Adam's allen seinen Nachkommen, deren Seelen in seiner Seele mitgesündigt hätten, der Trieb zur Sünde angeboren sei. Diese pharisäische Lehre hielt nun Paulus, welcher bekanntlich ein Schüler der Pharisäer war, in ihrer ganzen Schroffheit fest, auch nachdem er den Glauben angenommen hatte, daß Jesus wirklich der Christus, d. h. der Messias sei; ja eben, weil ihn dieser Glaube so ganz und gar lebendig durchdrang, weil er von ihm allein die Erlösung erwartete, fühlte er sich in jener Vorstellung von der Erbsünde erst recht bestärkt. Er nahm an, daß die Sünde ihren Sitz im Fleische, d. h. im menschlichen Leibe habe; aber bei seiner hohen Auffassung von dem Opfertode Christi

ging nun der begeisterte Mann in seinen Folgerungen weiter; und so stellte denn Paulus zuerst die Lehre auf, daß der vom mosaischen Gesetz als Fluch und Strafe der Sünde ausgesprochene Tod — am Leibe Christi, als eines unschuldigen Schuldopfers, stellvertretend vollzogen, daß in dem Tode des Leibes Christi der menschliche Leib überhaupt, als der Sitz der Sünde, getödtet und dadurch die Gewalt der Sünde vernichtet, somit denn auch die Folge der Sünde, der Tod, getödtet sei. Diese Lehre des Paulus von der Erlösung vollendete sich dann in seinem Geiste durch die weitere von der Auferstehung der Todten in verklärten, gleichsam vergeistigten Leibern, und durch die Lehre von einer ewigen Seligkeit in Christo, und von dieser glaubte Paulus, daß diejenigen, welche dazu gelangen sollten, durch Gottes ewigen Rathschluß und besondere Gnade auserwählt und vorherbestimmt seien. Diese Auffassung des Paulus nun, welche in der altpharisäischen Lehre wurzelte, hat späterhin, zu Anfang des fünften Jahrhunderts, in seinem Geiste der eifrige Augustinus, Bischof zu Hippo in Afrika, als die Grundlage des Glaubens der katholischen Kirche aufgestellt, und vom Glauben behauptete er, daß er dem Wissen vorangehe. Als die Väter der Reformation sich vor 300 Jahren von der Herrschaft des römischen Papstthums losreißen, da behielten sie gleichwohl jenen Lehrsatz der alten katholischen Kirche bei. Der todten Werkheiligkeit und insbesondere dem Ablaßwesen, der Messe u. s. w. stellten sie den Glauben an die Gnadenwirkung und an Christi stellvertretenden Opfertod entgegen, wie Luther, der Augustinermönch, die Lehre bei dem Augustinus fand; den Kirchengeboten stellen sie den Glauben an die Bibel als das geoffenbarte Gotteswort entgegen, so daß jeder Buchstabe, nach göttlicher Eingebung niedergeschrieben, für wahr zu halten sei; und wenn ihnen nun Zweifel kamen, ob denn diese uralte persisch-jüdisch-pharisäische Lehre von der Erbsünde, mit ihrer späteren und bestimmteren weiteren Auffassung durch Paulus und Augustinus von der Gnadenwahl und Vorherbestimmung, nicht der Vernunft widerspreche, — da konnte sie nur wiederum ein Satz des Augustinus, der nämlich: daß der Glaube dem Wissen vorangehe, da konnte sie nur die Vorschrift des Paulus beruhigen, daß die Vernunft sich dem Glauben unbedingt unterwerfen müsse!

Nun Dreihundert Jahre sind seit jener herrlichen Zeit verronnen, als der Genius des deutschen Volkes sich in dem großen glaubensmuthigen Luther erhob und die Fesseln Rom's zersprengte. In dieser dreihundertjährigen Frist hat aber der menschliche Geist nicht träg gefeiert, nein rastlos fortgeschritten ist er auf allen Gebieten der Wissenschaften, der Sprachforschung, der Alterthumskunde und Geschichte, der Erd-, Himmels- und Menschenkunde, und siehe da: er steht jetzt auf dem Standpunkte, wo Glaube und Wissen sich versöhnen in der höheren Einheit der Wahrheit. Die Wissenschaft hat den Schleier gelüftet, welcher über den ehrwürdigen Büchern des alten und neuen Bundes lag; sie hat die Buchstaben gedeutet aus dem Seelenleben des Alterthums; wir schlagen nun die heil. Schriften auf, und unser klaret gewordener Blick erkennt in den alterthümlich-kindlichen Erzählungen von der Schöpfung der Welt und des Menschen nicht mehr wirkliche Geschichte, wie die alte Kirche darin erkannte, sondern eine heilige Sage, in welcher das kindliche Volk des fernen Morgenlandes seine Vorstellungen und Ahnungen von der Schöpfung des Menschen, von dem Ursprung des Bösen, von den Mühen des Lebens und dem Tode, seine Versuche, das große Räthsel der Menschheit zu lösen, eingekleidet hatte. Und fassen wir diese alten Erzählungen eben so auf, dann finden wir in den Bildern einen tiefen Sinn, in den Schalen der Dichtung — einen Kern der Wahrheit.

Das Paradies der mosaischen Sage ist das Bild des Naturzustandes des Menschen, des Zustandes, in welchem sein Selbstbewußtsein noch nicht entwickelt ist; da lebt der Mensch noch im innigen kindlichen Zusammenhange mit der Natur, ohne eine Ahnung der sittlichen Idee. Es gibt also für ihn noch gar keinen Unterschied zwischen Gutem und Bösem; und das ist der Zustand der Unschuld. Er ahnt noch keinen Gegensatz des Lebens, kein Aufhören desselben; er hat noch kein Bewußtsein von dem, was der Tod sei; darum gibt es noch keinen Tod für ihn. Erst wie das Selbstbewußtsein erwacht, da wird ihm auch der Unterschied des Guten und Bösen klar, zwischen welchem er kraft seiner Willensfreiheit wählen kann. Dieses Erwachen des Selbstbewußtseins ist nun in der mosaischen Sage sinnig durch ein Gebot Gottes geschildert. Den Trieb der thierischen Natur im Menschen stellt die Schlange sinnbildlich dar. Der Verlust des Paradieses ist nichts anderes, als der Ausgang des

Menschen aus dem Naturzustand in den Zustand der Willensfreiheit. Erst wenn er dieser bewußt ist, erst wenn er Gutes und Böses unterscheiden kann, wird er auch der Vergänglichkeit seines irdischen Lebens inne, mit allen Mängeln und Schmerzen, mit der Nothwendigkeit der Arbeit. Daß in der Willensfreiheit die Möglichkeit und Fähigkeit zur Sünde für alle Menschen begründet ist, das stellt die alte Sage im Bilde des Sündenkeimes dar. Es ist das wunderbare Doppelwesen des Menschen, diese immerwährende Wahrheit, welche sich im Bilde der Sage abspiegelt, jenes Doppelwesen der Sinnlichkeit und der Geistigkeit, die zusammen gebunden sind zum steten Kampf. Nicht ist die Sinnlichkeit an und für sich selbst böse; böse wird sie erst dann, wenn sie, statt sich durch den Geist zu verklären, den Geist überwinden will. Diese wunderbare Einrichtung der Menschennatur ist also nicht etwa eine spätere Verschlechterung, sondern sie ist von allem Anfang her nothwendig vorhanden; sie ist nicht Erbsünde, sondern göttliche Ordnung; sie ist nicht Strafe, sondern die Grundlage, worauf die Menschenwürde als etwas frei zu Erringendes beruht. Es liegt in der Doppelnatur des Menschen nicht bloß die Möglichkeit der Sünde, die Fähigkeit zur Entzweiung mit sich selbst und mit Gott (und was ist denn die Sünde anders?) — sondern auch zugleich schon die Möglichkeit der Erlösung davon, d. h. die Fähigkeit zum Siege des göttlichen Theiles in ihm, des Geistes, über die Sinnlichkeit.

So deutet unsere Auffassung die alte Sage; so erkennt sie im Bilde den tieferen Sinn, eine ewige Wahrheit. Geradezu entgegen gesetzt jener auf die Buchstaben begründeten alten Pharisäer- und Kirchenlehre, welche einen fortzeugenden Sündenkeim in der Menschheit annahm, — hält unsere Auffassung sich an den Geist und demgemäß glauben wir, daß in jedem Menschen ein Gotteskeim vorhanden ist, welcher nur der treuen Pflege bedarf, um zur herrlichsten Blüte sich zu entfalten; glauben wir, daß es eben die Aufgabe alles gesellschaftlichen Lebens ist, vermittelst der Pflege dieses Gotteskeimes in jedem einzelnen Menschen durch seine Nächsten die immer höhere Vollkommenheit der ganzen Menschheit zu erreichen.

Diese unsere Auffassung nun, sie war auch die — Jesu. Wir kehren nur von den Lehren des Jüngers zum Grundgedanken

des Meisters zurück. Nirgends findet sich in den Evangelien ein Ausspruch Jesu Christi, aus dem man auch nur im Entferntesten schließen könnte, daß jene pharisäische Vorstellung von der Erbsünde auch in ihm gelebt hätte; nirgends findet man, daß Jesus dies Wort Erbsünde oder ein ähnliches, sinnverwandtes je ausgesprochen hätte. „Werdet vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist", das bezeichnet Jesus als die Bestimmung des Menschen, — und hätte er wohl jene Aufforderung ergehen lassen können, wenn er nicht auch geglaubt hätte an die Fähigkeit des Menschen für ein immer höheres Hinanreifen zu göttlicher Vollendung? Ja, nicht an das Vorhandensein eines **Sünden**keimes, sondern an das eines **Gottes**keimes im Menschen glaubte Jesus, und mit tiefer Rührung, mit heiliger Achtung blickte er auf die noch verschlossene Knospe, worin der Gotteskeim schlummert, auf das Kind. Als Kinder zu ihm gebracht wurden, daß er sie segne, und als nun die Jünger den Aeltern darob zürnten, da sprach der große Weise, der liebenswürdige Menschenfreund: „Lasset die Kinder, und wehret ihnen nicht, zu mir zu kommen, denn für solche ist das himmlische Reich." Und was er mit diesen Worten meinte, — es wird uns deutlich aus einer andern Rede von ihm. Als nämlich die Jünger, noch befangen von der altjüdischen Vorstellung, daß das Himmelreich oder Messiasreich, welches er verkündigte, nur die Wiederherstellung des untergegangenen Gottesstaates in Israel sein werde, — als sie ihn fragten: „wer hat wohl im himmlischen Reiche den Vorzug?" da rief Jesus ein Kind zu sich, stellte es mitten unter sie und sprach: „Wahrlich, ich sage euch, wenn ihr euch nicht umändert und werdet wie die Kinder, so könnet ihr nicht in's himmlische Reich kommen." Das Himmelreich, das er verkündigte, es war nicht im Jenseits, „es ist inwendig in euch", sprach er; es sollte als das Reich der vollendeten Menschlichkeit auf Erden schon erscheinen; wie im Kinde der Gotteskeim noch schlummert, so sollte er durch das hehre Bewußtsein der sittlichen Freiheit sich entwickeln zu dem Zustand einer höheren Unschuld, nämlich zur selbsterrungenen sittlichen Vollkommenheit. Dazu wollte Jesus die Menschen erziehen; für diesen Erziehungsplan sollten seine Schüler, seine Nachfolger, im innigen Bunde vereinigt, in jener kindlichen Reinheit und ächten Demuth der Liebe wirken, wie er's in jenen Worten ausdrückte. Nur durch die Pflege

des Gotteskeimes im Menschen sollte die Erlösung der Menschheit in dem heiligen allgemeinen Menschheitsbunde vollbracht werden, sollte die Entzweiung des Menschen mit sich und mit Gott aufhören und die Versöhnung der Menschheit errungen werden. So wurde Jesus, der sich dem Geiste nach Eins mit Gott wußte, der herrliche Held, welcher den Sieg des Göttlichen in der Menschennatur an sich selbst siegreich verklärte, und welcher an sich selbst den Tod wahrhaft überwand, indem er ihm seine Schrecken entriß. So wirkt Jesus als Erlöser in jedem Menschen, der aus der unendlichen Fülle und Tiefe seiner Geistesthat jene Bedeutung der Erlösung und Versöhnung sich herausfaßt und sich zu eigen macht, sie an sich vollbringt. So aufersteht er in jedem, der durch den heiligen Glauben an die Ewigkeit des Geistes die Furcht vor dem Tode bezwingt. So stehen wir denn, da wir an den ursprünglichen Gotteskeim in jedem Menschen, an die Fähigkeit jedes Menschen zur höchsten Vollendung glauben, und da wir zugleich die Pflicht eines jeden erkennen, den Gotteskeim treu zu pflegen, die Entfaltung desselben zu immer höherer Vollkommenheit nach allen Kräften zu fördern, da wir eben hierin die höchste Aufgabe alles gesellschaftlichen Zusammenlebens von der Familie und Schule an bis zum Staate gefunden haben, — — so stehen wir wahrlich auf dem einen Grund, der da gelegt ist, Jesus Christus, und auf seiner Auffassung von der Natur und von dem Zwecke des Menschen, welche die wahrhaft vernünftige und sittliche ist, erbauen wir in Jesu Geist den Tempel der neuen Weltordnung. Und er wird vollendet werden, dieser Tempel der allumfassenden Geistesreligion, welche Gott in keinem andern Bekenntniß mehr als im Glauben an den Geist und an die Menschenwürde, und in der That der Tugend und der Menschenliebe verehrt; ja so gewiß wird er vollendet werden, dieser Menschheitstempel, als es gewiß ist, daß noch kein Märtyrer der Menschheit umsonst den Giftbecher trank, umsonst gekreuzigt, umsonst von Scheiterhaufenflammen verzehrt ward, — so gewiß als die Gottesstimme in jedem Gewissen ertönet und nicht übertäubt werden kann, — so gewiß als aus jedem Kinderauge ein ganzer Himmel voll Seligkeit uns entgegen blickt, — anvertraut unserer Liebe und Treue!

Anvertraut! Uns anvertraut! O Brüder und Schwestern! Diese Worte umtönen mich, umtönen euch auf allen Wegen und

Skizzen als der Nachhall aus dem göttlich schönen Herzen jenes Kinderfreundes.

Wenn ihr einen Unglücklichen sehet, der da den kurzen Traum der Sünde in der unseligen Wachfrist des Kerkers büßt, — wenn ihr einem Unglücklichen begegnet, von dessen Stirn euch das heilige Siegel der Menschenwürde völlig verwischt scheint, wenn ihr bei solchem Anblick denken müßt: auch diese Verlorenen waren einst — Kinder, so hold, so unschuldig, wie die unsrigen jetzt; wenn ihr denken müßt: auch in ihren jungen Herzen hat der Gotteskeim einst geschlummert, und nur deßhalb, weil sich keine Liebe und Treue für sie fand, die ihn pflegte, nur deßhalb konnte er nicht zur reinen Blüte der Tugend, zur erquickenden Segensfrucht für die Menschheit werden, — wenn euch solche Gedanken die Seele mit dem bittersten Schmerz erfüllen, — o dann möge dieser Schmerz euch zugleich der treue Weckér der edelsten menschenerlösenden Willenskraft sein! — Dieser Schmerz um die verlornen Menschenbrüder, die da fallen und immer tiefer fallen mußten, — er mahne euch in jeder Sekunde an die Zukunft der Kinder, die euch jetzt noch in Paradiesesunschuld entgegen lächeln! Mutter, nicht bloß das Kind, das du unter deinem Herzen getragen und in Schmerzen geboren, — Vater, nicht bloß der kleine Liebling, von dessen unschuldigen Lippen du zum erstenmal das seligste Wort „Vater" lallen höreſt, — nicht bloß sie sind eure Kinder! O Mensch, so sage ich, jedes Kind, das dich mit hellen Augen anschaut, — es ist dein Kind, es ist ein Kind der Menschheit, es ist dir anvertraut von Gott! O nimm es auf im Namen Jesu, d. h. im Geiste der reinsten Menschenliebe, das anvertraute köstliche Gut! Sei der Schutzengel, der es deckt und bewahrt, daß es aus dem Paradiese seiner unbewußten Kindesunschuld in das Paradies der bewußten freien Sittlichkeit hinüber wandle! Findeſt du eine schöne Blume am Wege, wo sie unbeachtet zertreten werden kann, — du neigst dich gewiß zu ihr nieder und verpflanzeſt sie in ein besser Erdreich. Und an der Menschenknospe könnteſt du gleichgültig vorüber gehen, wenn du sie zwischen Unkraut aufwachsen siehst, das sie zu überwuchern droht? Geh hin in die Hütte des Elends, wo der Frost und der Hunger ein armes, in Lumpen gehülltes Kind umgeben; auch in ihm schlummert der Gottesкeim; o da schlummere nicht die Gottesstimme in dir! Aus diesem Kinde des Elends kann vielleicht ein Wohlthäter der Menschheit werden, wenn noch in der rechten Stunde ein Mensch

es an ſein warmes Herz zieht und an dem Frühlingsſchein der Liebe den Gotteskeim zur Entfaltung bringt! — In den Gotteskeimen der Kinder, ihr Lieben, ſchlummert die Zukunft der Menſchheit. O laßt uns unſere Vergangenheit mit allem Kummer und aller Verzweiflung, mit allem Haß und aller Entmenſchung, mit allem Vorurtheil und Wahn zu Grabe tragen; es iſt nichts zu retten, nichts zu erhalten, nichts zu beklagen an ihr; aber bekränzt um ſo freudiger die Wiege der neuen beſſeren Zeit mit den Erſtlingen der Menſchenblüten, die ihr gepflegt. Auf dem Altare der alten Weltordnung hat die Selbſtſucht lange genug Menſchen geopfert. O ſo baue die Liebe das lebendige Heiligthum der neuen Weltordnung auf dem Bewußtſein und auf der Anerkennung der Menſchenwürde auf! Und zu dieſem Heiligthum laßt ſie uns ſchon jetzt aus Hütten und Paläſten heranführen, die Kleinen, die kein anderer als Gott ſelbſt uns zugeführt! Von uns aufgenommen, erzogen, geiſtig und ſittlich zu vollkommenen Menſchen gebildet im Namen, d. h. im **Geiſte** Jeſu, ſollen und werden ſie das Werk weiter führen, das wir begonnen haben; ſie ſollen und werden vollenden den Bau des erhabenen Tempels, in welchem des Haſſes Aufruf endlich nimmer tönt, in welchem jeder ſeinem Feind verzeiht, in welchem keiner ſich durch Selbſtſucht ſein heiliges Anrecht, Bruder unter Brüdern, Mitglied der Einen Gottesfamilie zu ſein, entwinden läßt, in welchem Reich und Arm des Geiſtes ew'ge Schätze theilen und gleich werden vor der Liebe göttlichem Geſetz, in welchem Gottes lichter Engel Humanität Jeden zum Prieſter für Alle weiht, und die Erde durch die Arbeit, die uns nicht zum Fluch, ſondern zum Segen geworden, in ein Paradies verwandelt wird. Amen!

Der Tag Christi.

Zur Frau Clotilde.

(Paulus an die Philipper 1, 6.)

Brüder und Schweſtern!

Bedeutungsvoll tönen uns die Worte des begeiſterten Apoſtels Paulus zu: „Ich bin deſſelbigen in guter Zuverſicht, daß, der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen, bis an den Tag Jeſu Chriſti.“ Wahrlich: dieſe Worte rauſchen uns aus des Briefes lebendig gewordenen Buchſtaben entgegen, als ſei eine Quelle, welche längſt für verſchüttet gegolten, aus dem Felstrümmerhaufen, der ſie bedeckte, nun plötzlich wieder zum Licht der Sonne hervorgedrungen, um dem Wandrer, welcher unverdroſſen ſeinem fernen Ziele zueilt, um dem Arbeiter, welcher mühevoll am ſchwierigen Werke ſchafft, erquickende Labung zu ſpenden. Solche Wandrer, ſolche Arbeiter ſind wir. — Umdrängt von allem Ankampf der Feinde, vom offnen Sturmlauf und vom heimlichen Minengang, und ob von unſeren Freunden die Halben verzagen und die Lauen erkalten, — ſtimmen wir begeiſtert in das Wort des Apoſtels ein; unſer ganzes Daſein erfüllt und verjüngt und verdoppelt gleichſam die Zuverſicht „daß, der in uns angefangen das gute Werk, es auch vollführen werde bis auf den Tag Jeſu Chriſti.“ Wir fühlen's in jedem Herzſchlag, das Zeugniß der Gewißheit: ſo wenig eines Menſchen Gewalt dem Strom gebieten kann: „Fließe zurück“ oder der Nacht: „Bleibe länger!“ oder der Sonne: „Du ſollſt nicht aufgehn“, — ſo wenig vermag der Bund aller Feinde, und wären ihrer noch tauſendmal mehr, als ihrer ſchon ſind, den Strom des Lebens, den Gottes Hand ausgegoſſen, zurück zu treiben, und die alte Nacht der Knechtſchaft zu verlängern, und die ewige Sonne der Freiheit aufzuhalten, daß ſie höher und höher emporſteige und immer mehr Geiſter erhelle und immer mehr Herzen erwärme.

Wie gewaltig nun auch dies Gefühl der Zuverſicht in uns lebt und webt und uns aufrecht hält, ſo laßt uns doch aus demſelben

hindurchdringen, zum klaren Bewußtsein deſſen, worin ſolche Zuverſicht begründet iſt. Laßt uns ſicher ſein der Erkenntniß deſſen, zunächſt: „Was iſt unſer Werk?“ dann: „Wer hat es angefangen, daß er es auch vollführen muß?“ und endlich: „Was iſt der Tag Jeſu Chriſti?“

Was iſt unſer Werk? Es iſt daſſelbe, für welches der erhabene Meiſter auf Golgatha's Höhen die Dornenkrone trug, daſſelbe, für welches die Märtyrer gelitten und geſtorben, daſſelbe, welches die Vorläufer und die Helden der Reformation wieder erfaßt, um es fortzuführen: die Erlöſung der Menſchheit zur vollkommenen Freiheit, die Verwirklichung des Gottesreiches durch dieſelbe, alſo, daß aller Mißklang des Haſſes ſich auflöſe in dem reinen Dreiklang der Freiheit, der Wahrheit und der Liebe, daß jede Kluft ſich ſchließe, welche je zwiſchen Gottheit und Menſchheit, zwiſchen Dieſſeits und Jenſeits aufgeriſſen worden iſt.

Aller Haß iſt nur ſo lange möglich, als die innerſte Wahrheit des Geiſtes nicht zur Klarheit geworden, ſo lang, als ihm das Bewußtſein vom Weſen der Freiheit fehlt. In ihr liegt das Weſen der Gottheit und das der Menſchheit zugleich begründet. So lange der Einzelmenſch nicht zur Klarheit gekommen iſt über ſein innerſtes Weſen, über ſeinen Urſprung aus dem Göttlichen, über ſeinen Zuſammenhang mit demſelben, über die Bedingungen, wie ſich dieſer offenbart und bethätigt, ſo lang betrachtet er ſich ſelbſt gleichſam als den Mittelpunkt der Welt, ſo lang dünkt ihm, daß er lediglich für ſich, den Einzelnen, da ſei, ſo lang gilt ihm jede Forderung ſeiner ſinnlichen Natur, als ein Ausdruck ſeiner unbeſchränkten Gewalt und Willkür, ſo lang ſtellt er ſein Selbſt nicht bloß allen anderen Weſen entgegen, ſondern auch über alle anderen Weſen, ſo lang glaubt er ein Recht zu haben, alle anderen Geſchöpfe um ſich her, auch die ihm ähnlichen, die Menſchen, ſich unbedingt zu unterwerfen. So wie nun auch jeder Andere daſſelbe vermeintliche unbedingte Recht ſeines Selbſt wieder geltend zu machen ſtrebt, erblickt Einer im Andern den Feind, zu deſſen Unſchädlichmachung, ja zu deſſen Vernichtung ihn der Selbſterhaltungstrieb auffordert. So wächst und reift aus dem Keime der Selbſtſucht der Haß; die thieriſchen Leidenſchaften, durch keine höhere geiſtige Macht gebändigt, verwiſchen die letzten Spuren des Siegels, welches die Gottheit auf des Menſchen Stirne gedrückt, und im Kriege Aller gegen Alle verliert Jeder im Andern ſich ſelbſt. Der wunderbare Zuſammenhang, in welchem dies Kleid, aus Erde gemacht,

mit allen thierischen Trieben, der Körper, die Hülle des gottentflossenen Geistes, mit diesem steht, — dieser Zusammenhang erscheint dem bloß sinnlichen Auge als ein ungeheurer Zwiespalt. Es ist eine tiefe Wunde der ganzen Menschheit, die da in jedem Einzelmenschen brennt; du lechzest nach Balsam, und findest ihn nicht, so lange du dich nicht im Göttlichen, Ewigen gefunden. Du empfindest etwas in dir, was dich mit dem Gefühl eines Herrscherthums über alles Lebendige erfüllet, und doch bist du der Sklave eines unbekannten Etwas, über welches du nicht hinauskannst. Du umspannest Alles mit deinem übermächtigen Verlangen, und der nächste Stein, dir im Wege, wird dir zur unübersteiglichen Felswand. Es ist ein Zwiespalt, unermeßlich, dunkel wie die sternlose Nacht, ein furchtbares, nutzloses Selbstzerfleischen! Wer löst das Räthsel? wer schließt die Wunde? wer füllt den Abgrund aus, der in der Menschheit klafft? Wie wird die Selbstsucht gebändigt und doch jener mächtige Trieb versöhnt, der inmitten aller thierischen Triebe, der sich selbst in der tiefsten Versunkenheit der Staubesnatur noch voll Ahnung eines Rechts höher Selbstständigkeit erhält? Wie wird der Haß entthront, der die Erde zum Schlachtfeld, der den Menschen zum Raubthier macht?

Von diesem ungeheuren Zwiespalte hat Jesus von Nazareth die Menschheit zu erlösen begonnen, und so nennt sie ihn denn auch mit vollem Recht ihren Erlöser; sie nennt ihn so in einem bei weitem höheren Sinne, als in dem jener flachen Auffassung, welche die Erlösung bloß als eine Befreiung von Wahn und Aberglauben bezeichnet. Gegen Wahn und Aberglauben haben auch andere Helden der Menschheit gekämpft; aber das eigentliche und innerste Heil der Menschheit, ihre Versöhnung mit sich selbst und mit der Gottheit hat keiner so bestimmt erkannt und vollbracht, als der erhabene Meister, den wir deßhalb Heiland und Mittler nennen. Der wahre Mittler zwischen Menschheit und Gottheit ist Jesus geworden indem er dem Menschengeist seinen Ursprung im Gottesgeiste, dem Menschenherzen seinen Zusammenhang mit dem göttlichen Weltgesetz offenbarte, einen Ursprung und Zusammenhang, welchen Jesus mit heiliger Siegesgewißheit seines Bewußtseins zuerst in sich selber fand. Ausgerüstet mit der Fülle des Göttlichen, konnte er sich wahrlich den Sohn des Höchsten nennen, und die so oft kurzsichtig verkannte ewige Wahrheit dieser Bezeichnung, die Jesus sich selber beilegte, war zugleich der größte Sieg, welchen er für die ganze Menschheit errang. Durch diese Wahrheit, wenn sie

endlich die ganze Menſchheit völlig durchdrungen, wird die letztere frei von dem Bann der Selbſtſucht, der jeden Einzelmenſchen zum Feind des andern macht; denn der Einzelmenſch, der ſich jenes Urſprungs aus Gott und jenes Zuſammenhanges mit Gott bewußt geworden, ſteht nun nicht mehr vereinſamt als Mittelpunkt der Schöpfung da; der Kern ſeines Selbſt hat nun im Ewigen ſeinen Halt und erkennt das Ewige in jedem andern Menſchen, der ja wie er deſſelben „göttlichen Geſchlechtes“ iſt. Nun hat er kein Recht mehr, das nicht auch eine ſüße Pflicht wäre gegen den Andern; denn in jedem, der gleichen Rechtes mit ihm iſt, erkennt er gleichſam im Spiegel des Einen Ewigen — nur ſich ſelbſt wieder. Dieſe Erkenntniß befreiet ihn von der Dienſtbarkeit des Zeitlichen, des Wandelbaren, von der troſtloſen Einſamkeit ſeines Selbſt, von dem Zwieſpalt, der ihn verzehrt, er ahnet die Geſetze eines heiligen Zuſammenhanges aller Weſen zu einem einzigen wunderbar harmoniſchen Ganzen, und der entzückte Geiſt ſchaut den geordneten Plan einer ſittlichen Weltordnung, innerhalb deren nichts umſonſt erſchaffen iſt, nichts verloren gehen kann. Wie die Welten in ewigen Bahnen kreiſen nach dem Grundgeſetz, daß jede in ſich ſelber ganz vollendet, von der andern angezogen wird und ihre eigene Anziehungskraft wieder auf die andere ausübt, und nun jede Welt ſo die andere trägt und hält, alſo iſt's auch im großen All der Menſchheit, und das Grundgeſetz, welches die Bahnen jeder kleinen Gotteswelt, genannt Menſch, beſtimmt, das Grundgeſetz der vollkommenen Freiheit, es heißt Liebe. Dies Grundgeſetz hat Jeſus Chriſtus verkündigt, als Grundgeſetz des großen Gottesreiches, zu welchem die ganze Menſchheit ſich läutern und vollenden ſoll, in welchem die Gottheit ſich durch die Vollendung der Menſchheit offenbaret und verkläret; das iſt das Werk der großen Weltverſöhnung, in ſeiner ewig fortwirkenden Kraft, das Werk, von dem der Apoſtel redet, daß, „der es angefangen, es auch vollführen wird.“

Wer iſt es nun, der dies Werk angefangen? Kein anderer, als der göttliche Geiſt ſelbſt, deſſen der Menſchengeiſt ſich in Jeſus von Nazareth in ganzer Fülle bewußt geworden, als des eigentlichen urſprünglichen Kerns ſeines Weſens. Herrlich ſteht er vor unſeren Blicken, der edle Meiſter, im Kreiſe der Jünger, der Kinder, der Armen und Kranken, Allen ein Bruder, Allen ein Tröſter, Allen der treueſte Freund, in ſeiner ganzen vollendeten Menſchlichkeit ſo ganz des in ihm lebenden Gottesgeiſtes be-

wußt, daß er mit vollem Recht den erhabenſten Gedanken, den ein Menſch zu denken fähig iſt, in den Worten ausſprechen kann: „Ich und der Vater ſind Eins!“ Nie, ſeit Menſchenherzen ſchlagen, hat je eines die laut're Quelle der Gottheit ſo laut in ſich rauſchen gehört, als das Herz Jeſu, da er jene Worte ſprach, Worte, deren Klang wie milde Frühlingsluft auch in jedem andern Menſchenherzen die Eisdecke aufthauen, welche jene Quelle in ſo vielen umſchließt, daß ſie ihren Zuſammenhang, die Bürgſchaft ihrer ewigen Dauer nicht ahnen. Und völlig bewußt des Gottesgeiſtes, deſſen Fülle in ihm lag, konnte Jeſus, der das Geheimniß der Weltverſöhnung in dem einfachen, jedem Kinde verſtändlichen höchſten Doppelgebote der Liebe ausgedrückt, als Mittler zwiſchen Menſchheit und Gottheit, das heißt: als der, welcher der Menſchheit das Bewußtſein ihrer Einkindſchaft zur Gottheit klar gemacht, — konnte Jeſus die Worte ausſprechen, welche, wie ſo viele andere, die von ſeinen milden Lippen ſtrömten, Jahrhunderte lang gänzlich mißverſtanden wurden, die Worte, in welchen er bezeugt, daß er ſelbſt ſich als Mittler in jenem Sinne begriff, die Worte: „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich;“ d. h. wer nicht befreiet iſt durch die Freiheit, die ich verkündigte, wer dieſe Freiheit nicht erworben, zu der ich den Ruf an die Menſchheit erhoben, der dringt nicht hindurch durch's Irdiſche zum Ewigen und Göttlichen. Wahrlich: ſo iſt Er, der vollendetſte Menſch, jedem, der nach Vollendung ſtrebt, der Weg zur höchſten Wahrheit, welche die Welt befreit und verſöhnt, und ſein Leben iſt das ächte Leben im Ewigen, im Göttlichen. Ausdrücklich bezeichnet aber Jeſus ſelbſt Den, der das Werk angefangen und der es vollführen wird, mit den Worten: „Ich hätte euch noch Vieles zu ſagen, aber ihr könnet es noch nicht faſſen, wenn aber der Tröſter kommen wird, der Geiſt der Wahrheit, der wird euch in alle Wahrheit leiten.“ Dieſer Geiſt, dieſer heilige Gottesgeiſt der Wahrheit, der das Göttliche im Menſchen von den Feſſeln des Irdiſchen befreit und die vollkommene Freiheit offenbart im Sieg der Liebe, in einem Sieg der Liebe, wie ihn Jeſus am Kreuze gefeiert hat, dieſer Geiſt iſt der Geiſt des Chriſtenthums; durch ihn iſt das Chriſtenthum nicht etwas, das bloß in einer Zeit für alle Zeiten abgeſchloſſen worden wäre, ſondern etwas immer Lebendiges, mit der Menſchheit Fortſchreitendes, wie der Gottesgeiſt ſelbſt, allumfaſſend, allbeſeligend. Dieſer heilige Gottesgeiſt, der das Werk begonnen, wird es auch vollführen und vollenden. Darauf aber kommt es nun an, daß die

Menschheit sich dieses Geistes immer klarer bewußt werde, wie sich Jesus dessen völlig bewußt gewesen ist, daß sie ihn in Jesu großem Vermächtniß, im Christenthum, endlich vollkommen rein und lauter wieder erkenne, daß sie die großen und ewigen Grundgedanken seines Werkes endlich ganz und gar reinige von allen Zuthaten, welche das Mißverständniß späterer Geschlechter um dasselbe aufgebaut hat, daß sie das Göttliche darin wiederfinde, wie es sich in der heiligen Dreieinigkeit: Wahrheit, Freiheit und Liebe, im Menschengeschlecht offenbart.

Wohl ist das einfach erhabene Werk Jesu im Verlauf der Jahrhunderte vielfach entstellt und getrübt worden bis zur Unkenntlichkeit, und zwar eben durch diejenigen, welche es pflegen und bewahren sollten, und manch ein trostlos verzogenes Herz konnte wohl denken: der, der es angefangen, habe sich von ihm abgewandt, der Geist, der es beseelen sollte, sei völlig von ihm gewichen. Man darf es sagen, und man muß es offen und ehrlich herausſagen: Das Werk Jesu hat keinen entschiedeneren Gegensatz gehabt, als die alte Kirche. Jede große Errungenschaft Jesu hat die alte Kirche geradezu geläugnet; wenn auch nicht etwa immer absichtlich, doch gewiß aus Mißverständniß der Absicht Jesu; erschrecke man nicht über diesen Ausdruck, der die Sache nur beim rechten Namen nennt, und das ist Pflicht. Was war denn die alte Kirche anders, als das wieder aufgelebte jüdisch-heidnische Priesterthum mit all seinen Rangstufen von Würden, mit allen seinen Opfern und Bildern, mit all seinem Tempeldienst? Sie hob den Meister, mißkennend die erhabene Bedeutung seines tiefinnersten Gottbewußtseins, zu einem Gott selbst empor, zu einer sichtbaren Persönlichkeit der Gottheit; sie schied aus der Gottheit den heiligen Geist heraus, als eine dritte Person, sie entgeistete also den Geist, sie entgöttlichte das Göttliche; sie stellte die Menschheit auf dieselbe Stufe herab, auf welcher sie vor jenen großen Worten unseres Meisters: „Ich und der Vater sind eins", gestanden hatte, sie riß die Kluft zwischen Gottheit und Menschheit, zwischen Diesseits und Jenseits wieder auf, welche Jesus, unser erhabener Meister, mit einer ewig fortwirkenden Lebensthat geschlossen hatte; und über den Abgrund baute sie eine Brücke der Vermittlung, baute dieselbe aus traumhaften Vorstellungen der Einbildungskraft von dem Verdienst des Glaubens, — nicht etwa des Glaubens der Menschheit an das Göttliche in ihr, sondern des Glaubens an ihre Verderbtheit und Verlorenheit, — des Glaubens an die Versöhnung

eines zürnenden Gottes durch das unschuldige Blut seiner eignen vermenschten Persönlichkeit, des Glaubens an dieses Gottes Versöhnung durch volle Entäußerung des Menschen von seiner Freiheit, von seiner Menschlichkeit — denn was ist Mönchthum und Cölibat, was ist der unbedingte Gehorsam unter die Satzungen der Kirche wohl anders? Ja, der „Glaube" hieß das Zauberwort, womit die alte Kirche, den erhabenen Gedanken Jesu gänzlich mißkennend, sein Werk zu vernichten, den heiligen Dreiklang: „Wahrheit, Freiheit, Liebe" für immer zu ersticken strebte; der Glaube an die Kirche, welche etwas rein Aeußerliches war und sich über die ganze tiefgewaltige Innerlichkeit des großen Versöhnungs-Werkes Jesu stellte. Die Kirche forderte den Glauben an ihre Satzungen, sie forderte, wie sie selbst an die Buchstaben sich hielt, den unbedingten Buchstabenglauben; — hiermit aber trat sie der Wahrheit entgegen, welche in jenem Versöhnungs-Dreiklang des Werkes Jesu enthalten ist, denn ihre Satzungen beruhten auf einer gänzlichen Verkennung der Wahrheit des Innigkeitsverhältnisses zwischen Gott und Menschheit. — Die Kirche schloß ferner jeden, welcher diesen Glauben an ihre Satzungen nicht bekannte, von dem großen Bunde der im Geiste Jesu vereinigten Geister aus, sie verdammte jeden solchen, so wie jeden, der, — sei's durch Zufall oder Willen — demselben nicht angehörte; sie erklärte: nur ihre Gemeinschaft sei der heilige Kreis, innerhalb dessen jener Bund des Heils sich befände, sie erklärte ferner, wer sich nicht innerhalb dieses Kreises hielte, der sei des Heiles, der Seligkeit nicht theilhaftig, der müsse von Allen, welche derselben theilhaftig werden wollten, gemieden und gehaßt werden; hiermit frevelte sie wieder an der Wahrheit, aber auch an der Liebe zugleich, und stellte, freilich unwissentlich, den Haß an die Spitze aller ihrer Gebote, welche sie als Jesu Gebote verkündigte; ja sie erklärte dadurch die Liebe, Jesu heiliges Vermächtniß an die ganze Menschheit, Liebe, in welcher sich Allberechtigung erklärt, für etwas Sündhaftes! — Die Kirche verlangte endlich statt des freien Strebens und Ringens eines Jeden nach Wahrheit, statt der freien, allumfassenden, allbeseligenden, unausschließlichen Liebe für alle Menschen ohne Unterschied der Glaubensform — sie verlangte unbedingten blinden Gehorsam unter ihre Satzungen, sie verlangte gänzliche Verläugnung der Vernunft, gänzliche Gefangennehmung des Gemüths, gänzliche Aufgebung des Willens; so strebte sie, den dritten Grundton in jenem heiligen Dreiklang zu ersticken, nämlich: die Freiheit. Der Kampf der alten Kirche gegen die

Freiheit iſt das blutrothe Kennzeichen der ganzen Kirchengeſchichte des Mittelalters; die Scheiterhaufen eines Huß und Savonarola, die Opfer der Inquiſition, die Entgeiſtung, Entſittlichung ganzer Völker voll der herrlichſten Anlagen und — die Entgeiſtung, Entſittlichung der Kirche ſelbſt ſind die Zeugen dieſes Frevels, welchen ſie an dem großen von Jeſus begonnenen Werke des Gottesgeiſtes und an der Menſchheit begangen hat. Und dennoch konnte ſie mit aller Weltmacht, die ſie errungen, jenes Werk nicht vernichten, weil ſie das Göttliche ſelbſt durch ein bloßes Läugnen ſeines Daſeins nicht zwingen konnte, wirklich aufzuhören, zu ſein, wie es von Ewigkeit an geweſen, weil ſie es nicht verhindern konnte, ſich immer auf's Neue wieder im Menſchengeiſte zu offenbaren.

Der Gottesgeiſt, der das große Werk angefangen, das Werk der Erlöſung der Menſchheit zur vollkommenen Freiheit, — ſiehe da, als es durch die alte Kirche ſchon völlig vernichtet und zum Widerſpiel ſeiner ſelbſt verkehrt zu ſein ſchien, — er, der es angefangen, regte ſich vor dreihundert Jahren im deutſchen Volke und bewegte daſſelbe, das Werk fortzuführen. Dieſe Bewegung und Weiterführung war die Reformation des 16. Jahrhunderts. Sie erhoben ſich, die gewaltigen Helden des Geiſtes, ſie verwarfen die unbeſchränkte Herrſchaft der Kirche über die Gewiſſen, ſie brachen im Namen der Menſchheit den Stab über alle jene unnatürlichen und deßhalb unſittlichen Anſtalten, wodurch die Kirche ihre Herrſchaft errungen hatte, behauptete und befeſtigte; kühn drangen ſie durch bis zu ihrem angeblichen Allerheiligſten, zerriſſen den Vorhang, der daſſelbe verhüllte, und entſchleierten das Bild des ewigen Todes, vor welchem ſich Jahrhunderte hindurch ſo viele Kniee gebeugt hatten. Inbrünſtig die Wahrheit ſuchend, befreiten ſie den ſo lang gefeſſelten Glauben von der Werkheiligkeit, ſtürmten ſie über die zertrümmerten Formen einer rein äußerlichen Weltordnung ſehnſüchtig in das geheimnißvolle Reich der Innerlichkeit hinein. Aber die Reformatoren des 16. Jahrhunderts, dieſe großen, herrlichen, todesmuthigen Geiſteshelden, ſie vermochten ſich der alten Weltanſchauung doch nicht völlig zu entäußern. Ob ſie auch den Glauben befreit, — ſie ließen ihr großes Werk unvollendet, weil ſie den Glauben zugleich zum Herrſcher machen wollten über die Vernunft, von welcher ſie, in irriger Auffaſſung der Worte des Apoſtels Paulus, verlangten, daß ſie ſich unbedingt gefangen geben müſſe an den Glauben. Der Glaube allein, und zwar der Glaube an den verſöhnenden Opfertod Jeſu, galt ihnen

als die geheimnißvolle Kraft, gerechtfertigt, d. h. entſündigt, vor Verdammniß gerettet und ſelig zu werden, und als die Quelle des rechtfertigenden Glaubens galt ihnen einzig und allein die heilige Schrift. Dieſe war nun zwar dem ganzen Volke endlich geöffnet und jeder war berechtigt, darin zu leſen, zu forſchen. Wenn nun aber die Vernunft etwas ſo Sündhaftes war, daß ſie ſich dem Glauben blind gefangen geben ſollte, wie und womit konnte denn nun die Schrift erfaßt und erforſcht werden? Das war der neue große Widerſpruch. Eine Löſung dieſes Räthſels konnte nur dadurch vollbracht werden, indem man aus der alten Kirche den Satz herübernahm, daß die heilige Schrift ein unmittelbarer Ausfluß des heiligen Geiſtes ſei, daß die Verfaſſer derſelben gleichſam nur die beſonders begnadigten, aber willenloſen Werkzeuge geweſen, deren er ſich bedient, daß mithin jeder Buchſtabe der heiligen Schrift, ſo wie er daſtehe, unbedingte höchſte Geltung habe. Hierdurch verwandelte ſich die große Eroberung der Reformation: daß die heilige Schrift, als Urkunde unſerer Religion, Gemeingut aller Religionsgenoſſen ſein müſſe, in die bloße Befugniß für alle: ſie zu leſen, und in die Verpflichtung: an ihren Buchſtaben feſtzuhalten. Das iſt der Grund, weßhalb die Reformation des 16. Jahrhunderts unvollendet bleiben mußte. Sie war ausgegangen von dem Triebe des göttlichen Geiſtes, den heiligen Dreiklang: Wahrheit, Freiheit und Liebe, der von der alten Kirche vergeſſen und erſtickt worden war, wieder herzuſtellen als den Oſtermorgenklang der Erlöſung. Gleichwohl hatte die Reformation des 16. Jahrhunderts die ſchlimme Erbſchaft der alten Kirche, den Gedanken der Rechtgläubigkeit, auf das eroberte Gebiet der Glaubensfreiheit herübergepflanzt. Zeugniß dafür iſt der unſelige Streit über die Abendmalslehre zwiſchen Luther und Zwingli, iſt der Scheiterhaufen Servets in Genf, deſſen Flammen Calvin's Odem angefacht, Zeugniß dafür ſind die verſchiedenen Bekenntnißſchriften, ſind alle die zahlreichen fruchtloſen Verſuche, eine Einigung im Glauben zu finden, — zu finden durch dieſe oder jene Eintrachtsformel! Als ob es überhaupt irgend möglich, als ob es nothwendig wäre, eine Glaubenseinigung zu erzielen durch Uebereinkunft in ſtarren Buchſtaben, als ob dies ein Gewinn für die Menſchheit wäre und ihr höchſtes Ziel, — als ob nicht vielmehr jeder ſolcher Verſuch geradezu eben dem Einen göttlichen Geiſte völlig widerſtrebte, der die ganze Menſchheit durchwebt, und ſich in jedem einzelnen Menſchendaſein durchaus beſonders offenbart! Wie dem auch

ſei, unſere Hochachtung vor den Reformatoren des 16. Jahrhunderts wird dadurch nicht geſchmälert, ſie haben für ihre Zeit, nach ihrer Anſchauung, kühn und begeiſtert das Höchſte gethan, und ihr unſterbliches Vermächtniß, das Lebensprinzip der Reformation, wurzelnd im deutſchen Geiſte, blieb dem deutſchen Volk, blieb der Menſchheit unverloren und entfaltet ſich in unſern Tagen zu einer neuen weltgeſchichtlichen That.

Ja, der das Werk angefangen, der ſollte es auch vollführen. Der göttliche Geiſt, wie ihn der erhabene Meiſter in ſich erkannt, wie er ihn aus ſich heraus in voller Siegesgewißheit verkündigt, — er ließ nicht ab und er läßt nicht ab, zu ſchaffen und zu wirken. Der göttliche Geiſt, der Geiſt der Wahrheit, der Freiheit und der Liebe, der Keim und der Kern, die unverſiegbare, immer neue innerſte Werdekraft des Chriſtenthums, bricht aus tauſend Menſchengeiſtern, wie aus tauſend Menſchenherzen in tauſendfachem Verlangen nach dem einen Worte des Lebens, und dieß Wort: die Erlöſung der Menſchheit zur vollkommenen Freiheit, will jetzt zur That werden, muß zur That werden. Soll ſie wirklich eine ſolche ſein, ſo muß ſie alle menſchlichen Verhältniße, alle menſchlichen Anſtalten durchdringen, ſo muß der Geiſt, die heilige Lebensflamme, zerſprengen und verzehren alle Formen, welche noch aus längſtentſchwundenen Tagen einer früheren Entwickelung ſtammen und welche nun, ſeelenlos und nutzlos geworden, eine neue höhere, allgemeinere Entwickelung nur hemmen. Das große Alleben duldet nichts Todtes in ſich, die ſittliche Weltordnung nichts Zweckloſes. Der Geiſt des Chriſtenthums, der den Menſchen nicht bloß in ſeiner unausſprechlichen Sehnſucht nach dem Göttlichen auffaßt, ſondern ihn auch bewußt macht des Göttlichen, das Göttliche aus ihm herauswirkt, ihn hinſtellen will als den lebendigen Zeugen und als das je mehr und mehr vollkommenere Bild der Gottheit, — der Geiſt des Chriſtenthums, der dem Menſchen aus dem Weſen der Gottheit die drei Urkräfte der Wahrheit, der Freiheit und der Liebe, als Grundſtoffe ſeines Weſens zuerkennt, der den Menſchen heranbildet, daß er ſie als ſein Eigenthum erfaſſen, daß er ſie je mehr und mehr zur höchſten Allgemeingeltung bringen, daß er ſich ſelbſt daraus die ſittliche Weltordnung erſchaffen ſoll als ſichtliche, — der Geiſt des Chriſtenthums, Jahrhunderte lang nur ſo einſeitig aufgefaßt, ſo kleinherzig kaum geahnt, Jahrhunderte lang ſo völlig mißverſtanden, — er duldet die Formen nicht länger, welche unmündige Geſchlechter für ihn

ſelber hielten, er zerſprengt ſie, und wie aus der geöffneten Knospenhülle der balſamiſche Blütenduft entſtrömt, ſo ſchwebet der Geiſt des Chriſtenthums aus jenem großen, Jahrhunderte lang mit ſieben Siegeln verſchloſſenen Tabernakel hervor, welchen die Völker die „Kirche" nannten und welchen ſie im frommen Wahne für das Chriſtenthum ſelber hielten. Der Geiſt des Chriſtenthums *bedarf* ihrer nicht mehr, ihrer und aller ihrer Erziehungsmittel; nicht mehr bedarf er jener Schrecken einer ewigen Verdammniß, jenes Zauberwortes von ausſchließlicher Alleinbeſeligung der Rechtgläubigkeit, jener Schlüſſel, welche die Gewiſſen, die Geheimniſſe der Familien, den Himmel, die Hölle, das Fegfeuer öffnen, jenes Donnerwortes von urſprünglicher Verderbtheit der Menſchennatur und jener unbegreiflichen Gnadenmittel; er ſpricht das große Wort zur Menſchheit: „Schaue in Chriſtum ſelber und du findeſt in ihm das Göttliche im Menſchlichen; ſchaue in Chriſtum ſelber und du findeſt dich ſelbſt darin, wie Du werden ſollſt, wie du durch die in dir ſelbſt wohnende Gotteskraft werden kannſt, du findeſt die Wahrheit deines eigenen Weſens, den Weg deiner eigenen Heiligung, das ewige Leben darin!" Ja, die Kirche im *alten* Sinne des Worts, als *einzige* Erſcheinungsform des Chriſtenthums, als *ausſchließliche* Anſtalt des Heils und der Heiligung, ſie verwelkt, — wie die Blüte verwelken muß, wenn ſich bereits der Fruchtkern ausgebildet hat Nicht mehr *Raum* hat der Geiſt des Chriſtenthums in jener *einzigen* Anſtalt; *alle* menſchlichen Verbände und Anſtalten will er ſchon erfüllen und die ganze Menſchheit ſelbſt will er ſich zu ſeinem lebendigen Tempel erbauen, worin jeder mit jedem Athemzug freudig ſich ſelbſt zum Liebesopfer für Alle hingeben ſoll. Das iſt die *Vollendung* des Werkes durch *denſelben*, der es *begonnen*, — daß ſich das Leben von Grund aus neu geſtaltet, weil es das Chriſtenthum nicht mehr bloß *außer* ſich und *über* ſich hat, wie etwas Uebernatürliches, wie etwas Unbegreifliches, Unerreichbares, ſondern weil es das Chriſtenthum *in* ſich ſelber tragen, weil das Chriſtenthum völlig aufgehen muß im Leben, weil es deſſen Seele wird. In dieſer Vollendung des Werkes durch denſelben, der es angefangen, in dieſer Erfüllung des Chriſtenthums muß ſich die *Familie*, die *Schule*, der *Staat* und das *Völkerverhältniß* durchaus verjüngen und heiligen; überall muß das *Göttliche*, welches ſich im *Menſchlichen* als *Humanität* offenbart, als Höchſtes erfaßt werden, neben welchem keine Form mehr bleiben darf, welche deſſen Geltung beeinträchtigt oder verdüſtert,

welche demſelben geradezu widerſpricht. Es muß dem Menſchen Alles zur Religion werden; Sittlichkeit, Tugend, Recht, Alles muß ihm im Brennpunkt des Einen Göttlichen erſcheinen; er muß Gott erkennen in jeder ſchönen Menſchenthat, in jeder großen Idee der Menſchheit; in dieſer muß er aufgehen, um Gott finden zu können; was er thut und leidet, was er fühlt, denkt und ſtrebt, das Kleinſte wie das Größte, im Familienleben, im bürgerlichen Verkehr, im Staat, — es muß Alles ein freudiger, lautrer, begeiſterter Gottesdienſt ſein!

Auf dieſem Standpunkte der Anſchauung ſteht unſere Zeit; der deutſch-katholiſche Liebesbund hat ſich, Bahn brechend, zuerſt auf denſelben erhoben. Ueber unſeren Häuptern glühet ſchon das Morgenroth jenes verheißenen Tages Jeſu Chriſti. Erhebet ihr nun die Frage: „Was iſt der Tag Jeſu Chriſti?“ Wohlan: Ihr habet die Antwort ſchon vernommen! Es iſt der Tag, an welchem der Gottesgeiſt, der in des Meiſters erhabenem Plane ſich offenbarte, des Meiſters Werk vollendet durch euch ſelbſt, die ihr ſeiner völlig bewußt geworden, daß ihr ihn in euch traget, daß er euch, daß er die ganze Menſchheit bewegt. Es iſt die Zeit, da die Dunkelheit von euch, von der Menſchheit weicht, da es in euch, in ihr taget, da das heilige Licht, das von Anbeginn war, das Daſein des Einzelmenſchen und das der Menſchheit als unermeßlicher Lebensſtrom durchfluthet, da jeder im Nächſten das Göttliche und Ewige erkennt. Wenn klirrend die letzte Feſſel birſt, die den freien Geiſt noch umſchlingt und ihn kettet an den Buchſtaben, wenn der letzte Riegel geſprengt wird, hinter welchem die Bevorrechtung das angeborne Recht jedes Menſchen einkerkerte, wenn die letzte Scheidewand zuſammenſtürzt, die den Chriſten vom Chriſten, den Menſchen vom Menſchen trennt, wenn errungen iſt die freie Allduldung, in deren heiligem Kreiſe jeder das Recht jedes andern anerkennt, wenn die Liebe verbindet, was der Glaube ſo lang getrennt, wenn die Wahrheit uns frei gemacht von dem Wahn, daß wir der Freiheit unfähig ſeien, wenn die Freiheit lebendig wird in jedem Einzelherzen als Bewußtſein des Göttlichen, als ſittliche Würde, welche Diesſeits und Jenſeits verbindet, als höchſte Tugend der freudigen Selbſtaufopferung für Menſchenwohl und Bruderglück; — wenn die Wahrheit das ganze Leben der Familie, die ganze Erziehung, den ganzen bürgerlichen Verkehr durchdringt und verjüngt, — wenn die Freiheit in den kirchlichen Genoſſenſchaften und im Staate zur

vollkommenen Wahrheit geworden, wenn das Vaterland der große Tempel des Geiſtes, die feſte Burg des Rechts wird, ſo daß es eine Luſt iſt, auf heimiſcher Erde zu wohnen, daß kein anderer Himmelsſtrich für die Söhne des Vaterlandes Reiz hat, weil ſie das Höchſte und Beſte, das Theuerſte und Heiligſte, was ſie wünſchen können, im Vaterlande beſitzen, — wenn kein Volk der Erde mehr den Gedanken denken kann, ein anderes haſſen und verknechten zu wollen, wenn jedes, ſelbſt im Beſitze der Freiheit, jedes andere freie Volk achtet und für deſſen Freiheit brüderlich einſteht, — dann iſt er über der Erde heraufgeſtiegen in ſeiner vollen Klarheit, der große Tag, welchen Jeſus im Geiſte vorausgeſchaut, für welchen er das Menſchengeſchlecht erziehen gewollt, und ſein Erziehungsplan iſt vollendet, und die tiefe Bedeutung jener heiligen Sage vom großen Weltgericht und von dem Erlöſer als Weltrichter iſt erfüllt. Denn das Recht der Menſchheit ſpricht er dann aus, der größte Menſchenſohn, und, was dieſem höchſten Recht widerſtrebt, das wird offenbar als gerichtet, es trägt ſein Verdammungsurtheil, es trägt die Vernichtung in ſich ſelbſt; auferſtehen werden an dieſem Tage alle großen Geiſter, alle Helden und Märtyrer der Ideen, um nun ewig fortzuleben; vernichtet iſt an dieſem Tage der ſittlichen Auferſtehung des Menſchengeſchlechts der Tod und vernichtet die Hölle der Lüge, des Haſſes und der Knechtſchaft, und ein neuer Himmel, der der Humanität, wölbt ſich über der neuen, ſchöneren, geweiheten Erde, und dieſe Erde wird das verheißene Himmelreich ſein, in welchem Liebe und Eintracht als Engel wallen und mit ewig grünen Palmen des Gottesfriedens den treuen Kämpfern die kampfesheißen Stirnen kühlen, — in welchem eine große Gottesfamilie wohnt, in welcher das hohe Lied des Einen, aus dem Alle ſtammen und zu dem Alle ſtreben, alle Lippen zu einem Grundton, alle Herzen zu einem Schlag der ſeligſten Freude verbindet; dies iſt das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit jener Wahrheit, die den Knecht zum Freien, den Sohn des Staubes zum Bürger der Ewigkeit macht.

Ja, dieſer Tag Chriſti iſt nahe; wir fühlen ſeine Nähe am höheren Schlag unſerer Herzen; es zittert jede Bruſt von den Flügelſchlägen großer Ereigniſſe, — noch ſchauen wir ſie nicht, aber ſchon ſchweben ſie in den Lüften über uns, wir hören ſchon ihr Rauſchen, ſchon bebt der Boden unſerer deutſchen Erde, ſchon der jedes Landes davon. Verkündigt wird die Nähe des großen Tages aber auch durch die verzweiflungsvollen Anſtrengungen aller Derjenigen, welche

bisher im Grauen der Nacht und durch die Nacht die Welt beherrscht haben, und welche, vom ersten Strahl jenes Tages berührt, mit all ihrer Macht und Herrlichkeit in Staub zusammensinken werden. Sie ahnen die Nähe des Weltgerichts; jener heilige Dreiklang des Lebens, der durch die neue Schöpfung tönen wird, Wahrheit, Freiheit und Liebe, — für sie ist er der Posaunenschall, der sie vernichtet. Seht: drum schaaren sie sich eng aneinander, drum raffen sie den letzten Rest ihrer Kräfte zusammen, um die heranschreitende Stunde der Entscheidung aufzuhalten; drum bieten sie auf's Neue alle Macht der trügerischen Ueberredung auf, um alle jene, deren Gewissen sie bisher beherrschen konnten, weil sie ihren Verstand nicht zur Entwicklung kommen ließen, um Alle solche durch das Wahnbild in Schrecken zu setzen: „die Religion sei in Gefahr", „die bürgerliche Ordnung sei in Gefahr"; und wen sie dadurch zu bethören vermögen, den treiben sie zum Haß, zur Verfolgung, zur Vernichtung der Vorkämpfer des Gottesreichs. O ihr Armen, die ihr euern Tyrannen gehorchet, weil ihr nicht im Stande seid, einzusehen, wie sie euch betrügen, — o ihr Armen, stünde unser erhabener Meister in eurer Mitte, — er weinte über euch und eure Kinder jene Zähren, die er über Jerusalem geweint; er ergriffe neuerdings die Geißel und triebe aus dem großen Tempel, genannt deutsches Vaterland, die Elenden all, die im Namen der Religion das Volk verkaufen an die uralte Macht der Nacht; er spräche neuerdings: „Wer Augen hat zu sehen, der sehe denn endlich, wer Ohren hat zu hören, der höre denn endlich! Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert!" Aber würden sie ihn kennen wollen, jene, welche das Volk betrügen um die Freiheit, damit uns Christus befreit hat, würden sie ihn nicht neuerdings als Gotteslästerer und Hochverräther zum Kreuzestode verdammen, die geistlichen und weltlichen Pharisäer des 19. Jahrhunderts und würden die Armen all, von ihnen aufgestachelt, nicht neuerdings rufen: „Kreuzige ihn!?" Nun wohlan, bewaffnen die Feinde der Vollendung des großen Christuswerks, bewaffnen die Feinde der zu vollendenden Erlösung all die beklagenswerthen Brüder, welche sie beherrschen, um die heranschreitende Stunde der Entscheidung aufzuhalten, — wir alle, die wir hindurch schauen in das vollkommene Gesetz der Zukunft, wir scheuen den Kampf nicht, wir nehmen ihn gottesmuthig auf, und so gewiß Gott selbst sein ewiges Wesen nicht wandeln kann, so gewiß er die Wahrheit und die Liebe selber ist, so gewiß

hat er der heiligen Freiheit, die seinem Wesen entflossen, die des Menschendaseins erste Bedingung und höchste Würde, die des Christenthums Seele ist, so gewiß hat er ihr seine Allmacht verliehen und seine Ewigkeit, daß sie — wenn auch langsam — alle zeitliche Macht der Welt überwindet, welche sie vernichten zu können wähnt, so gewiß wird er, der das Werk angefangen, es auch vollenden. Ueber alle jene Feinde der Freiheit, der Wahrheit und der Liebe, die sich jetzt enger denn je verbinden, schreitet er erlösend, erhellend und beseligend hinweg, der Gottesgeist, — und — sie werden nicht mehr sein!

Diese in Gottes Wesen selbst so fest, so unverbrüchlich begründete Zuversicht auf Ihn, die uns geweckt, die uns verbunden hat, sie erhalte uns auch stark im ernsten Geistes- und Leidens-Kampfe; — o eine heilige Lust sei's, zu kämpfen; kämpften wir nicht mit, wir wären nicht werth des Sieges und Segens, die der Menschheit zu Theil werden. Diese Zuversicht, diese Siegesgewißheit des Göttlichen, das uns beseelt und treibt, sie stähle und weihe uns jetzt, da dem ersten Strahl des Vollendungstages die letzten Stürme der alten Nacht voranbrausen. Wie sie uns auch umtoben, wie sie uns auch mit eisigen Flügeln umfassen, ob sie den Boden unter unsern Füßen aufreißen, ob sie den heimischen Herd uns zerschmettern, und Weib und Kind unter den Trümmern verschütten, — wir wollen für die Vollendung des Werks stehn und nicht wanken; und müssen wir fallen, treue Vorkämpfer des großen Tages Christi, so sterben wir wie der greise Moses, der sein Volk durch die Wüste geführt, — das Land der Verheißung vor unsern Blicken aufgethan, und von dem harmonischen Dreiklang: „Wahrheit, Freiheit und Liebe" umtönt, den unsere Enkel als Siegsgesang anstimmen, sinken wir bewußt und freudig — nicht in des Todes Arme, nein, an jenes große Herz, dessen Schlag ewiges Leben ist! Amen!

Der

Glaube an den heiligen Geiſt.

Gebet.

Geiſt der Wahrheit, Geiſt der Liebe,
Geiſt, der alles Leben weiht,
Der uns von der Selbſtſucht Triebe,
Von des Haſſes Joch befreit,
Der du linderſt alle Schmerzen,
Der du ſtilleſt jede Pein,
Zieh' in alle Menſchenherzen
Siegend und verſöhnend ein!
Die Verlaſſ'nen und Verkannten
Tröſte und beruh'ge du!
Die Verirrten und Verbannten
Führ' der ew'gen Heimath zu!
Sündern, die in Reue ſchmachten,
Werde du zum Labungsquell;
Wen da Zweifel noch umnachten,
Deſſen Blicke mache hell!
Laſſ' die Zungen — Flammen werden
Und das Wort den Opferbrand,
Der da lodernd rings auf Erden
Zeichen gibt von Land zu Land,
Daß der Menſch im Licht der Wahrheit
Seines Daſeins Zweck erkennt,
Daß der Feind, erfüllt von Klarheit,
Langgehaßte — Brüder nennt.
Schmilz, o ſchmilz in deinen Flammen
Alles Glaubenshaſſes Fluch; —
Lippen, die noch kalt verdammen,
Lehre du den Segensſpruch! —
Gib uns Stärke, die zu beugen
Nicht gelingen ſoll der Noth, —
Hebren Muth, dich zu bezeugen,
Wahrheitstreue bis zum Tod!
Weihe du am ſtillen Herde
Der Familie frommen Bund!
Segne unſ're Heimatherde,
Unſ'rer Liebe theuren Grund!
Segne, heil'ger Geiſt, der Jugend
Holde, hoffnungsvolle Saat!
Daß ſie reife in der Tugend,
Segne ihrer Lehrer Rath!
Alle Herzen, die da ſchlagen,
Sei'n zum Tempel dir geweiht,
Und es ſoll in jedem ragen
Dein Altar der Menſchlichkeit!
Amen.

Rede.

Brüder und Schweſtern!

Wenn wir auf die ſommerliche Schönheit und Segenspracht hinblicken, welche die Natur in Schöpferwonne vor uns ausbreitet, da dünkt es uns: ſie feiere ein Feſt. Ja, ſo iſt's! Ein großes Freudenfeſt des Lebens und der Reife feiert ſie. Verjüngt durch des Lichtes Kraft, ſtreben dem Lichte alle Geſchöpfe dankend zu.

Seht, wie wendet das Kornfeld ſeine Tauſende von ſchlanken Halmen mit den zitternden Blütenfäden der Sonne zu, die ſie hervorgerufen aus der Erde Schooß, und wie ſteigt die Lerche empor in die blaue Luft und ſtimmet hoch droben den Preisgeſang an! — Die zierlichen Scheine und reizenden Blätter und Ranken entfaltet die Rebe haſtig in der lauen Nacht, um den Morgen im Feſtſchmuck zu begrüßen; — es ſchmücken ſich die Eichen, wie gewaltige Säulen, mit grünen Kronen, durchſichtig im Sonnenlicht; — es haſten ſich die Fruchtbäume, in ſchwellenden Früchten ihre freudige Lebensthätigkeit als Feſtgabe gleichſam zu zeigen; — die Roſe, glühend vor Lichteswonne, öffnet ihren Kelch und würziger Weiheduft entſchwebet wie frommer Dank daraus und die lauen Lüfte breiten ihn aus, daß Alles ihn theile. — Die Bienen ſammeln von allem Köſtlichen das Köſtlichſte und ſchaffen daraus den zarten Seim, der ihres Tagewerks Aufgabe iſt, — und unter den fröhlichen Liedern der Aeltern entſchlüpfen die jungen Vöglein den Neſtern, welche die Alten bereitet, auf daß das junge Leben bewahrt werde und das Leben ſich erneuere von Jahr zu Jahr.

Ein Freudenfeſt des Lebens, ein lichtes, lautes Pfingſtfeſt der Reife überall! Tauſendfältig und abertauſendfältig gibt ſich ein heiterer Wetteifer der Kräfte im Schaffen kund, in jedem Weſen regt ſich ein raſtlos gewaltiger Trieb, den Zweck ſeines beſonderen Daſeins in der Reife zu erreichen. Und wie ergänzt bei dieſer freudigen Pfingſtfeier im Gottestempel der Natur eine Thätigkeit die andere! Wie ordnen ſich alle harmoniſch in einander; wie entwickelt ſich aus dieſem tauſendfältigen Streben und Schaffen der Weſen ein einziges großes Geſammtbild voll Schönheit und voll Wahrheit und voll Frieden!

Stehſt du allein außerhalb deſſelben, o Menſch? Wenn die Natur das Pfingſtfeſt des Reifens, der Entwickelung aller Kräfte zur

höchsten Vollendung feiert, — bist du allein davon ausgeschlossen? Nein, du betrachtest es staunend, du fühlest den Odem, der da alles Leben weckt und durchdringt, — du fühlest, wie er dir die eigene Seele, wie er dein ganzes Geschlecht von den urältesten Tagen her durchweht! Das Pfingstfest der Natur, das Fest der Vollendung im Lichte feierst du, o Mensch, als das höchste erhabenste Fest, als dein allerinnerstes; — anbetend Den, von dessen Kraft du dich erfüllet weißt, Den, durch den du und in dem du bist, feierst du, die Fülle des Segens der Natur freudig empfangend, an ihrem Pfingstfeste das Fest des Geistes. Von Kornblüten umwogt, von Rosen umduftet, von Lerchen und Nachtigallen umjauchzt, von Reben umrankt, von Eichen umschattet, sprichst du, o Mensch, in der höchsten Festweihe der Reife: „Ich glaube an den heiligen Geist."

Von wessen Lippen tönte zuerst das Bekenntniß dieses Glaubens, der die Welt erlöst? Wer feierte zuerst das Fest des Geistes, in welchem die ganze Menschheit fort und fort bis an's Ende aller Tage das Bewußtsein ihres Ursprungs, ihres Berufes, ihrer Würde gleichsam wie in höchster Verklärung vor sich schauet? Der vollkommenste Menschensohn, der sich in Wahrheit Gottes Sohn nennen durfte, der sich im Geiste Eins wußte mit dem Vater und mit der Menschheit, — Christus war's, durch welchen jeder erlöset wird, der ihn wahrhaft in sich aufnimmt, der in seinem Leben das höhere, ewige Leben beginnt. „Gott ist Geist!" das verkündigte Christus der Menschheit, — „Gott ist die Liebe! — Der Geist," so verhieß er tröstend „wird euch in alle Wahrheit leiten, und die Wahrheit wird euch frei machen; und es kommt die Zeit," so weissagte er, „da alle Menschen Gott anbeten werden im Geiste und in der Wahrheit, die Zeit der Liebe, wo nur Ein Hirt und Eine Heerde sein wird." — „Gott ist Geist", sprach Christus, und wahrlich: sein eigenes ganzes Leben war des heiligen Gottesgeistes herrlichste Offenbarung; sein Liebestod für die Menschheit war des heiligen Geistes erhabenstes Siegesfest.

Und ein zweites Fest des Geistes war es, als die Jünger Jesu am Tage der Pfingsten alle einmüthig beisammen waren und als der gewaltige Sturm das Haus erfüllte, darin sie saßen, und als die Blitze sie umleuchteten, und als nun zugleich, während die Natur in Sturm und Wettern das hohe Lied zum Preise des Weltgeistes anstimmte, in den Herzen jener schlichten Männer aus dem Volke das flammende Morgenroth des neuen Welttages aufleuchtete, und der Muth, ihre Ueberzeugung zu bekennen, sie übermächtig durchrauschte,

als des Wortes Feuerkraft ihren Lippen entfloß und als aus allen Sprachen, die sie redeten, jedem das Verständniß der Einen Sprache entgegenklang, in welcher der heilige Geist für die ganze Menschheit redet, das Verständniß der Sprache des neuen Bundes.

An jenem Tage erhielt das altvolksthümliche Pfingstfest der Juden eine neue, weltgeschichtliche Bedeutung. — Millionen unserer frommen Vorfahren haben seither das Pfingstfest als das Fest des heiligen Geistes gefeiert; — Millionen unserer frommen Brüder feiern es auch heute als solches. — Und wir? Wirft man uns nicht Unglauben vor? Nennt man uns nicht abgefallen vom heiligen Geiste und unsere Lehre eine sittenlose? — O, auch wir feiern Pfingsten in hehrer Andacht als das Fest des heiligen Geistes; denn alles irdische Gut, die Freunde, die Ehre, das Leben kann man uns nehmen, nur nicht unsern felsenfesten Glauben an den heiligen Geist! Auf dem Felsen dieses Glaubens steht unsere religiöse Gemeinschaft; das muthige Bekenntniß dieses Glaubens in Wort und That, durch's ganze Leben, das ist unser Fest des heiligen Geistes.

Umtobt von den Stürmen, die das Jahrhundert erschüttern, umrauscht von der Windsbraut der Selbstsucht, welche die Spreu und den Staub uralten Wahnes und Aberglaubens wieder aufjagt, Tausenden zur Verblendung, umleuchtet von den [illegible] rohenden Blitzen des Hasses, — feiern wir dies Fest auch heute, wie es dem Geiste geziemt, nämlich durch die ernste Versenkung in sein Wesen, durch das offene unerschrockene Bekenntniß unserer Ueberzeugung, durch den heiligen Entschluß, dem Geiste treu zu dienen bis in den Tod!

Ja, wir glauben an dich, heiliger Geist! Wir schauen dich in deinen Offenbarungen; — sie bezeugen uns dein Dasein, dein Wesen, dein Gesetz.

Wie die majestätische Alpe, glühend im Morgenroth, mit den schimmernden Gletschern und den niederdonnernden Lawinen, — wie das Weltmeer, dieser wallende Teppich, hingebreitet über die Abgründe, — wie der Kelch der Lilie und das kleinste Moos, wie die ganze Stufenreihe aller Wesen in der Thierwelt von jenem an, dessen Dasein ich nur mit dem schärfsten Vergrößerungsglase entdecken kann, bis zum Elephanten, bis zum Wunderbau des Menschenleibes, — wie die Myriaden von Sternen, die da als Welten-Brüder friedlich neben einander in feierlichen Reihen wallen, dich, Ewiger, als Schöpfer-Geist bezeugen, durch welchen das Alleben nie endet, durch welchen das Kleinste wie das Größte im unermeßlichen Haus-

halt der Natur als nothwendig und zweckmäßig das Recht ſeines beſonderen Daſeins hat, — — ſo bezeuget dich in der Menſchenwelt jenes Auge, welches ſchärfer ſieht als das leibliche, jenes Auge, welches auch dem Blinden unverloren hell und klar bleibt, deſſen Sehkraft die Nacht des Todes und das blaue Himmelsgewölbe wie ein feuriger Sieger durchſtürmt, jenes Auge, welches in die fernſte Ferne der Vergangenheit aller Völker zurückdringt und in den Zuſtänden der Gegenwart ſchon mit ſicherſter Beſtimmtheit die werdenden Geſchicke der Zukunft lieſt; es bezeuget dich das Auge der Vernunft, die ihr eigenes Weſen ergründet, die ſich in dir als in ihrem Urgrunde findet; — ſie bezeuget dich, ewiger Schöpfergeiſt, als Geiſt der Wahrheit.

Es bezeugt dich ferner jene Stimme in der Menſchenbruſt, die da nimmer ſchweigt, ob auch Goldesklang und Beifallsjauchzen ſie zum Schweigen bringen will, die da lauter als jeder irdiſche Richter das ewige Recht verkündigt und mächtiger als jeder irdiſche Gewalthaber, bloß dadurch, daß ſie ſpricht, auch ſchon das Urtheil vollſtreckt, — jene Stimme, die da bereits mit dem erſten Bewußtwerden des Verſtandes im Kinde leiſe zu tönen beginnt und es warnt vor dem erſten Schritt auf der Bahn des Unrechts, — jene Stimme, die, wenn ſie durch die lockenden Rufe der Sinne einmal übertönt worden, auch im Verlorenſten plötzlich wieder erſchallet wie der Klang der Gerichtsposaune, jene Stimme, die wenn der Menſch ſie ein ganzes langes Leben hindurch zum Schweigen gebracht zu haben wähnt, in der Stunde des Todeskampfes wieder die Seele durchdröhnet; — o ewiger Schöpfergeiſt, ewiger Geiſt der Wahrheit, es bezeugt dich als Geiſt der Heiligkeit, deine Stimme in jeder Menſchenbruſt, die Stimme des Gewiſſens; ſie bezeugt dein Geſetz als das Sittengeſetz, welches eins und daſſelbe iſt für alle Menſchen unter allen Himmelsſtrichen.

Es bezeugt dich aber auch die Stimme der Weltgeſchichte als den heiligen Geiſt, der, ob auch oft Jahrhunderte lang unbegriffen, dennoch allmächtig waltet. Völker entſtehen und vergehen, es ſind die zeitlichen Blüten am Baume der Menſchheit; aber jeder Keim des Aechten, des Wahren, des Heiligen wird, wenn auch die Blüte eines Volkes verwelkt iſt, als Segensfrucht zurückbleiben. Ja es bezeuget dein Daſein, dein Geſetz, o heiliger Gottesgeiſt, die Weltgeſchichte! — Ueber die eingeſunkenen Rieſengräber von Völkern und Reichen hinwegſchreitend, verkündigt ſie: Zu unendlichem Fortſchritt

iſt die Menſchheit gerüſtet und berufen; nicht darf ſie begnüglich ſtille ſtehen je auf einer errungenen Bildungsſtufe: hinan zu einer höheren ruft die Enkel das Geſetz der Weltordnung. Mag die Selbſtſucht, die Lüge auch über den Leichen der Märtyrer triumphiren, — ihr Triumph dauert nicht! Aus der Aſche der Märtyrer wachſen die Keime neuen edleren Lebens, und durch ſich ſelbſt wird die Lüge gerichtet, durch ſich ſelbſt muß das Böſe über kurz oder lang — zu Grunde gehn! So predigt die Weltgeſchichte, die gewaltige Todtenrichterin, das Zeugniß vom lebendigen, heiligen, ſittlichen Geiſte der Welt.

Ja, wir glauben an dich; alle deine Offenbarungen, in der Natur, in der Vernunft, im Gewiſſen, in der Weltgeſchichte, alle bezeugen: du biſt, biſt heilig, und dein Weſen iſt die Wahrheit und dein Geſetz iſt das Sittengeſetz. Natur und Vernunft aber, und Gewiſſen und Weltgeſchichte — ſtimmen ein in das Bekenntniß, worin Jeſus die Kunde deines Daſeins, deines Weſens und deines Geſetzes zuſammenfaßte, ſtimmen ein in das hohe Lied, in die ſüße Harmonie aller Erſchaffenen, die da lautet: Ewiger Geiſt, den wir Gott nennen, heiliger Geiſt, der die Natur und die Menſchheit beſeelt, — du biſt die Liebe! Das Wahrſte, Größte, was je geſprochen worden, die Fülle aller Geheimniſſe des Weltzuſammenhangs, der feſte Grund alles ächten Lebens — das ſind die Worte Jeſu: „Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm!“ Ja heiliger Geiſt der Wahrheit — du biſt der heilige Geiſt der Liebe!

Wir glauben an dich aus dem innerſten Grund der Seele; all unſer Denken und Fühlen, all unſer Leben und Streben wurzelt in dieſem Glauben; all unſer Hoffen inmitten Leid und Noth, all unſere Zuverſicht im Kampf und Tod wächst aus dem Grunde dieſes Glaubens.

Und dennoch tönt ſie fort und fort, bald leiſe, bald laut, jene Stimme der Verdächtigung wider uns, jener Weheruf über uns, jene Warnung vor uns! „Seht ſie, die Abgefallenen“, ſo ruft man uns nach; „meidet ſie, die Ungläubigen; hütet euch“, ſo ſpricht man zu unſeren Brüdern, „auf daß ſie euch nicht vergiften mit der Peſt ihres Unglaubens, ihrer Unſittlichkeit!“ — Weßhalb denn dieſe ſtete Anklage, weßhalb denn dieſer unverſöhnliche Groll?

Deßhalb, weil wir unſeren Glauben an den heiligen Geiſt der Wahrheit und der Gerechtigkeit und der Liebe nicht bloß mit flüchtigem Wort und Lippengebet bekennen, ſondern weil wir ihn ausbreiten und verwirklichen, weil wir auch darnach ſtreben und ringen, daß die

in Geistesknechtung und Glaubenshaß schmachtende Menschheit endlich immer mehr und mehr durch diesen Glauben erlöst werde zur geistig-sittlichen Selbstständigkeit und zur Würde, daß Alle, die da noch uraltüberkommenen Vorurtheilen und unseligem Aberglauben fröhnen, Alle, die da noch entheiligt werden durch den Fanatismus, daß sie Alle durch den Geist der Wahrheit und der Bruderliebe gesühnt und geheiligt werden, — deßhalb weil wir in unserem felsenfesten Glauben an den Geist die Sünde wider den Geist ihres gleißenden Scheines entkleiden, und sie, als die Grundursache alles namenlosen Elends der Menschenentwürdigung und der Entsittlichung, in ihrer wahren Gestalt vor die Welt hinstellen; — deßhalb verfolgt uns ein unversöhnlicher Haß! — Aber wir zittern nicht, wir wanken nicht, wir werden nicht irre in unserm Glauben an den heiligen Geist; wir fühlen seine Siegeskraft und fahren fort, sein Reich auszubreiten.

Was ist aber Sünde gegen den heiligen Geist, jene Sünde, von welcher Christus zu den Pharisäern sprach, „sie werde nicht vergeben"? Sie ist die Lästerung wider den Geist in allen seinen Offenbarungen, die Verläugnung seines Wesens und seines Gesetzes. Lasset uns sie näher in's Auge fassen!

Die Vernunft ist es, wodurch sich der heilige Geist der Wahrheit im Menschen offenbaret; die Vernunft ist es, wodurch der Mensch sich in der Stufenreihe der Schöpfung über das vollkommenste Thier erhebt; die Vernunft ist der göttliche Theil in des Menschen Doppelnatur, das unzerstörbare Band, welches ihn mit dem ewigen Geiste verbindet. Nun wohlan, wenn wir fest und innig glauben an das Walten des heiligen Geistes im Weltall, so glauben wir auch an das Recht der Vernunft, so halten wir es für die erste Pflicht des vernunftbegabten, gottentstammten Menschen, seine Gottentstammtheit zu bekunden durch die Herrschaft der Vernunft. Geist aus Geist, Licht vom Lichte! Was gibt es Höheres als den Geist, was schaffet Leben als das Licht! O, ströme, du Segen des Geistes, o walle, du lebenschaffendes Licht weit über die Erde, als Gemeingut Aller, die da Menschen heißen!

Der Einzelne, welcher vor Tausenden von Jahren den künftigen Geschlechtern mit hellerer Erkenntniß vorangeeilt, der Einzelne, welcher Tausenden seiner Zeitgenossen mit größerer Klarheit voranleuchtet, — er gehört nicht sich allein, er gehört Allen an. Nicht das Sondereigenthum des Bevorrechteten bist du, o, heiliger Geist; und das Sondereigenthum nur weniger Begünstigter sollte die Vernunft

sein? Tausende Andere sollten dazu verurtheilt sein, die Vernunft für etwas Ungöttliches halten, ihrem Gebrauch entsagen, auf das Recht des Selbstdenkens verzichten zu müssen? Auf allen Gebieten des Lebens ist der Mensch durch die Nothwendigkeit darauf angewiesen, der Vernunft zu folgen, — und nur im Gebiete der Religion allein sollte der Gebrauch der Vernunft, sollte das Selbstdenken, das Selbstprüfen, sollte die eigene freigewonnene Ueberzeugung eine Sünde sein? Nimmermehr! Nein, Sünde dünkt es uns vielmehr, Sünde wider den heiligen Geist, es dünkt uns Verläugnung des heiligen Geistes, wenn der Mensch das Höchste, was er von demselben, aus ewigem Urborn empfangen, aufgibt und wegwirft, wenn er auf den Thron des lebendigen Geistes den todten Buchstaben erhebt. Lästerung des heiligen Geistes dünkt es uns, die Vernunft gefangen zu nehmen unter Machtsprüche der Willkür, sie in Schranken zu bannen und ihr zu gebieten: „Bis hieher darfst du denken und nicht weiter!“ Ihr habt ihn empfunden, Völker des Mittelalters, den Unsegen, ihr habt es durchlitten, das Elend, die aus dieser Sünde entsprangen; aber er wird enden, jener Unsegen, mit all dem Elend im Gefolge, — denn du bist mächtiger, o ewiger Geist der Wahrheit, als aller Machtspruch, und deine Offenbarung, die Vernunft, sie überwindet jene Sünde; anbetend rufen Millionen: „Zu uns, zu Allen endlich komme dein Reich!

Das Gewissen ist es ferner, wodurch sich der Geist der Wahrheit als der sittliche Geist offenbaret, wodurch er schon dem Kinde die Gesetze der sittlichen Weltordnung verkündigt. In der Stimme des Gewissens mahnt er es, nur die Wahrheit zu sprechen, und die Lüge zu verabscheuen, nur das Rechte und Gute zu thun, und das Böse zu lassen, nur auf dem geraden Wege der Natur zu wandeln, und die Schlangenpfade der Unnatur zu meiden. Und der Erwachsene, der mündige Mensch sollte irre werden dürfen an dem sittlichen Geiste? Er sollte in den Wahn versinken, daß das göttliche Sittengesetz nicht Eins und dasselbe bleibt für Alle, die das edle Gottestheil des Gewissens als die Urkunde ihrer Menschenwürde empfingen? O ein Verkennen des Sittengesetzes ist es, zu wähnen, es könne für den Einen das Pflicht sein, was für den Andern Unrecht und Sünde wäre, es könne der Eine die Pflicht haben, die Wahrheit zu sprechen, und der Andere, sie zu verläugnen; zu wähnen: es dürfe der Eine dem Wege der Natur folgen, und der Andere müsse ihn meiden.

Wie die Vernunft und das Selbstdenken nicht Vorrecht einzelner Weniger sein darf, so kann es auch keine besondere Sittlichkeit einzelner Stände, einzelner Religionen, einzelner Kirchen geben, sondern nur eine allgemein gültige menschliche Sittlichkeit, keine besondere Kirchengebote, welche mit dem allgemeinen Gesetz der Natur und des Menschendaseins nicht übereinstimmen.

Ist die Wahrheit heilig, wie der heilige Geist der Geist der Wahrheit ist, — dann sagt uns seine Stimme, die des Gewissens: jede Verläugnung der Wahrheit ist Sünde wider den heiligen Geist. Ja, einer Sünde wider den heiligen Geist macht sich schuldig, wer sich von der Wahrheit überzeugt hat, und sie und seine bessere Ueberzeugung seiner Selbstsucht, seiner Herrschlust oder seinem Hochmuth, seinem Vortheil oder sonst gemeinen Rücksichten, der Macht der Gewohnheit oder der Menschenfurcht zum Opfer bringt. — Einer Sünde gegen den heiligen Geist macht sich der schuldig, der seinen Menschenbrüdern, die er zur besseren Erkenntniß der Wahrheit treu und liebevoll hinleiten könnte und sollte, die Erkenntniß der Wahrheit mit Absicht vorenthält, der sie verhindert, die Wahrheit zu erkennen, ihr zuzustreben, sie sich zu eigen zu machen, — geschweige denn der, welcher ihnen die Wahrheit als Lüge darstellt und sie den Wahn als Wahrheit hinnehmen lehrt, der welcher ihre Leidenschaften aufstachelt zur Verachtung, zur Verfolgung, ja zur Vernichtung Aller, welche die Wahrheit bekennen und ausbreiten. Der Sünde wider den heiligen Geist macht sich schuldig, wer seinen Menschenbrüdern, statt die Kraft des edlen Willen in ihnen zur freien bewußten Sittlichkeit zu pflegen, die Ertödtung des Willens vorschreibt und schon durch die Erziehung dahin wirkt, daß sein Keim im heranwachsenden Geschlecht erstickt wird, — wer das Gute nur deßhalb thut, weil er davon Belohnung hier oder dort hofft, — wen nur die Furcht vor einer ewigen Verdammniß und nicht die Furcht, das Sittengesetz zu verletzen, vom Bösen abhält, — wer nicht durch Sinnesänderung und Besserwerden den verlorenen Frieden Gottes wieder gewinnen will, sondern Entsündigung hofft durch Beobachtung äußerer Bräuche, durch todte Werkheiligkeit, wer da gedankenlos Lippengebete verrichtet und pilgert und fastet und Gaben opfert, während sein Herz das alte geblieben ist, äußerlich gereinigt, äußerlich fromm, innerlich aber voll der alten bösen Gelüste, immer den Namen Gottes auf den Lippen, und die Bosheit, die Rachlust und die Gemeinheit in der Brust. Das sind die Sünden wider den heiligen Geist, wodurch das sittliche

Leben von Geschlecht zu Geschlecht immer mehr ertödtet wird. Aber wir glauben an dich, heiliger Geist der Sittlichkeit; — deine ewige Kraft wird diese Sünden mehr und mehr vertilgen, je mehr die Erkenntniß sich Bahn bricht; die Wahrheit wird die Menschen auch von diesen Sünden befreien!

Der heilige Geist offenbaret sich aber auch in der Weltgeschichte, und in ihr — als ewige Gerechtigkeit! Entwickelung, Streben nach der Reife der Vollendung, dies Gesetz des Geistes in der Natur, es ist auch sein Gesetz für die sittliche Weltordnung in der Menschheit; hier heißt es Fortschritt des Menschengeistes zu immer höherer Erkenntniß des Wesens, des Berufs der Menschheit, zur immer vollkommneren Reife ihres Zweckes. „Du bist nicht der Gott der Todten, sondern der Lebendigen", so lesen wir in der Schrift! Lebendiger Gott, der du in der Menschheit walltest, an dich allein glauben wir und an keinen todten Götzen neben dir; lebendiger Gott, von dem kein Sterblicher sich vermessen darf, anderen Sterblichen zu sagen, du seiest bereits vollständig begriffen und erschöpft in den Lehren der Weisheit und in den Vorstellungen der Kirchen, — dich allein, lebendiger Gott, beten wir an, dich nur und nicht das sinnliche Bild, in welchem die kindliche Ahnung der Vergangenheit dein Wesen sich zu vergegenwärtigen suchte. Wie weit wir in der Geschichte der Menschheit, auf allen Gebieten des Denkens zurückblicken, sehen wir in den großartigen Bahnen des Fortschrittes, auf welchen der Menschengeist gewandelt, deines Waltens untrügliche Spuren, lebendiger Gott! Dein Wesen, dein Wollen ist's, wodurch die Völker aus dem Morgentraume der Kindheit erwachen, in Jugendkraft voll kühnen Strebens heranwachsen, und endlich in Mannesfülle gereift den engen Kreis kindlicher Anschauungen durchbrechen, die Natur in ihren geheimsten Tiefen ergründen, die Elemente bewältigen und die ganze Erde als ihr gemeinsames großes Vaterhaus erkennen, in welchem sie nicht als Feinde, sondern als Brüder wohnen und jede Errungenschaft des Geistes, die dem Einen geworden, als Gesammtgut genießen sollen.

Was vor Jahrhunderten der einsame Denker in stiller Kammer fand, die Lehre von der Gestalt der Erde, von den Gesetzen, nach welchen sich die Weltkörper bewegen, es ward von der im Dunkel der Geistesunmündigkeit befangenen Menge seiner Zeitgenossen als Thorheit verlacht, es ward als frevlerische Ketzerei verdammt; — was ein anderer Denker ersann, um die Kräfte der Natur im Dienste

des Menschen zu verwenden, — es ward als Wunder bestaunt oder als Zauberwerk gerichtet. Erst die Nachwelt erkannte darin deine ewigen Wunder, o heiliger Geist!

Dein Walten und Wollen, du lebendiger Gott, — bezeugt es nicht der tausendfältige Fortschritt der Wissenschaften, der Entdeckungen, des Völkerverkehrs in der Gegenwart rings um uns her?

O, wahrlich: der läugnet dich, o ewiger Gott, der deinem Gesetze, dem Fortschritt des Menschengeistes widerstrebt, der ihn aufhalten, der die aus Staub geschaffene Hand frevelnd legen will an die sichtbare Offenbarung des Geistes, um sie zu vernichten!

Und wie, wenn er den Fortschritt als nothwendige Ordnung des schaffenden Gottesgeistes zugibt auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit, und eine Ausnahme macht für ein einziges, für das religiöse Gebiet? Nur auf diesem allein sollte kein Fortschritt gedacht werden können, der nicht ein Frevel wäre? Es sollte Gotteswille sein, Völker und einzelne Menschen, welche mündig geworden und zur höheren Auffassung Gottes gedrungen sind, zurückzuführen in die alte Unmündigkeit? Gott könnte wollen, daß Jahrhunderte der stufenweise vorangeschrittenen Bildung nur für die Religion nicht vorhanden sein sollten?

Was seit Jahrhunderten die Wissenschaft an religiöser Aufklärung errungen, was der gelehrte Forscher heute auf dem Lehrstuhl der Hochschule frei und offen seinen Hörern verkündigt, das sollte dem Volk im Großen verschlossen bleiben müssen? Das solltest du wollen, gerechter Gott? — Nein, der religiöse Fortschritt ist nicht Gotteslängnung, sondern eben die innigste Sehnsucht des Menschen nach Vereinigung mit dem Gottesgeist, welche ihn in den religiösen Vorstellungen vergangener Jahrhunderte kein Genüge mehr finden läßt; es ist das lauterste Gottbedürfniß, welches ihn hinausdrängt, daß er den Lebendigen fortan nicht bei den Todten mehr suche. — Der größte aller Fortschritte, welchen der vom Gottesgeiste bewegte Menschengeist gemacht hat, ist der, daß er endlich erkannte: die Religion steht nicht neben dem forschenden Geiste, sie steht ihm und der Wissenschaft und dem Leben nicht feindselig gegenüber, sondern das ganze Leben im vollendeten Einklang des Selbstdenkens und des freien Wollens, des Erkennens und des Vollbringens, gottgeweiht und ge-

heiligt, das ist — Religion. Diese Religion, diese wahrhafte Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit und im sittlichen Leben, hat Christus verkündigt; diese bekennen auch wir; diese wollen wir immer mehr zum Bewußtsein Aller bringen und zu Aller Gemeingut machen; es ist die ewige Religion der Menschheit. Wir glauben an ihren Sieg; denn wir glauben an dich, heiliger Geist!

Geist der Wahrheit — du bist die Liebe! Die Liebe ist dein Wesen, dein Wille; in der Allmacht der Liebe offenbarst du dich durch alle Welt! Dir streben wir Menschen zu, wenn wir dein Wesen bekunden Einer am Andern durch Menschenliebe. Dich beten wir wahrhaft an, wenn wir in freier Hingebung des göttlichen Liebestranges unser Leben der Aufklärung und Bildung, der sittlichen Veredlung und der religiösen Versöhnung, der vollständigen Beglükkung unserer Brüder weihen — ja, dieser selige Dienst der Liebe ist der ächteste Gottesdienst.

Das aber ist der Abfall von Gott, das ist die furchtbarste Verkennung seines Wesens, der ewigen Liebe, wenn Jemand Gott zu dienen, Gott wohlgefällig zu werden hofft, dadurch, daß er seine Brüder, die in anderer Weise zu Gott beten, haßt, verachtet, verfolgt, ja vielleicht sie solchem Wahne opfert! O das ist die größte Sünde wider den heiligen Geist, so Jemand sagt: „er liebe Gott und hasset seine Brüder", „der ist", wie Christus spricht, „ein Lügner."

Ja, eine Verläugnung des heiligen Geistes ist der Glaubenshaß. Unseliger Feind des Menschengeschlechts, der du den Namen Dessen entweihst, welcher am Kreuze für seine Mörder betete, der du mit dem Mordschwert und der Brandfakel in den Händen einst die Länder der Christenheit verheerend durchzogest; der du jene reichgesegneten Gärten im Süden, Spanien und Italien, in Wüsten verwandeltest, — ach, dies unser deutsches Vaterland hast du dreißig Jahre lang mit dem Blut seiner Söhne getränkt, damit jener stolze Orden, der kein Vaterland kennt, auf den Aschenhaufen der Städte und Dörfer seine Triumphe feiern konnte! Bist du noch nicht gesättigt genug vom Elend unseres Vaterlandes, furchtbarer Glaubenshaß, — hast du seit Jahrhunderten noch nicht genug edle Herzen gebrochen? Erscheinst du neuerdings wieder, unseliger Glaubenshaß, um zur Vernichtung aller derer aufzurufen, die dem heiligen Geiste der Wahrheit dienen, um das Glück der Ehe, der Familie, um das Herz des Kin-

des schon zu vergiften, um die Söhne Eines Vaters in Feinde, in Mörder zu verwandeln, um die Brandfackel in die aufgehäuften Schätze der Wissenschaft zu schleudern und auf den Trümmern der Bildung und Gesittung den eisernen Herrscherstuhl mittelalterlicher Barbarei aufzuschlagen? Wird es dir gelingen?

Nein! Nimmermehr! So rufen wir siegesgewiß, gedenkend jener Verheißung Christi: „Die Wahrheit wird euch frei machen.“ Nur Menschen, welche von Wahn, von Aberglauben, von Vorurtheil verblendet sind, vermögen in ihrem Nächsten, ihrem Bruder — um des Glaubens, um Gottes willen — einen Feind zu hassen! O löse ihnen die Binde vom Auge, himmlische Wahrheit, und sie werden klar erkennen, daß nicht ihr Bruder, den man sie hassen gelehrt, um Gott wohlzugefallen, sondern daß der, welcher sie den Bruder um des Glaubens willen hassen lehrte, ihr Feind ist; und erkennen sie Das, so werden sie Jenem an's Herz sinken, den sie früher von sich gestoßen! Ja, die Wahrheit macht frei von allem Glaubenshaß; „des Geistes Frucht ist“ (wie der Apostel sagt) „die Liebe.“ Aus dem Verständniß der Menschen unter einander erwächst die Lilie der Versöhnung. Die Wahrheit aber, welche dies Weltverständniß schafft, die könnet ihr nicht mehr aufhalten in ihrer Ausbreitung, ihr, die ihr vor der Macht der Wahrheit zittert; ihr drängt ihn nicht zurück mit aller Gewalt, ihren heiligen Licht- und Lebensstrom, der sich durch die Geister, die Herzen ergossen hat.

Der Tag der Pfingsten — ist erfüllet; das Fest der Reife feiert der Menschengeist. Die flammenden Zungen tragen, unerreichbar den feindseligen Mächten, das Licht von Tausenden zu Tausenden, und vor diesem Licht wird die Brandfackel des Glaubenshasses verbleichen, und an diesem Licht wird sich die Liebe wieder entzünden. Sie werden sich, frei gemacht durch die Wahrheit, wieder an die Herzen sinken, der Mann und das Weib, der Bruder und die Schwester, die Mutter und das Kind, die der Glaubenshaß auseinander gerissen! Sie wird nicht mehr jammern, die Wittwe, in Verzweiflung, daß der, den sie auf Erden, so heiß geliebt, um des verschiedenen Glaubens willen ihr auf ewig verloren, auf ewig verdammt sei. Sie wird sich nicht mehr die Unglückseligste aller Mütter nennen, die Mutter, deren Kind einem Dritten, einem Fremden mehr vertrauen sollte, als dem Herzen, unter dem es gelegen. Es wird der Engel des Gottesfriedens seine Fittige ausbreiten über glücklicheren Geschlechtern der

Zukunft, und wenn unſere Enkel auf den eingeſunkenen Gräbern wandeln, in welchen wir ſchlummern, dann werden ſie von den Segensbäumen, die aus unſerm Staube erwachſen, die Frucht der Menſchlichkeit ernten. Dafür leben, dafür wirken, dafür dulden wir; das hoffen wir in Siegesgewißheit; denn — wir glauben an dich, heiliger Geiſt! — Amen!

Die Blindenheilung.

Brüder und Schwestern!

„Es werde Licht! und es ward Licht!“ In dieſen einfach erhabenen Worten ſchildert die uralte morgenländiſche Sage den Anfang aller Lebensentwicklung; das Licht erfaßt ſie als den erſten Gedanken, als das erſte Wollen, als die erſte That der Gottheit. Und noch heute, wie vor Jahrtauſenden, iſt es das Licht, durch deſſen Kraft ſich aus den mannigfach verbundenen Urſtoffen lebendige Gebilde geſtalten; noch heute entſteigt, von des Lichtes milden ſchöpferiſchen Armen dem Erdenſchooße enthoben, die Blume, das Moos, der Halm dem waſſerumfloſſenen Eilande; noch heute erlöst das Licht den Schmetterling aus ſeinem kleinen Sarge. Wenn ein Menſch geboren wird, hat unſre ſinnige Sprache dafür den Ausdruck: „Er erblickt das Licht!“

Jauchzend ſtreckt das Kind dem Lichte die zarten Händchen entgegen, unbewußt Zeugniß gebend für den Segen, den es von ihm empfängt, unbewußt dankend für all die Herrlichkeiten der Welt, die ihm dadurch zu eigen werden. Der Greis entblößet fromm ſeinen kahlen Scheitel, daß des Lichtes Weihekuß ihn noch berühre, bevor er ſcheiden muß; und wenn dieſe Stunde ſchlägt, wenn das Auge ſich für immer umſchleiert, dann umhüllt unſre Mutterſprache die Schrecken des Todes mit den milden Worten: „Das Licht des Lebens iſt ihm erloſchen;“ — ſelbſt die alte Kirche, welche alle großen Menſchheitsgedanken ahnte, wie die wunderbaren Keime heiliger Blüten, — angeweht von dem Geiſte, dem für die Jugendzeit der Völker ſie unbewußt diente, drückte ſie die Hoffnung der Unſterblichkeit in dem Wunſch für Verſtorbene aus: „Das ewige Licht leuchte ihnen!“ —

Licht, ſchönes, freundliches Licht, — Offenbarung und Sinnbild des allbeſeelenden, allbeſeligenden Schöpfergeiſtes, — Wonne und Segen ſtrömſt du aus über alle Erſchaffenen; und ſie danken dir, jedes in ſeiner Sprache, und doch Alle im großartigen Ein-

klang zuſammenſtimmend; ſie danken dir durch ihre tauſendfältige Freude am Daſein, durch die raſtloſen Thaten ihrer wogenden Lebensfülle. — Dem Menſchen, dem Höchſten von Allen, welche dieſe Erde bewohnen, erweiterſt du ſie, ſeine Wiege, die einſt ſein Grab wird, zum lieblichen Wohnhauſe, du verklärſt ſie ihm, o Licht, zur Welt, durch dich wird er zu ihrem Beherrſcher, durch dich findet er all ihre Schätze und verwandelt ſie in ſein Eigenthum, und breitet ſie, aus vergänglichen in unvergängliche ſie umſchaffend, als bleibendes Erbe des ganzen Geſchlechts vor den Geiſt hin, gleich wie der fromme Sohn ſeines Schaffens reiche Errungenſchaft dem Vater als Weihegeſchenke zu Füßen legt.

Das Menſchen-Auge, durch deſſen Blick die Menſchen-Seele ſpricht; — das Menſchen-Auge, in deſſen Blick ſich die heiligſte Wonne der Liebe offenbart, ſich der ganze Himmel eines Mutterherzens über dem Kinde ausbreitet, — das Menſchen-Auge, das durch die Thräne das Uebermaß der Freude wie des Schmerzes ebnet, — es lieſt durch des Lichtes Kraft in den Sternen dort oben die ewigen Geſetze, es vermittelt durch die Schrift hienieden die Entwicklung des Geiſtes und der Bildung, die Fortſchritte des Menſchengeſchlechts von Volk zu Volk nach dem Ziele ſeiner Beſtimmung hin. Ja, Segen und Wonne des Lichts, — ſelig, in weſſen Gemüth ihr durch des Auges offne Pforten einzieht! Wenn der Arme die lange Nacht auf dem Strohlager in Kummer und Sorgen durchwacht hat und ſchaut endlich das lang erſehnte Licht wieder, — wie richtet ſich das gebeugte Gemüth in neuer Spannkraft auf; das Licht gemahnt ihn an das Erwachſen jeder Saat aus dem verweſenden Keime, an das Reifen jeder Frucht aus der verwelkenden Blüte, — an das Gedeihen jeder Mühe des Lebens, welche das Licht nicht zu ſcheuen hat; es mahnt ihn an des Lebens unerſchöpflichen Liebesquell, und die blaſſe Wange röthet ſich ihm wieder und in friſcher Hoffnung beginnt er das neue Tagewerk ſittlicher That. Das Licht tröſtet den Verkannten, daß, ob auch kurzſichtige Menſchen ſein Streben und Thun nicht zu würdigen wiſſen, doch ein allburchſchauendes Auge ſeinen Werth erblickt, — daß, gleichwie die Sonne Alles an den Tag bringt, ſo auch eine ewige Gerechtigkeit Wahrheit und Schein, Aechtes und Falſches ſondert. Das Licht mahnt den Dulder für der Menſchheit höchſte Güter, daß, gleichwie es die Nacht überwindet, ſo auch die Nacht der Lüge und des Unrechts nicht für lange beſtehen kann, daß

endlich gewiß der Tag hereinbricht, der das hehre Ziel der Menschheit allen Blicken enthüllt und alle Herzen durchflammt, ihm zuzustreben! Das iſt die Wonne, der Segen des Lichts!

Doch fühlt ihr, Freunde, auch das Gegentheil von all ſolchem Troſt und Segen, welchen die Lichteswonne dem gibt, der ſie genießen kann? Ach, weſſen Auge das ganze Leben lang jene eine große Nacht umhüllet, welche wir Blindheit nennen, dem blüht die Roſe, die Lilie nicht, dem grünt der Raſen, blaut der Himmel nicht, dem glüht kein Morgen- und kein Abendroth, kein Geſtirn geht ihm auf in funkelnder Pracht! — Er hat das Auge nicht zur Beherrſchung der Welt, nur zum Quell der Thräne. Tauſende neiden den Reichen um die Schätze, womit er geſegnet ward; doch ach, wenn er blind wird, wie gerne gäbe er ſie alle hin für den Beſitz des Lichts! Alle Güter der Erde, die prachtvollen Säle, die lieblichen Gärten, die Meiſterwerke der Kunſt, welche er ſein nennt, — ſie ſind für ihn, der ſie nicht ſchauen, ſich an ihnen nicht erfreuen kann, — ſo gut wie nicht vorhanden, als beſäße er ſie nicht. Wenn ich den Vater betrachte, der erblindet iſt, der ſeines Kindes theure Züge nicht erſchauen, ſich nicht erfreuen kann an des erwachſenden Lieblings entfalteter Schönheit; — wenn ich die wackre Hausfrau betrachte, die ein feindliches Geſchick Jahre lang von dem heißgeliebten Gatten getrennt, — nun kehrt er aus der Verbannung wieder, er ſinkt der Treuen endlich wieder an's Herz, er blickt ihr in's Auge, aus welchem ihm ſonſt ihre Liebe entgegenſtrahlte, in welchem er ſonſt ſein eigenes Bild wiederfand, — ſie betaſtet ſeine Stirn, ſeine Wangen, ſeinen Scheitel, ſie fühlt nur die tiefen Falten, die Narben der Wunden, welche ihm das Schickſal ſchlug, das dünngewordene Haar, ſie ſieht aber das alles nicht, denn ſie hat ſich um ihn blind geweint, — o da erfaßt mich bis in die Tiefen der Seele das Gefühl, was es heißt: blind zu ſein; da erſchüttert mich die ganze Heiligkeit des Unglücks, und ich möchte Alles, was ich an Freuden je empfand und je empfinden werde, hingeben, könnt' ich dafür dem Lichte nur wenige Tropfen aus ſeinem Ocean abkaufen, könnt' ich dieſe wenigen Tropfen auf den verſchloſſenen Kelch der Sehkraft träufeln, daß er ſich wieder öffne!

Ja, heilig iſt das Unglück! Das wußte Einer, deſſen Seele groß genug war, um das Unglück einer ganzen Menſchheit zu faſſen, Einer, deſſen Andenken ihr heilig geworden iſt, weil er, der größte Arzt aller Zeiten, ſein Leben aus Liebe hingab, um zu

helfen, zu heilen, nicht bloß das einzelne Leid und Gebrest, nein, das allgemeine, das zukünftige schon im Keim zu heilen durch das erlösende Licht! Es ist Jesus von Nazareth! Als Christus, als Urbild der Menscheit steht er vor uns, — in lichter Verklärung, und dennoch, weil eben voller Mensch, unserm Herzen so nah, durch alles Menschliche unauflöslich verbunden mit allen Menschen, — fortlebend als Christus dadurch, daß jeder von uns den erlösenden Lichtfunken aus seinem Wesen in das eigne tragen kann, bis all diese Funken sich wechselseits erfassen, verbinden und auflodern zur allumfassenden, rastlos neu und wechselseitig sich ergänzenden Liebesflamme der Allerlösung.

Heilig ist das Unglück! Das fühlte Jesus, wie hundertmal, so auch damals, als er, gefolgt von großer Volksmenge, auf dem Wege von Jericho gen Jerusalem an zwei Blinden vorüberging. Er vernahm den Ruf ihrer Sehnsucht nach dem Licht; er vermochte es nicht, an ihnen vorüber zu wandeln, ohne ihnen das Höchste und Beste zu geben, was er ihnen geben konnte, das Licht, — und er that's. Seliger, der du so beseligen, der du den Menschenbrüdern die verschlossenen Augen öffnen konntest; als Wunder erschienen deine Krankenheilungen, von denen in den Evangelien berichtet wird, wundergläubigen Geschlechtern der Vergangenheit; nicht so der Gegenwart! Du besaßest, das dünkt uns unzweifelhaft, höhere Heilkenntnisse als deine Zeitgenossen; es wohnte dir — wer könnte dies vom Standpunkt der heutigen Wissenschaft noch bezweifeln? — eine höhere persönliche Heilkraft inne. Unbegreiflicher Wunder bedarf es wahrlich weder zur Erklärung deiner Heilungen, noch zur Verklärung deines weltgeschichtlichen Berufes, da du die ewige, natürliche Wunderthätigkeit der Wahrheit und der Liebe eben für Alle begreiflich gemacht.

Treuer Freund aller Armen, milder Arzt aller Kranken, ein noch gewaltigeres Mitleid erfaßte dein Herz, wenn du die Unglücklichen alle gewahrtest, denen zwar nicht das leibliche, wohl aber das geistige Auge durch Blindheit verschlossen war, so daß sie die Wahrheit, dies Licht der Welt, nicht erschauen, daß sie an ihrer Herrlichkeit sich nicht erfreuen, daß sie sich nicht durch ihre Segenskraft zur Selbstständigkeit erheben konnten, — wenn du gewahrtest, wie sie sich an Führer hingaben, welche selbst von Eigennutz verblendet waren und jeden Geistesblinden, der sich von ihnen leiten ließ, auf schlimme Wege, in's Irrsal des Wahnes

und der Selbsterniedrigung brachten und nannten das Religion, und kleideten ihre Selbstsucht in den Mantel der Gottesmajestät, und verlangten im Namen Gottes die Entgeistung des Volkes, seinen Knechtdienst — als Gottesdienst! Wie blutete dir, edelster Menschenfreund, das Herz, wenn du sahst, wie Priester, Schriftlehrer und Pharisäer das Volk, welches sie nach schlauem Plan vom Vater zum Sohn und Kindeskind immer tiefer in Geistesnacht versenkt hatten, an den Fesseln des Aberglaubens und der todten Werkheiligkeit nach ihrer Willkür lenkten. „Blinde Führer der Blinden!“ so riefst du in deinem unsäglichen Schmerz, „wenn ein Blinder den andern führt, so fallen sie beide in die Grube.“ Ja, deine Vorschau erfüllte sich über deinem Volk und Vaterland! Der Tempel zu Jerusalem stürzte zusammen und begrub unter seinen Trümmern nicht blos Israels Volksselbstständigkeit, sondern auch das Hoheprieſterthum, welches das Volk blind gemacht. Es mußte den Fluch, den es dem Volk gesä't, für sich selber ärndten.

Unglücklich, wem Blindheit das leibliche Auge umhüllet! Und dennoch glücklich jener leiblich Blinde, welchem doch des Geistes Tag durch die Seele leuchtet! Der ehrwürdige blinde Freund kann mein Antlitz nicht schauen und dennoch kennet er mich bis in die Tiefe meiner Seele hinein; die Sonne, die ich des Tages, und die Sterne, die ich des Nachts bewundernd aufflammen sehe, gehen ihm nicht auf und nieder, aber in sich selber hat er eine Sonne, die ihm leuchtet, die des Bewußtseins, die der Wissenschaft, der Bildung; in sich selbst trägt er den Himmel mit allen jenen Sternen, welche den Menschen ihre Bahnen weisen, und das sind all ihre ewigen Ideen. Ich drücke meines blinden Freundes Hand, und er versteht mich; — wir sprechen, und das Wort, das von Seele zu Seele dringt, es wird ihm zum Licht.

Doch Blinde gibt es mit offenen leiblichen Augen, und diese allein sind wahrhaftig unglücklich, — die innerlich Blinden! Die Wahrheit flammt auf vor Tausenden und diese allein schauen sie nicht, dürfen sie nicht schauen! Das war nun die große Sendung Dessen, welchen wir Welterlöser nennen, diese innerlich Blinden zu heilen, von ihnen zu nehmen das, was körperlich Blinden bloß Unglück ist, was aber ihnen, ohne eigne Schuld, zum Fluche wird, die Geistesnacht! „Es werde Licht!“ so sprach Jesus Christus in wahrhaft göttlicher Schöpferfreude; „es

werde Licht!“ so sprach er zu seinem Volk, zu allen Völkern! Durch seinen Liebestod wollte er der ganzen Menschheit das Licht des neuen Welttages entzünden, die klare Offenbarung ihrer nie stillestehenden, ewig fortschreitenden Selbsterlösung und die Gesetze, nach welchen diese vollbracht werden kann. Das Morgenroth des neuen Welttages, der über der gleichberechtigten und durch wechselseitige Hingebung zur Allveredlung, Alleinigung, Allbrüderlichkeit sich vollendenden Menschheit aufgehen soll, das Morgenroth dieses neuen Welttages, dem auch unsere Herzen ahnungsvoll in Wonneschauern entgegenschlagen, umflammte auf Golgathas Höhen Jesu, des Christus, sinkendes Haupt, sein brechendes Auge, sein Herz im letzten Liebesschlag. Aber das Priesterthum stand an dem Kreuze, an welchem es den erhöht, der da gesprochen: es werde Licht; und das Priesterthum sprach: „Es werde Nacht!“ Und das Priesterthum verwandelte sich, sobald es einsah, daß es als jüdisch-heidnisches untergehen mußte, in ein christliches, es that von sich das Brustschild Aarons und bekleidete sich mit dem Bischofsmantel, es setzte sich die dreifache Krone auf's Haupt; es bezeichnete sich mit dem Kreuze und nahm den Hirtenstab in die Hand; aber das Kreuz, an welchem Christus das Auge geschlossen, um durch das Beispiel eines Liebestodes die Menschheit zu befreien, sollte dem Priesterthume zum Zeichen einer neuen Weltherrschaft, der Hirtenstab sollte ihm zum Scepter und Schwerte werden. Das Priesterthum übersiedelte sich von Jerusalem nach Rom, und von den Zinnen des Vatikans rief es: „Die Welt ist mein und Nacht soll sie bedecken!“ Der demüthige Menschenfreund, welcher sein Kreuz auf die Schädelstätte geschleppt, hatte die Blinden geheilt und ihnen die Wonne des Lichts wiedergegeben; — die stolzen Männer, welche sich seine Stellvertreter nannten, verbreiteten Blindheit über die Welt. Im Namen Dessen, welcher das Licht der Wahrheit gebracht, welcher verheißen: „Ihr werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen“, verlangten seine angeblichen Stellvertreter blinden Glauben; im Namen Dessen, der die Menschen zur sonnigen klaren Freiheit und Menschenwürde erlösen und dadurch schon hier beseligen gewollt, verlangten sie blinden Gehorsam, verlangten sie die Aufhebung aller Selbstständigkeit, alles Erdenglückes, und verhießen dafür selige Genüsse im dunklen Jenseits. Sie verlangten nicht blos diese völlige Selbstentäußerung, sie handelten auch nach tausendjährigem

unwandelbarem Plan, um die Völker von Geſchlecht zu Geſchlecht immer mehr der Geiſtes-Sehkraft zu berauben, ſie geiſtig blind zu machen, damit auch jede Fähigkeit, das neue Prieſterjoch abzuſchütteln, vernichtet werde. Ach und die Völker wurden auch blind gemacht und ſie ſollten in der Blindheit erhalten werden.

Wohl flammten in dieſer großen Völkernacht, welche wir das Mittelalter nennen, zuweilen einzelne gewaltige Feuerzeichen auf; das waren die Männer, in deren Herzen die heilige Liebesflamme loderte, das waren die Geiſter, welche das Morgenroth des neuen Welttages in ſich trugen; das waren die ächten Schüler des treuen Arztes, welcher den Blinden die Augen geöffnet. Sie empfanden den ganzen Fluch der Nacht, der Menſchheit unſägliches Weh, ihre entſetzliche Gottentfremdung, den ganzen Abgrund ihrer Erniedrigung. Und die Liebe, die göttliche, ließ ſie nicht raſten; ſie glaubten wahrhaft an Chriſtus; ihnen, einem Huß, einem Savonarola, war Chriſtus nicht jener Moloch, welchen die Inquiſition aus ihm gemacht, nicht der Flammengott, der Menſchenleben zum ſüßduftenden Opfer verlangte, ſondern der milde Welterleuchter, der Weltheiland, der Welterlöſer; darum thaten jene Männer, wie Chriſtus geſprochen: (Joh. XIV. 12) „Wer an mich glaubt, der wird auch die Werke thun, welche ich thue.“ Sie begannen ſein Werk, das der Erlöſung von der Nacht der Blindheit zum Licht der klaren Gott- und Welterkenntniß, von der Nacht des Glaubenshaſſes zum Licht der Bruderliebe; ſie begannen den Völkern die Augen zu öffnen. Aber ihr Loos war daſſelbe, welches ihn, den Meiſter, getroffen; zum Lohn der Treue mußte Nacht ſie ſelber umfangen; es war die Nacht der Kerker, war des Todes Nacht.

Jene große mittelalterliche Völkernacht aber, in welcher der Menſch den Menſchen nicht kannte, jene Nacht der Geiſtesblindheit — breitet ſie ihre Schatten und Schrecken nicht auch noch über die Gegenwart hin? Iſt nicht auch heute noch das Prieſterthum jener Blindenführer, von welchem Chriſtus geſprochen? Wird nicht heute noch die Religion, die Religion eben Deſſen, welcher alle Menſchen geiſtig ſehend machen wollte, dazu als Vorwand mißbraucht, um immer mehr geiſtig blind zu machen, und jene, deren Sehkraft bereits planmäßig abgeſchwächt worden iſt, in der Geiſtesblindheit zu erhalten? Wird nicht heute noch das göttliche Licht der Vernunft als verderblich, und ihre ausſtrahlende Thätigkeit,

das freie Selbſtdenken, als Sünde verdammt? Wuchert nicht heute noch der alte Fluch der Nacht, der Glaubenshaß, tauſendfältig empor? Zerſtört er nicht heute noch den Frieden der Familie und der bürgerlichen Geſellſchaft? Verwandelt er nicht heute noch Brüder, die ſich lieben ſollten, in Feinde, welche in jedem Augenblick bereit ſind, Alle von ihren Führern ihnen als verworfen bezeichneten zu vertilgen? Verwandelt er nicht heute noch die Erde, welche durch des Lichtes Segenskraft zum Gottesreiche erblühen, zum Heiligthume der Gerechtigkeit und des Friedens, zum Tempel der freien Tugend und der Menſchlichkeit werden ſoll, in die wahre Hölle? Ach, aus den Tiefen dieſer Erdenhölle ſchallt der Zeter der Verdammung herauf über Gleichberechtigte, wenn ſie ihr Menſchenrecht des freien Denkens und Glaubens üben, ſchallt der Schrei der Selbſtſucht, ſchallt der Verzweiflungsruf der Gefallenen, welche da fallen mußten in Sünde und Verbrechen, welche in den verlorenſten Abgrund der Entmenſchung hinabſtürzen mußten, weil ſie, der geiſtigen Sehkraft beraubt, von Kindheit an unfähig waren und blieben, die ewigen Grundgedanken der Menſchheit, die lebendigen Pfeiler der ſittlichen Weltordnung zu erkennen, die Menſchenwürde in ihrer Heiligkeit zu erfaſſen und an ſich und Andern zu achten! Ja, dieſe Hölle der Entſittlichung, welche wir leider noch heutzutage mitten unter uns haben — ſie iſt die nothwendige Folge der Geiſtesblindheit, und das Wehe, welches über dieſe Hölle der Entſittlichung gerufen wird, — nicht etwa der einzelne arme Blinde, der da Gott zu dienen wähnt, wenn er ſeinen Bruder als Ketzer haßt und verfolgt, nicht er, ſondern der hat es vor Gott und der Menſchheit zu verantworten, der ihn blind gemacht, der ihn blind erhalten hat!

Doch horch! mich dünkt: auch in der Gegenwart tönet außer jenen Schreien aus den Tiefen auch noch ein andrer Laut an die Herzen! Nahe an den großen Heerſtraßen, auf welchen die Wiſſenſchaft ihre reichen Güter durch die Länder der Welt verfrachtet, ſtehen armſelige Hütten und aus ihnen tönet der Ruf an den Meſſias, der da wiederkommen ſoll, um ſeine Sendung zu vollenden: „Erbarme dich unſer“, und auf dieſen Heerſtraßen wandeln, wie gedrückte Bettler neben den koſtbaren Waarenzügen der Wiſſenſchaft, ſo viele Tauſende, welche denſelben Ruf erheben, wie einſt jene zwei armen Blinden zu Chriſtus. Wie der dürſtende, mattgehetzte Hirſch nach dem kühlen Born, wie das Kind nach der Mutterbruſt, ſo ſeh-

nen ſich Tauſende unſres Volks nach Licht, nach Geiſteslicht. Und in dieſer Sehnſucht liegt eine Fülle von Troſt. — O, wie unſäglich viel des Verderbens auch die Geiſtesnacht ſchon über unſer Volk gebracht hat, — ſein Kern iſt doch noch geſund; da es das Bedürfniß nach Licht hat, ſo iſt es auch noch fähig, ſich zu verjüngen zu neuem edleren Leben; es bedarf zu ſeiner Wiedergeburt nur des Lichts. Seit Jahrhunderten hatte das Prieſterthum ihm die Fackel geboten; aber was ſoll die Fackel in des Blinden Hand? Er ſchleudert ſie nicht blos willenlos in das Reiſig des Scheiterhaufens, welchen ſeine Feinde um ſeine Erlöſer aufſchichten; er ſchleudert ſie auch in das eigne Haus. Das Licht der Sonne, die das Leben ſchafft, muß ihm werden, ſtatt der Fackel, die den Tod und die Verwüſtung bringt; — das milde heilige Licht der Wahrheit muß ihm werden, ſtatt der wilden verheerenden Flamme des Fanatismus! Oeffnet dem Blinden die Augen, — ſo gebt ihr ihm das Licht; öffnet ihm die Augen, ſo öffnet ihr ihm auch die Kerker der Entſittlichung, ſo öffnet ihr auch ihm den Weg aus der Hölle in den Himmel.

O, es iſt ein groſſer Troſt für die Menſchheit, daß in unſerem deutſchen Volk noch jener Ruf nach Licht ertönt! Daß unſer Volk in der Mehrzahl ſich von den Blindenführern die Fackel nicht mehr in die Hand drücken laſſen will, welche Huſſens Scheiterhaufen entzündet! Aber — ſo trefflich iſt es noch geblieben trotz aller vielhundertjähriger Anläufe, es in Grund und Boden hinein zu verderben — es will auch nicht die Rachefackel ergreifen, um ſie wider Jene zu ſchleudern, welche ſeine Väter elend gemacht und noch jetzt ſo viele der Brüder elend machen. Nein, es überläßt der Selbſtzerſtörung, der Verwitterung des alten Prieſterthums, welche bereits begonnen hat, ihren Verlauf. Seine ſchöpferiſche Freude, in der es die Religion auferbaut, würde unſer edles Volk entweihen, wenn es die Hand erhübe, um bloß Rache zu nehmen; es kann dem Geiſt getroſt das Gericht überlaſſen; er hat es begonnen und wird es vollſtrecken! Das deutſche Volk, welches zuerſt das Chriſtenthum ſelbſt in jenen Hüllen,, worin es faſt unkenntlich geworden war, als ſein Heiligthum begrüßt und ſein Herz ihm zum Tempel geöffnet hat, es will jetzt, da es jene fremden prieſterlichen Hüllen vom Chriſtenthum abgelöst, nichts als ſein theures Recht auf daſſelbe, und nichts als Gerechtigkeit endlich für ſich ſelbſt, und dieſe will es ſich durch eigene Kraft erringen; es ver-

langt nichts als Licht! Es will ſtatt des Aberglaubens der entſchwundenen Jahrhunderte, den es nicht mehr ertragen kann, nicht einen Unglauben, nicht eine neue Nacht ſtatt der alten; — nein es will die Religion, für welche es ſo namenlos gelitten hat, für welche es faſt zum Bettler geworden iſt, es will ſie endlich in lichter Klarheit; ja, es will ſie nicht als Sondereigenthum engherzig für ſich allein, nein als allumfaſſende Religion der Menſchlichkeit will unſer Volk ſie, einen heiligen Gemeinſchatz, allzugänglich machen, und in ſeinem beſcheidenen Stolz verlangt es dabei für ſich ſelbſt keine andere Ehre, als die, daß die Geſchichte dieſe ſeine That als eine deutſche verzeichne.

Das iſt das Verlangen unſeres deutſchen Volks in ſeiner Mehrheit, welche längſt durch die wohlthuende Wärme, die von dem Licht ausgeht, erweckt und zur Sehnſucht bewegt worden iſt, das Licht auch zu ſchauen.

Ihr fraget mich wohl, meine Freunde: „Weßhalb redeſt du dies zu uns? Wir — ſind ja von der Blindheit, die uns einſt umfing, geheilt! Wir — ſchauen ja das Licht, nach welchem wir uns ſo lang geſehnt!“

Ich ſpreche dies zu euch eben deßhalb, weil ihr ſelber das Licht ſchauet und an ſeinem Segen euch erfreut! Ich ſpreche dies zu euch, weil ihr, wenn auch bereits die Mehrheit unſeres Volkes die Nothwendigkeit des Lichts und das Verlangen aus der Nacht zum Licht, aus der Blindheit zum Sehen zu gelangen, begriffen hat und ausſpricht, — weil ihr doch immer nur noch die Minderheit ſeid, welche jenes Verlangen durch die That verwirklicht, und weil euere Aufgabe damit nicht geſchloſſen iſt, daß ihr für euch allein den Segen des Lichtes genießet, weil über euch eine hehre heilige Pflicht, wie ein mahnender Engel des Ewigen, ſchwebt! Als ihr die Ketten zerriſſet, welche euch an das Prieſterthum feſſelten, als euer Auge zum erſtenmal aus der langen Nacht, worin wir alle geſchmachtet, in's Licht ſchaute, in's Licht der Wahrheit, welches das Licht der Liebe iſt, — da vernehmt ihr den Ruf des Chriſtus, des Welterlöſers: „Wer an mich glaubt, der wird auch die Werke thun, die ich thue.“ — Wohlan, die Zeit iſt da, ſeine Werke zu thun, die Werke des Lichts! Nicht kann Jeder von uns dem leiblich Blinden zum helfenden Arzt werden, wie einſt Jeſus, — aber ſeine größere That, die ächte

Christusthat können wir alle vollbringen, nämlich: den Geistesblinden die Augen zu öffnen und das Licht zu geben! Das Christuswerk bleibt die Erlösung; dieses Christuswerk haben wir zu thun. Die Erlösung der Brüder zum Licht, und durch das Licht die geistige und sittliche Verjüngung der Menschheit, — das ist der höchste Zweck der gewaltigen Geistesbewegung, welche unser Volk ergriffen hat. Uns darf es nicht genügen, daß wir Einzelne geistig sehend geworden sind; nein, mit dem wonnigen Segen des Lichts, der uns zu Theil ward, ist uns auch die süße Pflicht, ist uns der Beruf geworden, ihn Andern wieder zu geben, das Licht der Wahrheit immer mehr auszubreiten.

Wie Christus als Wanderarzt das Land durchzogen, um die Augen den Blinden zu öffnen, um die Nacht der Geister, der Seelen zu erhellen, so lasset auch uns die Wanderschaft zur Blindenheilung antreten von Haus zu Haus. Das Licht der Aufklärung, das Licht der allgemein menschlichen Bildung laßt uns allen Jenen bringen, welche daran noch darben, daß sie — statt der Traumeswelt, in welcher sie bisher befangen waren und den festen sittlichen Boden nicht finden konnten, — des Menschendaseins wahren Zweck, die wirkliche Welt, vom Gottesodem durchrauscht, die ewigen Grundgedanken, von denen das Leben bewegt wird, die Gesetze der sittlichen Welt in lichter Herrlichkeit erschauen. Nicht kann und darf dieß so gemeint sein, als sollten wir das, was wir für Wahrheit auf religiösem Gebiete halten, als sollten wir unseren Glauben unseren Brüdern aufdrängen; — das nicht! Aber das Licht der Wissenschaften, der Geschichte, der Naturkunde, welches uns geworden, — das sollen wir ihnen liebend mittheilen; dem lebendigen Wort der Belehrung soll der Umgang, der so oft noch durch leidenschaftlichen Zank und Streit über Glaubensrichtungen entwürdigt wird, dienen; das Buch, das uns selbst zur Geistesleuchte geworden, wir sollen es dem Bruder bieten, aus dessen Seele der Sehnsuchtsruf nach Licht in unsere Seele tönt! Und öffnet sich sein Auge, berührt von der Heilkraft der Wissenschaft, dem Licht der Wahrheit, dann laßt uns getrost vertrauen dem Wort: „daß die Wahrheit den frei macht, der sie erkennt!“ Das ist ihr mächtiger Segen, daß sie nicht auf halbem Wege stehen bleibt; wer auf einem Gebiet des menschlichen Erkennens nur einmal Licht gefunden, den läßt es nicht ruhn, bis er's endlich auf allen gefunden. Fördern wir ächte Volksbildung, und seien wir gewiß: jener blinde Glaube kann

von ihr nicht lange bestehen, der den Glaubenshaß, den Fanatismus erzeugt. Fördern wir ächte Volksbildung, und seitn wir gewiß: wir fördern auch Volkssittlichkeit!

Vor dem Fluch des Geisterblindens aber, welchem unausbleiblich der Fluch der Entsittlichung folgt, laßt uns zunächst die Kinder bewahren! — Väter und Mütter, wenn eure Kinder euch heilig sind, o so schützet sie mit aller eurer Treue vor den Mächten der Finsterniß, die den Kampf jetzt auf's Neue beginnen, den alten Kampf um die Herrschaft der Welt! Wenn wir einen unglücklichen Menschenbruder finden, welchen jener Fluch der Entsittlichung berührt hat, o lasset uns nicht vor ihm zurückschrecken, ihn nicht von uns stoßen! Seht: er ist verblendet! Nur ein Verblendeter kann ja das Kleinod seiner Menschenwürde für eitle Lust der Sinne hinwerfen! Darum laßt uns ihn erfassen mit der Hand der Treue und diesen ärmsten aller Blinden vom Abgrund des Verderbens zurückhalten! Laßt uns ihm die Augen öffnen, auf daß er sein bestes Theil, seinen kostbarsten Schatz im göttlichen Lichte erkenne; o dann wird er die Menschenwürde auch heilig achten lernen an sich und an jedem Andern! Die Nacht der Selbstsucht aber, das ist die entsetzlichste Blindheit, von ihr laßt uns immer mehr die Menschen heilen! O, wenn es uns gelingt, einen Bruder von der Geistesblindheit zu heilen, dann wird das Licht der Wahrheit sofort auch als heilige Liebesflamme sein Herz durchwehen, wie es das unsere bereits durchglühte, und von Herz zu Herz wird diese Flamme dann immer weiter greifend, endlich Alles erfassend, Alles begeisternd, Alles läuternd und weihend, als Opferflamme der Menschlichkeit hoch aufschlagen. So wird endlich unser ganzes Volk, sehend geworden, durch des Lichtes Kraft verjüngt und befähigt, der große Wanderarzt zu werden, der da, wo ein Glied der unendlichen Gottesfamilie, ein anderes Volk, noch in Geistesblindheit schmachtet, zu ihm tritt und es heilt. Das ist der Beruf unseres Volks, den es aber nur dann erfüllen kann, wenn wir Einzelne unseren denselben Beruf im Kleinen erfüllen. — Wenn aber unser Volk ihn im Großen erfüllt, o dann wird aus dem hellen Auge der verjüngten Menschheit der Himmel strahlen und die Welterlösung zur Liebe durch's Licht wird vollbracht.

Durch Licht zur Liebe! Durch Licht und Liebe neues, schöneres, ächtes Leben! Licht, Liebe, Leben soll unser Wahlspruch sein! Amen.

Die Taufe.

Die Taufe.

(Matthäus VI. 1—17).

Brüder und Schweſtern!

Der Geiſt der Wahrheit und der Liebe erfülle uns und gebe uns Frieden!

Wir wollen heute einem bedeutungsvollen Brauche, welchen die chriſtliche Kirche in allen Jahrhunderten gefeiert hat, unſre Betrachtung widmen, nämlich der Taufe. Sie erſcheint uns als das ſinnbildliche Zeichen der Weihe zum Gottesreiche, der Aufnahme in daſſelbe, und ſomit gleichſam als der eigentliche Anfang des geiſtigen Lebens darin, deſſen Blüte uns aus dem Kelch des Abendmahls entgegenduftet.

Laſſet uns denn heute zuerſt die Bedeutung der Taufe, welche Johannes vollzog, dann die beſondere Beziehung Jeſu dazu, hierauf die Einführung der Taufe in der chriſtlichen Kirche oder vielmehr die Begründung der chriſtlichen Kirche auf die Taufe, und endlich die Bedeutung der Taufe in ſittlich religiöſer Hinſicht für uns ins Auge faſſen.

Um die vorgeleſene bibliſche Erzählung von der Taufe des Johannes vollſtändig begreifen und richtig würdigen zu können, müſſen wir das, was in jener Erzählung erwieſene geſchichtliche Wahrheit iſt, mit prüfenden Blicken ſondern von der dichteriſchen Auffaſſung und Sage.

Erwieſene geſchichtliche Wahrheit iſt darin das Auftreten des ernſten Bußpredigers Johannes, die gewaltige Macht ſeiner Rede über das Volk, das ihm zuſtrebte, und die bedeutſame Weihehandlung, welche er vornahm. Was uns das Evangelium über die Perſönlichkeit des Täufers Johannes berichtet, das meldet uns auch übereinſtimmend der jüdiſche Geſchichtſchreiber Flavius Joſephus, welcher zur Zeit der Eroberung Jeruſalems lebte und ein höchſt ſchätzbares Werk über die Geſchichte ſeines Volks hinterlaſſen hat.

In den Tagen des Herodes hatte ſich bei dem armen, unterdrückten Volke Iſrael die Erwartung eines Meſſias im höchſten Grade

gesteigert; so unerträglich waren die öffentlichen Zustände damals geworden, daß man die Rettung und Erlösung davon bereits ganz nahe bevorstehend glaubte. Von einem Tag zum andern hoffte das unglückliche, unter dem eisernen Joch der Römerherrschaft und des gehaßten Herodes schmachtende Volk, — von einem Tag zum andern hoffte es in heißer Ungeduld: endlich, endlich müsse der verheißene Erlöser, der Messias, im lichten Glanze seiner Herrlichkeit erscheinen, ein gewaltiger Geistesheld, wie Moses, der sein Volk aus Aegyptens Knechtschaft gerettet und des Pharao Heer mit Roß und Wagen im Schilfmeer begraben; mehr als ein gewöhnlicher Mensch, von himmlischer Abkunft würde er sein und das Haus Davids von Neuem aufrichten; — so dachte man von ihm. Die alten persischen Religionsvorstellungen, welche die Juden in Babylon kennen gelernt, von dem Welterlöser Sosiosch, der am Ende der Tage plötzlich auf weißem Rosse daherkommen, die bösen Geister und den Tod überwinden, die Todten wieder beleben und über Lebende und Todte Gericht halten werde, — diese persischen Vorstellungen hatte das Volk unwillkürlich auf das von den Propheten geschilderte Messiasbild übertragen; und so entstand denn der Volksglaube: wenn die Juden das Gesetz halten würden, dann werde der Messias stolz zu Rosse, wenn aber nicht, dann werde er in Knechtsgestalt und auf einem Esel reitend erscheinen.

Die Nähe des Messias und seines Reiches verkündigte nun Johannes dem jüdischen Volke. Und was verstand er unter dem himmlischen Reiche? Er verstand darunter Befreiung Israels von der Oberherrschaft Roms, von der Macht des Herodes, und Errichtung jener Weltmonarchie Israels, welche die Propheten verheißen hatten. Deßhalb ließ denn auch Herodes den kühnen einflußreichen Mann, den Johannes, welcher dies verkündigte und das Volk dazu aufrief, gar bald verhaften und heimlich hinrichten. Aus jener Vorstellung nun, daß das Auftreten des Messias in weltlicher Herrlichkeit von der Frömmigkeit des Volkes abhänge, — können wir uns erklären, weßhalb Johannes das Volk zur Sinnesänderung, zur Buße aufforderte; darum sprach er: „Thuet Buße, denn das Himmelreich, d. h. das Messiasreich, ist nahe herbeigekommen".

Weßhalb aber verlangte Johannes die Taufe? „Auf Buße hin", so sprach er selbst; als sinnbildliches Zeichen der Buße, der Reinigung der Seele, der sittlichen Wiederge-

burt, wählte er die feierliche körperliche Reinigung. Diese Vorstellung war schon durch die Propheten volksthümlich geworden. So heißt es bei Jesaia (1, 16): „Waschet, reiniget euch, thut euer böses Wesen von meinen Augen", und bei Ezechiel (36, 25): „Ich will reines Wasser über euch sprengen, daß ihr rein werdet", und bei Sacharja (13, 1): „Zu der Zeit (nämlich zur messianischen) wird das Haus David einen offenen Born haben gegen die Sünde und Unreinigkeit". Die Taufe, welche Johannes vornahm, hatte also die Bedeutung der Einweihung zum erwarteten himmlischen, d. h. messianischen Reich.

Den Messias selbst schilderte nun Johannes ganz in der volksthümlichen Vorstellung als einen Gewaltigen, der da die Feinde und Unterdrücker Israels vollständig vernichten werde, wie jener persische Erlöser die Bösen; deßhalb stellte Johannes den Messias dar als den, der da seine Tenne, das Land, rein mache, der da den Waizen, d. h. die Frommen und Gerechten, sammle, — die Spreu aber d. h. die Feinde, vernichte. Mit Geist und Feuer wird der Messias taufen, so sprach Johannes; und auch diese Vorstellung war eine altvolksthümliche; denn schon der Prophet Joel hatte die Taufe mit dem heil. Geist durch den Messias in den Worten (3, 1) geweissagt: „Alsdann werde ich meinen Geist ausgießen über alles Fleisch", und der Prophet Maleachi hatte (4, 1) von dem „großen Tage der Zukunft gesprochen, wo der Herr sein wird wie das Feuer eines Goldschmieds und die Kinder Levi reinigen und läutern wird, wie Gold und Silber".

Soweit also finden wir in der biblischen Erzählung durchaus geschichtliche Wahrheit.

Wenn wir nun aber weiter lesen, daß sich bei der Taufe Jesu durch Johannes der Himmel geöffnet, daß eine Stimme aus demselben erschollen sei und daß sich Gottes Geist in Taubengestalt niedergesenkt habe, so können wir dies nicht als wörtlich wahr, sondern als die schönen sinnvollen Bilder betrachten, in welchen die spätere Auffassung ein bedeutungsvolles Ereigniß im Leben Jesu gleichsam verklärt anschaute! Belehrt uns doch die Wissenschaft, daß der Himmel, zu dem wir hinanblicken, nur scheinbar ein festes Gewölbe bildet, daß in der Wirklichkeit Myriaden von Welten, größer als die, welche wir bewohnen, nach ewigen Gesetzen in der Unermeßlichkeit des Raums sich bewegen,

— daß der Geist, als unkörperliches Wesen, nicht tönen, nicht als sichtbar, als Taube erscheinen kann. Es ist die Sprache der dichterischen Begeisterung, in welcher der fromme Glaube die tiefsten, wunderbarsten, wahrsten Ahnungen von dem weltgeschichtlichen Beruf Jesu Christi, von seiner Gotterfülltheit, der Offenbarung jenes neuen Bundes zwischen Gottheit und Menschheit, einkleidete, der da den Frieden auf Erden bringe, wie jene Taube einst das Sinnbild des Friedens, den Oelzweig, gebracht.

Betrachten wir nun die Beziehung Jesu zu Johannes und zur Taufe!

Gerade in der Zeit, als die Erwartung des Messias aufs Höchste gestiegen war und das ganze Volksleben auf gewaltigste bewegte, trat Jesus von Nazareth auf, die schöne Seele voll des innigsten Gefühles für sein unglückliches Volk, voll des heiligsten Eifers für die Wahrheit und gegen die Herrschaft der scheinheiligen, gleißnerischen Priester und Pharisäer, welche dem betrogenen Volke Werkheiligkeit, Aberglauben und Glaubenshaß für Religion gaben, welche das Volk verführten und ausbeuteten, statt es zu belehren und glücklicher zu machen! Jesu hohes, edles Gemüth durchleuchtete das Bewußtsein des herrlichen Berufes, der ihm geworden, als wandernder Lehrer und helfender Arzt, der Freund aller Armen, der Tröster aller Betrübten, das Geisteslicht aller in Finsterniß Schmachtenden zu werden. Da vernahm er von dem Täufer Johannes, der in der Wüste die Nähe des Messiasreiches predige, da begab er sich zu ihm, da empfing auch er die Taufe von demselben als Einweihung zu dem so nahe erwarteten himmlischen Reiche; da durchflammte aber Jesu Gemüth der erhabene Gedanke: „Nicht von außen kommt das ersehnte himmlische Reich; nicht eine weltliche Herrlichkeit ist es, sondern die innere Wiedergeburt des Volkes; nicht von der fremden Macht, sondern von der viel verderblicheren des Priesterthums, des Pharisäerthums müsse das Volk sich losreißen, geistig frei müsse es werden, sittlich müsse es sich verjüngen, um wahrhaft und vollkommen selbstständig zu werden! Nicht eine Weltmonarchie Israels, sondern ein allgemeines Gottesreich, ein alle Menschen aller Völker und Sprachen umfassender Brüderbund der Tugend und der Liebe, das ist die ächte Bedeutung aller Messiashoffnungen!“ So faßte Jesus sie auf, und — in sich selbst empfand er den Beruf, in solchem höheren Sinne ein Messias, ein Er-

löser und Retter seines Volkes und aller Menschen zu werden. Als solchen bekannte er sich denn selbst offen, als solcher trat er denn auch dem größten, verderblichsten Feind seines Volkes, der Priestermacht, in göttlichschöner Begeisterung, in heiligem Zorn, als erhabener Geisteshelb gegenüber; als solcher hielt er, eingedenk jenes jüdischen Volksglaubens und der Weissagung Sacharja's, nicht auf stolzem Rosse, sondern demüthig auf der Eselin reitend, seinen Einzug in Jerusalem. Für den Messias, aber freilich nur für den jüdischen Volksretter, hielten ihn denn auch seine Jünger; noch war ihnen die höhere Bedeutung seines Berufs als Weltmessias nicht klar. Als Jesus, ein Opfer seines reinen Strebens für Wahrheit und Liebe, am Kreuze erhöht worden war, konnte ihn der fromme Glaube nicht für todt, nicht für der Verwesung verfallen halten; er begrüßte ihn als wunderbar vom Tode auferweckt und sah in der Auferstehung die Bestätigung dafür, daß er der außerordentliche Gottesgesandte, der Messias sei. Dieser Glaube der Jünger, daß Jesus wirklich der Messias, der Christus sei, wurde für sie zur Grundlage einer neuen Religion und der Christus wurde ihnen zum lebendigen Mittelpunkt dieser neuen Religion. Da sie innig glaubten, daß Jesus der verheißene Messias oder Christus Israels sei, so bezogen sie auf seine Person auch alle Weissagungen der alten Propheten, von welchen sie sich überzeugt hielten, daß sie an ihm erfüllet worden seien; so sahen sie z. B. an Jesus die Worte des Jesaia (42, 1) erfüllt: „Siehe, das ist mein Auserwählter, an welchem meine Seele Wohlgefallen hat.“ Aller wunderbare Strahlenglanz, der aus den Ueberlieferungen des alten Bundes von den Häuptern der großen Volksmänner, eines Moses, eines Elias, herüberleuchtete, umfloß verklärend des Meisters Lichtgestalt, umfloß sein überirdisches Messiasbild. Und als nun die Jünger an jenem Pfingstfeste einmüthig versammelt waren, und tief erschüttert, voll glühender Begeisterung, von den gewaltigen Stürmen umbraust, von den zuckenden Wetterflammen umleuchtet, ihres Meisters voll heißer Inbrunst gedachten, da trat Petrus auf, der zuerst mit felsenfestem Vertrauen seine Ueberzeugung bekannt hatte, daß Jesus von Nazareth der verheißene Messias sei; und jetzt verkündigte Petrus mit hehrem Muth Tausenden den Sieg des Gekreuzigten über den Tod als die Bürgschaft, daß alle Messiashoffnungen erfüllt seien in dem zum Vater Heimgegangenen; er verkündigte diesen Glauben an Jesus, den Christus, als den

Glauben, der für Israel Heil und Rettung bringe, der Israel mit Gott versöhnt habe. Und Petrus gedachte, daß die Taufe schon von Johannes als sinnbildliches Zeichen der Einweihung zum Reiche des Messias vorgenommen worden war, verbunden mit dem Begriffe der Buße, der Sinnesänderung, der geistigen Wiedergeburt, welche als Bedingungen zur Aufnahme in das Messiasreich erforderlich waren. Darum forderte Petrus das Volk nicht blos auf, zu bekennen, daß Jesus der Messias sei, sondern auch, daß es sich auf den Namen des Messias oder des Christus, d. h. des Gesalbten, taufen lasse, zur Vergebung der Sünden, daß es sich öffentlich durch diesen feierlichen Weihebrauch aufnehmen lasse in das neue Messiasreich. Das war der Gründungstag der Christuskirche. Aber noch hielten die Jünger, befangen in der altvolksthümlichen Vorstellung, Jesum nur für den Messias Israels.

Erst der große Paulus faßte den erhabenen Plan Jesu im ganzen Umfang; erst Paulus begriff, daß Jesus mehr als bloß Israels Messias, daß er der Messias der Menschheit sein gewollt; Paulus lehrte, daß das messianische Heil nicht blos für die Juden, sondern auch für die Heiden bestimmt sei; und so legte Paulus den Grund dazu, daß das Evangelium Jesu, die frohe Botschaft des Gottesreiches zur allumfassenden, zur Weltreligion werden konnte. Dadurch steht Paulus so groß, so wichtig, so bedeutsam da in der Geschichte des Christenthums. Auf seiner Wirksamkeit; der unermüdlichen, beruht die christliche Kirche als Weltkirche. Von nun an war die Taufe nicht mehr bloß das sinnbildliche Zeichen der Aufnahme in das Reich des Messias für Israel, sondern der Aufnahme in den allgemeinen Menschenbrüderbund, in das für alle Menschen, alle Völker ohne Unterschied von Jesu gestiftete Gottesreich auf Erden, das da durchweht ist vom heiligen Geiste der Wahrheit und überstrahlt von der ewigen Sonne der Liebe. Von nun an galt die Taufe als das sinnbildliche Zeichen der geistigen Wiedergeburt aus dem Tode der Selbstsucht und der Sünde zum neuen ewigen Leben in der Liebe und der Gottinnigkeit und Heiligkeit, gleichwie das Abendmahl so recht eigentlich der Herzschlag dieses ächthimmlischen Liebeslebens, der Ausdruck der freien Hingebung des Einzellebens an und für alle Brüder war und ist und sein soll.

Wohl ist diese Grundbedeutung der Taufe, so wenig wie die des Abendmahles, im Lauf der Zeiten stets im klaren Verständniß geblieben; es haben sich vielmehr andere fremdartige Vorstellungen um dieselbe angelagert. In Folge der Erbsündenlehre erachtete man die Taufe als ein geheimnißvolles Gnadenmittel, das unbedingt nothwendig sei zur Reinigung des Menschen, ja schon des Kindes, von der Erbsünde, als nothwendig zur Befreiung desselben von der Macht des ihm vermeintlich inwohnenden bösen Geistes; und so wurde nun der Taufe eine geheimnißvoll übernatürliche Kraft zugeschrieben, und dem Taufwasser sogar, welches mit eigenen Machtsprüchen beschworen wurde, legte man eine zauberische, schützende, vor dem Einfluß des Bösen bewahrende Wirkung bei; man taufte, da nun einmal diese Vorstellung herrschend geworden war, vom 10. Jahrhundert auch leblose Gegenstände, wie Fahnen, Kreuze, Glocken.

Wir, m. Fr., können dieser späteren Vorstellung, als ob die Taufe zur Befreiung des Kindes von der Macht des Bösen erforderlich sei, nicht beipflichten, weil wir nicht an den Keim einer Erbsünde glauben, wie ja auch Christus nie eine solche lehrte, sondern weil wir, auf Christum hinblickend, der da sprach: „So ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht Theil haben am Gottesreich", an einen göttlichen Keim glauben, eingesenkt aus göttlichem Wesen in jedes Menschen Seele; weil wir nicht an einen Teufel und seine Macht über die Natur, sondern an Gott glauben, den ewigen Geist, die ewige Liebe, an Gott, welcher einem Engel den göttlichen Keim zur treuen Pflege anvertraut. Diesen Engel aber, nicht in des Himmels wunderbaren Gefilden suchen wir ihn; nein wir finden ihn schon hier, wir finden ihn im reichsten Palast, wie in der ärmsten Hütte, er breitet seine Arme aus über das Kind des Glücks im weichen warmen Bette, wie über das Kind des Elends auf dem kalten Strohlager; — diesen Engel, — wir nennen ihn Aelternliebe! Ja, dich rufe ich an, wo du auch weilst, Bote Gottes, schützender Cherub der Unschuld, walte segnend über den zarten, heiligen Menschenkeimen, wärme sie mit der ewigen Liebe, sonne sie an dem Lichte der Wahrheit, daß sie zu Gottessöhnen reifen!

Die alte Kirche stellte den Glauben auf, daß die Taufe zur Seligkeit des Kindes nöthig sei, daß ein Kind, welches ungetauft sterbe, einem unseligen Mittelzustand im Jenseits verfallen sei. Wir können diesen Glauben nicht theilen; denn wir halten uns fest an

den tröstreichen Glauben, daß der ewige Vater jedes Menschenkind zur Seligkeit berief, wie er jedem ja die Mittel und Fähigkeiten gab, sie sich schon hier zu erringen und auch Andern zu schaffen! Wir blicken auf Jesus, den milden, treuen Menschensohn! Schöner ist uns sein Bild nie erschienen, als wenn er im Kreise der Mütter und Kinder steht, und den Kindern segnend die Hände auflegt und ihnen das himmlische Reich verheißt; und diese Kinder, — es waren ungetaufte Judenkinder.

Verwerfen wir nun wohl (so fragt man uns hiernach vielleicht), verwerfen wir die Taufe?

O Nein! Vielmehr beibehalten haben wir sie, als schönen sinnbildlichen Brauch, der uns mit allen Christen der verschiedensten Konfessionen gemeinsam sei wie das Abendmahl, als die altehrwürdige Weiheform eines sittlichen Gedankens, als eine einfache und doch tiefergreifende feierliche Handlung, welche in der Familie, der da ein werdendes Menschenleben anvertraut worden ist, eine bleibende Erinnerung an ihre heilige Pflicht hinterlassen, welche die Familie zugleich daran gemahnen soll, daß sie selbst wieder nur ein Glied einer größeren Familie, der Gemeinde, sowie diese wiederum ein Glied der großen Gottesfamilie, genannt Menschheit, ist.

Wenn wir das Kind mit Wasser benetzen, so denken wir dabei, daß die Reinheit unser Aller höchstes Gesammtstreben sein soll, Reinheit des Herzens, reine Lehre des Geistes, reine Bruderliebe. Wir denken dabei, daß jeder Mensch, der nach solcher Reinheit strebt, zu unserm sittlichreligiösen Bunde im Geiste gehört, ob er auch ein anderes Glaubensbekenntniß habe, als wir. Wir denken dabei, daß wir die Reinheit der großen Sache, für welche wir uns verbunden haben, auch bekunden müssen durch die Reinheit unseres Lebens in allen Verhältnissen, und dieser Gedanke sei unser heiliger Entschluß!

Wenn wir das Kind mit dem Wasser der Taufe benetzen, so ist uns das nicht ein besonderes, durch Priesterspruch gesegnetes, geweihtes Wasser; nein, wir denken dabei: gesegnet ist jeder Stoff, welchen die freundliche Natur dem Menschen zur Erhaltung, Pflege und Verschönerung des Lebens auf dieser Erde darbietet; aber weihen soll der Mensch selbst durch die Kraft seines Geistes jede Gabe der Natur durch höhere Auffassung, durch weisen, edlen Gebrauch; und anderseits soll die Natur selbst, wenn wir sie so mit den Augen

des Geistes betrachten, uns auch wieder das Menschenleben weihen; also, daß Natur und Mensch, eins das andre weiht, segnet und verklärt. Nicht der Priester ist es bei uns, der als bevorrechteter Mittler zwischen Gott und Menschen den zarten Säugling zum Christen, sondern der Mensch, in nichts bevorrechtet vor den Brüdern, der Mensch ist's, der ihn zum Menschen weiht, und zwar durch keine übernatürliche Kraft, durch keine andre, als die natürliche, die allmächtige, die ewige der Liebe!

Das Wasser, womit wir das Kind benetzen, es erinnert uns stets an die erste Thräne, die Freudenthräne, die aus der Mutter, aus des Vaters Auge weihend auf des lang erwarteten Lieblings Antlitz thaute; — es erinnere aber auch an die letzte Thräne, an die heiße Schmerzesthräne, welche aus dem Vater-, dem Mutterauge noch gleichsam wie der letzte Lebenssaft hervorquillt, bevor dies Auge, das so lange in treuer Sorge über dem Liebling gewacht, sich für immer schließt, — an die Thräne des Kummers und der Sorge sterbender Aeltern um das Schicksal ihres Kindes, wenn es nun bald verlassene Waise sein soll, erinnere uns das Wasser der Taufe! Waise? Wohl, und das ist schon des Unglücks genug; — Waise, aber nicht verlassen! In dem Bunde, den wir geschlossen, töne das Schreckenswort „Verlassenheit" nicht! Wenn bei uns die Freunde als Zeugen die Hand auf das Haupt des Kindes bei der Taufe legen, o, so sei dies den Aeltern ein freundlich tröstliches Zeichen der ächten Reinmenschlichkeit, die wir als Vollendung der wahren reinen Religion Christi, als die allbeseligende, nicht blos bekennen, sondern vielmehr verwirklichen wollen! Es erinnere die Taufe die Aeltern, daß die Gemeinde gleichsam nur die erweiterte Familie ist, welche, wenn der Todesengel Vater und Mutter von des Kindes Seite nehmen wird, dann ihre Arme schützend über dessen Haupt ausbreitet, welche es liebend in ihre Mitte nimmt, daß es den Schmerz der Verlassenheit nicht fühle, welche es so treusorglich, wie die verklärten Aeltern es gethan hätten, führt und leitet auf dem heiligen Wege der Tugend und Pflicht!

Wenn wir das Kind bei der Taufe mit Wasser benetzen, so denken wir aber auch ferner noch an jedes Kind, das verlassen ist, ob ihm vielleicht auch Aeltern noch leben, — das, ob es auch erwachsen ist, dennoch der Geistestaufe bedürfte, um rein zu werden von dem Schlamme des Irrthums und der Sünde, und wir geloben uns, für seine geistige, für seine sittliche Wiedergeburt zu sorgen!

Um alles in Einem zusammenzufassen: die Taufe, als das sinnbildliche Zeichen der Aufnahme des jungen Erdensohnes in das Gottesreich, erinnert uns an alle die Pflichten, welche wir als Bürger desselben jedem Menschen gegenüber zu erfüllen haben, — daran, daß wir, selbst zur höchsten Vollendung strebend, jeden zu derselben hinanleiten, jedem auf dem Wege dazu mit ganzer Seele liebevoll beistehen sollen, daran, daß wir an jedem das Bürgerrecht im Gottesreiche achten und ehren, in jedem die Gotteskindschaft heilig halten sollen, die uns zu Brüdern, zu Genossen des Friedens und der Seligkeit macht.

Das ist denn die hehre geistige und sittliche Bedeutung der Taufe für uns, die wir sie beibehalten haben als das sinnbildliche Zeichen der Aufnahme in das allumfassende Gottesreich, als den Anfang des ächten geistigen Lebens. O daß diese Bedeutung stets in allen Herzen voll Klarheit dastehe! O daß der alte schöne sinnige Brauch jeden von uns stets gemahne an die Feuertaufe der härtesten Prüfungen, des Unglücks, der Verkennung, der Verfolgung, welche unsere große heilige Sache, unser Streben und Ringen, und wir Alle, um der Ueberzeugung, um der Wahrheit willen vielleicht noch zu bestehen haben! — O daß uns aber dabei auch der Gedanke tröste und erhebe, daß der herrliche Gewinn alles Leidens — die Läuterung, die Erstarkung der sittlichen Kraft, der Sieg der Wahrheit, — ja daß unser ganzes Wirken und Streben selbst, unsere ganze deutschkatholische That die Geistestaufe des heranwachsenden Geschlechtes zur edleren Menschlichkeit ist.

Aber auch der Bluttaufe gedenken wir, wenn der Geistesblick zurück auf die Vergangenheit sich lenkt und die Weltgeschichte vor ihm auftaucht. Ich schaue ihn dort am Jordan wieder, ihn, den hehren milden Propheten der Menschenwürde; ich schaue die Religion der Menschheit, die Menschlichkeit, die lichte jungfräuliche Gottestochter, wie sie an seiner Hand, im weißen Friedenskleide, den Oelzweig tragend, sich den sehnsüchtig harrenden Völkern darstellt! Ich schaue die Wiedergeburt, die Erneuerung der Menschheit zum Gottbewußtsein, die erste große Völkertaufe auf die Wahrheit und auf die Liebe! Doch, ach, täuscht sich mein Geistesblick? schon schaue ich das weiße Gewand — schimmernd wie Purpur, gesäumt wie mit Gold! Bist du es denn, jungfräuliche Himmelstochter, die es trägt? Ach, mich däucht: der Purpur, wovon dies Gewand schim-

mert, iſt Blut, — das Gold, das es ſäumt, — jetzt erkenn' ich's, — es ſind Flammen! Nein, hehre Gottestochter, Religion der Menſchlichkeit, die ich an Jeſu Hand geſehen, — das biſt nicht du mehr; dieß Blutgewand, von Flammen geſäumt, kannſt du nicht tragen; nein, eine andre muß es ſein, die ſich deine Geſtalt, deine Sendung anmaßt. Jetzt erkenne ich ſie; ſtreng und finſter iſt ihr Antlitz; Schwert und Fackel trägt ſie in den Händen, ſie nennt ſich Mutter, ach und ſie opfert die, welche ſie ihre Kinder nennt. Himmelstochter, Freundin Jeſu, Religion der Menſchlichkeit, das biſt du nicht. Ach, ſtatt reinen Waſſers gewahre ich, daß dieſe, die an deine Stelle getreten, Herzblut und Scheiterhaufenflammen zur Taufe nimmt; es iſt die Blut- und Feuertaufe; in Blut und Feuer werden die Zeugen der Wahrheit getauft, und ſie ſchreiten hervor aus Blut und Flammen, geläutert, wiedergeboren, im heiligen Siegesmuth, das Siegel der göttlichen Wahrheit auf der Stirne. Und vor der wachſenden Größe dieſer Märtyrer der Menſchheit ſchwindet die ſtolze Geſtalt jener ſtolzen Weltbeherrſcherin zuſammen, welche ſie in Blut und Feuer getauft hat! Die Herzen weichen vor ihr zurück! Jene aber, die Märtyrer der Wahrheit und der Liebe, — ſie ſchreiten ihren Gang weiter, ſie wandeln von Haus zu Haus, von Land zu Land, von Volk zu Volk, von Jahrhundert zu Jahrhundert, ſie wecken Alle, die da noch ſchlafen, und löſen ſie von den Feſſeln der langen Träume, ſie rufen ihnen zu: „Die Nacht des Wahnes, der Geiſtesknechtung, des Haſſes iſt dahin, der Tag der Wahrheit aber, der Geiſtesfreiheit, der Menſchenwürde und der allgemeinen Bruderliebe iſt herbei gekommen; erhebet, verjünget euch zu friſchem Leben! erkennet in jedem von uns, die wir ſelbſt in Blut und Feuer getauft wurden, einen Johannes, einen Vorläufer des ewigen Meſſias, des Gottesgeiſtes, der da kommt als der Mächtige, zu erlöſen die ganze Menſchheit! Schon hat er ſeine Wurfſchaufel erhoben, ſchon reinigt er die Tenne, ſchon ſondert er den Waizen von der Spreu! Auf, ſchaaret euch um ihn, reiniget euch von allem Gemeinen, was noch an euch haftet, von allen Rückſichten der Selbſtſucht, empfanget ſeine Geiſtestaufe, und vergrößert ſein lichtes Heer, auf daß ſein Reich, das der Menſchlichkeit endlich beginne!“ — Alſo rufen ſie, die Märtyrer, an jedes Herz, und ſie führen ein Geſchlecht der Erde ums andre ſchon aus den dunklen Kerkern des Wahnes, der Selbſtſucht und des

Hallet heraus in den unermeßlichen lichten Dom des Weltalls, wo Myriaden von Sternen als ewige Leuchten um den Hochaltar des ewigen Geistes flammen, und Myriaden von Frühlingsblüten ihren süßen Weihduft aushauchen; wo die Ströme und das Weltmeer ihre Choräle rauschen, wo das Geheimniß der ewigen Wandlung Millionen entschleiert wird in den Gesetzen des Allebens, wo das göttliche Wort, das von Anfang war, in allen Sprachen schöpferisch wirkt und Gott Mensch wird in jedem Menschenherzen, wo die letzte Taufe vollzogen wird, die Bundestaufe aller Racen unseres Geschlechts, und wo das letzte, aber sich ewig erneuernde Abendmahl gefeiert wird, das Bundesmahl aller Völker! — Amen!

Unſer Kampf.

Unſer Kampf.

Brüder und Schweſtern!

Unſer Kampf iſt ein guter, ein edler, ein gerechter; es iſt ein Kampf des Glaubens wider Aberglauben und Unglauben.

Wohl ſprechen unſere Gegner: wir hätten keinen Glauben. Von ihrem Standpunkte aus erblicken ſie nämlich nur im mittelalterlichen Kirchenglauben den alleinwahren, den unwandelbaren Glauben. Jeder Glaube, der von dieſem abweicht, ja der demſelben ſogar widerſpricht, kann, ihrem eigenthümlichen Gedankengange nach, keinen wirklichen Inhalt haben; fällt aber der wirkliche Inhalt weg, ſo fällt auch der Glaube.

Was iſt der Inhalt unſeres Glaubens? Der Geiſt, ſeine Offenbarung im Menſchen und ſeine Ewigkeit.

Unendliche Urſache alles deſſen, was da je geworden iſt und wird, Athem unſeres Lebens, erſter und letzter Schlag unſeres Herzens, Anfang und Ende aller Völker, Seele der Weltgeſchichte, Alles durchflutende, Alles zum Einklang, zum Frieden, zur Beſeligung leitende Kraft, ewiger Geiſt, an dich ſollen wir nicht glauben? Jeder Gedanke unſeres Geiſtes, daß er iſt, jedes Gefühl unſerer Seele, daß ſie aus dir iſt, wäre eine Lüge? O, was ſoll denn Glaube ſein, wenn es nicht dieſe heilige Ueberzeugung iſt, daß Alles, was der Menſchengeiſt denkt, eine Offenbarung des ewigen Allgeiſtes iſt? Was ſoll denn Glaube ſein, wenn es nicht die heilige Ueberzeugung iſt, daß der Menſchengeiſt, welcher dich, ewiger Geiſt, in allen deinen Offenbarungen, in der Natur, in der Geſchichte, in den Geſetzen des Denkens und des Weltalls immer tiefer zu erfaſſen ſtrebt, ſeine Einigung mit dir ſucht? Was ſoll denn lebendiger Glaube ſein, wenn es nicht die freie That des Geiſtes iſt, der, uns immer mehr und mehr von der Herrſchaft des Zufalls befreiend, das ewige Sittengeſetz in ſich ſelber als Tugend darſtellen, der das Göttliche, dem er ſich entſtammt fühlt und zuſtrebt, in der vollendeten Sittlichkeit, in der reinſten Menſchlichkeit verklären will? Nun, dieſen Glauben bekennen wir freudig als den unſrigen.

Wenn nun diesem Glauben ein andrer gegenübersteht, welcher die Freiheit des Menschengeistes vernichtet, ein Glaube, welcher die Offenbarung des göttlichen Geistes, die Vernunft, eben in ihrer Thätigkeit, im Selbstdenken für sündhaft erklärt, ein Glaube, welcher die sittliche Willenskraft beschränkt und die freie Tugend unmöglich macht, weil er zwischen dem Allgeist und dem Einzelgeist, zwischen dem Göttlichen und dem Menschlichen eine Schranke aufrichtet, welche nur durch die geheimnißvolle Kraft eines Opfers, durch den Willen des Priesters, der es stets aufs Neue darbringt, entfernt werden kann, ein Glaube, welcher somit auch das ganze Leben diesem Priesterwillen leibeigen und seeleigen unterordnet, — kann ein solcher Glaube wohl anders als Wahnglaube genannt werden? Und ist ein solcher Aberglaube nicht zugleich der gerade Gegensatz des Glaubens an den Geist, also Unglaube? Ein Wahnglaube, welcher darauf beruht, daß der Gottesgeist der Welt und dem Leben der Menschheit in der Welt entgegengesetzt sei, daß in der Natur und in der Menschheit ein böses Grundwesen walte, welches nur durch die geheimnißvolle Macht des Priesterthumes und durch die unbedingte Hingebung aller menschlichen Verbindungen, der Ehe, der Familie und des Staates an das Priesterthum in Schranken gehalten werden könne, ein solcher Wahnglaube — ist er nicht das Gegentheil des Glaubens an die Allmacht des göttlichen Geistes und an die Allharmonie durch denselben? Ein Wahnglaube, der da den lebendigen Gott in der Weltgeschichte als in seiner Offenbarung abläugnet — ist er nicht Unglaube, nicht Atheismus? Und heißt es nicht das ewig wirkende Dasein und Offenbaren Gottes in der Menschheit abläugnen, wenn eine Priesteranstalt, als eine untrügliche, unfehlbare erstarrt und versteinert, und diese ihre Erstarrung und Versteinerung für Gottes Willen erklärend, sich der lebendig fortwirkenden Gottesoffenbarung, der Fortentwickelung durch die prüfende, richtende und schaffende Vernunft der Menschheit widersetzt? Wahrlich, eine solche Verläugnung der lebendigen, selbstbewußten Offenbarung und Gegenwart Gottes in der vernünftigen Menschheit ist der recht eigentlichste Atheismus, wie jeder Rückfall von einer bereits errungenen und anerkannten Stufe der Bildung zu einer längst überwundenen — auch Atheismus (Gottlosigkeit) ist.

Dieſer Unglaube aber, dieſer Atheismus, dieſer tiefſte Keim aller Entſittlichung, die wir rings um uns wahrnehmen, — er iſt's ja eben, den wir bekämpfen, weil wir glauben an den lebendigen Gott und an ſeine fortwährende tauſendfältige Offenbarung.

Wir hören indeſſen wohl auch den weiteren Vorwurf: „wir glaubten nicht an Chriſtum, und eben der Glaube an Chriſtus ſei doch der Mittelpunkt des Chriſtenthums". Auch uns iſt Chriſtus, iſt der Glaube an ihn der Mittelpunkt des Chriſtenthums. Ja, uns iſt Chriſtus erſt recht der Mittelpunkt des Chriſtenthums, je reiner wir ſein erhabenes Geiſtesbild und je begeiſterter wir das Chriſtenthum als die fort und fort ſich immer weiter ausbreitende Allverwirklichung des Gedankens der Gottmenſchheit erfaſſen. Der vollendete Menſchenſohn Chriſtus iſt uns der wahre Gottesſohn. Das Urbild des im Menſchen verkörperten Gottesgeiſtes iſt uns der Hochpunkt der Menſchenwürde. Wir glauben an die göttliche Weſens-Einheit der Menſchheit, welche Chriſtus darſtellt, und wir wiſſen demnach, was es bedeutet: Chriſto nachzufolgen; es heißt: das bewußte Streben und volle Leben eines Jeden im Geiſte des Menſchenſohnes nach dem Ziele hin, daß in der ganzen Menſchheit immermehr die Gotteutſtammtheit und Gotterfülltheit ſich offenbare und verkläre; um ſo tiefer wirkt die Ueberzeugung von der ſteten Entwicklung der Erlöſungsthat, welche in Chriſtus begonnen hat, auf alle Fruchtkeime der ſittlichen Kraft, die in uns liegen; und mit dem Dichter dürfen wir ſprechen:

„Der Weg geht hier und dort nicht von der Erden,
Er geht durch Dich allein dem Himmel zu;
Doch jeder muß ſich ſelbſt zum Wege werden,
Zum einzig rechten; er muß werden Du!"

Um ſo freudiger hoffen wir denn auch auf die endliche Erſcheinung des Menſchenſohnes in ſeiner vollen Herrlichkeit, d. i. auf die Vollendung und Verherrlichung des Chriſtenthums in der ganzen Menſchheit als welterlöſende Religion der Humanität. Es lebt alſo dieſer ewige Menſchheits-Chriſtus in uns, und die Gemeinſamkeit ſeines Weſens mit uns offenbart ſich durch die freie ſittliche That jedes Einzelnen und durch die der Gemeinde.

Und wenn nun dieſem unſerm lebendigen Glauben an den ewigen Chriſtus und an die fortwirkende Erlöſung der Glaube an einen Chriſtus gegenüberſteht, wie ihn die uralte Meſſiashoffnung des jüdiſchen Volkes in den erſten Chriſten, wie ihn der Götterglaube

des Heidenthums, wie ihn die lebhafte Einbildungskraft des Morgenlandes und die Auffassung griechisch-ägyptischer Weltweisen, wie ihn der Einsiedler in der heißen Wüste und der Mönch in der dumpfen Klosterzelle sich dachten und sein Bild je nach der eigenthümlichen besondern Auffassung darstellten, — wenn uns der Glaube an einen Christus entgegentritt, der da, oben im Himmel wie ein gewaltiger König thronend, auf die Fürbitten seiner Mutter, zahlloser Schutzengel, Heiliger, Priester, Mönche, Märtyrer und Bekenner horche und sich dadurch bewegen lasse, in die ewige Ordnung der Welt eingreifend Wunder zu wirken, — der Glaube an einen Christus, der da blinde Unterwerfung der Vernunft und der sittlichen Freiheit unter Priestergebote verlange, der da Alle auf ewig verdamme, welche diesen Geboten nicht gehorchen, ja welche an der Wahrheit der Priestersatzungen nur zweifeln, — können wir diesen Glauben als einen ächten, oder müssen wir ihn nicht vielmehr als einen Wahnglauben, als einen Aberglauben, ja müssen wir ihn nicht sogar als den Gegensatz des Glaubens an den wahren Christus betrachten? Und blicken wir nun auf die lange Reihe der Jahrhunderte, welche hinter uns liegen, und auf die Gegenwart, welche vor uns liegt, und erschauen wir dann in der Gegenwart all den Unsegen der Entsittlichung, welche aus diesem Wahnglauben entstanden ist, — müssen wir solchen Wahnglauben nicht bekämpfen im heiligen Dienste der Wahrheit, von der wir mit der tiefsten Ueberzeugung bekennen, daß sie aus Gott ist?

Ist aber die Wahrheit aus Gott, ist ihr Wesen göttlich und ewig, — dann ist auch das Streben nach ihr, das Ringen, ihr den Sieg zu verschaffen, die höchste und heiligste Pflicht des Menschengeistes, welcher sein Dasein zu einem Leben in Gott, und somit wahrhaft zum ewigen Leben heranbilden will. Nennen wir nun dieses Streben des Menschen nach einem Leben in Gott — Religion, dann ist jenes Ringen nach Wahrheit, wodurch das Streben sich verwirklicht, gewiß die erste religiöse Pflicht. Diese gebietet uns aber, die immer höhere Erkenntniß der Wahrheit nicht bloß für uns allein zu erringen, sondern sie auch je mehr und mehr zum Bewußtsein aller, zum Denken berufenen Brüder zu bringen, zum höchsten Gemeingut der Menschheit zu machen. Und stehen nun dieser immer größeren Ausbreitung der Wahrheit — Hindernisse entgegen, dann fordert jene höchste und heiligste Pflicht, solche Hindernisse zu überwinden, damit das Göttliche auf Erden völlig offenbart und

durch die Menſchheit verklärt werde. Nun, das iſt der Kampf, welchen wir kämpfen, der Kampf des Geiſtes gegen Unglauben und Aberglauben.

„Gott iſt Geiſt“, ſo ſprechen wir mit Chriſtus unſern Glauben aus. Unſer Leben aber muß die Bethätigung deſſelben, es muß die Anbetung im Geiſt und in der Wahrheit ſein. Dieſe Anbetung beſteht nur darin, daß wir ſtreben und ringen, daß dem Geiſt und der Wahrheit auch der Sieg und das Reich werde, welches wir in den Worten des Gebetes erſehnen: „Zu uns komme dein Reich!“

„Gott iſt die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm“, ſo ſprach Chriſtus; das iſt die zweite Grundwahrheit ſeiner Lehre.

Indem wir nun dieſe große Wahrheit als unſeren Glauben freudig bekennen, fühlen wir auch die Kraft des Chriſtusgeiſtes in ihrer ganzen Fülle in uns, jene Kraft, welche uns fähig macht, auch das Gebot zu erfüllen, welches das höchſte in jenem Reiche iſt. „Liebe Gott, d. h. das Göttliche in Dir und in jedem Menſchen, die ſittliche Weltordnung, über Alles, und liebe deinen Nächſten ſo, wie Dich ſelbſt“. Wahrlich: betrachten wir beide Sätze „Gott iſt Geiſt“ und „Gott iſt die Liebe“, beide Gebote: die Anbetung Gottes im Geiſt und in der Wahrheit, d. h. den Dienſt des Geiſtes, und den Dienſt der Liebe, alſo die Erringung des Reiches in uns ſelbſt und aus uns und Allen heraus zum wirklichen Vernunftreiche und Gottmenſchheitsbunde, in inniger Verbindung, als den Inhalt unſeres Glaubens, nun dann iſt unſer Kampf für die göttliche Wahrheit — zugleich der Kampf für die göttliche Liebe.

Gegen wen kämpfen wir denn? Etwa gegen unſre einzelnen Feinde, welche uns verfolgen? Nimmermehr! Sie ſind Menſchen, wie wir; wir kämpfen gegen keine Perſonen, nein, wir kämpfen nur gegen die Macht, welche nicht bloß das Streben und Ringen nach Wahrheit, ſondern auch alle die, welche nach ihr ſtreben und ringen, verdammt, — gegen die Macht, welche Menſchen, Brüder in Feinde verwandelt. Wir kämpfen gegen die Macht, welche das Chriſtenthum aus einer Religion der Liebe in eine Religion des Haſſes verwandelt hat, gegen die Macht, welche von dem unſchuldig vergoſſenen Blut von Millionen vor dem Richterſtuhle der ewigen Vernunft, vor jenem Kreuze auf Golgatha angeklagt wird, an dem der edelſte Menſchenſohn noch mit den erbleichenden, erkaltenden Lippen

die ſelige Botſchaft der Liebe, der Verſöhnung über den Erdkreis hinbrachte. Wir kämpfen gegen die Macht, welche das Gottesreich der Vernunft auf Erden vernichten will, um das Reich des Ungeiſtes, das Reich des Haſſes dafür hinzuſtellen. Wie heißt ſie, dieſe dämoniſche Macht? Blickt hin auf das herrliche Italien, auf dies Land, über welches die Natur das Füllhorn ihres Segens ausgegoſſen, und welches die Kunſt mit allen Schätzen des Geiſtes verſchwenderiſch geſchmückt. Dort ſchaut ihr, wie weit jene Macht dieſes Land gebracht! Blicket hin auf Spanien und Portugal, und ſchauet die verwaiſten Länderſtriche; warum ſind ſie zur Wüſte geworden? Weil der Glaubenshaß ſie entvölkert, weil die Könige, den Befehlen der Prieſter gehorchend, Hunderttauſende der fleißigſten, geiſtvollſten, reichſten Juden und Mauren vertrieben, Hunderttauſende von Chriſten, die ſie ihre Unterthanen nannten, auf Befehl jener Macht verbrennen oder in den Kerkern der heiligen Inquiſition vermodern ließen! Aber dieſe Inquiſition beſteht ja nicht mehr? O ſo horcht doch auf die Stimme der Prieſter in der Gegenwart! Dort an der Seine, hier in Deutſchland vertheidigen und preiſen ſie ja eben jetzt wieder die Zweckmäßigkeit, die Heilſamkeit dieſes Fluchs und dieſer Schande der Menſchheit, der Inquiſition. Soll ich auf unſer armes Vaterland euch hinweiſen? Kühner denn je erhebt der alte Glaubenshaß ſein Haupt, läßt die prieſterliche Verdammungsſucht ihre Stimme erſchallen von Gau zu Gau, als hätte dies Deutſchland an einem dreißigjährigen Kriege noch nicht genug! — Das ſind die Thaten, welche jene dämoniſche Macht noch heute vor allen Augen offenlegt; — brauch' ich ihren Namen zu nennen?

Und wenn wir nun dieſe Macht, die den Glaubenshaß und die Verdammungsſucht ſät, die da den Wahlſpruch: „Alles zur größeren Ehre Gottes" auf den Lippen hat und am furchtbaren Werke der Entmenſchung und Barbarei wirkt, die ſich da nach Jeſu reinem Namen zu nennen wagt und Jeſum neuerdings in Jedem kreuzigt, der ihre Herrſchaft antaſtet, — wenn wir nun dieſe Macht bekämpfen, was treibt uns dazu an, was läßt uns alle Gefahren verachten, denen wir uns preisgeben, was macht uns ſtark bis in den Tod, wenn's nicht die Liebe, die Liebe für die Menſchheit iſt? Und ein ſolcher Kampf der Liebe, die das ganze Daſein für's Wohl der Brüder hingibt, ein ſolcher Kampf wäre nicht ein guter, ein edler, ein gerechter? Iſt er nicht der Kampf, durch welchen alle blutigen Kämpfe und Verfolgungen, die da um der todten

Buchſtaben, um der ſtarren Kirchenſatzungen, um prieſterlicher Selbſtſucht willen die Menſchen zu Mördern ihrer Brüder gemacht haben, durch welchen ſie endlich aufhören müſſen? Iſt er nicht der Kampf, welcher das ächte Leben, das wahrhaft ewige, zu welchem jeder Menſch berufen iſt, das Leben im Geiſt und in der Liebe herſtellt? O, wahrlich: Er iſt's! Er iſt die Fortentwickelung, er iſt die Offenbarung des Lebens ſelbſt, und wir haben ein heiliges, unentreißbares Recht, ihn zu kämpfen, ein Recht im Namen der Menſchenwürde und der Menſchlichkeit, und eine heilige Pflicht zugleich dazu, uns auferlegt von unſerm Vaterlande und von der Menſchheit.

Amen!

Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!

Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!

Brüder und Schwestern!

Von eines Berges Höhen hatte Christus das Evangelium der Liebe seinem Volke in jenen einfach schönen Reden verkündigt, die wir die „Bergpredigt" zu nennen pflegen. Doch auch eine andere Bergpredigt hielt er im Abendsonnenglanze des Lebens, eine Bergpredigt in wenigen Worten, in einem einzigen kurzen Gebet, von einer Höhe, zu welcher seiner übermächtigen Feinde Haß und Rachsucht ihn erhoben, von Golgathas Gipfel, von des Kreuzes Stamm herab! — Schmachvollem Verbrechertode überliefert, zum Spotte gekrönt mit einem Dornenkranze und durch eine Schrift über seinem Haupte zum Hohn „als König der Juden" bezeichnet, — war er ein König, wie keiner auf der Erde, ein Fürst der Liebe und der Erste im großen Gottesreich; — besiegt, wie seine Feinde wähnten, war er dennoch ein Sieger; er besiegte in seiner letzten kurzen Bergpredigt von Golgatha, in dem letzten Gebet, welches seine erbleichenden Lippen sprachen, jeden Zweifel an der Göttlichkeit der Liebe. Wofür er siegreich starb, — es ist die Menschlichkeit. „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!" Das ist der kurze Inhalt seiner letzten Bergpredigt.

„Vater!" — Kein menschlich schöneres Wort konnte er finden, um den neuen Gottesbegriff in der Menschheit Herzen einzubürgern, als das erste Wort, womit alle Sprache im Munde des Kindes ihren Anfang nimmt. „Unser Vater", — so hatte er in seiner ersten Bergpredigt das Volk beten gelehrt! „Mein Vater und Euer aller Vater!" so hatte er gesprochen, und eine neue Welt hatte er aufgeschlossen mit diesem Einen Wort! Die Erde war nun ein einzig großes Vaterhaus, und Alle, welche sich darin begegneten, — sie waren nun einander nicht mehr fremd wie Wanderer in der Wüste: — was konnten sie im Vaterhause denn anders als Brüder sein! Als Moses, der erhabene Retter seines Volkes aus Aegyptens Knechtschaft das Gesetz des alten Bundes verkündigte, da war Jehovah — Israels Gott — des Volkes Herr und unsichtbarer König; da war die

Furcht des Herrn die Grundlage, auf welcher alles Heil und aller Segen beruhte für das Volk des Herrn! — Jesus spricht: „Vater", und siehe: die Furcht des Herrn, die knechtische Furcht vor dem zürnenden, rächenden, eifrigen unsichtbaren Gebieter verwandelt sich in die Liebe, die da vom einzelnen Menschenherzen hinausstrebt in einen allumfassenden ewigen Kreis der Liebe; der Gehorsam, den die Furcht erzwungen, verwandelt sich in die bewußte, freie, freudige Hingebung. Nicht ein einzelnes Volk mehr soll als bevorzugtes dastehen vor allen andern; nein, alle Völker erkennen sich im Licht der Einen Liebe, und von ihrem Odem berührt, als gleichberechtigte Glieder einer einzigen großen Familie. Das ist der Gesichtskreis der neuen Weltanschauung, welchen Christus den Blicken der Menschheit aufgethan hat. Da sind Himmel und Erde, da sind Gottheit und Menschheit, da sind alle Menschen unter sich im neuen Bunde, im innigsten Liebesbunde vereinigt; da ist das heilige Menschenrecht aus dem gemeinsamen göttlichen Ursprung, wie aus einem Vaterherzen entflossen in alle Herzen ohne Unterschied; da entweiht jeder seine eigene Menschenwürde, wenn er die des Andern verletzt; da erringt jeder den höchsten Gewinn, wenn er sich in freier Liebe für das Wohl Aller hingibt. „Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten als dich selbst!" Das war das höchste Gebot, welches Christus für den neuen Bund verkündigte. Liebe Gott, liebe das Göttliche über Alles, in allen seinen Offenbarungen, und diese Liebe bewähre durch die Treue bis in den Tod, wie Christus es gethan. Was ist göttlich? Göttlich ist die Wahrheit! O, so sei sie denn geliebt über Alles, geliebt über Gut und Gold, über Ruhe und irdische Freude und Genuß; sie sei geliebt nicht blos, sie werde auch bekannt bis in den Tod! Göttlich ist die Vernunft und göttlich ist das Recht, ist die Pflicht, sie zu gebrauchen. Göttlich ist die Liebe. Göttlich ist das Sittengesetz. Alles aber, was wir als göttlich ahnen und erkennen, bewundern und lieben, es erscheint als Eines und Ganzes im Urbild der Menschlichkeit. Die Religion Jesu, welche den geheimnißvollen Liebeszusammenhang des Alllebens, der sich in Myriaden von Geschöpfen offenbart, als den ewigen Herzschlag einer Vaterbrust darstellt und uns sagt: „Ihr seid alle Brüder" — die Religion Jesu, welche da gebietet: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut Gutes denen, die euch hassen", — die Religion Jesu,

welche da lehrt: ich ſoll an meinem gefallenen Bruder die Sünde, ich ſoll die Kränkung, die mir ein Anderer zufügt, mit mildem Auge nur als Folge eines Irrthums, einer Verblendung betrachten, — die Religion Jeſu, welche dagegen das Widerſtreben gegen den Geiſt, gegen die Vernunft, gegen die Wahrheit als die größte Schuld bezeichnet, als die Sünde, welche nicht verziehen werden kann, — ſie, welche uns auffordert zum ſteten Streben, vollkommen zu werden, — dieſe Religion iſt die der reinen Menſchlichkeit, und nur eine ſolche, die da Raum hat für Jeden, der Menſch iſt und Menſchen bilden will, die da die Geiſtesnacht und die Selbſtſucht und den Haß überwindet, kann die Welt überwinden.

Wohl wußten jene Phariſäer und Hohenprieſter, daß ihre Herrſchaft über das durch ſie mit Geiſtesnacht bedeckte Volk zu Ende ſein werde, wenn der Prophet der erlöſenden Wahrheit und Liebe, der Prophet der Menſchenwürde und Menſchlichkeit ſeine Lehre auch fernerhin dem Volke ungehindert vortragen könne. Deßhalb verdächtigten ſie ihn bei der weltlichen Gewalt als Volksaufwiegler und deßwegen wiegelten ſie ſelbſt das Volk, welches ſie unter ihrem religiöſen Einfluß erhielten, welches ſie ſchlau und treulos zu bethören verſtanden, deßhalb wiegelten ſie ſelbſt das Volk gegen ſeinen treueſten Freund, gegen ſeinen wahrhaften Erlöſer auf, daß es ihn als Gotteslästerer, wie ihn der Oberprieſter genannt hatte, des Todes würdig hielt und ſeinen Tod verlangte. Inſofern wußten ſie gar wohl, was ſie thaten, die Phariſäer und Prieſter. Aber das wußten ſie nicht, jene Heuchler und Gleißner, daß ſie, indem ſie Jeſum gerichtet, — dadurch ſich ſelbſt richteten. Das wußten ſie nicht, daß ſie durch ihr fanatiſches Widerſtreben gegen die Wahrheit eben nur der Ausbreitung der Wahrheit dienen mußten. Das wußten ſie nicht, daß die Zeit ihrer allgewaltigen Herrſchaft doch abgelaufen war. Das wußten ſie nicht, daß ſie ſelbſt den neuen Bund mit dem Blute ſeines Stifters beſiegelt hatten. Jeſus kannte ſie beſſer, als ſie ſich ſelbſt kannten; er ſchaute in ihre Seelen und ſah darin die Nacht der Selbſtſucht: er ſchaute in die Zukunft und ſah dort ihren Untergang, und es erfüllte ihn Schmerz über die Verblendeten. O, welch ein Geiſt, der, den Tod erwartend, über den Tod klar hinausblicken kann in den weiten Geſichtskreis der Zukunft, und der da, gewiß des einſtigen Sieges der Menſchlichkeit, Mitleid über die empfindet, deren Auge für dies Ziel verſchloſſen bleibt, ein ſo tiefes, heiliges

Mitleid, daß er für die, welche ihn morden, betet: „Vater verzeih ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!“

Ach, was vor achtzehn Jahrhunderten auf Golgatha geschah, es blieb nicht vereinzelt in der Weltgeschichte auch nach Christus. Es wiederholte sich im Lauf von 18 Jahrhunderten an Vielen der edelsten Geister, welche als treue Nachfolger Jesu für die erkannte Wahrheit und für die Erlösung der Brüder von Geistesnacht, von Glaubenshaß, von Priesterherrschaft, für das Recht der Vernunft, für Aufklärung, Duldung und Menschlichkeit Leiden und Tod nicht scheuten, und Leiden und Tod auch fanden durch diejenigen, welche sich Priester der Religion der Liebe, welche sich sogar Christi Stellvertreter nannten. Was auf Golgatha geschehen war, es wiederholte sich am 6. Juli 1415 in Konstanz, als Johann Huß von den dort versammelten Priestern als Ketzer verurtheilt wurde. Johann Huß vernahm das Urtheil seiner Verdammung, fiel auf die Kniee und betete: „Herr Jesu Christe, verzeihe meinen Feinden! Du weißt, daß sie mich fälschlich angeklagt und falsche Zeugnisse und Verläumdungen gebracht haben. Verzeihe ihnen um deiner großen Barmherzigkeit willen!“ und die meisten, vornehmlich aber die hohen Geistlichen, verlachten ihn bei diesem Gebete! So meldet uns die unbestechliche Richterin, die Geschichte; wer kann sie widerlegen? Und weßhalb hatten denn jene christlichen Priester den Johann Huß verdammt, weßhalb ihn verurtheilt, daß er lebendig verbrannt werde? Was war sein Verbrechen? — Johann Huß hatte, vom wahrhaft sittlichen, ächt religiösen Drang seines Herzens bewegt, die Kirche von vielen abergläubischen Lehren und Bräuchen, durch welche sie entartet war, reinigen, er hatte sie von den Uebergriffen einer übermächtigen und sittenlosen Priesterherrschaft befreien und im Geiste Jesu wiederherstellen wollen; für unchristlich hatte er es erklärt, daß der Papst Christen gegen Christen zum Kriege trieb und daß er Ablaß für Geld verkaufen ließ, um — Blutvergießen zu veranlassen! Die päpstliche Hohepriesterschaft ließ ihn dafür verbrennen, sie ließ seine Asche sammeln und in den Rhein werfen; sie glaubte dadurch jeden Widerspruch gegen ihre Herrschaft für immer vernichtet, sie glaubte dadurch die von der ganzen Christenheit so lang, so laut und so dringend verlangte Kirchenverbesserung — unmöglich gemacht zu haben. — Aber sie wußte nicht, was sie that! An dem hellen Scheine der Scheiterhaufenflamme in Konstanz, welche jene entzündet hatte, erkannte die Christenheit immer kla-

rer die zahllosen entsetzlichen Mißbräuche der Kirche und die furchtbare Verderbtheit der Hierarchie. Jene Flamme konnte wohl den edlen Märtyrer Huß in Asche verwandeln; aber aus ihr schwebte die Wahrheit selbst unversehrt hervor und wandelte von Herz zu Herz, von Geschlecht zu Geschlecht, und weckte in allen den heiligen Glaubensmuth, bis die Zeit erfüllt war. Jene Flamme, welche den Huß verzehrt, sie erleuchtete Luthers große Seele; sie erwärmte das Herz des deutschen Volkes; und es erhob sich, wie jene Jünger am Pfingstfeste, voll des heiligen Geistes, und es redete, unser deutsches Volk, mit feuriger Zunge zu der Weltmacht Roms, und es vollbrachte seine unsterbliche That, die Reformation. O wahrlich, jene Priester zu Konstanz, welche Huß verdammten, der da, bevor die Flamme aufschlug, noch ausrief: „Die Wahrheit, die ich verkündigt habe, will ich behalten und mit meinem Tode besiegeln", — jene stolzen Priester wußten nicht, was sie thaten! Es wußten's aber auch die nicht, welche später einen andern Wahrheitszeugen, den edlen Savonarola, am Kreuze erwürgen ließen; es wußten es auch jene nicht, welche einen Galilei folterten. Und so waren es Tausende und Hunderttausende, die da geopfert wurden in den Jahrhunderten des Wahnes, angeblich zur größeren Ehre Gottes, und Jene, welche sie opferten, sie wußten wahrlich nicht, was sie thaten. Sie wußten nicht, daß sie durch jedes Menschenopfer, welches sie ihrer Selbstsucht brachten, nur den Geist herausforderten, der da für jeden Gemordeten immer neue Schaaren von edlen, gotterfüllten Menschen erweckte, um die alte Feste des Glaubenszwanges zu erstürmen; sie wußten es nicht, daß sie durch jedes solches Menschenopfer nur die Schwäche, Haltlosigkeit und Unsittlichkeit ihrer eigenen Sache offenbarten. Oder ist wohl eine Sache nicht haltlos, nicht unsittlich, nicht durch sich gerichtet und in sich verloren, die sich nicht durch den muthigen, edlen Kampf des Geistes vertheidigen kann, sondern die blos zur Vernichtung aller derjenigen, welche an ihrer Untrüglichkeit zweifelten, zur Vernichtung derselben in Massen von Hunderttausenden ihre Zuflucht nehmen mußte, um sich fort und fort behaupten zu können? Welch ein Unterschied ist zwischen diesen christlichen Priestern des Mittelalters, die einen Huß, einen Savonarola, die blos in Spanien 34,000 Ketzer verbrannten, und zwischen jenen Pharisäern vor 18 Jahrhunderten?

Wahrlich aber: nicht blos damals, sondern in allen Zeiten wissen die nicht, was sie thun, welche Alles aufbieten, um Glaubens-

formeln der Vergangenheit einem durch die Wiſſenſchaft gebildeten Volke, das denſelben längſt entwachſen iſt, als Feſſeln des Denkens aufzudringen. In allen Zeiten wiſſen die nicht, was ſie thun, welche, wenn einmal der Fortſchritt des Menſchengeiſtes auf allen Gebieten des Lebens ſeine ſegensreichen Spuren gezeichnet hat, den lächerlichſten Aberglauben längſt entſchwundener Jahrhunderte wieder heraufzubeſchwören verſuchen. In allen Zeiten wiſſen die nicht, was ſie thun, welche einem Volke, das die Religion Jeſu von mittelalterlichen Prieſterſatzungen unterſcheiden und das ſie bereits als die Religion des Geiſtes, der Liebe, der Verſöhnung, der Duldung, der Menſchlichkeit in ihrer vollen Wahrheit und Schönheit erkennen, lieben und bewundern gelernt hat, welche einem ſolchen Volke die Verläugnung des Geiſtes, welche ihm ſeine Selbſterniedrigung, ſeine Selbſtentzweiung und Selbſtvernichtung durch Unduldſamkeit, durch Glaubenshaß und Verdammungsſucht zumuthen. O wahrlich, in allen Zeiten wiſſen die, welche alſo handeln, nicht, welches Elend ſie dadurch heraufbeſchwören. Sie wiſſen's nicht, darum ſei ihnen verziehen; das menſchliche Gemüth mag nicht glauben, daß ſie's bewußt thäten! Sie wiſſen aber auch nicht zu allen Zeiten in ihrer Verblendung, daß ſie ſich eben, je kühner und verwegener ſie dem Fortſchritt der Wiſſenſchaft und der Bildung, dem Geiſt des Volkes und der Humanität Trotz bieten, daß ſie ſich eben um ſo mehr und immer mehr edle, reine, ſchlichte Herzen abwendig machen müſſen; ſie ſehen zu allen Zeiten nicht klarer, als jene unverſöhnlichen Feinde Jeſu damals geſehen. O ſie wiſſen nicht, was ſie thun, ſo wenig, wie der weiß, was er thut, der der Sonne beim Aufgang gebieten will: du ſollſt nicht emporſteigen! Vergeblich gebietet er ihr; vergeblich verſucht er es, den ewigen, göttlichen Geſetzen des Lebens zu trotzen. Die Sonne kümmert ſich nicht um ſein Verbot, ſie geht doch auf, ſie gießt doch ihr wonniges Licht aus über Thäler und Höhen und alle Geſchöpfe, die da athmen, jauchzen ihr zu, und alle Halme und Blüten wenden ſich ihr zu, und alle Segensfrüchte reifen an ihren Strahlen. Seht: ſo läßt ſich auch die Geiſtesſonne nicht aufhalten in ihrer Bahn, die Gott ſelbſt ihr vorgezeichnet, ſie geht doch ihren Gang, und das iſt eben ihr reichſter Segen, daß all die Menſchen, die ſich in der Finſterniß lange gemieden, wenn ſie ſich am Lichte erkennen, auch erwärmt werden von der heiligen Gottesflamme der Liebe. In der Klarheit iſt auch das Verſtändniß der Menſchen unter

einander, und in dem Verſtändniß iſt die Duldung, die Verſöhnung begründet. Nur durch die Wahrheit geht der Weg zur Liebe.

Eine Zeit ernſter Prüfung iſt über uns ergangen. Es gibt unſäglich viele Thränen, die da im Stillen geweint werden; es gibt Familien, die lange Jahre hindurch ſo ſelig waren in der herzlichſten Liebe und Eintracht, und die es nun, ach, nicht mehr ſind, und zwar deßhalb, weil der Gatte oder die Gattin, der Bruder oder die Schweſter, der Sohn oder die Tochter ihre Ueberzeugung nicht mehr vereinbaren konnten mit den Lehren der alten Kirche und aus ihr in unſre neue Glaubensgemeinſchaft traten, wo ſie dieſelbe fanden, wo ſie die Religion Jeſu als die Religion des Geiſtes, der Duldung, der Verſöhnung und der Liebe fanden. Ach und deßhalb eben ſagten ſich die, welche ſie lieben, von denen ſie geliebt wurden, von ihnen los, der Gatte vom Gatten, die Mutter, der Vater von den Kindern, die Großmutter von den Enkeln; deßhalb Zwietracht, deßhalb Unſegen! O Vater unſer Aller, verzeih es denen, welche die Schuld daran tragen! Es gibt ſo Manche, welche, weil ſie ihrer Ueberzeugung folgend, unſerer Gemeinſchaft angehören, die Mittel verlieren, wodurch ſie im Stande ſind, ihr Daſein zu friſten; es folgt ihnen die Verdächtigung, wo ſie gehen und ſtehen, es folgt ihnen die Verläumdung, der Spott, der Hohn.

Doch ſeid getroſt, ihr Alle, die ihr um eurer Ueberzeugung willen leidet und duldet! Litt und duldete denn nicht der, deſſen Lehre wir in ihrer urſprünglichen Reinheit bekennen, litt er um der Wahrheit und Liebe willen nicht noch mehr? Blicket auf ihn, wie er in ſeiner ganzen Hoheit vor dem Oberprieſter ſteht, der da ſein Oberkleid zerreißt und ſpricht: „Er hat Gott geläſtert, was brauchen wir weiter Zeugen!“ Blicket auf ihn, wie er gegeißelt, mit Dornen gekrönt, zur Kreuzigung hinausgeführt wird, wie man ihm, da er dürſtet, Eſſig, mit Galle vermiſcht, zu trinken giebt! O, wer da aus unſerer Mitte auch ſchon um der Wahrheit willen die Geißel der Verachtung empfunden, auch ſchon ſein Kreuz tragen mußte und liebedürſtend den bittern Trank des Haſſes zu genießen bekam, — getroſt, getroſt! Für eine ſchlechte Sache hat die Welt noch nie mit Geißel und Kreuz, mit Eſſig und Galle, hat ſie meiſt nur mit irdiſchem Vortheil gelohnt! Die Wahrheit iſt ſo himmliſch ſchön und ſo wunderbar ſegensreich, daß all dieſes Leiden ein geringer Kaufpreis für die Wonne iſt, ſie zu beſitzen und zu verbreiten. Was da jemals Großes, Edles, Menſchheitbeglückendes auf Erden erſchienen iſt, das mußte, wie

Christus, durch Leiden zur vollen Herrlichkeit und Verklärung hindurchgehen. Es müssen die Schlacken, es muß, was da noch Unlauteres an uns sein mag, getilgt werden durch solches Leiden, damit wir würdig werden des heiligen Besitzes, den wir nicht blos für uns, sondern für unsere Kinder und Enkel, für die Menschheit erringen.

Fassen wir so, in voller Klarheit, die sittliche Bedeutung, die Nothwendigkeit der ernsten Prüfung auf, welche jetzt über unser großes, heiliges Streben dahinfährt, blicken wir, als Gläubige im ächten Sinne, nämlich glaubend an den Geist und an die Siegeskraft der Wahrheit, auf Ihn, der für sie gestorben, mit dem Entschluß, treu zu beharren, wie er, unerschüttert durch alle Geschicke, dann haben auch wir uns hinangeschwungen zu jener Höhe, auf welcher Christus beten konnte: „Vater, verzeih ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!“ Auf dieser geistigen Höhe gibt es für uns keine Feinde; denn die, welche sich selbst als Feinde uns gegenüber stellen, kennen das große, heilige Ziel nicht, nach welchem wir streben; sie kennen die Reinheit unseres Strebens nicht! Nur, weil sie beides nicht kennen, — können sie uns hassen; wir hassen sie aber darum nicht wieder. Menschen sind ja auch sie, irrthumsfähig, und aus dem Irrthum nur entspringt der Haß; — bekämpfen sie unser Streben in unsern Personen, so bekämpfen wir nur den Grundsatz, der die Entwicklung der Menschheit aufhalten will, aber nie die Personen, welche sich um jenen Grundsatz als Partei geschaart haben. Von jener geistigen Höhe blicken wir über ihre Häupter, blicken wir über die Wirren der Gegenwart hinweg in die Zukunft, und es eröffnet sich uns dort der weite Gesichtskreis der neuen Weltordnung; dort schauen wir die Erlösung der Menschheit, an welcher der heilige Geist jetzt so gewaltig schaffet, — vollbracht; wir schauen in der Zukunft einen neuen Himmel der Seligkeit, welchen die Religion der Menschlichkeit über einer neuen, verjüngten Erde wölben wird.

O, lasset uns nicht müde werden, mitzuwirken an jener weltgeschichtlichen Erlösungsthat, auf daß jeder von uns, wenn er sein irdisch Tagewerk beschließt, einst freudig sagen dürfe: „Es ist vollbracht im vollen Sinn des Worts, denn ich habe es dem Dienst des Göttlichen geweiht; es ist für Wahrheit und für Recht, für Bruderglück und Menschlichkeit vollbracht!“ Amen!

Eine unſerer Bruderpflichten.

Gebet.

Unerschaffner, Geist der Welten,
Unermeßlich Vaterherz!
So im menschlich-schönsten Worte
Wies der Menschensohn, der Hehre,
Uns zur Liebe heimathwärts.
Quell des Lichtes, Quell des Lebens,
Als die Liebe, als die Wahrheit
Machte der dich offenbar,
Der von deines Lichtes Klarheit,
Deiner Lieb' erfüllet war.
O geheiligt sei dein Name:
Wahrheit, — und durch sie die Welt;
Sei geheiligt durch die Liebe,
Die das All zusammenhält!
Wahrheit, Liebe, — diese Erde
Heiliget zum Gottesreich,
Dessen Bürger Jeder werde,
Der da, Geist aus Geist entsprossen,
Dessen Seele Gott entflossen!
Wahrheit, Liebe, macht die Menschen,
Wie sie alle gleichen Ursprungs,
Auch an Menschenwürde gleich! —
Ja, es ist ein heil'ger Wille,
Der da unverändert bleibt,
Der den Stern in seinen Bahnen,
Auf dem Weg der Weltgeschichte
Oft durch Nacht, doch stets zum Lichte
Vorwärts stets die Menschheit treibt.
Er geschieht im Weltenalle
Von Jahrtausend zu Jahrtausend;
Er geschehʼ im Menschenleben
Durch das frei bewußte Streben
Nach dem Schönen, Guten, Wahren,
Sein lebend'ges Offenbaren! —
Immer neues Leben quillet,
Wo dein Schöpferfeuer loht;

Kummer ſchweiget, Thränen ſtillet
Die Natur, wenn ſie der Aehren
Reiche Pracht der Hoffnung bot.
Wie dem ew'gen Gotteswirken,
Das kein Sterblicher erreicht,
Doch des Menſchen freies Schaffen,
Wie dem Licht ſein Abglanz, gleicht. —
Möge jedem Menſchenwirken,
Auch die Segensernte werden,
Leibesnahrung, Geiſtesbrot! —
Ringend nach des Geiſtes Klarheit,
Läuternd unſres Willens Kraft,
Schaffen wir uns ſelbſt die Sühne,
Werden wir von Sinnenknechtung
Frei und von des Triebes Haft;
Wenn den Haß wir überwinden,
Wenn dem Feinde wir vergeben
Und den Bruder wiederfinden,
Dann erſt wird dies Erdenwallen
Uns zum ächten wahren Leben!
O ſo flamme du in allen
Unſern Herzen, heil'ger Geiſt,
Wenn die Selbſtſucht ſie verſuchend,
Sie betäubend ſtill umkreiſt,
Daß im Lichte untergehe
Immer mehr die Nacht des Böſen,
Daß da über alles Wehe,
Alle ungeklagten Schmerzen,
Alle lautlos brechenden Herzen
Milo ſich breite das Erlöſen! — Amen!

Rede.

(Lukas XV. 1—10).

Brüder und Schweſtern!

Die vorgeleſenen Gleichnißreden Jeſu leiten uns zur Betrachtung von Zuſtänden hin, welche anders werden müſſen, deren Aenderung aber durch kein Geſetz des Staates erzwungen, nur durch die freie ſittliche That jedes Einzelnen zum Bewußtſein und zur ſittlichen Freiheit Gekommenen vollbracht werden kann. Ein kleines Bruchſtück nur aus dem

großen Buche unſeres Pflichtglaubens! Ein Tropfen Balſam auf eine der vielen Wunden nur, an denen Menſchen ſonſt verbluten!

Wir wollen uns heute klar zu machen ſuchen, wie wir unſere eigene Menſchenwürde durch treue Pflege der Menſchenwürde an unſeren irrenden und gefallenen Brüdern bethätigen ſollen.

Auf verſchiedene Weiſe vermögen wir das! Du aber, ewiger Bundesgeiſt des Alls, leite uns auf allen Wegen, die zum Ziele der Menſchlichkeit hinführen! Leuchte uns, Stern der Liebe, in aller Nacht, daß wir die irrenden Brüder finden und mit treuer Hand ſie zurückhalten vom erſten Schritt, der zum Verderben führt, daß wir in dem Verirrten noch immer den Menſchen achten, wenn wir auch die Sünde haſſen, daß wir dem Bruder, der da wiederkehren will in den Bruderkreis, aus welchem er ſich ſelber durch die Schuld ausgeſchloſſen, durch liebevolle Aufnahme es möglich machen, als neuer Menſch ein edleres Leben zu beginnen.

Ach, das Elend enthält leider ſo oft die Veranlaſſung zu geiſtiger und ſittlicher Verwahrloſung; die erbarmungsloſe Noth läßt veredelnde Erziehung nicht eindringen in den Kreis des thieriſchen Lebens, den ſie gezogen. Wem die geiſtige Kraft aber durch Nichtentwicklung zu ſchwach geblieben, um zur Unterſcheidung des Menſchlichen und Thieriſchen zu gelangen, dem gebricht auch die Kraft, den Trieb der Thierheit zu bändigen durch den Aufblick zum Göttlichen, durch den Gedanken göttlicher Entſtammtheit, göttlichen Berufs. Wo das Elend ſeine Herrſchaft aufgeſchlagen hat, da öffnet die Verzweiflung ſo oft der Verſuchung die Pforte, und der Unglückliche, der ihr nicht mit der vollen Geiſt- und Willenskraft zu widerſtehen vermag, läßt ſich, von ihr verblendet, leicht zu Thaten des Unrechts hinreißen, durch welche er ſich aus Noth und Elend retten zu können wähnte, welche ihn aber erſt recht ins Verderben ſtürzen. In ſolchen Augenblicken laßt uns die Schutzgeiſter des Unglücklichen ſein! Die Bruder-Liebe, welche ihm das Brot reicht, welche ſeine kranke Familie pflegt, welche ſein Kind reinigt, kleidet, ſpeiſt und aus dem Dunſtkreis der Noth in die Schule, in die Zufluchtsſtätte für Rettung ſeines göttlichen Keimes führt, welche ihm die Mittel gibt, womit er ſein Daſein neu begründen kann, — ſie treibt die Verzweiflung und mit ihr die Verſuchung von ſeiner Schwelle fort und rein wird ſeine Hütte von böſen Gedanken; dieſe Hand thut mehr, als der Kühne, der ſich mit eigner Lebensgefahr in die Fluten ſtürzt, um den Verſinkenden dem Wellentode zu entreißen, — ſie rettet das

wahre Daſein, das ſittliche. — Aber nicht in der Hütte des Elends allein lauert die Verſuchung, nicht blos die Verzweiflung iſt's, die mit harter Fauſt die ſchwankende Kraft in den Abgrund der Sünde, des Verbrechens und Verderbens ſtürzt. Auch da, wo die Verhältniſſe wohlgeordnet ſind, wo Wohlhabenheit, ja ſelbſt wo Reichthum walten, auch da findet die Verſuchung Eingang; auch da gibt es Augenblicke, wo die Selbſtſucht ein ſonſt klares Geiſtes-Auge trüben und berücken will, wo das trügeriſche Bild eines Gewinnes, eines Sinnengenuſſes die Leidenſchaft anſpornt und die göttliche Mahnung im Herzen übertäuben will. O wenn in einem ſolchen Augenblicke des harten Kampfes nun ein edler Menſch als Bundesgenoſſe meiner ſchwankenden Kraft an meine Seite tritt, wenn er mir das trügeriſche Wahnbild, welches mir die Leidenſchaft vorſpiegelt, in ſeiner Nichtigkeit darſtellt, wenn ich aus ſeinem Munde die Stimme meines eigenen Gewiſſens vernehme, — wenn ich durch ſeinen Beiſtand den Sieg meines wahren Selbſt erringe über den gemeinen thieriſchen Trieb und das Netz zerreiße, welches die Leidenſchaft über mich geworfen, — iſt er mir dann nicht als Schutzgeiſt erſchienen? Und wenn ich wünſchen muß, daß in jeder Stunde der Verſuchung ein ſolcher Schutzgeiſt mir nahe ſei, — o fühle ich darin nicht auch die heilige Verpflichtung, jedem anderen meiner Brüder ſelbſt ein ſolcher zu werden? Ich würde die Menſchenwürde an mir ſelbſt nicht heilig achten, wenn ich gleichgültig thatlos zuſehen könnte, wie mein Bruder das Bewußtſein derſelben verliert.

Doch nicht bloß den Schwachen in der Stunde der Verſuchung zu retten, ſondern auch den Verirrten vom Weitergehen auf dem Wege des Laſters, den er ſchon betreten hat, zurückzuhalten, und auf den Pfad der Tugend und der Pflicht zurückzuführen, auch das iſt meine Pflicht, Pflicht der höheren Natur, im großen Bundesdaſein begründet. Vielleicht begegnet mir da der Einwurf: gefährlich iſt die Macht des böſen Beiſpiels, gefährlich der Einfluß der Sünde; wenn ich mit dem Sünder umgehe, wie leicht kann dann der Reiz des augenblicklichen, ſcheinbaren Vortheils, welchen ſie bringt, mich ſelbſt erfaſſen, bethören! — Wie, das ſollte ich fürchten? Nimmermehr! bin ich wahrhaft gut, dann bleib' ich auch feſt in meinem Sinn; rüſte ich mich mit aller Kraft des Geiſtes und Willens, ſo vermag das Beiſpiel, der Umgang, nichts über mich; ſondern mein Umgang, mein Beiſpiel noch mehr als mein Wort vermag viel

über den Verirrten, und daß ich feſt bleibe, dazu weihe mich der Gedanke, daß, wer da böſe war, gut werden kann und zwar durch mich. Iſt die Sünde, wie einer unſerer Schriftſteller ſagt, einem See gleich, der bei anhaltendem Regen nach und nach anſchwillt, und achtet mein Bruder das langſame Steigen der Fluten nicht, ſo thue es meine eigne Fürſorge, ſo erbaue meine Treue ihm den ſchützenden Damm. Wird wohl der Arzt den Kranken meiden, aus Furcht, daß die Krankheit ihn ſelbſt ergreife? Nimmermehr! Er ſucht vielmehr den Kranken auf und verläßt ihn nicht, ob auch das Uebel anſteckend ſei; weil er die Anſteckung nicht fürchtet, ſo erreicht ſie ihn nicht. Iſt mein irrender Bruder denn nicht auch ein Kranker? Wohl, ſo möge jeder ſich als treuen Arzt betrachten, und weil er das Uebel bekämpfen will, den Kranken aufſuchen.

Mit bittrem Schmerz müſſen wir wahrnehmen, daß mancher Arme, dem in der Stunde der Verſuchung kein rettender Schutzgeiſt zur Seite ſtand, dem auf der Bahn des Wahnes und der Sünde kein treuer Arzt begegnete, fortgeriſſen von der unſeligen Macht der Gewohnheit, Thaten begeht, welche das Geſetz Verbrechen nennt und als ſolche beſtraft. Hier ein Bild aus dem Leben!

Wir wandeln in den Straßen einer Stadt. Plötzlich Menſchengewühl rings um uns her; es bilden ſich Haufen von Neugierigen, ſie werden immer dichter. Was für ein Schauſpiel erwarten ſie mit ſolcher Neugierde und Ungeduld? Ein Wagen fährt durch ihre Mitte, ein gefeſſelter Menſch ſitzt darauf, bewaffnete Wächter umgeben ihn. „Das iſt der Verbrecher, das iſt er," ſo tönt es zuerſt leiſe, dann laut und immer lauter durch die Menſchenmaſſe; er, der das Angeſicht ſenkt und die Augen niederſchlägt, muß es hören; nun weiſen ſie mit Fingern auf den Gefeſſelten, der ſich lieber von der Nacht des Kerkers oder Todes umfangen wüßte, nun heben wohl gar Mütter ihre Kinder in die Höhe und zeigen ihnen den Verbrecher, und mancher Phariſäer ſpricht vielleicht: „Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin, wie dieſer Zöllner." Und alle, die alſo thun, nennen ſich Chriſten? — Entſetzlich — ſolche Rohheit, und doch hab' ich leider ihr Bild nicht zu grell gemalt. Was iſt die ſogenannte Bildung unſerer Tage, angeſichts ſolcher Thatſachen! Die Kanzel, die Schule, — darf man an ihren Einfluß auf ſittlich-geiſtige Volksbildung glauben? Das Volksſchriftenweſen, die vielen Vereine zur Förderung der Humanität,

was haben sie denn gewirkt, wenn jene blutige Sühne, die Todesstrafe, welche die Gesetzgebung mancher Staaten, welche mancher gleißnerische Priester noch immer für nothwendig hält, einer dichten Volksmenge als Schauspiel erscheint? Geht hin auf den Richtplatz und betrachtet euch diese Gesichter, die sich an Menschenblut weiden, sein Anblick schreckt nicht vor Verbrechen zurück, er weckt nur die schlummernde Thierheit. Seht, wie auf Jahrmärkten noch immer das Lied und das Bild des fahrenden Sängers, begangene Verbrechen schildernd, die Einbildungskraft des Volkes und der Jugend vergiftet, und die Scham, diese Wurzel des Sittlichkeitsgefühls, im ersten Keime erstickt! Ahnt ihr, wie unendlich viel uns noch zu wirken bleibt, wenn wir durch Menschenveredlung den Namen Mensch verdienen wollen? Ach, all unser bestes Thun bisher ist noch nichts als ein Sandkorn.

Scham, sagte ich; ein großes Wort habe ich damit ausgesprochen. Wer lieblos und roh durch Neugier, geschweige gar durch unmenschliche Verhöhnung eines Verbrechers, und sei das Verbrechen noch so empörend, den letzten Rest des Schamgefühles im Gefallenen erstickt, beweist, daß er selbst keine Scham besitzt; er begeht einen Seelenmord an ihm. Wer im Gefallenen nicht wenigstens noch einen Funken des Besseren ahnt und mit heiliger Scheu achtet, ist nahe daran, den letzten Funken des Besseren in sich selbst zu ersticken. Doch fassen wir jenes Straßenbild wieder ins Auge! Weiß denn diese gaffende, höhnende Menge, wenn sie sich an dem Gefesselten versündigt, weiß sie denn, ob er der That wirklich schuldig ist, deren er angeklagt worden? — Denkt sie denn nicht daran, daß der Schein schon oft trog, daß schon so manche Unschuld im Gefängnisse verschmachten oder auf dem Blutgerüste verenden mußte, weil der Richter, sei er noch so redlich, doch nichts Höheres denn ein Mensch sein und also auch irren kann? Ist der Gefangene aber der That auch wirklich schuldig, haben denn alle die, welche ihn lieblos und roh verhöhnen, in dem Augenblick, da er sie vollbracht, in sein Herz gesehen? Und hätten sie's auch und nichts als Nacht drinnen gefunden, entsetzliche sternenlose Nacht ohne irgend eine Ahnung des Göttlichen und Menschlichen, haben sie an seiner Wiege gestanden, haben sie denn seine ganze Erziehung belauscht? Haben sie wahrgenommen, daß es ihm im zartesten Alter an redlichen Aeltern oder Vormündern gebrach, welche ihn zum Menschen machen konnten, daß es ihm an einem Unterricht gebrach, welcher den Funken des Göttlichen in ihm anfachen sollte, — daß er, so von Anfang her verwahrlost, auch noch in steten

Umgang mit Solchen gerieth, welche ſich des Adels der Menſchheit längſt entäußert? O es nenne ſich nicht Chriſt, es nenne ſich nicht Menſch, wer alſo thut, wie wir's leider noch ſo oft im Leben gewahren. Ihr aber, wenn ihr lebendigen Theil haben wollet an der Erlöſung der Menſchheit, gehet hin zu allen jenen, deren Neugier ſich am Unglück weiden kann — ach, denn das Verbrechen iſt ja das größte Unglück, — geht hin zu ihnen und erhellet ihre Geiſter mit den Worten, die aus Jeſu Munde kamen, erwärmet ihre Herzen mit dem heiligen Feuer der Menſchlichkeit, ſprechet ihnen zu mit treuem Rath, wie ſie ihre Kinder zu edleren Gefühlen und Geſinnungen erziehen ſollen, und wahrlich: ihr ſchafft euer Tagewerk an der Ausbreitung des Gottesreiches, ihr wirkt, ſeid ihr auch noch ſo ſchlicht, an künftigen beſſeren Zuſtänden des Staats und der Geſellſchaft.

Endlich noch ein anderes Lebensverhältniß! Ein Gefallener hat ſeine Schuld nach dem Maaß des irdiſchen Rechts und Geſetzes gebüßt. Längere oder kürzere Friſt umſchloß ihn das Gefängniß, endlich iſt die beſtimmte Friſt verronnen, welche das Geſetz feſtſetzte, und die Pforte thut ſich ihm auf; er tritt wieder hinaus in die Luft der Freiheit. Wiſſet ihr nicht, daß er unfrei war, ſchon bevor ihn das Geſetz zum Gefangenen erklärte? In jener Stunde, als er von der ihm verliehenen Willensfreiheit, zwiſchen Gutem und Böſem, zwiſchen Wahrem und Unwahrem zu wählen, den unrechten Gebrauch machte und das Unwahre, das Unrechte ergriff, in jener Stunde ſchon wurde er unfrei; und wieder frei iſt er bereits früher geworden, bevor ihm das Geſetz die Thüre ſeines Gefängniſſes wieder aufſchloß, wenn er erkannte, daß er jener ſittlichen Freiheit ſich ſelbſt entäußert hatte, wenn er erkannte, daß er noch die Kraft in ſich beſitze, bei künftigen Verſuchungen das Rechte und Wahre zu ergreifen, wenn er ſeinen Fehler bereute, wenn er ſich entſchloß, ein neuer, ein beſſerer Menſch zu werden. Wenn er nun, ein geiſtig und ſittlich wiedergeborener Menſch, aus ſeiner Haft heraustritt, voll Entzücken, die langentbehrte Luft der Freiheit wieder in langen Zügen einzuathmen, ſein Auge zu laben an des Himmels reinem Blau und an dem freundlichen Licht der Sonne und an der Wieſen und Wälder grüner Pracht, wenn er ſich nun noch mehr als nach allem dem nach der Gemeinſchaft der Menſchen wieder ſehnt, nach dem Schlag eines theilnehmenden Herzens, nach einem Händedruck, wenn er im Spiegel des Auges ſeines Mitmenſchen ſein

eigenes Menſchenantlitz wieder finden will, — und wenn ſich nun das Aug' ſeines Mitmenſchen von ihm abwendet, wenn ſich die Hand, die er faſſen will, von ihm zurückzieht, ihn vielleicht ſogar zurückſtößt, wenn er nun kein Herz findet, welches den Schlag des ſeinigen erwiedern will? Wenn ſie alle, nach deren Gemeinſchaft er ſich ſo unausſprechlich geſehnt hat, ihm dieſe Gemeinſchaft verſagen? Wenn ſie ihn meiden, weil ſie eine Makel an ihm zu erblicken wähnen? Wenn ſie demjenigen, der durch Arbeit ſein Brod ehrlich erwerben möchte, keine geben? Und alles nicht etwa deßhalb, weil er gefehlt, ſondern weil er gebüßt hat? O, ein altes unſeliges Vorurtheil herrſcht in der bürgerlichen Geſellſchaft leider noch immer in Bezug auf den Begriff der Ehre. Oder iſt es kein Vorurtheil, wenn ich mich angeblich „ehrenhalber" nicht entſchließen mag, mit einem Menſchen umzugehen, welcher dem Geſetz Genüge geleiſtet hat und dem das Geſetz ſelbſt nun den Wiedereintritt in die bürgerliche Geſellſchaft geſtattet, ja anweist? Iſt es mir nicht bei weitem ehrenvoller, das Ehrgefühl des wiedergekehrten Bruders zu ehren nnd zu achten, es aufzurichten und zu pflegen, als mich von ihm zurückzuziehen, während ich mich vielleicht durch den Umgang eines Anderen „geehrt" fühle, von deſſen tiefer ſittlicher Verworfenheit ich überzeugt bin, den aber das Geſetz nicht erreicht, (denn es gibt Laſter und Verbrechen ebenſo furchtbar und ſcheußlich als Mord, die gleichwohl ungeſtraft bleiben)? Da ſchweigt alſo mein ſogenanntes Ehrgefühl? Ein ſolcher Umgang entehrt mich alſo nicht? Ich erniedrige mich alſo nicht, wenn ich mich noch gar tief vor ihm neige, weil er mir nützen oder ſchaden kann? Die wahre Ehre wird nicht geſchmälert durch meinen Umgang mit dem, deſſen Ehrgefühl ich wieder herſtellen helfe; nein, erhöht wird ſie nur vielmehr, wenn ich durch einen ſolchen Umgang auch den wiedergekehrten Bruder der Achtung meiner Mitmenſchen theilhaftig mache, welche ſie meinem eigenen perſönlichen Charakter ſchenken. Das Geſetz ſtraft ſtreng, jedoch gerecht; aber dieſe Liebloſigkeit des Menſchen, welche den, der dem Geſetz Genüge geleiſtet, als außer dem Geſetz ſtehend betrachtet, dieſe Liebloſigkeit iſt härter als jede Strafe, welche das Geſetz verhängt; ſie iſt ungerecht, ſie iſt grauſam. Die Wittwe in der Gleichnißrede Jeſu ſucht den verlorenen Groſchen; er iſt ihr Schatz, durch ſeinen Verluſt dünkt ſie ſich arm. Aber jeder Menſch hat einen Schatz, einen koſtbaren Schatz, den ihm Gott gegeben. Es iſt ſein Mitmenſch, ſein Bruder. Und einen ſol-

chen Schatz, wenn er mir verloren ſcheint, ſollte ich für immer verloren geben? Ich ſollte mich nicht mit allem Fleiße bemühen, ihn wiederzufinden? Ich ſollte mich nicht auch bücken, um ihn im Staube zu ſuchen? Ich ſollt' ihn, wenn ich ihn gefunden, nicht aufheben? nicht Gott danken, daß es mir gelang, eine ganze Zukunft gerettet zu haben? Wiſſen wir, in einem ſolchen Augenblicke, da wir, von Vorurtheil geblendet, dem wiedergekehrten, dem leiblich und geiſtig und ſittlich wieder freigewordenen Bruder Hand und Herz, Aufnahme und Achtung, Arbeit und Brod verſagen, wiſſen wir da wohl, was wir thun, welche furchtbare Verantwortung wir dadurch auf uns laden? Denken wir wohl daran, daß wir an ihm zu Räubern werden? Daß wir ihm ſein koſtbarſtes Gut, Hoffnung und Vertrauen, daß wir ihm die Möglichkeit entreißen, ſeinem gefaßten Vorſatz der Beſſerung treu zu bleiben, die Möglichkeit, ſich durch ſeiner Hände Fleiß oder ſeines Geiſtes Thätigkeit ein neues ſittliches Daſein, eine geſicherte bürgerliche Stellung zu begründen? Denken wir wohl daran, daß wir ihm, wenn er nach Liebe dürſtend zu uns tritt, und wenn wir uns verachtend von ihm abwenden, ihm den bittren Trank des Haſſes kredenzen, daß wir ihn zwingen, dieſen Trank bis zur Hefe zu trinken? — und wir wundern uns noch, wenn ſein ganzes Daſein vergällt iſt, wenn der, den die einzelnen Menſchen lieblos von ſich ſtießen, zum Feind des ganzen Geſchlechts wird? Haben wir Grund und Recht, ihn zu verdammen, wenn er dann aus Noth und Verzweiflung wieder auf den Weg des Irrthums und Fehlers, ja vielleicht des Laſters und Verbrechens geräth? Wir ſind es, die ihn auf dieſen Pfad, die ihn in den Kerker grauſam zurückgeſtoßen! —

Doch alſo ſei es nicht! Nein, du fühlſt, wenn du ihn ſiehſt: das iſt Fleiſch und Blut wie meines, da iſt ein Auge, wie meines, das Freudethränen vergießen, ein Herz, das lieben kann; da iſt ein Weſen, berechtigt wie ich und beſtimmt zu höherer Vollendung. Von der Seligkeit, welche ihn erfüllet, wenn ich ihn liebevoll aufnehme, wenn ich dem Menſchen Menſch bin, — und iſt das ſo ſchwer? — wird ein Tropfe auch in mein Herz überſtrömen, und dieſer Tropfe wird es läutern und dieſer Tropfe wird es ſtärken in jener Stunde, da es ſelber verſucht wird. Fahr hin, Thorheit der Welt, die die Menſchen ſcheidet, fahr hin, Vorurtheil, das uns um unſer beſtes Glück betrügt! Der, dem ich die Hand geboten, er tritt mir nach Jahren entgegen im Kreiſe frohen Schaffens und Wirkens, im Kreiſe

blühender Kinder und Enkel, die ihn achten und ehren, die ihm eine Erziehung und Auskommen verdanken.

Ein kleines Bruchstück nur aus dem großen Buch unseres Pflichtglaubens! Ein Tropfen Balsam auf Eine der vielen Wunden nur, an denen Menschen sonst verbluten! Amen!

Die

Bekehrung des Paulus.

Die Bekehrung des Paulus.

Brüder und Schwestern!

Der Glaube, daß der gekreuzigte Jesus der erschienene Meisias (der Christus) sei, welcher in seiner Sieges-Herrlichkeit wieder kommen werde, — dieser Glaube, von dem feuereifrigen Petrus am Tage der Pfingsten öffentlich vor allem Volke bekannt, hatte an dreitausend messiasgläubiger Juden zu einer Gemeinde vereinigt, welche Ein Herz und Eine Seele war. Sie vergrößerte sich rasch und bildete ihre aus dem Grundsatz der Brüderlichkeit hervorgegangenen Einrichtungen weiter aus. Die Verfassung des Essäerbundes war das Vorbild für dieselben. Die Apostel, unter welchen Petrus und Johannes, und mit welchen Jakobus, der Bruder Jesu, das höchste Ansehen bei der Gemeinde genossen, dienten derselben als Vorsteher und Lehrer, ohne jedoch eine priesterliche Würde für sich in Anspruch zu nehmen. Jedes Gemeindemitglied brachte seine Güter dem Ganzen zu für gemeinschaftliche Benutzung. Brüderliche Unterstützung der Armen war eine heilige Pflicht; darum bestimmten die Apostel die Gemeinde, daß sie für solchen Liebesdienst sieben Männer zu Almosenpflegern wählte, unter welchen sich ein vom Volke zu Jerusalem hochgeachteter Mann, Namens Stephanus, befand, der sich durch seinen Glaubenseifer besonders auszeichnete. In ihren Versammlungen pflegte die Gemeinde das religiöse Leben durch Gebet, Lehrvorträge, Psalmgesang und Abendmahlsfeier; im Uebrigen beobachtete sie fortwährend die Vorschriften des mosaischen Gesetzes. So stand denn die Urgemeinde zu Jerusalem noch auf dem Boden des Judenthums, und galt mit ihrem Glauben, daß der erwartete Messias in dem Gekreuzigten bereits erschienen sei und wiederkommen werde, eigentlich nur als eine besondere, reformatorische Sekte. Aber eben weil sie von den Pflegern des Alten als eine solche betrachtet wurde, lud sie sich, jemehr sie sich ausbreitete, um somehr den Haß aller derjenigen auf, deren Ansehen, Macht und Vortheil auf dem ungestörten Fortbestand des Alten beruhte. Wie schroff sich die

beiden bevorrechteten Partein der Phariſäer und der Sadduzäer auch ſonſt gegenüberſtanden, ſo verbanden ſie ſich doch, einſehend, daß es ihr beiderſeitiger Vortheil verlange, zur Verfolgung, zur Ausrottung der neuen Sekte. Phariſäer und Sadduzäer ſuchten zu dieſem Zwecke zuvörderſt der jungen Gemeinde ihre Wortführer, die Apoſtel, zu entziehen; ſie ließen dieſe gefangen nehmen und erwirkten ein Gebot der Obrigkeit, wodurch ihnen die Verkündigung der Botſchaft vom Meſſias unterſagt wurde. Allein dies Mittel erwies ſich bald als unzureichend, da das Volk ſich immermehr der verfolgten Lehre zuneigte und die öffentliche Meinung ſie in Schutz nahm. Da griffen denn die Phariſäer und Sadduzäer zu einem andern Mittel, von welchem ſie ſich einen gewiſſeren Erfolg verſprachen. Sie bemühten ſich, eben die öffentliche Meinung irrezuführen, und ſie bedienten ſich hierzu falſcher Zeugen, welche die beim Volke angeſehenſten Mitglieder der jungen Gemeinde der Gotteslästerung bezüchtigten. Es gelang ihnen wirklich, das Volk zu bethören und es ſo aufzuregen, daß es in blinder Glaubenswuth jenen begeiſterten Almoſenpfleger Stephanus ſteinigte. Dieſe Blutthat, das Werk des Prieſterhaſſes, war der Anfang einer großen Verfolgung wider die ganze Gemeinde; die Mitglieder derſelben wurden theils in's Gefängniß geworfen, theils entflohen ſie und zerſtreuten ſich in Judäa, Samaria und anliegenden Ländern. Allein die Prieſterſchaft hatte ihren Zweck hierdurch keineswegs erreicht; denn gerade durch die Zerſtreuung der Mitglieder der erſten Gemeinde wurde die Saat des Chriſtusglaubens weiter verpflanzt.

Bei der Steinigung des Stephanus hatten die Zeugen ihre Kleider zu den Füßen eines Jünglings, Namens Saul, abgelegt. Dieſer Saul war der Sohn eines Phariſäers in Tarſus, der Hauptſtadt der kleinaſiatiſchen Landſchaft Cilicien; — er hatte in Jeruſalem den Unterricht des ſchriftgelehrten Gamaliel genoſſen und war einer der glühendſten Eiferer für die beſtehende Prieſter- und Staatsreligion, einer der erbittertſten Gegner der jungen Gemeinde. Er hatte, wie wir in der Apoſtelgeſchichte leſen, Wohlgefallen an dem Tode des Stephanus, und betheiligte ſich aufs Lebhafteſte bei der Verfolgung der Gemeinde. Nicht genug, daß er in die Häuſer der Chriſtusbekenner drang, die Männer und Frauen hervorzog und dem Gefängniß überantwortete, — erbat er ſich von dem Hohenprieſter auch Briefe an die jüdiſchen Schulen in der ſyriſchen Stadt Damaskus,

damit man ihm die dortigen Chriſtusbekenner überantworte, welche er dann in Feſſeln nach Jeruſalem bringen wollte. — Und ſiehe: als Saul in Damaskus ankommt, — läßt er ſich taufen auf den Namen deſſelben Chriſtus, den er bisher ſo glühend gehaßt; und in denſelben Schulen, an welche er ſich die Haftbefehle wider die Chriſtusbekenner erwirkte, verkündigt er, daß Chriſtus Gottes Sohn ſei! Er heißt nun nicht mehr Saul, ſondern Paulus, und ſein ganzes Leben iſt von jetzt an nur eine einzige große That, nur ein einziger großer Kampf, nur ein einziger großer Sieg für die Ausbreitung des Chriſtusglaubens. Was hatte den Phariſäer Saul ſo urplötzlich in einen Chriſtusbekenner umgewandelt? Die Apoſtelgeſchichte erzählt uns: Ein himmliſches Licht habe Saul auf dem Wege nach Damaskus umleuchtet, und Chriſtus ſelbſt habe zu ihm geſprochen: „Saul, was verfolgſt Du mich? Es wird Dir ſchwer werden, wider den Stachel zu lecken.“ Da habe Saul zitternd und zagend ihn gefragt, was er thun ſolle, und hierauf die Antwort erhalten: „er ſolle nach Damaskus gehen, dort würde man ihm ſagen, was er zu thun habe;“ — keiner ſeiner Gefährten habe Jemand erblickt, Saul ſelbſt aber ſei drei Tage lang nicht ſehend geweſen und habe nicht gegeſſen und getrunken; als aber in Damaskus ein Jünger, Namens Ananias, zu ihm gekommen ſei und ihm die Hände aufgelegt habe, da ſei es wie Schuppen ihm von den Augen gefallen und er ſei wieder ſehend geworden; hierauf habe er ſich taufen laſſen und Chriſtum gepredigt.

Wunderbar klingt dieſe Erzählung der Apoſtelgeſchichte, und in der That: nur als ein Wunder, durch unmittelbare höhere Einwirkung vollbracht, konnte dem wundergläubigen Geſchlecht jener Tage die plötzliche Umwandlung des eifrigſten Chriſtushaſſers in den begeiſtertſten Chriſtusbekenner erſcheinen. Blicken wir aber in die Seele Sauls und der Umſchwung wird uns klar und begreiflich.

Es war eine große, gewaltige Seele, die dieſes Phariſäerſohnes und Phariſäerzöglings Saul! Weit hinaus über den engen Geſichtskreis ſeines Volkes blickte ſein hoher Geiſt, der die Fülle der damaligen Prieſterweisheit in ſich aufgenommen hatte und gleichwohl in ihr keine genügende Auskunft über die höchſten Fragen fand, welche das menſchliche Gemüth beſchäftigen. Mächtig hatte ihn der Sehnſuchtsdrang erfaßt und getrieben, die Löſung des Räthſels zu finden, wie die Sünde aufgehoben werden, wie der Menſch aus dem Zuſtande der Gottentfremdung zur Gottvereinigung

und dadurch zur Wiederlangung der verlornen Würde, deren Urbild er ahnungsvoll ſchaute, zur Beſeligung kommen könne. Sowohl das alte Geſetz ſeines Volkes, als auch die Phariſäerlehre boten Sauls tiefſinnigem Geiſte keine genügenden Aufſchlüſſe darüber; der ganze Opferdienſt, welchen das erſtere forderte, erſchien ihm als bloß äußerlich, und die Phariſäerlehre von dem „Ueberſchuß der Verdienſte," welchen die Gerechten ſich erworben und welcher den Uebrigen, den Mindergerechten um den Preis ſogenannter „guter Werke" zu Theil werde, konnte einen Forſchergeiſt von ſolchem Ernſt und Gehalt, wie der ſeinige, gleichfalls nicht befriedigen. Fort und fort rang er in ſich den heißen Kampf nach dem einen Zielpunkte hin, welchen alle ſeine Gedanken raſtlos umkreiſten: „Eine Erlöſung muß (ſo ſprach eine Stimme in ihm) der in Selbſtſucht und Sünde verlorenen Menſchheit kommen, — verſöhnt muß der uralte Gegenſatz werden, der ſie zerklüftet. Aber von außen, durch äußerliche Mittel kann Beides nicht erreicht werden. Wie vollbringt ſich tiefinnerlichſt die Erlöſung, die Verſöhnung, die Gottvereinigung?" Da vernahm er von Jeſus, der als Meſſias aufgetreten, aber — gekreuzigt worden. Er hatte ihn nie perſönlich gekannt; von ſeiner Lehre, ſeinem Wandel waren ihm nur durch eben Diejenigen, die ihn an's Kreuz gebracht, unlautre, entſtellte Kunden zugekommen. Als Phariſäer theilte er die Meſſiashoffnung ſeiner Standesgenoſſen, welche dieſe am Eifrigſten unterhielten; von ihrem Standpunkte aus konnte er einen Mann, der den Tod eines Verbrechers erlitten hatte, nicht für den wahren Meſſias, er mußte ihn für einen Schwärmer oder Betrüger halten und als ſolchen ihn haſſen, weil ja durch ſeinen unglücklichen Ausgang die ganze Meſſiashoffnung erſchüttert ward. Die Schüler Jeſu zu Jeruſalem ſtanden an geiſtiger Bildung unter Saul; und wenn er nun auf die Gemeinde blickte, welche ſich um jene gebildet hatte, ſo gewahrte er, wie ſie einestheils feſthielt an dem Glauben und an dem ganzen Opfer- und Ceremoniendienſt des urväterlichen Geſetzes, und wie ſie anderstheils wieder demſelben doch als ein eng in ſich abgeſchloſſener Bund mit einem neuen eigenthümlichen Hoffnungsglauben gegenüber trat; — ſie konnte ihm keinen klaren Begriff von dem geben, was Jeſu großer Plan geweſen. Auf Saul, der in aller Fülle ſeines Weſens nach Klarheit und Ganzheit rang, mußte dieſe Gemeinde, welche ihm als in Unklarheit und Halbheit befangen erſchien, nur einen abſtoßenden Eindruck hervorbringen.

Dagegen hatte hinwieder der freudige Todesmuth, welcher den gesteinigten Stephanus erfüllte, der da sterbend den Himmel offen und des Menschen Sohn zur Rechten Gottes gesehen, Sauls Seele gewaltig erschüttert und sich tief in dieselbe eingeprägt. Die Erinnerung an die letzten Worte jenes begeisterten Glaubenszeugen: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf; Herr Gott, behalte ihnen diese Sünde nicht," sie mußte, in dem Geiste dessen, der an Stephanus Tode Wohlgefallen gehabt, wie ein Anker haften. „War es ein eitles Wahngebild, wofür man so freudig stirbt?" so mußte der ernste Tiefdenker sich fragen, und sein eignes Herz mußte ihm antworten: „Nein; nur für die innerste Ueberzeugung gibt der Mann, der des Lebens Werth als die Möglichkeit des Wirkens begriffen hat, das Leben hin!" Und jene Worte des Sterbenden, in denen sich die ganze Kraft seiner Ueberzeugung und zugleich eine sittliche Größe kundgab, wie sie Saul bei keinem der herrschenden Priester gefunden! Diese Liebe, die zu Gott für die Mörder betet! Selbst hatte Paulus dieß letzte Gebet gehört, und nun mußte er auch für wahr halten, was er früherhin vielleicht nicht geglaubt, daß auch Jesus am Kreuze für seine Feinde gebetet! Dieß Todeszeugniß des Schülers war ein unwiderlegliches Zeugniß für den Meister! Wen ein solcher Schüler als Meister bekannte, der konnte kein bloßer Schwärmer, noch viel weniger ein Betrüger, — der mußte ein außerordentlicher Genius sein, welcher unterging, weil seine Zeit ihn noch nicht begriff. Je mehr Saul früher Jesum gehaßt, um so mehr war er jetzt von ihm angezogen. Jesu Bild lebte in ihm, er suchte es zu ergründen, Sauls Seele war ganz davon erfüllet und ruhte nicht, bis es in voller Klarheit ihr aufgegangen war. An jenem letzten Gebet des gesteinigten Stephanus, an jenem letzten Gebet des gekreuzigten Jesus entzündete sich der Lichtstoff; — ja, solche Liebe — das ward ihm im heiligsten Augenblick des Daseins endlich klar, — solche Liebe, die sich für alle Brüder, für Tausende von Ungekannten in den Tod hingibt und den Mördern verzeih't, solche Liebe ist aus Gott; solche Liebe ist wahrhaft Erlösung. Und da war's dem gewaltigen Denker, wie er dies Geheimniß erkannt, als wäre all sein Geistesleben und Streben bisher nur Nacht gewesen; da war's ihm, als quölle ihm in diese Nacht plötzlich eine solche Fülle von göttlichem Licht, daß er, davon geblendet, zu Boden sank. Er bekannte sich in Demuth überwunden mit all

seinem eignen stolzen Forschensdrang; aber bald raffte er sich empor, der Ueberwundene, um wieder durch eigenes, durch neues Ringen den Preis desselben göttlichen Sieges zu gewinnen. Er sank dem Gewaltigen zu Füßen, der ihn besiegt, und richtete sich an ihm auf, um dessen Sieg weiter zu tragen und zu vollenden. Er war ja Eins nunmehr mit ihm geworden, gekreuzigt längst in bangen Zweifels Qualen, erstorben im alten Leben, nun auferstanden in neuem geistigem der Erkenntniß eines neuen Weltzeitalters der Erlösung. Das war der Umschwung, der sich in Sauls Seele auf dem Wege gen Damaskus vollbrachte. So können wir uns ächtmenschlich, ohne Wunder, erklären, wie er aus einem Christushasser zum Christusbekenner ward.

Auf dem Wege nach Damaskus ward es Saul oder Paulus völlig klar, daß das messianische Heil von Jesu, als ein rein geistiges, nicht für ein einzelnes Volk, sondern für alle Menschen bestimmtes, daß das von ihm verkündigte messianische Reich nicht als weltliches, sondern als ein die ganze Menschheit als Bruderbund umfassendes Gottesreich aufgefaßt worden sei. Es ward ihm klar, daß die Versöhnung des Menschen mit Gott nicht durch Vermittlung eines Priesterthums, nicht durch Opfer und äußerliche Bräuche und Werke, wie das mosaische Gesetz sie vorschrieb, errungen, sondern nur durch das lebendige Band des Glaubens an den Geist vollbracht werden könne. Und dieser heilige Geist, der die neue Weltgemeinde, gleichsam als einen Leib beseelen sollte, er erschien ihm als Christusgeist offenbart. In diesem ist (so sprach er) kein Jude, noch Grieche, kein Knecht, noch Freier, kein Mann, noch Weib, sondern allzumal nur die Einheit und Gleichheit der freien Kinder Gottes. So erschien ihm denn zwar die uralte Hoffnung erfüllt; aber aus der Erfüllung rankte sich eine neue Hoffnung in alle künftigen Zeiten hinüber, ausgehend von dem Einen, in welchem er die lebendige Vermittlung als ein für allemal vollbracht erblickte. Und dieser Eine war ihm der Gekreuzigte. Im kühnsten Fluge des Welterlösungsgedankens schaute er schon die Siegesfeier, wann Christus, der Erstling aller Söhne, das Reich, das er errungen, dem Vater überantworten würde. „Wenn (so sprach Paulus in glühender Christusbegeisterung weissagend) Alles ihm unterthan sein wird, dem Christus, dem Sohn, dann wird auch der Sohn selbst unterthan werden dem, der ihm Alles untergethan

hat, auf daß Gott endlich Alles in Allem sei!“ Das ist die größte aller Weissagungen, welche jemals auf Erden verkündigt worden sind; das sind weltgeschichtliche Worte, wie nie ihres Gleichen gesprochen wurden.

Wie nun Paulus in Christus den Weltheiland erkannte, fühlte er zugleich in sich den Beruf, und faßte er den Entschluß, dessen Weltapostel zu werden. Mit unbeugsamer Willenskraft, mit unerschütterlicher Ausdauer wirkte er fortan im Dienste des großen Gedankens, der ihn erfüllte. Im Gegensatz zu der Ansicht der Apostel, daß das Christenthum bloß eine reformatorische Vollendung des Judenthums sei, daß mithin der Eintritt in die christliche Gemeinschaft für Heiden davon abhängig sei, daß sie zuerst durch die Beschneidung zum mosaischen Gesetz übertreten und dessen Ceremonialvorschriften nachher erfüllen müßten, gründete Paulus, rastlos umherwandernd, unter zahllosen Mühsalen und heftigen Angriffen von Seiten der Judenchristen, (d. h. der Christusbekenner, welche aus dem Judenthum herübergekommen waren), in den bedeutendsten Ländern der Heidenwelt christliche Gemeinden; und diese sollten (so wollte Er, der Christum in der ganzen Fülle seines Menschheitsplanes begriffen hatte), diese sollten nicht durch äußerliche Ceremonien und sogenannte gute, d. h. verdienstliche Werke, wie das mosaische Gesetz, wie die pharisäische Priesterlehre sie vorschrieb, sondern durch den Geist, den ächten, ewig lebendig bleibenden und lebendig machenden Christusgeist, als den wahrhaftig heiligen Gottesgeist verbunden und zusammengehalten werden. So riß Paulus, vielverkannt, selbst von den Aposteln, das Christenthum, als eine selbstständige, neue, weltgeschichtliche Geistesschöpfung vom mütterlichen Boden des Judenthums los. Das Heil für Alle, das war sein Losungswort; die Freiheit des Prüfens für Alle, also die Wissens-, die Denk-, die Glaubensfreiheit für Alle, — das war die Macht, wodurch er dem Christenthum Bahn brach, daß es sich über die engen Gränzen des Judenthums hinaus für die Geschlechter künftiger Jahrtausende zur Weltreligion erweitern konnte.

Bewundernd blicken wir zu deiner Geistesgröße hinan, o Paulus! Die Erkenntniß deines Wollens erfüllt uns, die wir nach demselben Ziele streben, welches du in der Zeiten Ferne leuchten sahst, bei allen Mühsalen, die wir zu dulden haben, mit frischer Kraft und unzerstörbarer Zuversicht. Dein Aufruf: „Prüfet Alles!“ deine

Mahnung: „Dämpfet den Geist nicht!“ deine Worte: „es bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, aber die Liebe ist die größte unter ihnen,“ — deine Verheißung, „daß der Tag kommen werde, wann der Sohn selbst dem unterthan sei, der ihm Alles untergethan hat, auf daß Gott Alles in Allem sei“ — sie sind uns, als wir uns noch im Kreise des alten Kirchenthumes befanden, tief in die Seele gedrungen; sie haben unsre Sehnsucht entzündet, der Freiheit theilhaft zu werden, womit Christus befreit; sie sind uns wahrhaft zu Worten des Lebens, eines neuen, höheren Lebens geworden!

„Prüfet Alles und das Beste behaltet“; so hattest du gerufen; und in jenem Kreise ward uns die Prüfung verwehrt. — „Dämpfet den Geist nicht!“ So hattest du gemahnt, und wir sollten ihn dämpfen; das ward uns in jenem Kreise als Pflicht gelehrt. „Es bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, die Liebe aber ist die größte unter ihnen.“ So hattest du gesprochen; aber die Hoffnung auf eine Seligkeit im Jenseits sollten wir nur um den Preis des Glaubens erkaufen, und der Glaube sollte nicht der an den Geist, sondern der an die unfehlbaren Satzungen der Kirche sein; und diese Satzungen schlossen von Gottes und von unserer Liebe alle Diejenigen aus, welche nicht an sie glaubten! Aber mächtiger als der Einfluß der Erziehung und als die lange Gewohnheit war der Gottesdrang in uns, Alles zu prüfen, den Geist nicht zu dämpfen, mächtiger war der Liebe heiliger, unaustilgbarer Trieb in uns. Wie du, so kämpften wir den ernsten Kampf in unserm Inneren, um den Zwiespalt zu überwinden, der es zerklüftete und nicht zum Frieden kommen ließ. Wir prüften Alles, was an priesterlichen Satzungen rings um uns aufgeschichtet lag; wir prüften die Schrift und die mündliche Ueberlieferung, die Worte Christi und die Glaubensbekenntnisse längst entschwundener Jahrhunderte, — und siehe: wir fanden das Beste, das Wahre, das Aechte, und wir warfen das Vergängliche und Vergangene hin für das Bleibende, und behielten dieß, — warfen das Trennende hin für das Verbindende, und behielten dieß, — warfen den todten Buchstaben hin für den lebendigen Geist Christi, und behielten ihn. „Den Geist dämpfet nicht!“ hattest du gerufen, o Paulus! Als der Funke der Denkfreiheit sich in uns entzündete, als das Licht der Wahrheit immer heller in uns aufleuchtete, da loderte auch der

Liebe heil'ge Flamme immer gewaltiger empor. Ob auch die ſtarren Hüllen der Satzungen, ob auch die bunten Traumbilder der alten Weltanſchauung uns verſchwanden, — Glaube und Hoffnung ſelbſt waren uns geblieben; und zwar ein innigerer Glaube, eine ſtärkere Hoffnung, als wir ſie je beſeſſen; aber die Liebe war die größte unter ihnen! Unſer Glaube war nun der an die Allmacht, an die Ewigkeit, an die Heiligkeit des Geiſtes; der unerſchütterliche Glaube, daß ſich dieſer offenbare in der Menſchheit, daß das Streben nach Wahrheit und Vollkommenheit, das Ringen um den Sieg der Liebe über die Selbſtſucht uns in ihm heilige. Unſer Glaube war der Glaube an die Liebe, und unſere Hoffnung war die, daß die Liebe das Werk, an dem ſie von Ewigkeit ſchafft und wirkt, das Werk der Allbeſeligung immer ſchöner vollende! Ja, wie es dir, du hehrer Weltapoſtel, gleich Schuppen von den Augen fiel, ſo waren auch wir plötzlich ſehend geworden; und mit höherer Bewunderung, mit innigerer Liebe, als wir ſie je empfunden, blickten wir nun erſt auf Chriſtum, da er nicht mehr in unnahbarer Ferne, nicht mehr durch die Flammenhülle der Gottesmajeſtät von uns getrennt ſtand, da er als Sohn des Vaters ganze Liebe aus ſeinem Herzen in die unſern goß, da er als Menſch das Evangelium, die frohe Botſchaft von dem Reiche der Menſchlichkeit, uns verkündigte. Dies Evangelium, wie rein und ſchön, wie licht und klar, wie weihevoll und lebenſchaffend ging es uns nun auf, ein Frühlingsmorgen der Zukunft! Chriſti Leben, nun war es erſt in unſer Leben übergegangen; nun hatte unſres ſich in ihm erneuert und wiedergeboren! Sein Tod — nun begriffen wir ihn erſt recht in der vollen, fortwährend neues Leben erweckenden Bedeutung. Sein Werk, nun war es nicht, wie wir früher gewähnt, abgeſchloſſen und abgethan; nein, immer neue Keime ſahen wir es treiben und immer neue Blüten ſich daraus entfalten, ob auch das erſte Laub gefallen, ob auch die erſten Blüten zerſtiebt, die erſten Früchte gepflückt und genoſſen ſind. Indem wir Chriſti Lehre in voller Klarheit erkannten, die fernere Entwicklung ſeines Welterlöſungsplanes für werdende, zur Mitwirkung daran berufene Geſchlechter offen liegen ſahen, wurden wir auch gegen das alte Kirchenthum gerecht, in welchem wir ſeinen Plan von frommen Gemüthern der Vergangenheit zwar ahnungsvoll erſtrebt, aber nicht völlig erfaßt, nicht vollendet ſahen. Wir würdigten nun erſt des alten Kirchen-

thums geſchichtlichen Beruf für die Bildung des Menſchengeſchlechts, das viele Große und Schöne, was es, als eine Entwicklungsform des Chriſtenthums, der Vorzeit dargeboten. Das iſt der rechte Segen der Geiſtesklarheit, der uns geworden, daß ſie uns ſtark gemacht, über den Schmerzen, welche uns die Macht bereitet, von der wir uns losriſſen, weil wir ihr keine Berechtigung mehr über unſere Geiſter, unſere Gewiſſen, unſere Handlung zuerkennen, — den Segen nicht zu vergeſſen, den ſie einſt gebracht, und wenn jede Reformation nothwendig ein Kampf, nämlich der des Neuen gegen das Alte, der des Geiſtesfortſchrittes gegen Stillſtand und Erſtarrung iſt, — ſo können wir mit freudigem Stolz bekennen: nie war ein ſolcher Geiſteskampf ſo rein, ſo würdig, ſo menſchlich als der, welchen die jüngſte Reformation begonnen hat. Nie hat aber auch ein ſolcher Geiſteskampf ein ſolches Ziel gehabt, wie der unſerige. Ueber die ganze Weltanſchauung ſo vieler Jahrhunderte kühn hinwegſchreitend, kein neues, bloß etwa verbeſſertes Prieſter- und Kirchenthum an die Stelle des alten ſetzend, ſondern die Vollendung des gottbewußten Menſchenthums erſtrebend, knüpfen wir unſere That unmittelbar an die That Chriſti und ſeines Weltapoſtels, und dieſe That iſt: alle Getrennten zu ſammeln, alle Feinde zu verſöhnen, aus allen engen, in ſich und gegen einander abgeſchloſſenen Kreiſen der verſchiedenen Satzungsglaubenſchaften die zur Geiſtesfreiheit Erlöſten in das Eine unermeßliche Gottesreich einzuführen. Dieſe Allſammlung, Allverſöhnung, Allbürgerſchaft der Söhne Eines Vaters, die nie wieder zerſplittert werden kann, die ſich von einem Geſchlecht zum andern immer großartiger erweitern muß, das iſt die Vollendung des Chriſtenthums zur Weltreligion der Menſchlichkeit, die Vollendung des Erlöſungsplanes Chriſti, deſſen Verwirklichung Paulus begonnen hat, und welche durch einen neuen Buchſtabenglauben, durch ein neues Prieſterthum nahe an 18 Jahrhunderte hindurch unterbrochen worden war.

Achtzehn Jahrhunderte lang hatte ſich die kühnſte, gewaltigſte, innigſte Arbeit der edelſten Geiſter in der Chriſtenheit um die Eine Aufgabe bewegt, die Einigung der Welt in der Anbetung deſſen zu vollenden, in welchem die Fülle des Vaters, die Fülle der ewigen Liebe als vollendete Menſchlichkeit ſich offenbart hat. Achtzehn Jahrhunderte lang rang die Chriſtenheit in glühender Begeiſterung darnach, dem Sohne die Welt zu unterwerfen, und ein Volk des

Erdballs nach dem andern ihm unterthan zu machen. Dem Reich des Sohnes wollten jene Kreuzfahrer mit dem Schwert, jene milderen Heidenboten mit dem Märtyrertode Bahn brechen. Es war die Innigkeit der Hingebung an den Menschen, in dem der Mensch die Gottheit erblickte; der Mensch ahnte nicht, daß ihn, in dem er den Sohn als Gott verehrte, der tiefgeheime Trieb des eignen Menschenthums bewegte. Ueber dem Sohn, dem Gottmenschen, trat die Gottheit selbst, der heilige Geist, in den Hintergrund. Siehe: die achtzehnhundertjährige Geistesarbeit der Christenheit ist mit dem neunzehnten Jahrhundert abgeschlossen; das Reich des Sohnes ist in der Erkenntniß vollendet, und er kann es nun dem Vater übergeben. Alles, was die Christenheit für den Sohn gethan, es wird nun des Vaters, denn ihn hat sie, unbewußt, mit tausendfältigen Kräften, mit unerschöpflichem Liebesdrang, im Sohn zu ergründen und sich eigen zu machen gestrebt. Das Weltzeitalter, welches Paulus geahnt, von dem er weissagend jene Jahrhunderte lang unbegriffnen Worte gesprochen, es beginnt, — beginnt mit der weltgeschichtlichen That der Reformation des neunzehnten Jahrhunderts. Der Sohn tritt in der Menschheit Kreis als Mensch und führt den Vater in die Menschheit ein, das Reich anzutreten, das er ihm errungen hat. Jetzt sprechen wir erst mit dem vollsten Bewußtsein: Dieser Christus ist Gottes Sohn! Er hat das größte Werk vollbracht; er hat die Menschheit ganz mit Gott durchdrungen, — er hat sie dieser Gottdurchdrungenschaft, er hat sie ihrer hehren Gotteswürde, sie ihrer Ewigkeit — bewußt gemacht.

Nun erscheinet ihr Gott nicht mehr bloß hier oder da, nicht mehr bloß in dieser oder jener Kirche; wir wissen ihn in allen Menschen, allen Kirchen, allen Völkern, allen Welten, als Alles in Allem lebend und webend, und jedes Menschen-, jedes Völkerherz, jede Welt und Zeit mit allen andern verbindend.

Ja, das Reich des Vaters beginnt; aber das Reich des Sohnes erfüllet und verklärt sich in ihm erst recht; es ist das Reich des Geistes, ist der Liebe Reich. Es ist das Reich, in welchem Namen nicht mehr den Menschen vom Menschen trennen, in welchem der Streit der Meinungen über den Sohn nicht mehr die Losung zu Brudermorden gibt, sondern der Christusgeist in allen lebendig wirkt, die den Christusnamen selbst nicht mehr als

Vorrecht tragen, in welchem wechselseitige Achtung des für Alle gleichen und Jedem angebornen Menschenrechts das höchste Gesetz, und Allversöhnung, Allduldung, Alliebe dieses Gesetzes Erfüllung ist.

Dieß Reich aber herzustellen und zu erweitern, das ist unser ernstes Streben und Ringen; und gelingt es uns, auch nur eine Menschenseele mehr, die dieses Reiches Seligkeit noch nicht ahnt, ihrer theilhaftig zu machen, — gelingt es uns, auch nur einen Bürger mehr in dieses Reich der Liebe einzuführen, — o dann haben wir unseren Lohn vollauf dahin, und wenn wir auch der Verkennung und der Verdächtigung, der Verfolgung und all ihrer Schmerzen und Mühsale noch mehr zu erdulden hätten, als wir schon erduldet haben; — all unser Leid wird reichlich aufgewogen von dem großen Gefühl, daß auch die gering geachteten Kräfte dazu dienen, das Weltverständniß anzubahnen und durch sie die Weltversöhnung, das Werk des Menschensohnes, zu vollenden und seine Lehre zur Weltreligion zu machen. Wer du auch seist, der du unserm Bunde angehörst und unser religiöses Ziel begriffen hast, magst du der Aermste aller Brüder sein, — Gottes Hand hat dich geweiht, daß du sein Werk vollbringen hilfst; auch dein Leben hat heilige Geltung und bringt reiche hundertfältige Frucht; — und ob ein kommendes Geschlecht deinen schlichten Namen nicht kennt, du bist doch größer als ein Welteroberer, denn du halfst dem großen Menschheitsbrüderbund, in deiner Kinder, deiner Werkstatt engem Kreise wirkend, du halfst der Weltreligion des Geistes durch jedes Wort der Wahrheit und der Menschlichkeit, das du verstandst und weitertrugst, den Sieg erringen.

Ich habe der Mühsale erwähnt, die über unsere Gemeinden gekommen sind; verhehlen wir's uns nicht: die Leiden können wie Gewitter noch furchtbarer über uns hereinbrechen! — Aber getrost! Es muß so kommen. Wir haben von der Erziehung der Vergangenheit die Schwäche und den Kleinmuth geerbt; sollen wir der Zukunft des Menschengeschlechts Bahn brechen, so müssen wir uns in der Feuerprobe läutern und härten, und deßwegen laßt uns alle Leiden der Gegenwart, und alle Leiden, die wir zu bestehen haben mögen, freudig begrüßen! Mag mancher Saul noch wider uns eifern und Wohlgefallen haben an dem Untergang derjenigen, die das Leben hingeben, damit das vollendete Christenthum

zur Weltreligion des Geiſtes und der Menſchlichkeit, zum erdumfaſſenden Reiche werde, in welchem Gott Alles in Allem ſein wird, — laßt uns ihm verzeihn! Erblicket in jedem Saul, der uns jetzt noch verfolgt, — einen künftigen Paulus! Auch ihm wird es einſt, wie Schuppen von den Augen fallen; auch ihm wird der Weltgeiſt ſich als ewige Liebe offenbaren; auch er wird aus einem Verfolger des Chriſtus, den wir bezeugen, zu ſeinem Bekenner, ſeinem Apoſtel werden.

Amen! So möge es kommen!

Inhalt.

	S.
Der Abfall vom Glauben	1
Gedächtnißfeier für Johann Huß	17
Der Ruf des Menschensohnes	33
Ohrenbeichte und Ablaß	45
Das Erntefest	73
Der Glaube an Engel	89
Ewige Verdammniß und Alleinbeseligung	103
Reformationspredigt an Gustav Adolfs Todestage	119
Das Todtenfest	133
Die Predigt des Winters	149
Die Erbsünde	159
Der Tag Christi	175
Der Glaube an den heiligen Geist	193
Die Blindenheilung	209
Die Taufe	223
Unser Kampf	237
Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!	247
Eine unserer Bruderpflichten	257
Die Bekehrung des Paulus	269